GOETHE-JAHRBUCH 2009

Band 126

Wallstein

Goethe-Jahrbuch 2009
Band 126

GOETHE-JAHRBUCH

Im Auftrag
des Vorstands der Goethe-Gesellschaft
herausgegeben
von
Werner Frick, Jochen Golz, Albert Meier
und Edith Zehm

EINHUNDERTSECHSUNDZWANZIGSTER BAND
DER GESAMTFOLGE

2009

WALLSTEIN VERLAG

Redaktion: Dr. Petra Oberhauser

Mit 7 Abbildungen

Gedruckt mit Unterstützung des Thüringer Ministeriums
für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© Wallstein Verlag, Göttingen
www. wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Sabon
Umschlag: Willy Löffelhardt
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN (print) 978-3-8353-0762-9
ISBN (eBook, pdf) 978-3-8353-2199-1

ISSN: 0323-4207

Inhalt

13 *Vorwort*

15 *Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 81. Hauptversammlung*
Dr. habil. Jochen Golz

21 *Grußwort des Kultusministers des Freistaates Thüringen*
Bernward Müller

23 *Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar*
Stefan Wolf

25 *Grußwort einer Stipendiatin aus Georgien*
Mariam Mtchedlidze

27 *Vorträge während der 81. Hauptversammlung*

27 Yoshito Takahashi
›Weltliteratur‹ bei Wieland und Goethe

40 Dieter Borchmeyer
Iphigenien. Goethe und die Tradition eines Mythos

52 Hans-Jürgen Schings
Kein Revolutionsfreund. Die Französische Revolution im Blickfeld Goethes

65 Gerhard Müller
Weimar – Goethes politisches Projekt

79 Jane K. Brown
Faust als Revolutionär: Goethe zwischen Rousseau und Hannah Arendt

90 Andrea Albrecht
Vom »wahren, weltbürgerlichen Sinne«. Goethe und die Kosmopolitismusdebatte seiner Zeit

103 Barbara Beßlich
»am Klavier wie hinter den Kanonen«. Goethe und Napoleon und was das 19. Jahrhundert daraus machte

115 Anil Bhatti
Der Orient als Experimentierfeld. Goethes »Divan« und der Aneignungsprozess kolonialen Wissens

129 Irmgard Egger
»unermeßliche Räume«. Weltbürgertum versus Auswandererutopie in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«

138 Manfred Koch
›Weltliteratur‹ in Goethes Altersroman »Wilhelm Meisters Wanderjahre«

149 Dennis F. Mahoney
»Ubi bene, ibi patria« oder: Amerika, hast du es besser?

161 Terence James Reed
Goethe – der Weltbürger als Weltleser. Lektüre als Akzeptanz des Fremden

174 *Abhandlungen*

174 Thomas Gärtner
Das Motiv der Hoffnung in Goethes Achilleisfragment

182 Gerhard Kaiser (Freiburg i. Br.)
Kann Klassik widerrufen werden? Gerhart Hauptmanns Iphigenie in Hitlers Weltkrieg

194 Gerhard Kaiser (Göttingen)
Entschleunigung im Zeichen Goethes – ›Dichtungs-‹ und ›Lebenswissenschaft‹ in Günther Müllers »Morphologischer Poetik«

211 *Dokumentationen und Miszellen*

211 Günter Arnold
Ein unbekannter Brief Johann Gottfried Herders an Goethe

215 Sabine Schäfer
»Reinhardt, Schriftsteller«. Eine biobibliographische Recherche

224 Dieter Richter
Goethe auf der Via Appia. Vorschlag zur Emendation einer Textstelle in der »Italienischen Reise«

226 Edith Zehm, Katharina Krügel, Sebastian Mangold
Goethes »Numismatischer Talisman«. Zur wiederaufgefundenen Mionnet'schen Abdrucksammlung in Weimar

245 Gunhild Berg
Neue Blicke auf Goethes »gewünschte Farbenbilder«. Ein bislang unedierter Brief von Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius vom 28. August 1822

260 Dieter Borchmeyer, Peter Gülke
»Die Leiden des alten Werther«. Martin Walsers Goethe-Roman »Ein liebender Mann«. Ein Dialog zwischen Dieter Borchmeyer und Peter Gülke

270 *Rezensionen*

270 *Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers u. Elke Richter. Bd. 1: 23. Mai 1764–30. Dezember 1772. Hrsg. von Elke Richter u. Georg Kurscheidt. Bd. 2: Anfang 1773 – Ende Oktober 1775. Hrsg. von Georg Kurscheidt u. Elke Richter*
Besprochen von Klaus-Detlef Müller

274 *Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler, Sebastian Mangold u. Edith Zehm. Bd. IV, 1: 1809-1812. Text. Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold u. Ariane Ludwig. Bd. IV, 2: 1809-1812. Kommentar. Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold u. Ariane Ludwig*
Besprochen von Norbert Oellers

277 *Johann Wolfgang von Goethe: »Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt …«. Goethe und die Gründung der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung« im Spiegel des Briefwechsels mit Heinrich Carl Abraham Eichstädt. Hrsg. von Ulrike Bayer*
Besprochen von Katja Deinhardt

278 *Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten (EGW). Begründet von Momme Mommsen. Fortgeführt u. hrsg. von Katharina Mommsen. Redaktion Peter Ludwig u. Uwe Hentschel. Bd. IV: Entstehen – Farbenlehre*
Besprochen von Christoph Cremer

281 *Goethe-Handbuch. Supplemente. Bd. 1: Musik und Tanz in den Bühnenwerken. Hrsg. von Gabriele Busch-Salmen unter Mitarbeit von Benedikt Jeßing*
Besprochen von Dieter Borchmeyer

282 *Kristin Knebel: Goethe als Sammler figürlicher Bronzen. Sammlungsgeschichte und Bestandskatalog*
Besprochen von Bernhard Maaz

284 *Werner Keller: »Wie es auch sei, das Leben …«. Beiträge zu Goethes Dichten und Denken*
Besprochen von Dirk Kemper

286 *Sabine Appel: Johann Wolfgang von Goethe. Ein Porträt*
Besprochen von Sabine Doering

289 *Rüdiger Safranski: Goethe und Schiller. Geschichte einer Freundschaft*
Besprochen von Terence James Reed

291 *Sigrid Damm, Hamster Damm: »Geheimnißvoll offenbar«. Goethe im Berg*
Besprochen von Margrit Wyder

292 *Mathias Mayer: Natur und Reflexion. Studien zu Goethes Lyrik*
Besprochen von Dirk von Petersdorff

293 *Gerhard Neumann, David E. Wellbery (Hrsg.): Die Gabe des Gedichts. Goethes Lyrik im Wechsel der Töne*
Besprochen von Reiner Wild

295 *Hartmut Reinhardt: Die kleine und die große Welt. Vom Schäferspiel zur kritischen Analyse der Moderne: Goethes dramatisches Werk*
Besprochen von Albert Meier

297 *Christa Bürger: Goethes Eros*
Besprochen von Irmela von der Lühe

300 *Jochen Klauß: Genie und Geld. Goethes Finanzen*
Besprochen von Georg Bollenbeck

302 *Anna Maria Arrighetti: Mensch und Werk in kritischen Publikationen des George-Kreises. Zu Friedrich Gundolfs »Goethe« und Ernst Bertrams »Nietzsche – Versuch einer Mythologie«*
Besprochen von Christoph Perels

304 *Katrin Seele: Das »geistige Band«. Naturforschung, Didaktik und Poesie in Goethes Gedichtsammlung »Gott und Welt«*
Besprochen von Olav Krämer

306 *Eberhard Lippert-Adelberger: Im Zeichen der köstlichen Vier. Studien zum Liebes- und Sexualitätsdiskurs bei Goethe*
Besprochen von Waltraud Maierhofer

307 *Christoph Cremer (Hrsg.): Vom Menschen zum Kristall. Konzepte der Lebenswissenschaften von 1800-2000*
Jocelyn Holland: German Romanticism and Science. The Procreative Poetics of Goethe, Novalis, and Ritter
Besprochen von Stefan Höppner

310 *Stefan Blechschmidt: Goethes lebendiges Archiv. Mensch – Morphologie – Geschichte*
Besprochen von Moritz Baßler

312 *Matthias Buschmeier: Poesie und Philologie in der Goethe-Zeit. Studien zum Verhältnis der Literatur mit ihrer Wissenschaft*
Besprochen von Steffen Martus

314 *Carl Gustav Carus. Natur und Idee. Katalog. Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und der Staatlichen Museen zu Berlin, 26. Juni bis 20. September 2009 und 9. Oktober 2009 bis 10. Januar 2010. Hrsg. von Petra Kuhlmann-Hodick, Gerd Spitzer u. Bernhard Maaz*
Carl Gustav Carus. Wahrnehmung und Konstruktion. Essays. Interdisziplinäres Kolloquium, 21. bis 23. Mai 2008, Staatliche Kunstsammlungen Dresden. Hrsg. von Petra Kuhlmann-Hodick, Gerd Spitzer u. Bernhard Maaz
Besprochen von Thomas Beck

316 *Harald Wentzlaff-Eggebert: Weimars Mann in Leipzig. Johann Georg Keil (1781-1857) und sein Anteil am kulturellen Leben der Epoche. Eine dokumentierte Rekonstruktion*
Besprochen von Rüdiger Nutt-Kofoth

318 *Silke Heckenbücker: Prometheus, Apollo, Zeus/Jupiter – Goethe-Bilder von 1773 bis 1885*
Besprochen von Martin Dönike

320 *Markus Winkler: Von Iphigenie zu Medea. Semantik und Dramaturgie des Barbarischen bei Goethe und Grillparzer*
Besprochen von Annette Simonis

322 *Lea Marquardt: Goethes »Faust« in Frankreich. Studien zur dramatischen Rezeption im 19. Jahrhundert*
Besprochen von Raymond Heitz

324 *Paola Del Zoppo: »Faust« in Italia. Ricezione, adattamento, traduzione del capolavoro goethiano*
Besprochen von Marino Freschi

326 *Edda Burger-Güntert: Robert Schumanns »Szenen aus Goethes ›Faust‹«. Dichtung und Musik*
Besprochen von Nicola Gess

328 *Ghorbanali Askarian: Ost-westliche Begegnung in der Poesie. Muhammad Iqbals »Botschaft des Ostens« als Antwort auf Goethes »West-östlichen Divan«*
Besprochen von Christina Oesterheld

330 *Alokeranjan Dasgupta: Goethe und Tagore. Eine vergleichende Studie*
Besprochen von Shaswati Mazumdar

332 *Jochen Golz, Adrian Hsia (Hrsg.): Orient und Okzident. Zur Faustrezeption in nicht-christlichen Kulturen*
Besprochen von Michaela Holdenried

334 *Goethe in chinesischer Übersetzung und Forschung (1878-2008). Eine kommentierte Bibliographie. Wissenschaftlich ermittelt u. hrsg. von Zhengxian Gu*
Besprochen von Jochen Golz

336 *Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft*

336 *Rede zur Auszeichnung der Preisträger des 2. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft am 4. Juni 2009 im Deutschen Nationaltheater Weimar*
Prof. Dr. Werner Frick

341 *Die Preisträger des 2. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft*

342 Roland Muntschick
Warum Goethes Lyrik lesen?

349 Sebastian Wilde
Die artikulierte Lücke. Über die Möglichkeiten der Kunst in Goethes »Campagne in Frankreich 1792« und »Belagerung von Maynz«

355 Birte Lipinski
Der Gattenwechsel im Gattungswechsel oder: Wie man Goethes »Wahlverwandtschaften« auf den neuesten Stand dramatisiert

362 Tobias Roth
Ein unverständlicher Anspruch. Zu Goethes Satz: »Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«

366 Sebastian Treyz
»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Überlegungen zum Verhältnis von Natur und Kunst in Goethes Ästhetik

374 Gabriela Zgrzebnicka
»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Was könnte der Satz aus Goethes »Maximen und Reflexionen« meinen? Und hat er heute noch Gültigkeit?

380 *Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft*

380 *In memoriam*

385 *Bericht über die 81. Hauptversammlung vom 3. bis 6. Juni 2009: »Weite Welt und breites Leben« – Goethe, der Weltbürger*

388 *Tätigkeitsbericht des Präsidenten*

398 *Protokoll der Mitgliederversammlung am 5. Juni 2009 in Weimar*

405 *Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2007 und 2008*

409 *Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2007 und 2008*

411 *Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille*

417 *Rede von Herrn Prof. Dr. Norbert Miller beim Empfang der Goethe-Medaille*

419 *Verleihung der Ehrenmitgliedschaft*

424 *Bericht über das 5. Symposium junger Goetheforscher am 3. Juni 2009 in Weimar*

428 *Bericht über die Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften vom 21. bis 24. Mai 2009 in Frankfurt am Main*

431 *Bericht über den 5. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 16. bis 29. August 2009*

433 *Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2009*

435 *Stipendiatenprogramm im Jahr 2009*

436 *Dank für Zuwendungen im Jahr 2009*

438 *Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft*

440 *Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2008*

463 *Aus dem Leben ausländischer Goethe-Gesellschaften*

463 *Bericht über das Podium zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland am 6. Juni 2009*

466 *Ausschreibungstext zur Vergabe von Goethe-Stipendien*

467 *Die Mitarbeiter dieses Bandes*

470 *Goethe-Bibliographie 2008 mit Namenregister*

537 *Liste der im Jahr 2009 eingegangenen Bücher*

539 *Siglen-Verzeichnis*

540 *Abbildungsnachweis*

541 *Manuskripthinweise*

Vorwort

Historische Begriffe sind wie alles Gedachte und Geschriebene der Zeit unterworfen; sie können in Vergessenheit geraten, ihre Wirkungsmacht aber auch kontinuierlich unter Beweis stellen und zuweilen sogar eine nicht vorhersehbare Konjunktur erleben.

Letzteres ist in jüngerer Zeit dem Begriff Weltliteratur widerfahren, den zwar Wieland geprägt, Goethe aber recht eigentlich in Umlauf gesetzt hat; ›weltbürgerlicher Sinn‹ und Weltliteratur sind für ihn zwei Seiten einer Medaille gewesen. Im Zeitalter der Globalisierung, zu deren Folgen ein weltweiter Austausch kultureller Güter gehört, hat Goethes Vorstellung von Weltliteratur, die den Aspekt von Kommunikation in einem umfassenden Sinne in den Mittelpunkt stellt, eine neue Dimension erhalten. Die oft beschworene Globalisierung vollzieht sich nicht im Zeichen einer die Kontinente übergreifenden Weltharmonie. Vielmehr prägen sich in den Kulturen der Welt Gegensätze aus, die von den Theoretikern des Zeitgeistes in eine martialische Metaphorik gefasst werden; vom *clash of civilizations* ist die Rede. Ein vergebliches Unterfangen bliebe es, Goethe dagegen einfach als Heilsbringer aufzurufen; manches wäre schon gewonnen, wenn Goethes Auffassung, kulturelle Alterität sei nicht nur zu tolerieren, sondern in ihren historischen Wurzeln aufzusuchen und dann in ihrer Eigenheit anzuerkennen, allgemeinere Verbreitung fände. Mehr als eine historische Epoche trennt uns von Goethe, doch was er an der Schwelle der Moderne über das Verhältnis von Eigenem und Fremdem im Prozess kultureller Kommunikation gesagt hat, verdient stets von neuem zur Diskussion gestellt zu werden.

Es war mithin ein durchaus aktuelles Bedürfnis, das den Vorstand der Goethe-Gesellschaft bewogen hatte, das Thema *Goethe, der Weltbürger* auf die Tagesordnung der Hauptversammlung 2009 zu setzen. Gleichermaßen war der Vorstand bestrebt, möglichst viele Germanisten aus dem Ausland zu Wort kommen zu lassen. Weltbürgertum und Weltliteratur erwiesen sich in der Perspektive der Referenten als korrelierende Begriffe. Während der Festvortrag von Yoshito Takahashi den Begriff Weltliteratur in einen weiten geistesgeschichtlichen Bezugsrahmen stellte, konzentrierten sich die Vorträge in den Arbeitsgruppen auf allgemeinhistorische wie auf werk- und rezeptionsgeschichtliche Aspekte des Themas. Überzeugend konnte gezeigt werden, dass Goethes Konzept von Weltbürgertum seine Wurzeln sowohl in seinem ›weltbürgerlichen Sinn‹ als auch in seinem generellen Verständnis von Politik hat, worin sein Verhältnis zur Französischen Revolution ein starkes Korrektiv darstellt und nach der Jahrhundertwende Napoleon eine ›dämonische‹ Position behauptet; von dessen Europapolitik erhoffte sich Goethe gleichwohl eine Befriedung des Kontinents. Auch wenn sich das Konzept des ›Weltlesers‹ Goethe von einer Weltkultur im Zeichen von Kommunikation und daraus erwachsendem wechselseitigem Begreifen poetisch und poetologisch erst im *West-östlichen Divan*

herausbildet und danach insbesondere in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* entfaltet wird, so liegen seine Ursprünge bereits in den Dramen um Iphigenie und Faust. Dass von dem vielfach noch unterschätzten ›Archivroman‹ *Wilhelm Meisters Wanderjahre* Verbindungslinien zu ziehen sind zur realhistorischen wie kulturellen Migrationsbewegung unserer Zeit, ließen die entsprechenden Beiträge ebenfalls erkennbar werden.

Auf dem Felde der intellektuellen Auseinandersetzung erweist sich Goethes Werk im Hinblick auf seine Substanz und seine Aktualität als Bestandteil einer wissenschaftlichen Weltkultur. Darüber gibt der stattliche Rezensionsteil des Jahrbuchs ebenso Auskunft wie die periodische Bibliographie, die nach wie vor Goethefreunden in aller Welt Wege zu Goethe aufzeigen soll.

Im Oktober 1809 ist Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* erschienen. Selbst zweihundert Jahre danach stellen sich dessen ästhetische Geheimnisse für jeden Interpreten als Herausforderung dar. So lag es nahe, unter die Themen des zweiten Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft eine Maxime aus den *Wahlverwandtschaften* aufzunehmen, die sich unter den 40 jungen Essayisten besonderer Beliebtheit erfreute. Die abgedruckten preisgekrönten Essays bilden das Scharnier zwischen dem im engeren Sinne wissenschaftlichen Teil des Jahrbuchs und den Mitteilungen aus unserer Gesellschaft. Dass sich hier die Stimme einer jungen Generation Geltung verschafft, möchten wir nicht zuletzt als Zeichen für die Lebendigkeit unserer Gesellschaft verstehen.

Die Herausgeber

Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 81. Hauptversammlung

DR. HABIL. JOCHEN GOLZ

Sehr geehrter Herr Minister Müller,
sehr geehrter Herr Staatssekretär Haußner,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Mitglieder und Freunde der Goethe-Gesellschaft,

zur Eröffnung der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft darf ich Sie hier im Deutschen Nationaltheater Weimar herzlich willkommen heißen. Mein Willkommensgruß gilt den Mitgliedern und Gästen unserer Gesellschaft aus zwanzig Staaten, darunter Studenten und junge Wissenschaftler, ehemalige und gegenwärtige Stipendiaten, Vorsitzende ausländischer Goethe-Gesellschaften, die sich in größerer Zahl in Weimar eingefunden haben.

»Weite Welt und breites Leben« – Goethe, der Weltbürger, so lautet das Thema der diesjährigen Zusammenkunft. Weltbürgerlich im besten Sinne ist die Musik, die eingangs erklungen ist, ein Triosatz von Felix Mendelssohn Bartholdy, der als Zwölfjähriger schon Goethe vorgespielt hat, später im europäischen Musikleben festen Fuß fasste und im langsamen Satz seiner Italienischen Sinfonie die Erinnerung an seinen Lehrer Carl Friedrich Zelter und an den Zelter-Freund Goethe wachrief. Weltbürgerlich darf aber auch die Gemeinschaft der Musizierenden genannt werden, die uns mit ihrem Spiel Freude und Genuss bereitet haben: die spanische Pianistin Irene Hierrezuelo, die deutsche Violinistin Susanne Steinkühler und die koreanische Cellistin Hyerim Cho. Ein herzlicher Dank geht an die Studierenden der Hochschule für Musik Franz Liszt in Weimar, und ebenso herzlich sei den Lehrenden gedankt, die sie in der Weltsprache der Musik unterrichten.

»Gott grüß' euch, Brüder, / Sämmtliche Oner und Aner!« hat Goethe 1827 ironisch den Onern und Anern, den Angehörigen aller Parteiungen, zugerufen und sie anschließend wissen lassen: »Ich bin Weltbewohner, / Bin Weimaraner« (WA I, 3, S. 314). In der Spannung von Öffnung zur Welt und räumlich begrenzter Wendung nach innen können wir Goethes Leben und Werk begreifen. Mehr als fünfzig Jahre lang bildete Weimar, ein halbes Jahrhundert lang bildete das Haus am Frauenplan seinen Lebensmittelpunkt. Weimar wurde darum selbstverständlich der Gründungsort der Goethe-Gesellschaft, die sich am 20. und 21. Juni 1885 konstituierte, und blieb bis heute deren Sitz. Als in der Zeit der deutschen Teilung eine Spaltung der Gesellschaft drohte, haben die Präsidenten Anton Kippenberg und Andreas Bruno Wachsmuth stets auf Weimar als dem Sitz der Gesellschaft bestanden – gegen Widerstände in Ost und West. Wenn man heute Briefe Wachsmuths aus den 1950er und 1960er Jahren liest, glaubt man zu spüren, dass Wachsmuth niemals das ferne Ziel der deutschen Einheit aus den Augen verloren hat, dass er so manchen Kompromiss geschlossen hat in der Zuversicht, eines Tages die Mitglieder der Goethe-

Gesellschaft in einer wahrhaft weltoffenen Stadt Weimar begrüßen zu können. Er selbst hat die Einlösung seiner Hoffnung nicht mehr erleben können. Wir aber erfreuen uns einer Weltoffenheit, wie sie seit 1990 allen Deutschen zuteil geworden ist. Weimar und Thüringen sind wie zu Zeiten der Klassiker durch viele Fäden mit der Welt verbunden.

Thüringen ist das Sitzland der Goethe-Gesellschaft. Naturgemäß ist die Verbindung zwischen dem Freistaat Thüringen und der Goethe-Gesellschaft besonders eng und vertrauensvoll und es gehört zu den guten Traditionen unserer Hauptversammlung, dass wir hohe Repräsentanten des politischen Lebens in Thüringen hier im Deutschen Nationaltheater begrüßen können. Wenn in diesem Jahr Ministerpräsident Dieter Althaus nicht zu uns sprechen kann, so ist dies zwingenden politischen Terminen geschuldet. Ich muss nicht eigens darlegen, welch drängenden Problemen sich in der gegenwärtigen krisenhaften Weltverfassung auch der Ministerpräsident des Freistaates Thüringen zu stellen hat. Ihn begleiten auf diesem Wege unsere besten Wünsche. Dass Sie, sehr geehrter Herr Minister Müller, heute das Wort an uns richten, sehen wir gleichermaßen als Zeichen der Wertschätzung einer großen Tradition wie als Anerkennung unserer gegenwärtigen Tätigkeit an. Seien Sie herzlich willkommen. Am heutigen Morgen haben Sie ehemalige Goethe-Stipendiaten des Freistaates empfangen und sich davon überzeugen können, welch erfolgreichen Weg die jungen Wissenschaftler inzwischen eingeschlagen haben. Dankbar nehmen wir das uns gewährte Vorschlagsrecht für das Goethe-Stipendium des Freistaates wahr und dankbar sei auch erwähnt, dass der Freistaat uns kontinuierlich finanzielle Zuwendungen gewährt.

Als weltoffen erweist sich die Goethe-Gesellschaft nicht zuletzt in ihrem eigenen Stipendienprogramm, das unter der Präsidentschaft von Prof. Dr. Werner Keller 1993 ins Leben gerufen wurde. Dank privater Förderer und dank der Zuwendungen des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien können jährlich in der Regel zwölf Stipendiaten eingeladen werden. Der Begründer und unermüdliche Förderer unseres Programms, unser jetziger Ehrenpräsident Prof. Keller, ist anwesend; herzlich darf ich ihn und seine Frau in unserer Mitte begrüßen. Werner Kellers besondere humanitäre Fürsorge gehört dem leidgeprüften Georgien, das zum Spielball der Weltmächte zu werden droht. Ungeachtet aller politischen und sozialen Probleme in Georgien haben die deutsche Sprache und Literatur dort nach wie vor einen hohen Stellenwert, empfangen wir in jedem Jahr in Weimar begabte junge Studenten und Wissenschaftler. Heute haben wir die Freude, ein Grußwort von Frau Mariam Mtchedlidze zu hören, einer ehemaligen Stipendiatin des Freistaates, die zurzeit einen längeren Forschungsaufenthalt an der Friedrich-Schiller-Universität Jena absolviert. Seien Sie uns herzlich willkommen.

Weltoffen und gastfrei ist auch die Stadt Weimar, deren Oberbürgermeister, Herrn Stefan Wolf, ich herzlich begrüße und dem ich dafür danke, dass die Stadt Weimar ihr Scherflein zur Ausrichtung der Hauptversammlung beigetragen hat. Nicht ohne Nebensinn füge ich hinzu, dass die Goethe-Gesellschaft für die Hotellerie der Stadt – zur Zeit der Hauptversammlung ohnehin, doch dank der Reisefreudigkeit ihrer Mitglieder auch über die Zeit dazwischen – einen nicht unerheblichen Wirtschaftsfaktor darstellt. Die Repräsentanten der Weimarer Gastlichkeit hier im Saal darf ich herzlich begrüßen; stellvertretend für alle erlauben Sie mir die

persönliche Begrüßung von Herrn Albert Voigts, dem Direktor des Grand Hotels Russischer Hof.

Es ist mir eine große Freude, Herrn Stephan Märki, den Generalintendanten des Deutschen Nationaltheaters, begrüßen zu können und ich danke ihm dafür, dass er uns sein Haus zu günstigen Konditionen zur Verfügung gestellt hat. In seinen Mitarbeitern finden wir stets sehr hilfsbereite Partner, und deren große Kollegialität hat sich gerade bei der Spielplangestaltung des heutigen Abends erwiesen, die höherer Gewalt zufolge einige Komplikationen aufwies und am Ende zur *Zauberflöte* führte. Vor zwei Jahren hatte ich noch gute Wünsche für das Deutsche Nationaltheater formulieren müssen, die, bezogen auf die klassische Periode, in den Satz mündeten: »Was damals an Theaterarbeit von hoher Qualität in allen Gattungen unter den kargen Verhältnissen des Herzogtums Sachsen-Weimar möglich war, sollte heute erst recht Bestand und Zukunft haben«. Ich freue mich sehr, dass die von mir damals skizzierte Theaterarbeit unter Ihrer Leitung, sehr geehrter Herr Märki, nunmehr fortgesetzt werden kann.

Seit den Tagen ihrer Gründung hat die Goethe-Gesellschaft einen internationalen Status besessen und ihre in die Welt hineinstrahlende Wirkung korrespondiert aufs glücklichste mit Goethes Weltbürgertum. Doch erst nach 1990 hat die Goethe-Gesellschaft ihre internationalen Kontakte, von den Konflikten des Kalten Krieges unbelastet, entfalten und ausbauen können. Zahlreiche neue internationale Goethe-Gesellschaften sind seither entstanden; insgesamt sind es heute 38 – die jüngste Gründung erfolgte vor wenigen Wochen in São Paulo in Brasilien. An dieser Stelle habe ich die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass sich die brasilianische Germanistin Dr. Izabela Maria Furtado-Kestler, Gründungsmitglied der dortigen Goethe-Gesellschaft, auf dem Weg nach Weimar zur Hauptversammlung befunden hat – in der Unglücksmaschine der Air France.

Es war für uns Ehre und Pflichtgebot zugleich, die diesjährige wissenschaftliche Konferenz wiederum zu einem Diskussionsforum der internationalen Germanistik werden zu lassen. Unter uns begrüße ich Referenten und Diskussionsleiter aus sechzehn Staaten. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft sei für die finanzielle Unterstützung unserer wissenschaftlichen Konferenz gedankt.

Mit besonderer Freude erwähne ich, dass an der sonnabendlichen Podiumsdiskussion zum Thema *Goethe im Ausland* Herr Prof. Dr. h.c. Klaus-Dieter Lehmann, der Präsident des Goethe-Instituts München, teilnehmen wird. Gute kooperative Beziehungen zwischen den internationalen Goethe-Gesellschaften und den jeweils am Ort befindlichen Goethe-Instituten stehen auf unserer Wunschliste obenan. »Goethes Sprache ist attraktiv«, hat Bundeskanzlerin Merkel bei ihrem Besuch in der Münchner Zentrale des Goethe-Instituts im September 2008 formuliert. Dass Goethe nach wie vor zu den am meisten übersetzten deutschen Autoren gehört, ist eine Tatsache. In jüngster Zeit ist, um ein repräsentatives Beispiel zu geben, in Frankreich eine neue vollständige *Faust*-Übersetzung von Jean Lacoste und Jacques Le Rider erschienen.

Traditionell wurde unsere Hauptversammlung gestern mit dem *Symposium junger Goetheforscher* eröffnet, bei dem Wissenschaftler aus Russland, Großbritannien, Schweden und Deutschland referiert haben. Sie fanden wiederum ein sehr interessiertes zahlreiches Publikum. Herzlich ist der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen für die wiederholte Förderung unseres Symposiums zu danken.

Eine Talentprobe anderer Art haben vierzig Studenten und junge Wissenschaftler abgelegt, die sich beim zweiten Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft zu Wort gemeldet haben. Dass darunter zehn ausländische Einsendungen waren – auch aus Armenien und Indien –, hat die Jury besonders gefreut. So lag es nahe, abweichend von der Ausschreibung einen Sonderpreis für die beste ausländische Einsendung zu vergeben. Die Lobrede auf die Preisträger wird unser Vorstandsmitglied Prof. Dr. Werner Frick, einer der Juroren, halten.

Es ist eine besondere Ehre und Freude, dass die Goethe-Gesellschaft heute einem wahren Weltbürger im Reich der Musik ihre höchste Auszeichnung zuerkennen darf. Prof. Dr. h. c. mult. Dietrich Fischer-Dieskau wird in aller Welt als ›Denkmal des deutschen Liedes‹ apostrophiert. In einer unvergleichlich langen, erfolgreichen Künstlerlaufbahn hat er nicht zuletzt als musikalischer Botschafter Goethes auf allen Kontinenten gewirkt und sich darüber hinaus wissenschaftlich mit großen Gestalten der europäischen Kultur, so auch mit dem Theaterdirektor Goethe, auseinandergesetzt. Leider kann Dietrich Fischer-Dieskau aus gesundheitlichen Gründen die Auszeichnung nicht persönlich überreicht werden. An seiner statt wird Herr Prof. Dr. Norbert Miller, unser zweiter Medaillenempfänger, den ich herzlich begrüße, Medaille und Urkunde zusätzlich zu den eigenen Auszeichnungsinsignien in Empfang nehmen. Ich zögere sehr, Norbert Miller nur das Prädikat Germanist zuzusprechen, weil er in allen Reichen der Kunst zu Hause ist – man lese nur sein großartiges Buch über Goethe in Italien mit dem Titel *Der Wanderer*. Allein schon durch sein Amt als Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ist der Laudator des heutigen Tages, Herr Prof. Dr. Dieter Borchmeyer, weit über seine germanistische Profession hinaus als Schirmherr der Künste anzusehen. Seien Sie herzlich willkommen, lieber Herr Borchmeyer. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, dass Herr Prof. Dr. Peter Gülke, gerade in Weimar zu Seminaren über Joseph Haydn zu Gast, sich spontan bereit erklärt hat, im Podiumsgespräch heute Abend für Dietrich Fischer-Dieskau einzuspringen. Peter Gülke, aus Weimar stammend, ist dem Deutschen Nationaltheater in besonderer Weise verbunden, war er doch, bevor er die DDR verließ, Anfang der 1980er Jahre musikalischer Chef der Weimarer Staatskapelle. Wie Dietrich Fischer-Dieskau gehört er zu den seltenen Doppelbegabungen, die künstlerische Praxis mit brillanten wissenschaftlichen Darlegungen zu verbinden wissen. Auch Ihnen, lieber Herr Gülke, ein herzliches Willkommen.

Goethe hat den Begriff der Weltliteratur nicht nur in aller Munde gebracht – wenngleich die Priorität daran Christoph Martin Wieland zuzuweisen ist –, in Gestalt von Übersetzungen, Inszenierungen und wissenschaftlichen Interpretationen ist Goethes Werk selbst Bestandteil der Weltliteratur geworden. Dieses Phänomen kann aus der Ferne deutlicher noch als aus einer Nahperspektive wahrgenommen werden. Der Blick von außen kann unsere Erkenntnis des Eigenen schärfen, das Spektrum unseres Wissens bereichern. Für unseren Vorstand lag es nahe, die diesjährige Festrede einem ausländischen Intellektuellen anzuvertrauen, der aufgrund eigener profunder Bildung, einer Verwurzelung in fremder Kultur und aufmerksamem Spürsinn für kulturelle Alterität der Frage nachgehen kann, welche Bedeutung Goethes Idee der Weltliteratur unter den Verhältnissen der Moderne besitzen kann. Der Festrede von Herrn Prof. Dr. Yoshito Takahashi aus Kyoto sehen wir mit besonderer Erwartung entgegen. Seien Sie uns, lieber Herr Takahashi, herzlich willkommen.

Weltbewohner, Weltbürger, Weltliteratur – diese Prägungen, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind Ergebnisse von Goethes Nachdenken in späteren Jahren, da er einerseits konstatierte, sein Zeitalter habe sich von ihm abgewandt, andererseits aber diesem Zeitalter weiterhin seine ungeteilte Aufmerksamkeit widmete, sich durch Lektüre und Gespräche zu informieren suchte, getreu der eigenen Maxime: »Bemühe dich, nicht unter deiner Zeit zu sein«.

Als Weltbewohner kann sich jedermann begreifen und in solchem existentiellen Sinne wollte Goethe sich, wie die eingangs zitierte Zahme Xenie zu erkennen gibt, unter den anderen Weltbewohnern nicht herausgehoben wissen, verstand er sich als Teil eines Ganzen; doch er zog diese sehr allgemeine Bestimmung sogleich ins Konkrete, wenn er sich im selben Atemzug als Weimaraner bekannte. Weltbürgertum erweist sich als ein humanitärer Status, wie er Goethe erst nach der Französischen Revolution zu Bewusstsein gelangte. Der fünfte Gesang seines Epos *Hermann und Dorothea*, 1796/97 entstanden, ist *Polyhymnia. Der Weltbürger* überschrieben. Mit »einem wahren, weltbürgerlichen Sinne«, so heißt es ein Jahr darauf in der *Einleitung in die Propyläen*, »der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften stattfinden kann«, sollen »die mannichfaltigen Kunstschätze [...] allgemein brauchbar« (WA I, 47, S. 32) gemacht werden. Der Weltbürger, so 1816 in Goethes *Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens*, lebe »mehr für andere als für sich selbst« (WA I, 36, S. 375). In dieser Hinsicht erweist sich Goethe als Erbe und Bewahrer aufklärerischer Prinzipien, denn die europäische Aufklärung hatte ein Ethos des altruistischen Handelns, hatte Anspruch und Freiheit der Vernunft als Signum wahrer Humanität auf ihre Fahnen geschrieben. Als Gegenbild zum Weltbürgertum erscheint bei Goethe das Vaterländische, dem er in seiner patriotisch-dumpfen Erscheinung mit Misstrauen begegnete. »Wo ich nütze ist mein Vaterland!« (WA I, 25.1, S. 181), heißt es in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. Vaterland der Romanfiguren, Ort ihres Handelns ist eine prospektive kultivierte Welt, in der Ländergrenzen bedeutungslos werden.

In der Orientierung auf das Humane begegnen sich Weltbürgertum und Weltliteratur in Goethes Denken. Am 20. Juli 1827 schreibt er an den schottischen Schiller-Biographen Thomas Carlyle:

> Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sey nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn.
>
> [...]
>
> Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß ist es was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. (WA IV, 42, S. 268 f.)

Als »Vermittler dieses allgemein geistigen Handels« kommt dem Übersetzer in Goethes Augen eine hohe Bedeutung zu. Das Übersetzen, so heißt es im gleichen Brief, bleibe »eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen« (WA IV, 42, S. 270).

In erster Linie versteht Goethe unter ›Weltliteratur‹ moderne literarische Kommunikation in all ihren Spielarten und insofern stellt sich Weltliteratur für ihn als ambivalentes Phänomen dar. Einerseits weist es Züge des Veloziferischen auf, der rastlosen Beschleunigung aller ökonomischen und kulturellen Prozesse in der Moderne, andererseits verschafft sich in den literarischen Zeugnissen jenes Humane Geltung, dessen Wahrnehmung alle Nationen fester aneinanderbinden soll. Doch Goethes Hoffnung bleibt ein Gutteil Skepsis beigemischt. »Zeitschriften«, so postuliert er, »werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen« (WA I, 41.2, S. 348).

Hat sich Goethes bescheidene Hoffnung auf wechselseitige Duldung der Nationen erfüllt? Die Frage ist uneingeschränkt wohl weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten. Vielleicht sind wir besser beraten, wenn wir an die Stelle allgemeiner hoher Erwartungen das individuelle Verstehen des anderen, das Offenlegen des Eigenen für den anderen im persönlichen Gespräch, im wissenschaftlichen Diskurs, in der Literatur treten lassen. Im Jahre 2005 hat der große israelische Schriftsteller Amos Oz den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt am Main empfangen. Am Schluss seiner Dankrede, veröffentlicht in der *Frankfurter Allgemeinen* vom 29. August 2005 (S. 33), sagte er:

> Sich den anderen vorzustellen ist, glaube ich, ein sehr wirksames Gegengift gegen Fanatismus und Haß. Ich glaube, daß Bücher, die uns dazu bringen, sich den anderen vorzustellen, uns widerstandsfähiger machen gegen die Winkelzüge des Teufels, auch unseres inneren Teufels, des Mephisto im Herzen. […] Sich den anderen vorzustellen ist nicht nur ein ästhetisches Mittel. Es ist nach meiner Ansicht auch ein wichtiger moralischer Imperativ. Und wenn Sie mir versprechen, mein kleines Berufsgeheimnis nicht zu verraten: Sich den anderen vorzustellen ist auch ein tiefes, ganz subtiles menschliches Vergnügen.

In solchem Sinne seien Ihnen allen gute, produktive Begegnungen und Gespräche in den nächsten Tagen hier in Weimar gewünscht!

Grußwort des Kultusministers des Freistaates Thüringen

BERNWARD MÜLLER

Herr Präsident Dr. Jochen Golz,
Herr Oberbürgermeister Stefan Wolf,
Herr Professor Takahashi,
Vertreter inländischer und ausländischer Goethe-Gesellschaften,
Goethe-Freunde und Gäste,

Gott grüß' euch, Brüder,
Sämmtliche Oner und Aner!
Ich bin Weltbewohner,
Bin Weimaraner,
Ich habe diesem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa besser weiß,
Der mag's wo anders holen.[1]

Mit diesen Worten Goethes begrüße ich Sie im Namen der Thüringer Landesregierung. Herzlich willkommen in Thüringen, herzlich willkommen in Weimar!

Ich freue mich, dass die 81. Hauptversammlung wieder hier stattfinden kann, ist die Goethe-Gesellschaft in Weimar doch
– eine Botschafterin für die deutsche Klassik und Literatur
– unsere Regionalpatriotin im europäischen Ausland und
– ein Zeichen thüringischer Interkulturalität.

Und sie hat sich ganz im Sinne des Dichterfürsten in diesem Jahr dem Thema *Goethe, der Weltbürger* verschrieben. Goethes Vorstellung vom Weltbürgertum war es, dass die Menschen durchaus bürgerlich leben können, sich dennoch nicht abhängig von bürgerlicher Lokalität machen sollten. Konkret stellte Goethe fest, dass ideale Existenz allerorts möglich ist, indem er sagte: »[…] für den unbefangen denkenden, für Den der sich über seine Zeit erheben kann, [ist] das Vaterland nirgends und überall«.[2]

Diesem Anspruch werden Sie, 600 Gäste aus 20 Ländern, heute gerecht. Die 7.000 Mitglieder der 59 deutschen Ortsvereinigungen sowie die 3.000 Mitglieder der Goethe-Gesellschaft in Weimar aus fünfzig Ländern überall auf der Welt vereinen sich unter dem Dach der gemeinsamen literarischen und kulturellen Begeisterung. Sie sind Fachleute und Experten, Enthusiasten und Schwärmer, vielleicht Idealisten, auf jeden Fall Literaturfreunde und -liebhaber, eben Goethe-Anhänger.

1 *Zahme Xenien*, V (WA I, 3, S. 314).
2 Goethe an Johann Jakob Hottinger, 15.3.1799 (WA IV, 14, S. 41).

Diese geballte Leidenschaft und das gebündelte Wissen haben in den letzten 124 Jahren unzählige Veranstaltungen, Editionen und Förderprogramme auf den Weg gebracht. Beispielhaft gehören dazu:

- die Goethe-Sommerschule für Schüler zusammen mit der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar
- der Goethe-Sommerkurs für Studierende
- das *Goethe-Jahrbuch* als *das* Periodikum zur Literatur der deutschen Klassik, welches mittlerweile zu den Standardwerken in internationalen Bibliotheken gehört
- die Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft
- die Weimarer Goethe-Vortragsreihe und
- das jährliche Stipendiatenprogramm.

Die Thüringer Landesregierung weiß die gute Arbeit der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu schätzen und ist bemüht, Sie auch weiterhin zu unterstützen.

Den Vertretern der ausländischen Goethe-Gesellschaften, aber auch der deutschen Ortsvereinigungen, Ihrem großen ehrenamtlichen Engagement, gelten außerdem unsere hohe Anerkennung und unser Dank!

Goethe, der sich nicht nur selbst als Weltbürger bezeichnete, prägte in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts auch den Begriff der Weltliteratur. Damit verbunden war die Forderung nach internationaler Literaturkommunikation – Kommunikation, in einem, wie Goethe es beanspruchte, »sich immer weiter ausbreitenden Kreise«.[3] Möge die diesjährige Hauptversammlung ganz in diesem Sinn literarisch-kommunikativ verlaufen, Ihnen einen intensiven Erfahrungsaustausch ermöglichen und Inspiration für die Zukunft geben. Vielen Dank.

3 *Œuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand* (WA I, 42.1, S. 178).

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar

STEFAN WOLF

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Goethe-Freunde aus zwanzig Ländern!
Seien Sie mir alle sehr herzlich in Weimar willkommen!

Vor zehn Jahren, 1999 also, feierte unsere Stadt das Kulturstadtjahr. Und damit fiel auf Weimar, um es mit Goethe zu sagen, erneut »ein besonder Loos« (WA I, 16, S. 134).

Die kleine große Stadt hatte ihre Nominierung zur Kulturstadt Europas neben ihrer kulturhistorischen Bedeutung dem UNESCO-Welterbestatus der Stätten des klassischen Weimar und des Bauhauses und nicht zuletzt auch Goethes 250. Geburtstag zu verdanken. Welterbe und Weltbürger bestimmten also das Los und beeinflussen das »Ereignis Weimar« heute mehr denn je. Eine halbe Million Menschen aus aller Welt verweilen Jahr für Jahr in der 64.000-Einwohner-Stadt, um den Geist des Ortes und seine Strahlkraft auf sich wirken zu lassen.

Globale Zeitthemen werden hier verhandelt. Wissenschaftliche Kongresse, Stipendiatenprogramme, Kunstprojekte und öffentliche Vortragsreihen mit internationaler Beteiligung gehören zum Alltagsgeschehen, wie z. B. die neue Reihe *Vom Denken der Welt* des Kollegs Friedrich Nietzsche der Klassik Stiftung Weimar als freiem Ort der offenen philosophischen Auseinandersetzung und der wissenschaftlichen Reflexion der modernen Lebenswelt. Wesentliche Beiträge zum internationalen kulturellen Dialog und Diskurs leisten außerdem die Bauhaus-Universität, das Goethe-Institut, die Goethe-Gesellschaft – mit ihren Hauptversammlungen wie mit den ganzjährigen Vortragsreihen –, die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, das Kunstfest und Vereine wie der e-werk-Verein und das Alternative Cultur-Centrum ACC.

Wir feiern in diesem Jahr die Weimarer Verfassung als Geburtsstunde der Demokratie in Deutschland und begehen das Bauhausjahr mit vielen internationalen Bezügen. Das »Weimarer Dreieck« als das Komitee zur Förderung der deutsch-französisch-polnischen Zusammenarbeit hat hier seit Februar 2009 ein eigenes Büro. Damit sei beispielhaft auch auf die wachsende politische Dimension der Stadt verwiesen. Dass uns derzeit die »Obama-nia« erfasst hat und der für morgen geplante Besuch des amerikanischen Präsidenten auf dem Ettersberg, dem düstersten Erinnerungsort unserer Geschichte, nicht nur die Bürger der Stadt beschäftigt, ist Ihnen sicher nicht entgangen.

Dennoch: Was wäre Weimar ohne das die Stadt unvergleichlich prägende und den geistigen Humus für alle folgenden Epochen bildende »Goldene Zeitalter«? Der Leistungskurs Deutsch würde sich mit Goethes Werken befassen und es gäbe vielleicht eine Schultheateraufführung zum 250. Geburtstag Friedrich Schillers wie in jeder Provinzstadt vergleichbarer Größe anstelle eines prall gefüllten Veranstaltungs-

programms zu einem »Schillerjahr 2009«, an dem sich selbstredend auch die Freunde Goethes beteiligen. Und was liegt in Weimar näher, als Schillerjahr und Bauhausjahr unter dem Aspekt der »ästhetischen Erziehung des Menschen« zu betrachten oder den Freiheitsdrang Schillers gedanklich mit den Bestrebungen der Autoren im Osten vor und nach 1989 zu verknüpfen? Freiheit, wie wir sie in einer offenen demokratischen Gesellschaft meinen, vereinnahmt die Dichter nicht. Sie erst ermöglicht die öffentliche Wirksamkeit von kosmopolitischem Denken.

Weltbürgertum und Weltgeltung bedingen einander. Goethe lehnte den Nationalismus entschieden ab und stand dem Patriotismus kritisch gegenüber. Sein berühmtes Diktum von 1827: »National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit« (zu Eckermann, 31.1.1827; MA 19, S. 207) belegt die Weitsicht und Aktualität seines Denkens für uns Heutige, mit der Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, sich in den nächsten Tagen beschäftigen werden.

Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in der Kulturstadt Europas und der Tagung einen guten, erfolgreichen Verlauf!

Grußwort einer Stipendiatin aus Georgien

MARIAM MTCHEDLIDZE

Sehr geehrter Herr Kultusminister Müller,
sehr geehrter Herr Präsident Dr. Golz,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Wolf,
hohe Festversammlung,

es ist mir eine Ehre, heute hier anwesend zu sein und ein Grußwort anlässlich der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft an Sie richten zu dürfen. Bereits in meiner Kindheit hat Deutschland eine besondere Faszination auf mich ausgeübt. Aber es war nicht nur das Land, das fern von Georgien lag und durch die Unerreichbarkeit in der Sowjetzeit von einer fast mythischen Aura umgeben war, sondern es waren auch die Menschen, die Sprache und die Kultur, die mich interessierten und den Wunsch in mir weckten, selbst einmal nach Deutschland zu reisen.

Als schließlich der Kalte Krieg zu Ende ging, die Sowjetunion zerbrach und Georgien 1991 unabhängig wurde, bestand erstmals die Möglichkeit, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen. Die deutsch-georgische Freundschaft, die auch in der Sowjetzeit nie zum Erliegen kam, wurde nun von deutscher wie von georgischer Seite intensiv gepflegt und stetig ausgebaut.

Ich selbst kam in direkte Berührung mit der deutschen Sprache in der Schule. Der Deutschunterricht weckte noch stärker als zuvor mein Interesse an der deutschen Kultur. Es war aber vor allem die deutsche Sprache, die mich so sehr in ihren Bann gezogen hatte, dass ich die unbedingte Leidenschaft verspürte, diese fortwährend zu gebrauchen. Wenn sich mir nur die kleinste Gelegenheit bot, nutzte ich die Möglichkeit, mit Deutschen zu kommunizieren und deutsche Literatur zu lesen. Nach der Schule beschloss ich, Germanistik zu studieren, um meine Sprach- und Kulturkenntnisse auszubauen. So kam ich auch erstmals in Berührung mit den Werken von Goethe und Schiller, deren Intensität und Wirkung mich unglaublich beeindruckt haben.

Nach meinem Studium ist mein Wunsch, die deutsche Sprache vor Ort (Österreich, Deutschland) zu erleben, schließlich in Erfüllung gegangen. Dank der freundlichen Unterstützung mehrerer deutscher Stiftungen und Organisationen, wie der Zentralstelle für das Auslandsschulwesen, dem Pädagogischen Austauschdienst, »MitOst« und der Theodor-Hellbrügge-Stiftung, wurden mir Kurzaufenthalte in Deutschland ermöglicht. Zu meinem Bedauern allerdings waren die Deutschlandbesuche auf maximal zwei Monate begrenzt. Dies sollte sich jedoch im Oktober 2008 ändern. Ich hatte die große Ehre, als eine von zwei Stipendiatinnen aus dem osteuropäischen Raum für einen dreimonatigen Forschungsaufenthalt in Jena ausgewählt zu werden. Dieses Stipendium, ausgeschrieben vom Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen unter dem wohlklingenden Namen »Goethestipendium«,

eröffnete mir die Möglichkeit, erstmals über einen längeren Zeitraum nach Deutschland zu reisen.

Meine Freude wurde allerdings zeitgleich getrübt. Im August des Jahres 2008, kurz nachdem ich die Zusage für das »Goethestipendium« erhalten hatte, brach einmal mehr ein Krieg in Georgien aus. Die Ereignisse im August erschütterten das ganze Land. Die Vorbereitung auf meine Reise verlief vor einem unvorstellbar schweren emotionalen Hintergrund. Mit tränenden Augen schrieb ich die Mails an die deutsche Seite, namentlich an das Internationale Büro der Friedrich-Schiller-Universität Jena und das Prorektorat für Forschung unter der Leitung von Prof. Dr. Herbert Witte. Die tröstenden Antwortschreiben dieser Stellen gaben mir meinen Mut zurück. Man versprach mir jede erdenkliche Hilfe. Dank dieser Unterstützung konnte ich nach Jena kommen und die ruhige, traditionsreiche, moderne und mittelalterliche Stadt mit ihrem wunderbaren Angebot für Studium und Forschung genießen.

Das Glück war mir vergönnt, mich im Ambiente der Stadt Jena und des Landes Thüringen auch nach 2008 erfreuen zu dürfen. Wiederum wurde mir ein Forschungsstipendium gewährt. Nun bin ich Doktorandin der Friedrich-Schiller-Universität Jena – an der Doktorandenschule »Laboratorium Aufklärung«. Erneut wird mir die Chance auf einen Erfahrungs- und Arbeitsprozess geboten, die ich gar nicht genug würdigen kann. Daher werden mich mit Sicherheit hier in Deutschland und insbesondere in der Doppelstadt Weimar-Jena, wie einst dieser Raum von Goethe bezeichnet wurde, noch viele intensive und erfüllende Erlebnisse erwarten.

Heute ist es mir eine Freude, an dem vielseitigen wissenschaftlichen und kulturellen Programm zum Thema *»Weite Welt und breites Leben« – Goethe, der Weltbürger* teilnehmen zu dürfen. Im Besonderen möchte ich der Goethe-Gesellschaft für ihr internationales Wirken danken, dafür, dass sie die Pflege von Goethes Leben und Werk auch in meinem Heimatland Georgien seit vielen Jahren fördert.

Ich wünsche der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft einen guten Verlauf und freue mich auf wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn und die Gespräche mit Ihnen!

VORTRÄGE WÄHREND DER 81. HAUPTVERSAMMLUNG

YOSHITO TAKAHASHI

*›Weltliteratur‹ bei Wieland und Goethe**

Nur noch wenigen wird heute der Name Eduard Grisebach (1845-1906) ein Begriff sein. In seiner Zeit jedoch war der Verfasser des *Neuen Tanhäuser* (zuerst 1871) weit bekannt, nicht nur durch seine dichterischen, sondern auch durch literaturwissenschaftliche Schriften wie *Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung* (1891) und *Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur* (1877). Der Diplomat Grisebach hatte sich lange Jahre in vielen Hauptstädten Europas aufgehalten, dabei die Literatur dieser Länder aus erster Hand kennengelernt und das dort erworbene Wissen dazu genutzt, eine umfangreiche Büchersammlung unter dem Gesichtspunkt der Weltliteratur aufzubauen.

In den Jahren 1894-1895 dokumentierte er diese Sammlung in seinem *Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen*, der 1898 unter dem Titel *Weltlitteratur-Katalog* neu aufgelegt wurde. Grisebachs Katalog galt bald als *das* Handbuch, »in dem es gelang, in vorbildlicher Form das Wesentliche der Weltliteratur zusammenzustellen«, und es gab Sammler, »die nach dem ›Weltliteraturkatalog‹ ihre Bücherwünsche geordnet und ihre Bibliotheken aufgebaut haben«.[1] Dieser erste deutsche Bücherkatalog mit der Bezeichnung ›Weltliteratur‹ im Titel gliedert sich in die Abteilungen *Deutsche Literatur* und *Weltliteratur der übrigen Kulturvölker*. Letztere verzeichnet neben europäischen Werken auch Titel z. B. der arabischen, chinesischen, indischen, japanischen, persischen und türkischen Literatur, diese zumeist aber in Übersetzungen ins Deutsche, Französische oder Englische.

Der Begriff ›Weltliteratur‹ war damals, wie wir aus der umfangreichen Materialsammlung in Jacob und Wilhelm Grimms *Deutschem Wörterbuch* wissen, allgemein bekannt und galt als eine Neuschöpfung Goethes aus dem Jahr 1827. In ihrem Aufbau und ihrer Intention aber folgt Grisebachs Sammlung nicht etwa den Vorstellungen Goethes, sondern steht Christoph Martin Wielands Auffassung von Weltliteratur viel näher, die Grisebach aber nicht gekannt haben dürfte. Über

* Festvortrag, gehalten auf der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

1 Martin Breslauer: *Eduard Grisebach als Sammler.* In: *Die Bibliothek des Dichters Eduard Grisebach wie sie verzeichnet steht im »Katalog eines deutschen Bibliophilen« und im »Weltliteratur-Katalog« […].* Katalog der Versteigerung 29.4.–1.5.1930 durch Martin Breslauer. Berlin 1930, S. [I-III]; hier S. [I].

Wieland und dessen Bibliothek wiederum schrieb seinerzeit sein Freund Friedrich Justin Bertuch:

> Man sieht mit wahrem Vergnügen, wie Wielands Muse mit den Musen aller Zeiten u. Völker befreundet war u. alles Gute u. Schöne wo u. in welcher Form u. [in welchem] Gewande sie es auch immer fand, hochschätzte u. es sich zum Genusse wählte.[2]

Wieland verwendet den Begriff ›Weltliteratur‹, wie Hans-Joachim Weitz nachwies, bereits zwischen 1790 und seinem Todesjahr 1813, also lange vor Goethe, und zwar im Handexemplar seiner Übersetzung der Briefe des Horaz (1790), in das er eine Vielzahl von Verbesserungen, Korrekturen und Änderungen am Text eintrug.

In der *Zueignungsschrift der ersten Ausgabe: [Dessau 1782] An den Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl August, Herzog zu Sachsen [...]*, hieß es ursprünglich:

> [...] dasjenige was man in den schönsten Zeiten von Rom unter dem Wort **Urbanität** begriff, diesen Geschmack der Hauptstadt und diese feine Tinktur von Gelehrsamkeit, Weltkenntniß und Politesse, die man aus dem Lesen der besten Schriftsteller, und aus dem Umgang der cultiviertesten und vorzüglichsten Personen in einem sehr verfeinerten Zeitalter, unvermerkt annimmt [...]

Wieland strich nun »Gelehrsamkeit« sowie »Politesse«, fügte hinter »Weltkenntniß« zunächst »Wohlbelesenheit« ein, eliminierte jedoch auch dies wieder, um schließlich stattdessen »u[nd] Weltlitteratur so wie von reifer Charakterbildung u[nd] Wohlbetragen« einzusetzen.[3] Urbanität bedeutet hier unter anderem also auch die Vertrautheit mit dem Fremden und Fernen. Damit wird Wielands Verständnis von ›Weltliteratur‹ deutlich, das Manfred Koch folgendermaßen beschreibt:

> Wieland verwendet den Begriff noch im alten Sinn von »Litteratur haben« (im weitesten Sinn: Wissen von Geschriebenem haben) und kann ihn, bezogen auf die Antike, deshalb anstelle von »Gelehrsamkeit« einsetzen. Die alten Schriftsteller *hatten* also praktische Weltkenntnis und durch umfangreiches Schriftstudium erworbene »Weltliteratur«.[4]

Es gab demnach schon vor und auch neben Goethe Vorstellungen von ›Weltliteratur‹, sogar dort, wo das Wort selbst nicht benutzt wird.[5] Wieland gebraucht

2 *Verzeichnis der Bibliothek des verewigten Hofraths Wieland [...]*. Weimar 1814, Vorrede Bertuchs; zit. nach Breslauer (Anm. 1), S. 105, Nr. 1095.

3 Vgl. Hans-J. Weitz: *›Weltliteratur‹ zuerst bei Wieland*. In: *Arcadia* 22 (1987), Heft 2, S. 206-208; hier S. 206f. (Faksimile der betreffenden Stelle auf S. 207).

4 Manfred Koch: *Weimaraner Weltbewohner. Zur Genese von Goethes Begriff ›Weltliteratur‹*. Tübingen 2002, S. 44, Anm. 6.

5 Auf eine noch vor Wieland bezeugte Verwendung von ›Weltliteratur‹ bei dem Göttinger Historiker August Ludwig Schlözer (1735-1809) im Jahre 1772 verweist Rüdiger Schmitt: *Grußwort*. In: *Weltliteratur heute. Konzepte und Perspektiven*. Hrsg. von Manfred Schmeling. Würzburg 1995, S. 1; vgl. dazu Aeka Ishihara: *»Der Zauberlehrling« in der internationalen Flut. Ein kleiner Beitrag zum Weltliteratur-Konzept Goethes*. In: *Neue Beiträge zur Germanistik* 7 (2008), Heft 1, S. 167-181; hier S. 169.

es, wie gezeigt, im Sinne von ›weltmännischer Bildung‹; Herder spricht von der »*Literatur der ganzen Welt*«, welche die Bibliothek in Alexandria enthalten habe,[6] womit die Summe aller Literaturen gemeint ist, und August Wilhelm Schlegel handelt im Zusammenhang mit der antiken und romantischen Literatur von einer »nicht bloß national und temporär interessante[n], sondern universelle[n] und unvergängliche[n] Poesie«,[7] also gewissermaßen von einem internationalen Kanon der größten Werke der Literaturen aller Zeiten und Länder.

›Weltliteratur‹ lässt sich aber auch noch anders verstehen, nämlich als ›Literatur *über* die Welt‹. Die Faszination, die Berichte über ferne Länder und ihre Bewohner auf die Europäer ausübten, bestand bereits seit der Zeit der Kreuzzüge. Die Reiseberichte des Marco Polo (1254-1324) oder des Jean de Mandeville (14. Jh.) waren lange vor der Erfindung des Buchdrucks handschriftlich weit verbreitet, erfreuten sich großer Beliebtheit und stehen am Beginn einer langen Tradition. Bezeichnend für Marco Polo ist dabei, dass er in seinem Bericht die Position eines Europäers einnimmt, »der zwar mit Stolz auf seine eigene Kultur zurückblickt, aber gebannt ist von dem Zauber einer wunderbaren und darum fast wie ein Märchen erlebten Welt«.[8] Die Entdeckungsreisen des 15. und 16. Jahrhunderts brachten dann »die Kunde vom noch bestehenden Goldenen Zeitalter aus exotischen Ländern« mit[9] (Kolumbus, Pierre Martyr d'Anghiera, Manoel da Nobrega). Mit der Erzählung *Oroonoko* der englischen Schriftstellerin Aphra Behn (1640-1689) betritt im Jahre 1688 zum ersten Mal der ›edle Wilde‹ die Bühne der europäischen Literatur. Die Autorin verbindet dabei die überaus exakte Beschreibung eines exotischen Schauplatzes (Surinam) mit der Einforderung »der ›natürlichen‹ Grundrechte des Menschen [...], jenseits von Hautfarbe und Religion«.[10] Seit Rousseaus *Discours sur l'inégalité* (1755) ist dieses Thema aus der Literatur nicht mehr fortzudenken.

Die Forschungsreisenden des 18. und frühen 19. Jahrhunderts versorgten die Europäer schließlich mit einer Fülle von Realien, Erkenntnissen und Informationen aus exotischen Welten. Einer dieser Reisenden war Georg Forster, der als junger Mann an der Seite seines Vaters an James Cooks zweiter Weltreise (1772-1775) teilgenommen hatte und darüber zuerst auf Englisch (*A Voyage round the World*, 1777) und dann auf Deutsch (*Johann Reinhold Forster's [...] Reise um die Welt*

6 Johann Gottfried Herder: *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts*. In: ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hrsg. von Günter Arnold u.a. Bd. 4: *Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774-1787*. Hrsg. von Jürgen Brummack u. Martin Bollacher. Frankfurt a.M. 1994, S. 9-107; hier S. 58; siehe dazu Koch (Anm. 4), S. 44, Anm. 7.

7 August Wilhelm Schlegel: *Kritische Schriften und Briefe*. 4 Bde. Hrsg. von Edgar Lohner. Bd. 4: *Geschichte der romantischen Literatur*. Stuttgart 1965, S. 14; siehe dazu Koch (Anm. 4), S. 44, Anm. 8.

8 Peter Müller: *Il Milione*. In: *Kindlers Literatur Lexikon im dtv*. München 1974, Bd. 15, S. 6312f.; hier S. 6312.

9 Klaus Reichert: *Die verspielte Realistin*. In: Aphra Behn: *Oroonoko oder die Geschichte des königlichen Sklaven*. Nachwort von Klaus Reichert. Übersetzt von Christine Hoeppener. Frankfurt a.M. 1966, S. 105-123; hier S. 117.

10 Reichert (Anm. 9), S. 122.

in den Jahren 1772 bis 1775 [...], 1778-1780) einen ebenso ausführlichen wie staunenswerten Bericht verfasste. Goethe, der mit Forster persönlich bekannt war, las nicht nur diese Reisebeschreibung und die *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich*, die Geschichte einer Reise, die Forster 1790 mit dem jungen Alexander von Humboldt unternommen hatte, sondern auch dessen Übersetzung der englischen Ausgabe des indischen Dramas *Śakuntalā* von Kālidāsa ins Deutsche (1791). Einen Teil davon hatte Forster bereits 1787 in Schillers *Thalia* veröffentlicht. Herder und Goethe waren von der deutschen Übersetzung einer ihnen bis dahin unbekannten Dichtung aus einer fremden Kultur tief beeindruckt. Schon 1791, d.h. im Jahr der deutschen Erstausgabe, drückte Goethe seine Begeisterung in einem berühmten Distichon an Friedrich Heinrich Jacobi aus, das kurz darauf in Friedrich von Gentz' und Gottlob Nathanael Fischers *Deutscher Monatsschrift* veröffentlicht wurde:

Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
  Will ich was reizt und entzückt, will ich was sättigt und nährt,
Will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen;
  Nenn ich *Sakontala* dich und so ist alles gesagt.
(FA, I, 1, S. 702)

Wieland schätzte Forsters *Reise um die Welt* ebenfalls und veröffentlichte Auszüge daraus in der Zeitschrift *Der Teutsche Merkur*. Obwohl er sich sehr für fremde Länder interessierte und »eine große Zahl von Reisebeschreibungen und Berichten von Missionaren« las, »die in Indien und China tätig gewesen waren«, zeigte er persönlich wenig Neigung zum Reisen, und kann also wohl zu Recht als »arm chair traveller« bezeichnet werden. Angesichts dessen ist es interessant, dass die Schauplätze vieler seiner Werke »nicht in Deutschland und nicht in der Gegenwart« liegen, sondern vor allem im »klassischen Griechenland«, »in Spanien, Mexiko, Ägypten« oder in einem »märchenhaften Orient«.[11] In dem Roman *Der goldne Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte* (1772) durchwandert der junge Prinz Tifan »in der Gesellschaft des getreuen Dschengis zwey Jahre lang einen großen Theil von Asien«:

> Er lernte die *Natur* unter tausend neuen Gestalten kennen, und erstaunte über die mannichfaltigen Wunder, wodurch die *Kunst* sie nachzuahmen ja selbst zu übertreffen und zu verbessern sucht. Aber er erstaunte noch mehr zu sehen, daß der elende Zustand der Völker durchgehends desto größer war, je mehr Natur und Kunst sich zu vereinigen schienen, sie glücklich zu machen.[12]

11 Sven-Aage Jørgensen: *Wielands Antike und Morgenland*. In: *Internationaler Germanisten-Kongreß in Tokyo. Sektion 12: Klassik-Konstruktion und Rezeption. Sektion 13: Orientalismus, Exotismus, koloniale Diskurse*. Hrsg. von Yoshinori Shichiji. München 1991, S. 129-135; hier S. 130.

12 Hier zitiert nach der Erstausgabe und nicht nach der Überarbeitung letzter Hand (1794): [Christoph Martin Wieland:] *Der Goldne Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte. Aus dem Scheschianischen übersetzt*. 4 Theile. Leipzig 1772; hier: Dritter Theil, S. 191 f. (Hervorhebungen Y.T.).

Trotz der Bezeichnung des Romans als »wahre Geschichte« sind alle Schilderungen der fernen Länder und der dort herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, so plausibel sie auch klingen mögen, zwar aus vielem zusammengesetzt, was Wieland an anderer Stelle gelesen hatte, entsprechen aber in ihrer Gesamtheit keineswegs einem realen Asien zu irgendeiner Zeit. Jørgensen bemerkt dazu:

> Wichtig war ihm in seinen Werken nicht die Wahrheit im Sinne historischer Faktizität, sondern die ›poetische‹ Wahrheit [...]. Indem europäische Konflikte und Möglichkeiten in fremdem Gewande durchgespielt werden, bekommt die orientalische Welt genau wie die Antike die Funktion eines Spiegels, eines Gegenbildes und eines Wunschtraums.[13]

In gleicher Weise wie Wieland in seinem Staatsroman verfährt auch Friedrich Maximilian Klinger in seinen gesellschaftskritischen Romanen *Der Faust der Morgenländer* (1797) oder *Geschichte Giafars des Barmeciden* (1792-1794). Alle Werke dieser Art sind in ihrem Kern eurozentrisch, woraus der Untertitel von Klingers ›orientalischem‹ Roman *Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese* (1798) auch gar kein Geheimnis mehr macht: *Ein Beytrag zur Geschichte der europäischen Kultur und Humanität*. Man nimmt die ›Welt‹ also vornehmlich im Blick auf die eigene Situation und Lebenswelt zur Kenntnis, und versucht noch nicht, sie aus sich selbst heraus zu verstehen und für sich nutzbar zu machen, indem man mit ihr in eine wechselseitige Beziehung tritt.

Auch Goethe griff Stoffe aus ferngelegenen Ländern auf, in denen er nie gewesen war, so z.B. im *West-östlichen Divan* (1819) oder in den *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten* (1827). Doch anders als die vorgenannten Autoren verwendet er das von ihm bei Hafis oder den altchinesischen Dichtern Vorgefundene nicht als Dekor oder Kostüm, sondern geht einen Dialog mit ihnen ein. Wie wir wissen, war das Interesse des späten Goethe an der außereuropäischen Welt sehr groß, vor allem am Orient und an China. Etwas über die Gründe dafür erfahren wir aus seinem Gespräch mit Eckermann vom 31. Januar 1827 über einen chinesischen Roman, den er durch die Zeitschrift *Le Globe* kennengelernt hatte:[14]

> Die [chinesischen] Menschen denken handeln und empfinden fast eben so wie wir und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht. Es ist bei ihnen alles verständig, bürgerlich ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, so wie mit den englischen Romanen des Richardson. (FA II, 12, S. 223)

13 Jørgensen (Anm. 11), S. 134.

14 *Le Globe* vom 23.12.1826 und 27.1.1827. Es handelt sich dabei nicht um das Original, sondern um die französische Übersetzung des Romans *Ju-Kiao-Li ou les deux cousines*. Trad. par [Jean-Pierre] Abel-Rémusat. 4 vol. Paris 1826. – Die erste deutsche Ausgabe erschien kurz darauf (1827) in Wien: *Ju-Kiao-Li oder die beiden Basen. Ein chinesischer Roman. Mit einer Vergleichung der Chinesischen und Europäischen Romane als Vorrede.*

Im Vergleich damit werden die Lieder des Franzosen Pierre Jean de Béranger (1780-1857) sehr abwertend beurteilt: Im Gegensatz zum »Sittliche[n] und Schickliche[n]« des chinesischen Romans liege hier »ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde«. Es sei »höchst merkwürdig, daß die Stoffe des chinesischen Dichters so durchaus sittlich und diejenigen des jetzigen ersten Dichters von Frankreich ganz das Gegenteil sind« (FA II, 12, S. 224). Goethe war der Meinung, dass die Europäer das Sittliche und Schickliche – man könnte auch sagen: die allgemeine Humanität – in der Beschäftigung mit der chinesischen Kultur wieder neu erlernen müssten. Obwohl auch Goethe in der Auseinandersetzung mit der asiatischen Kultur den Blick auf Europa richtet, benutzt er diese nicht als ein Vehikel für etwas ihr im Grunde Fremdes, sondern nimmt sie ernst und will sie – primär unter dem Gesichtspunkt der Humanität – für die europäische Kultur fruchtbar machen.

Auf welchem Wege aber konnte und sollte so etwas geschehen? Als Goethe 1827 begann, seine Gedanken über ›Weltliteratur‹ zu formulieren, hatte sich die Welt gegenüber dem 18. Jahrhundert grundlegend verändert. Die Ausweitung des internationalen Handelsverkehrs, die zunehmende Technisierung der Welt, der immer schnellere grenzüberschreitende Ideenaustausch, die politischen Umwälzungen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege hatten Entwicklungen eingeleitet, die weder aufzuhalten noch rückgängig zu machen waren. Fritz Strich zufolge sind die Impulse der goetheschen Weltliteraturidee

> [...] die rollende Zeit, das Tempo und die Leichtigkeit des modernen Verkehrs zwischen den Völkern, ihr Verständigungs- und Friedensbedürfnis nach den Napoleonischen Kriegen, der übersteigerte Nationalismus der Romantik, das europäische Chaos und nicht zuletzt das Christentum als die Religion der Humanität, wie das 18. Jahrhundert es verstanden hatte.[15]

Unter diesen Umständen wurden für den alten Goethe vor allem drei Punkte programmatisch: 1. das Humanitätsideal der Aufklärung in die neue Zeit hinüberzuretten, 2. den veränderten Gegebenheiten des Literaturbetriebs mit einem neuen Konzept zu begegnen und 3. seine eigene Stellung in diesem Literaturbetrieb zu behaupten. Offenbar fiel es ihm jedoch nicht leicht, diese drei Punkte in einer in sich geschlossenen Definition von ›Weltliteratur‹ unterzubringen – vielleicht wollte er dies auch gar nicht. Die »ausweichende[n] Bemerkungen«,[16] die er macht, wenn er auf dieses Thema zu sprechen kommt, könnten auch darin ihre Begründung finden, dass »beim späten Goethe« nicht selten das, »was bedeutsam erscheinen soll, verrätselt«[17] wird.

Goethe sah in der Französischen Revolution, die von vielen seiner Landsleute begeistert begrüßt wurde, vor allem eine Bedrohung. Bei Gonthier-Louis Fink heißt es dazu:

15 Fritz Strich: *Goethe und die Weltliteratur*. 2., verbesserte u. ergänzte Aufl. Bern 1957, S. 53 f.
16 Strich (Anm. 15), S. 88.
17 Koch (Anm. 4), S. 4.

> [...] ihr Expansionismus, der schließlich auf Besitzergreifung und Vertreibung der anders denkenden Bürger hinauslief, strafte den kosmopolitischen Messianismus der Revolutionäre Lügen und bedrohte die Existenz der Bürger, die, wie die Masse der Emigranten in *Hermann und Dorothea* zeigt, der Herausforderung moralisch nicht gewachsen waren, da jeder nur an sich dachte.[18]

In der Folge der Napoleonischen Kriege kam es dann in den deutschen Ländern als Abwehrreaktion auf eine befürchtete, immer stärker werdende französische Kulturhegemonie zu wachsenden nationalistischen Tendenzen, die nicht zuletzt von vielen Vertretern der deutschen Romantik angeregt und geteilt wurden. Goethe, der weder die kulturelle Vorherrschaft der Franzosen begrüßte noch sich dem deutschen Nationalismus anschließen wollte, sah vor allem die Gefahr eines fortschreitenden Verlustes humaner Ideale. Auf diese Bedrohung antwortete er mit seiner Vorstellung vom ›Weltbürgertum‹.

Der ›Weltbürger‹ oder Kosmopolit ist für Goethe nicht derjenige, der seine eigenen als gültig deklarierten politischen Ziele anderen aufzwingen will, sondern der Begriff bezeichnet bei ihm »gleichsam eine Kategorie aufgeklärter Geister«, das »Dasein eines Menschen, der bürgerlich lebt, dessen Leben aber nicht von einer bürgerlichen Lokalität abhängig ist, weil das Bürgerliche so internalisiert wurde, daß die hier beschriebene ideale Existenz überall möglich ist«.[19] ›Weltbürgertum‹ zielt auf das allgemein Menschliche und entspricht der Haltung jener selbstlosen Menschlichkeit, in der man »mehr für andere als für sich selbst«[20] lebt. Damit geht er über die Definition in Campes *Wörterbuch der Deutschen Sprache* (1811) hinaus, wo es unter dem Lemma ›Weltbürger‹ heißt:

> [Dies ist] der Mensch, als ein Bürger oder freier Inwohner der Welt, d.h. der Erde, der Mensch, als Glied einer einzigen über die ganze Erde verbreiteten bürgerlichen Gesellschaft, der alle Menschen als Glieder derselben Gesellschaft, als Mitbürger betrachtet und behandelt (*Cosmopolit*). (S. 670)

Goethes Begriff des ›Weltbürgerlichen‹ spielt für seine Vorstellung von einer ›Weltliteratur‹ eine wichtige Rolle. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Propyläen* schreibt er beim Stellen einer Preisaufgabe für das Jahr 1801:

> Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden. (FA I, 18, S. 809)

18 Gonthier-Louis Fink: *Weltbürgertum und Weltliteratur. Goethes Antwort auf den revolutionären Messianismus und die nationalen Eingrenzungstendenzen seiner Zeit*. In: *Goethe und die Weltkultur*. Hrsg. von Klaus Manger. Heidelberg 2003, S. 173-225; hier S. 184f.

19 Helmut Koopmann: *Weltbürgertum*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 1133f.; hier S. 1133.

20 Aus der *Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens* am 30.1.1816; zit. nach Koopmann (Anm. 19), S. 1134.

Später betont er bezüglich der Aufgabe der ›Weltliteratur‹,

> […] daß nicht die Rede seyn könne, die Nationen sollen übereindenken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. (FA I, 22, S. 491)

Für Goethe richtet sich ›Weltliteratur‹ auf das »allgemein Menschliche«, jedoch nicht im Sinne einer die Besonderheiten verschiedener Kulturen ignorierenden oder gar negierenden Haltung, sondern in dem eines allgemeinen Austauschs und Verkehrs. In dem bekannten Brief an Thomas Carlyle vom 20. Juli 1827 schreibt er:

> Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. […] Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß ist es was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. (WA IV, 42, S. 268 f.)

Wollte man den humanen und auf interkulturellen Austausch angelegten Anspruch des goetheschen Weltliteratur-Begriffs auf die moderne Erscheinung der Globalisierung anwenden, so dürften wir keineswegs unter einer Globalisierung der Kulturen die Verallgemeinerung und Verbindlichkeit westlicher Werte für alle Regionen der Erde verstehen, sondern die Hinnahme der Unterschiede und die Toleranz ihnen gegenüber, so dass die »lebendigen und strebenden Literatoren« aller Länder – so Goethe 1828 – »einander kennen lernen und durch Neigung und Gemeinsinn sich veranlaßt finden gesellschaftlich zu wirken« (FA I, 25, S. 79).

Während in Goethes Brief an Carlyle lediglich von einem internationalen »Verkehr« die Rede ist, spricht er im Jahre 1830 dezidiert von »geistige[m] Handelsverkehr«:

> Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremdes gewahr geworden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freyen geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.
>
> Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr bald möglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen. (FA I, 22, S. 870)

In diesem Zitat wird deutlich, dass Goethe hinsichtlich der ›Weltliteratur‹ klar erkennt, dass es in dem neuen Literaturbetrieb des 19. Jahrhunderts sowohl um geistigen Austausch geht wie auch um Literatur als ›Ware‹:

> Weltliteratur ist [...] ein Geschäft und ein Verständigungsprozeß, ein durch Märkte und kulturelle Machtzentren determiniertes systemisches Geschehen auf der einen Seite, ein von Friedenssehnsüchten der Individuen und Völker getragenes Einigungsbemühen auf der anderen Seite.[21]

Wie sieht das in der Realität aus? Kaum bekannt ist, dass es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland – anders als im übrigen Europa – nicht wenige Verlage und Buchhändler gab, die ausländische Literatur in ihrer Originalsprache druckten oder importierten, wobei hier natürlich nicht die sogenannten toten Sprachen gemeint sind. Vor allem französische Autoren fanden stets problemlos Verleger und ihre Bücher waren für diese offenbar ein gutes Geschäft – die *lingua franca* des Adels und der gebildeten Welt war ja seit langem auch in Deutschland das Französische. Ebenso wurden italienische Autoren in der Originalsprache gedruckt und angeboten, allerdings in wesentlich kleinerer Zahl.

Was verwundert, ist das umfangreiche Angebot englischer Schriftsteller. Neben bekannten Namen wie William Shakespeare, Lawrence Sterne, Oliver Goldsmith oder Adam Ferguson finden sich nicht wenige heute vergessene Bücher wie etwa Edward Moores *Fables for the female sex* (1784). Um das Interesse des Publikums für *Ossian* zu wecken, legten Goethe und Johann Heinrich Merck in den Jahren 1773 bis 1777 eine vierbändige Ausgabe vor, die zunächst im Selbstverlag und dann mit den Erscheinungsorten Frankfurt und Leipzig »printed for J. G. Fleischer« erschien. Für diese Ausgabe radierte Goethe eigenhändig die Kupfertitel. Der erste Band wurde von Heinrich Christian Boie in einem Brief an Friedrich Wilhelm Gotter vom 23. Juni 1773 mit den Worten kommentiert: »Goethe hat den Ossian englisch nachdrucken lassen. Ein vortrefflicher Einfall!«[22]

Neben den Werken einzelner Autoren stehen Almanache, Anthologien und Zeitschriften in englischer Sprache, auch für das Erlernen des Englischen ist gesorgt. Im Jahre 1780 publiziert Carl Philipp Moritz *Drei Tabellen von der englischen Aussprache*, denen im selben Jahr eine *Anweisung zur englischen Accentuation* folgt. Vier Jahre später schließt sich diesen beiden Werken noch eine *Englische Sprachlehre für die Deutschen* an. Diese Liste ließe sich durch Verlagserzeugnisse aus Mainz, Göttingen, Berlin, Leipzig, Hamburg, Halle und sogar Wien beliebig erweitern.[23]

Übertroffen wird das alles von der Flut der Übersetzungen der Goethe-Zeit. Auf dem europäischen und speziell auf dem deutschen Literaturmarkt waren Über-

21 Koch (Anm. 4), S. 2.

22 Zit. bei Ernst Schulte-Strathaus: *Bibliographie der Originalausgaben deutscher Dichtungen im Zeitalter Goethes.* Nach den Quellen bearbeitet. Bd. 1, Abt. 1 (Bogen 1-17. Mit 81 Abb.). München, Leipzig 1913, S. 140. – Eine zweite, vermehrte Ausgabe des *Ossian* erschien 1783 bei demselben Verleger. Für das bessere Verständnis sollten dann – nicht mehr von Goethe und Merck – *Ossian's Tales for Use and Entertainment. Ein Lesebuch für Anfänger im Englischen* (Nürnberg 1784) sorgen.

23 Vgl. dazu *Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger Oster-Messe 1787 und von andern Ländern angeschaffet worden, und um beygesetzte billige Preise zu bekommen sind zu Göttingen bey Vandenhoeck und Ruprecht, Universitäts-Buchhändlern.* [Göttingen 1787], S. 98 (freundlicher Hinweis von Dr. Bernd Neumann, Kyoto).

setzungen von außerordentlicher Wichtigkeit, was Goethe früh erkannt hat. Er sah in der deutschen Sprache ein besonders geeignetes Medium, den gebildeten ›Weltbürgern‹ aller Länder fremdsprachige Literaturen zu vermitteln. Am 10. Januar 1825 äußerte er gegenüber Eckermann:

> Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses, und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen. (FA II, 12, S. 132)

Es gab im 18. und 19. Jahrhundert wohl kaum ein Land, in dem so viel aus fremden Sprachen übersetzt wurde wie in Deutschland. Deshalb konnte Goethe in dem bereits zitierten Brief an Carlyle schreiben:

> Wer die deutsche Sprache versteht und studirt befindet sich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher indem er sich selbst bereichert.
>
> Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht, und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen. (WA IV, 42, S. 270)

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass dieser »Wechseltausch« seit dem späten 18. Jahrhundert in immer größerem Maße durch Journale und Zeitschriften stattfand, deren immense Bedeutung für den »geistigen Handel« Goethe ebenfalls sehr klar erkannt hatte. Sie vermittelten ihm auch die Kenntnis darüber, wie die Übersetzung eigener Werke in fremde Sprachen von diesen Nationen aufgenommen wurde. Damit verbindet Goethe einen Gedanken, den er selber als neu empfand:

> Hier aber tritt eine neue, vielleicht kaum empfundene, vielleicht nie ausgesprochene Bemerkung hervor: daß der Übersetzer nicht nur für seine Nation allein arbeitet, sondern auch für die, aus deren Sprache er das Werk herüber genommen. (WA IV, 44, S. 140)

Diese Anmerkung zu einer englischen Übersetzung von Schillers *Wallenstein* in einem Brief an Carlyle vom 15. Juni 1828 verband Goethe mit der Überlegung, dass auf diese Weise das Werk eines Dichters im zeitlichen Abstand »durch eine wohlgeratene Übersetzung späterhin wieder als frisch belebt erscheint«.[24] Dies ist ihm vor allem deshalb wichtig, weil in dem neuen internationalen Kulturaustausch allzu viel viel zu hastig rezipiert wurde:

> Vorzüglich begegnet dies den Deutschen, die gar zu schnell alles was ihnen geboten wird, verarbeiten und, indem sie es durch mancherlei Wiederholungen umgestalten, es gewissermaßen vernichten.[25]

24 Zit. nach Strich (Anm. 15), S. 36.
25 Zit. nach ebd., S. 36.

Die sich hier andeutende Kritik am ›Veloziferischen‹ des Zeitalters ist konstitutiv für das Denken des späten Goethe. Bezogen auf Literatur findet es sich auch an anderer Stelle, verbunden mit einer Warnung vor den vorhersehbaren Folgen. Goethe befürchtete, dass nur noch das, was »der Menge zusagt […] sich gränzenlos ausbreiten und wie wir jetzt schon sehen sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen« werde (FA I, 22, S. 866), und so die breite Masse der Leser sich daran gewöhne, »in Mittelmäßigkeit zu verharren« (FA II, 10, S. 277).

Neben der Gefahr, von der so verstandenen ›Weltliteratur‹ selbst überschwemmt und womöglich ersäuft zu werden (siehe Goethes Brief an Zelter, 21.5.1828), neben der Gefahr, dass die deutsche Literatur letztendlich der Verlierer auf dem Weltliteraturmarkt sein könne,[26] sieht Goethe noch eine weitere Bedrohung durch die völlige Kommerzialisierung der Literatur, die die Autoren nur noch dem Diktat der Mode unterwerfe:

> Alles wird nur darauf angelegt, dem Leser oder Zuschauer von heute Beifall abzulocken, darunter geht die Eigenart des Schriftstellers zugrunde, das schöpferische Feuer sinkt zusammen; er verkauft seine literarische Ehre. Und was hat er davon? Er überreizt seine Arbeitskraft, seine Phantasie, und erschöpft sich vor der Zeit, zu ruhiger Überlegung, zu stiller Sammlung kommt er nicht, daher auch nie zu völliger Reife; so leuchten und gehen sie alle dahin wie Meteore, ein Blitz, ein Glanz, und alles ist vorüber. (FA II, 11, S. 242)

Ähnlich ablehnend stand Goethe auch anderen Erscheinungen der zunehmend von Technik und Industrie bestimmten Arbeitswelt gegenüber. In den Bänden 21-23 der Ausgabe letzter Hand veröffentlichte er 1829 die erweiterte, endgültige Fassung des Romans *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (Erstausgabe 1821), in der er eine Weberin sagen ließ:

> Das überhand nehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. […] Denken Sie daß viele Täler sich durch's Gebirg schlingen, wie das wodurch Sie herabkamen, noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor das Sie diese Tage her dort gesehen […]; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde. (FA I, 10, S. 713)

Trotz seiner Kritik an der Technisierung und Industrialisierung auch des Literaturmarktes gab Goethe seine Idee von einer ›Weltliteratur‹ nicht auf; er versuchte, deren Potential und die künftigen Möglichkeiten realistisch einzuschätzen und ihre Grenzen abzustecken:

> Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bey der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts anders von ihr erwarten als was sie leisten kann und leistet. (FA I, 22, S. 866)

26 Vgl. ebd., S. 41-44.

Was aber konnte die Weltliteratur jetzt noch leisten? Goethe sah die Internationalisierung des europäischen Literaturmarktes für seine eigene, durch die Romantik gefährdete Stellung in der literarischen Welt Deutschlands positiv und in ihr eine Gelegenheit, sich von der Masse abzuheben, der es nicht wie ihm um das allgemeine Höhere ging. Seine negative Sicht der Zeitgenossen zeigte er unverhüllt in einem Brief an Julius Eduard Hitzig vom 11. November 1829:

> Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht in's Allgemeine, Höhere. (FA II, 11, S. 192)

Dass eine solche Kritik Auseinandersetzungen mit den Attackierten auslösen werde, übersah Goethe nicht. Doch rechnete er, wie sein Brief an Sulpiz Boisserée vom 12. Oktober 1827 zeigt, fest auf die ausgleichende Wirkung der sich konstituierenden ›Weltliteratur‹:

> [...] daß dasjenige was ich Weltliteratur nenne dadurch vorzüglich entstehen wird, wenn die Differenzen, die innerhalb der einen Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der übrigen ausgeglichen werden. (WA IV, 43, S. 106)

Auch bezüglich seiner eigenen Situation gab er sich gelassen und reagierte auf die scharfen Angriffe Wolfgang Menzels in dessen Schrift *Die deutsche Literatur* (1828) ebenso lakonisch wie selbstsicher mit einer Bemerkung in einem Brief an Zelter vom 31. Dezember 1829: »Wegen eines unsrer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren, die Nachbarn nehmen uns in Schutz« (FA II, 11, S. 215).

Man sieht also, dass Goethe den Begriff ›Weltliteratur‹, wenn es ihm angemessen erscheint, auch ›strategisch‹[27] einsetzte. In diesem Sinne blieb sein Verständnis von ›Weltliteratur‹, auch wenn er darunter nicht nur die europäischen Literaturen verstand, durchaus eurozentrisch. Um noch einmal Fritz Strich zu zitieren:

> Der Widerspruch ist wohl so zu lösen: Die Weltliteratur ist nach Goethe *vorläufig* nur eine europäische. Sie ist im Begriff, sich in Europa zu verwirklichen. Eine europäische Literatur, also eine zwischen den Literaturen Europas und zwischen den europäischen Völkern vermittelnde und ausgetauschte Literatur, ist die erste Stufe der Weltliteratur, die sich, von hier aus beginnend, zu einem immer weiter um sich greifenden und endlich die Welt umfassenden Komplex erweitern wird. Weltliteratur ist ein werdender und wachsender Organismus, der sich aus dem Keim der europäischen Literatur entwickeln kann. Goethe selbst begann ja auch bereits mit seinem *West-östlichen Divan*, der die Brücke zwischen Orient und Okzident schlagen wollte, ihr die asiatische Welt einzugliedern.[28]

27 Vgl. dazu Koch (Anm. 4), S. 232 u. 249.

28 Strich (Anm. 15), S. 29 f. Was aber ist nach Goethes Tod von seinen Vorstellungen wach geblieben? Karl Otto Conrady vertritt die Meinung, dass, da der Literaturkritiker Carlyle Goethes Gedanken aufnahm, dessen Wunsch nach ›Weltliteratur‹ – im Sinne des geistigen Austauschs der Nationen – Gehör gefunden habe (Karl Otto Conrady: *Goethe.*

Wie Grisebachs Beispiel und zahlreiche daran orientierte Büchersammlungen zeigen, hat sich letztlich nicht so sehr Goethes Idee von ›Weltliteratur‹ als *sich gegenseitig befruchtendem Verkehr* durchgesetzt, sondern eher Wielands Auffassung von Literatur als *geistigem Besitz*. Dass das nicht nur in Europa so ist, zeigt das Beispiel meiner Heimat Japan: Dort wird zwar außerordentlich viel ausländische Literatur übersetzt, aber nur selten im Original gelesen, und in den Bibliotheken stehen die »Werke der japanischen Literatur« von den »Werken der Weltliteratur« separiert, wobei hinzuzufügen ist, dass man in Japan unter dem Wort ›Welt‹ das Ausland versteht.

Auf der anderen Seite ist es deutschen Lesern, wenn sie nicht Japanologen sind, von vornherein verwehrt, japanische Literatur im Original kennenzulernen. Hier wird besonders deutlich, wie sehr man auf Übersetzungen und gegenseitige Hilfe angewiesen ist. Damit gewinnt ein Gedanke, den Werner Keller in seinem Grußwort zum 50. Jahrbuch der japanischen Goethe-Gesellschaft formulierte, erneut an Aktualität:

> Goethe sprach in den *Wanderjahren* als erster von »Weltfrömmigkeit«, von jener Gesinnung, die, frei von jeder dogmatischen Bindung, willens ist, nicht nur dem Nachbarn, sondern gleicherweise dem »*fernen* Nächsten« beizustehen.[29]

Leben und Werk. Frankfurt a. M. 1987, Teil 2, S. 504). In Wahrheit jedoch interpretierte Carlyle Goethes weltanschaulich-literaturprogrammatische Intentionen um, da für ihn als Briten »die Prinzipien der Wahrheit und der Nützlichkeit als dasjenige eines humanen Idealismus einerseits und eines bürgerlichen Pragmatismus andererseits bereits in unüberbrückbarem Gegensatz« standen; vgl. Peter Weber: *Weltliteratur.* In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 1134-1137; hier S. 1137.

29 Werner Keller: *Gratulation zum 50. Goethe-Jahrbuch*. Tokyo 2008, S. 5.

DIETER BORCHMEYER

Iphigenien. Goethe und die Tradition eines Mythos

Auf dem Zuge nach Troja, an dem sich die Griechen für die Entführung Helenas durch den trojanischen Prinzen Paris kriegerisch rächen wollen, wird ihr Heer im Hafen von Aulis wegen einer von Artemis verhängten lähmenden Windstille aufgehalten. Nur durch die Opferung Iphigenies, der ältesten Tochter Agamemnons, des Feldherrn und Bruders von Menelaos, dem Paris die Gattin geraubt hat, könne die wegen einer Lästerung Agamemnons erzürnte Göttin – so verkündet der Seher Kalchas – besänftigt werden und das Heer seinen Kriegszug fortsetzen. Unter dem Vorwand ihrer bevorstehenden Verlobung mit Achill wird Iphigenie mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder Orest nach Aulis gelockt. Dort erfährt sie bald, was ihr in Wirklichkeit bevorsteht. Kniefällig fleht sie den Vater an, ihr das Leben zu lassen.

Mein Vater, hätt ich Orpheus' Mund, könnt ich
Durch meiner Stimme Zauber Felsen mir
Zu folgen zwingen, und durch meine Rede
Des Menschen Herzen, wie ich wollte, schmelzen,
Jetzt würd ich diese Kunst zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunst sind Tränen,
Die hab ich und die will ich geben! Sieh,
Statt eines Zweigs der Flehenden leg ich
Mich selbst zu deinen Füßen – Töte mich
Nicht in der Blüte! – Diese Sonne ist
So lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit
Zu sehen, was hierunten ist! – Ich wars,
Die dich zum ersten Male Vater nannte,
Die erste, die du Kind genannt, die erste,
Die auf dem väterlichen Schoße spielte
Und Küsse gab und Küsse dir entlockte.

[…]

Du hasts vergessen, du, und willst mich töten.
O nein! bei Pelops, deinem Ahnherrn! Nein!
Bei deinem Vater Atreus und bei dieser,
Die mich mit Schmerzen dir gebar und nun
Aufs neue diese Schmerzen um mich leidet!

[…]

O gönne mir dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,

Daß ich *ein* Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Toten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannst du auch wenig tun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannst du doch. Er soll
Die Schwester nicht ums Leben bringen, sag ihm.
Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh, Vater! Eine stumme Bitte richtet er
An dich – Laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bei deinen Wangen flehen wir dich an,
Zwei deiner Lieben, *der* unmündig noch,
Ich eben kaum erwachsen! Soll ich dirs
In *ein* herzrührend Wort zusammenfassen?
Nichts Süßers gibt es, als der Sonne Licht
Zu schaun! Niemand verlanget nach da unten.
Der raset, der den Tod herbeiwünscht! Besser
In Schande leben, als bewundert sterben.[1]

Agamemnon ist jedoch nicht umzustimmen: Griechenland zwingt ihn zu der grausamen Tat. Und Iphigenie wächst zur erhabenen Märtyrergestalt empor. Freiwillig entschließt sie sich, für Hellas zu sterben. Doch Artemis ersetzt im Moment der Opferung das Mädchen durch eine Hirschkuh und entrückt Iphigenie – wie wir wissen: auf die heutige Halbinsel Krim, wo das barbarische Volk der Taurer lebt.

Von wem aber stammen die soeben zitierten Verse, die – im Sinne der *Poetik* des Aristoteles, der als Grundgesetz der griechischen Tragödie die Erregung von Furcht und Mitleid und deren Reinigung oder Lösung in der Katharsis bestimmt hat – nicht nur das Mitleid Agamemnons, sondern auch die Tränen des Zuschauers erwecken sollen und erweckt haben? Das war große deutsche Bühnensprache, die eigentlich von niemandem als von Schiller stammen kann. Richtig: So redet Schillers Iphigenie. Schillers Iphigenie? Gibt es neben Goethes Iphigenie denn auch eine andere – von seinem literarischen Weggefährten?

Tatsächlich hat Schiller 1788, zwei Jahre nach Goethes endgültiger Fassung seiner *Iphigenie auf Tauris*, eine Übertragung der euripideischen *Iphigenie in Aulis* geschrieben. Sie ist von den Gelehrten vielfach getadelt worden, weil sie sich überwiegend auf lateinische, französische und andere deutsche Übersetzungen stützt und kaum auf das griechische Original. »Der antike Geist blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand«, bemerkte schon Wilhelm von Humboldt mit einer Mischung aus Ver- und Bewunderung.[2] Freilich kann man Schillers *Iphigenie* nur gerecht werden, wenn man sie nicht als Übersetzung im philologischen Sinne, sondern als schöpferische Anverwandlung und Metamorphose des euripideischen Originals, mithin selbst als Original liest.

1 Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke in 5 Bänden*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hrsg. von Peter-André Alt, Albert Meier u. Wolfgang Riedel. München, Wien 2004. Bd. III, S. 335 f.

2 Wilhelm von Humboldt: *Vorerinnerung. Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung*. In: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*. Hrsg. von Siegfried Seidel. Berlin 1962. Bd. I, S. 1-39; hier S. 10.

Aristoteles hat im 15. Kapitel seiner *Poetik* die fehlende Charakterkonsistenz in der euripideischen *Iphigenie in Aulis* kritisiert: Die bittflehende Iphigenie habe nichts mit der Gestalt gemeinsam, zu der sie sich im weiteren Verlauf des Stückes entwickle. Hier denkt der Grieche Aristoteles paradoxerweise moderner, psychologischer, Schiller hingegen antiker. Was Aristoteles und andere auf seinen Spuren »an dem Charakter Iphigeniens tadeln«, schreibt Schiller in den Anmerkungen zu seiner Übertragung, »wäre ich sehr versucht, dem Dichter als einen vorzüglich schönen Zug anzuschreiben; diese Mischung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus ist ein wahres und reizendes Gemälde der Natur«.[3]

Schiller rechtfertigt hier an der Gestalt der euripideischen Iphigenie einen Grundzug seiner eigenen weiblichen Figuren, ob es sich um Luise in *Kabale und Liebe*, Elisabeth in *Don Carlos*, Thekla im *Wallenstein*, Maria Stuart oder Johanna in der *Jungfrau von Orleans* handelt: den ›Übergang‹ von weiblicher Zärtlichkeit und Anhänglichkeit ans Leben zu todesentschlossenem Heroismus. Oder mit den eigenen Kategorien der ästhetischen Abhandlungen Schillers ausgedrückt: die Wandlung der »schönen Seele« – in der »Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren«[4] – zur »erhabnen Seele«. Als eine solche hat Achilles Iphigenie in Schillers Übersetzung selbst bezeichnet.[5] In der erhabenen Seele aber setzen sich Vernunft und Pflicht über Sinnlichkeit und Neigung hinweg – bis hin zu deren gänzlicher Aufopferung. »Das Erhabene verschafft uns«, so Schiller in seinem Traktat *Über das Erhabene*, »einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählich [...], sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte«.[6] Das gilt für Iphigenie wie etwa für Maria Stuart, welche sehr bewusst nach diesem Modell des erhabenen Charakters und seines ›Heldenentschlusses‹ gestaltet ist. »Man löst sich nicht allmählich von dem Leben!«, bemerkt Hanna Kennedy über Maria Stuart vor deren Hinrichtung. »Mit *einem* Mal, schnell augenblicklich muß / Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem / und Ewigem« (V. 3402-3405).[7] Das ist eine genaue poetische Entsprechung zu dem soeben angeführten Zitat aus dem Traktat *Über das Erhabene*.

Kein Zweifel – dem, was wir unter klassisch verstehen, entspricht eher die schöne als die erhabene Seele, welche die Ausgewogenheit zwischen spiritueller und sensueller Welt hinter sich lässt. Goethe und Schiller haben gern ihr klassisches Ideal in die Gestalt der »schönen Seele« projiziert, und diese schöne Seele ist in der Regel weiblichen, die erhabene aber männlichen Geschlechts. Doch derartige das herkömmliche bürgerliche Frauenbild konservierende Äußerungen sind zwar theoretisch, aber mitnichten für die poetische Praxis Goethes und Schillers wirklich repräsentativ. Ihre Frauen sind weit emanzipierter (im Sinne einer Überschreitung

3 *Schiller* (Anm. 1), Bd. III, S. 349.
4 Ebd., Bd. V, S. 468 (*Über Anmut und Würde*).
5 Ebd., Bd. III, S. 344.
6 Ebd., Bd. V, S. 799.
7 Ebd., Bd. II, S. 663.

der ihnen von der Konvention zugeordneten Geschlechtsrolle), als das Vorurteil wissen will.

Alle drei attischen Tragiker haben eine *Iphigenie in Aulis* geschrieben, aber nur die euripideische hat sich erhalten und ist in ihrer Authentizität umstritten. Seit der Antike ist die Kritik an ihr nicht verstummt. Auch Schiller stimmt trotz seiner Verteidigung der Charakterzeichnung Iphigenies in den Chor der Kritiker ein und bemerkt: »Diese Tragödie ist vielleicht nicht die tadelfreieste des Euripides, weder im ganzen, noch in ihren Teilen«.[8] Ihre vermeintlichen Brüche hat man darauf zurückgeführt, dass sie eines der letzten Stücke des Dichters und wahrscheinlich erst postum von seinem gleichnamigen Neffen oder Sohn für die Bühne ergänzt und spielfähig gemacht worden sei. Auch byzantinische Gelehrte könnten ihre schreibenden Hände im Spiel gehabt haben. Der Schluss mit dem Botenbericht von der wunderbaren Entrückung Iphigenies ist offensichtlich spätere Zutat; Schiller hat ihn als außerhalb der »dramatischen Handlung« liegend (so seine Fußnote) bezeichnenderweise nicht übersetzt und lässt das Stück mit Iphigenies Abschied von der Mutter, dem Chor und der »Geliebte[n] Sonne« enden.[9] Im Original scheint Artemis als *dea ex machina* aufgetreten zu sein und Klytaimnestra mit der Verheißung getröstet zu haben (drei Verse haben sich davon erhalten), sie werde das Mädchen entrücken und stattdessen eine Hirschkuh schlachten lassen.

In sehr viel höherem Ansehen als die aulische steht bei antiken und modernen Philologen jene andere, Jahre zuvor verfasste *Iphigenie*, die von der Chronologie des mythischen Geschehens her die Fortsetzung der *Iphigenie in Aulis* ist: *Iphigenie bei den Taurern*. Umgeben von einem Chor griechischer Frauen, tritt Iphigenie als Priesterin eines barbarischen Artemis-Kults auf, der sie zwingt, alle Fremden, die es hierher verschlägt, der Göttin zu opfern. Dieses Schicksal droht auch ihrem unerkannten Bruder Orest. Dieser hat seine Mutter Klytaimnestra getötet, um ihren Mord an dem aus dem Trojanischen Krieg heimgekehrten Agamemnon zu vergelten. Von den Erinnyen, den Rächerinnen des Muttermords, gejagt und in den Wahnsinn getrieben, gelangt Orest auf Geheiß Apolls mit seinem Freund Pylades ins Taurerland, um das dortige Kultbild der Artemis nach Attika zu entführen, wo ihm ein neuer Kult gestiftet werden soll. Das ist die Bedingung der Befreiung Orests von der Verfolgung durch die Erinnyen. Dieser Ausgangspunkt des Geschehens verbindet die taurischen Iphigenien von Euripides und Goethe, deren Handlung freilich in wesentlich verschiedenen Bahnen verläuft.

Ein Handlungszug des euripideischen Dramas, der in Christoph Willibald Glucks *Iphigénie en Tauride*, die im selben Jahr 1779 ihre Pariser Uraufführung erlebt hat wie Goethes Prosa-*Iphigenie* ihre Weimarer, noch eine bedeutende Rolle spielen wird, ist bei Goethe eliminiert: Iphigenie will einen der beiden Freunde, die sie zur Opferung weihen soll, retten, damit er einen Brief von ihr in die Heimat bringen kann. Der von den Erinnyen geplagte Orest verzichtet zugunsten von Pylades auf die Überlebenschance. Pylades verpflichtet sich durch einen Eid, den Brief Iphigenies zu überbringen. Doch was ist, sollte er ihn etwa bei einem Schiffbruch verlieren? Er muss über seinen Inhalt informiert sein. Deshalb verliest Iphigenie den

8 Ebd., Bd. III, S. 348.
9 Ebd., S. 347.

Brief – und es kommt zu einer der großen Anagnorisis-Szenen der dramatischen Weltliteratur, die schon von Aristoteles gerühmt worden ist. Sie bildet die Peripetie der Handlung.

Mit ihr setzt Iphigenies *mechánema* (Intrige) ein: Die Geschwister planen die Flucht mit dem Kultbild der Artemis, indem Iphigenie zur List der angeblich notwendigen Reinigung des durch den Muttermörder Orest befleckten Kultbilds greift, zu welcher Thoas die Erlaubnis erteilt. Bei Euripides ist es also, im Gegensatz zu Goethe, bei dem Pylades der Erfinder der Intrige ist, Iphigenie, die sich den Betrug ausdenkt, denn, so heißt es in V. 1052, es ist die ungewöhnliche Fähigkeit der Frauen, hinterhältige Pläne auszuhecken: δειναὶ γάρ αἱ γυναῖκες εὑρίσκειν τέχνας. Ein größerer Gegensatz als zwischen der listenreichen euripideischen und der von unbedingtem Wahrheitsethos erfüllten goetheschen Iphigenie ist kaum denkbar. Doch die Flucht misslingt und erst das Eingreifen Athenes führt das glückliche Ende herbei.

Man hat sich gefragt, warum Euripides die gut vorbereitete Flucht misslingen lässt, denn dann hätte er sich die ›Notlösung‹ der *dea ex machina* ersparen können. Doch das ist ganz uneuripideisch gedacht: Der Dichter braucht das Eingreifen der Göttin, damit sie die Stiftung eines neuen Kults initiieren kann. Orest soll das den Taurern entführte Kultbild nach Halai bringen und für die nunmehr Artemis Tauropolos genannte (›von den Taurern stammende‹) Göttin einen Tempel erbauen, Iphigenie aber in Brauron südlich von Halai als Priesterin der Artemis dienen. Tatsächlich hat diese literarische Kultstiftung auf den Artemiskult in Griechenland einen gewissen Einfluss ausgeübt.

Deutlich liegt Euripides an einer Humanisierung des Mythos: Der barbarische Kult der Taurer soll, das ist der Sinn der Kultstiftung Athenes (bezeichnenderweise der Schutzgöttin und Namensgeberin Athens), durch eine neue, spezifisch griechische Art der Götterverehrung überwunden werden. Sie war es ja bereits, welche am Altar zu Aulis als Opfer eine Hirschkuh substituierte – in gewisser Weise vergleichbar Abrahams Beinahe-Opferung Isaaks, der als Opfer durch einen Widder ersetzt wird: hier wie da die Überwindung des Menschenopfers als Bestandteil eines überständigen Kultes. Auch die Blutrache ist in der taurischen *Iphigenie* Bestandteil einer überholten Göttervorstellung. Deshalb wird der Schluss der aischyleischen *Orestie* noch einmal aufgemacht, das Urteil auf dem Areopag revidiert: Orest hat dort noch nicht Entsühnung erfahren, sondern wird einer weiteren Prüfung mit dem Ziel einer neuen Kultstiftung ausgesetzt, durch die er endgültig – wiederum durch Athena – entsühnt wird.

Iphigenie ist in der Tragödie des Euripides zutiefst irritiert durch die »sophísmata« der Göttin Artemis (V. 380): dass diese sie vom Opferaltar in Aulis gerettet hat und im Taurerland in ihrem Namen geschehen lässt, was sie in Griechenland verabscheut, dass also ausgerechnet die vom Menschenopfer Errettete andere Menschen zum Opfer weihen (wenngleich nicht selber opfern) muss. Sie gelangt jedoch zu der Überzeugung, dass die grausamen Göttermythen – wie das Mahl des Tantalos – unglaubwürdig, »ápista«, sind, dass die Menschen ihre eigene Schlechtigkeit nur in die Götter und die Göttin projizieren: ἐς τὴν θεὸν τὸ φαῦλον ἀναφέρειν δοκῶ. Kein Gott könne doch schlecht sein: οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν (V. 390 f.). Orest hingegen ist der Meinung, dass bei den Göttern wie bei den Menschen große Verwirrung

herrscht: πολὺς ταραγμὸς ἔν τε τοῖς θείοις ἔνι / κἀν τοῖς βροτείοις (V. 572 f.). Deshalb sei man verloren, wenn man auf Sehersprüche setze.

Mit dieser Sicht Orests – die sich auch in anderen euripideischen Dramen findet – beginnt jene rationalistische Mythendemontage, die Destruktion des Mythos als Trug und Betrug im Namen der Vernunft, die zwei Jahrtausende später etwa die Mythendramen Voltaires dominieren wird. Doch das ist nicht die Position des Euripides, erfahren wir doch in der taurischen *Iphigenie*, dass die Göttin das Opfer Iphigenies gar nicht gefordert hat, sondern dass dies nur eine Wahnidee des Sehers Kalchas war – ganz entsprechend dem Glauben Iphigenies, dass die Menschen nur ihre eigene Verderbtheit in die Götter projizieren – eine Vorstellung, die für die Rezeption des Mythos im 17. und 18. Jahrhundert von hoher Bedeutung sein wird.

Die Humanisierung des Mythos, die Euripides anstrebt, wird vom Drama der Aufklärung, zumal aber von Goethe, zu Ende gedacht: Steht die Humanität bei Euripides auf der griechischen Seite (daher die Stiftung eines neuen Kults dortselbst), so sind bei Goethe auch die von Euripides durchweg negativ gezeichneten Barbaren als Menschen dargestellt, deren humanes Niveau durchaus dem der Griechen entspricht, ja vielfach höher angesiedelt ist, wenn man auf die Kettenfolge des Grausamen und Bösen im Atridengeschlecht zurückblickt. Deshalb fühlt sich Goethes Iphigenie Thoas gegenüber auch zur Wahrheit verpflichtet, während die euripideische Iphigenie keine moralischen Bedenken hegt und zu hegen braucht, den Barbarenherrscher zu betrügen. Noch die Iphigenie in Johann Elias Schlegels Trauerspiel *Orest und Pylades* (1737), das Goethe bekannt gewesen sein mag, entscheidet sich ohne Hemmung für den ›Betrug‹:

> Ich hasse List und Trug, den man an Freunden übet.
> Doch den gemeinen Feind, der Griechenland betrübet,
> Und der durch Grausamkeit der Göttinn unwerth ist;
> Wer diesen hintergeht; da lob ich Trug und List.[10]

Die Abweichungen gegenüber der taurischen *Iphigenie* von Euripides gehen in Goethes Iphigeniendrama nicht auf ihn allein zurück, sondern haben sich im Laufe der Überlieferung des Mythos im 17. und 18. Jahrhundert zumal in Frankreich herausgebildet. (Schon den Titel seines Dramas formuliert Goethe in Anlehnung an die französischen Vorgänger: Statt »bei den Taurern« heißt es bei ihm »auf Tauris«, das er offenbar für eine Insel hält, entsprechend dem »en Tauride« im Titel der französischen Dramen.)

Die Tragiker des 17. Jahrhunderts hatten den Iphigenienstoff in die Sphäre höfisch-absolutistischer Staatsaktion und Repräsentation übertragen. Jean de Rotrous (1640) und Jean-Baptiste Racines (1674) aulische *Iphigenien* (die auf die euripideische *Iphigenie in Aulis* zurückgehen) sind die Exponenten dieser Epoche. Racine, der auch noch eine taurische *Iphigenie* skizzierte, war für das deutsche Theater der Aufklärung bekanntlich einer der paradigmatischen Autoren. Seine *Iphigénie* wurde

10 Johann Elias Schlegel: *Orest und Pylades, ein Trauerspiel.* In: ders.: *Werke.* Hrsg. von Johann Heinrich Schlegel (1764-1773). Reprint der Ausgabe Kopenhagen, Leipzig 1771. Frankfurt a. M. 1971. Bd. I, S. 1-68; hier S. 53.

1732 von Johann Christoph Gottsched übersetzt. Von Racine entlehnt Goethe übrigens den Namen des Arkas, der in den antiken Quellen nicht vorkommt.[11]

Wie bei Euripides befindet sich Goethes Iphigenie im Exil – »das Land der Griechen mit der Seele suchend« (V. 12).[12] Sie ist losgerissen von der Heimat und zudem wird sie im Verlauf der dramatischen Handlung erfahren müssen, dass diese Heimat – als das, was sie einmal war – unwiederbringliche Vergangenheit ist. Der Schauplatz des Dramas ist die Fremde. Sie bedeutet für Iphigenie den Verlust »selbstbewußten Lebens« (V. 110), der Selbstbestimmung ihrer Person im Sinne eines der wesentlichen Postulate der Aufklärung.

Die Situation der Vertreibung, die ihr diese Selbstbestimmung verwehrt, ist für Iphigenie eins mit der herkömmlichen Rolle der Frau, gegen die sie – nach dem Modell der Frauenklagen in den Tragödien des Euripides, zumal in der *Medea* – immer wieder aufbegehrt. »Ich bin so frei geboren als ein Mann«, betont sie Thoas gegenüber (V. 1858). Für die Macht des Eros, die aus ihrer Sicht meist zur Unterdrückung der Frau geführt hat, ist Iphigenie – anders als ihre Namensschwester vor allem in der aulischen *Iphigenie* des Euripides – ganz unempfänglich. Weiblichkeit äußert sich in ihr nur als Schwesterlichkeit. Das ist der Grund für ihre tiefe Verbundenheit gerade mit der jungfräulichen Artemis (Diana), die ganz in der Beziehung zu ihrem Bruder Apoll aufgeht:

Du liebst, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendest dein jungfräulich Angesicht
Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still.
(V. 1321-1324)

Schon die taurische Iphigenie des Euripides betet in diesem Sinne zu Artemis: »Auch du liebst deinen Bruder, Göttin. Glaube mir, / die gleiche Liebe bindet mich an die Geschwister!« (V. 1401 f.).[13]

Iphigenie verwirft die Ehe mit Thoas, weil sie durch diese für immer von der Heimat ferngehalten würde und weil sie sich überhaupt gegen die Rolle der Frau im weithin glück- und ehrlosen Schatten des Mannes sträubt. Die selbstbewusste Virginität Iphigenies, die entschlossene Selbstbewahrung ihrer Person, prägt ihr Verhältnis zu Göttern wie Menschen, hat ethische, religiöse wie politische Aspekte. Dass sie eine herrschaftsgewohnte Männerwelt durch ihr Verhalten völlig verwirrt, zeigt zumal die Reaktion des Königs. Thoas versucht ihre Ehefeindlichkeit als typisch weibliche Laune abzutun:

Tu' was dein Herz dich heißt;
Und höre nicht die Stimme guten Rats

11 Hier und im Folgenden greife ich zurück auf den Kommentar in Johann Wolfgang Goethe: *Dramen 1776-1790* (= FA I, 5). Hrsg. von Dieter Borchmeyer. Frankfurt a. M. 1988; bes. S. 1309-1321.

12 Die Zitate stammen mit Versangabe aus der FA I, 5.

13 Euripides: *Iphigenie im Lande der Taurer.* In: ders.: *Tragödien. Vierter Teil: Elektra, Helena, Iphigenie im Lande der Taurer, Ion.* Griechisch u. deutsch von Dietrich Ebener. Mit 7 Tafeln. Berlin 1977, S. 244-343; hier S. 333.

Und der Vernunft. Sei ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
(V. 463-467)

Dieser Vorwurf verfehlt durchaus die empfindsame Vernunfthaltung Iphigenies. Was Thoas ihr vorhält, trifft eher für ihn selber zu, setzt er doch wenig später aus verdeckter Rache das – auf das Zureden Iphigenies hin – suspendierte Menschenopfer wieder in Kraft, freilich auch in der verhüllt erpresserischen Absicht, Iphigenie doch noch zum Jawort zu bewegen.

Das mythische Motiv des Menschenopfers, wie es durch seine biblische Überlieferung in der Geschichte von Jephtas Tochter aus dem *Buch der Richter* 10,6-12,7 und vor allem in der Erzählung von der abgewendeten Opferung Isaaks im *1. Buch Mose* 22 jedem Christen vertraut war, hat in der Dramatik – vor allem in der Oper – des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt. Es sei nur an die beiden Iphigenienopern Glucks und an Mozarts *Idomeneo* (1781) erinnert. Immer geht es hier um ein durch das Eingreifen der Götter endlich aufgehobenes Blutritual. Dieses göttliche Entgegenkommen ist die mythische Garantie für die Tendenz des aufgeklärten Dramas, den Mythos selbst auf ein ›humanes‹ Maß zu reduzieren, ihn nicht als Gegenspieler der Vernunft, sondern als deren andere Seite zu rechtfertigen.

Die Aktualität des anscheinend längst überholten Menschenopferthemas in der Dichtung des 18. Jahrhunderts ist nur von seinen politischen Implikationen her voll zu begreifen. Schon in Racines *Iphigénie* (1674) ist das Menschenopfer keineswegs allein grausame göttliche Willkürforderung. Nicht diese, sondern die Machtgier der Griechen ist die Erstursache der unheilvollen Verstrickungen. Das jedenfalls hält Clytemnestre Agamemnon vor. Die Grausamkeit der Götter erkläre sich aus einer Missdeutung der Orakel, sei nichts anderes als der Deckmantel menschlicher Willkür und Grausamkeit. Der gerechte Himmel soll sich durch einen Mord geehrt fühlen und am Blut der Unschuld weiden? »Le ciel, le juste ciel, par le meurtre honoré, / Du sang de l'innocence est-il donc altéré?« (IV/4). Hier deutet sich schon die Überzeugung der goetheschen Iphigenie an:

Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt: er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
(V. 523-526)

Dies ist eine unverkennbare Reminiszenz an die zitierte Einsicht der euripideischen Iphigenie, dass die Grausamkeit der Götter nur die Projektion der von ihr getriebenen Menschen ist.

Das Menschenopfer muss dem aufgeklärten Denken als der absurdeste Verstoß gegen die Grundbestimmung des Menschen erscheinen: dass er selbst Zweck, nie eines anderen Zweck ist, mithin als grausigste Chiffre religiös-politischer Fremdbestimmung. Am Schluss von Schlegels *Geschwistern in Taurien* ist es der Oberpriester Hierarchus, der den auf Menschenopfern beruhenden Götterdienst aufhebt

und den mit dem Kultbild Dianas entschwindenden – die Taurer also entgöttert zurücklassenden – Geschwistern versichert: »Hier soll kein Grieche mehr durch uns geopfert werden; / Ihr selbst seyd Opfer werth, und Götter auf der Erden«.[14] Am Ende von Glucks *Iphigénie en Tauride*, welche auf die gleichnamige Tragödie von Guimond de la Touche (1757) zurückgeht, ist es Diana (bezeichnenderweise nicht mehr die kultstiftende Athene wie bei Euripides), die den Skythen ihr Kultbild nimmt, da sie durch den barbarischen Brauch des Menschenopfers ihr ›menschliches‹ Bild geschändet sieht. Die Götter werden hier vollends zu Projektionen der Humanität. Diesen Weg der ›Rettung‹ des Mythos im Geiste aufgeklärter Humanität schlägt auch Goethe in seiner *Iphigenie* ein.

Ganz und gar auf ihr ›Erweckungserlebnis‹ – die Entrückung vom Opferaltar zu Aulis nach Tauris durch die Göttin Artemis/Diana – bauend, wähnt Iphigenie sich lange in gänzlichem Einvernehmen mit den Göttern, glaubt sie, dass diese ihre Familie ebenso glücklich bewahrt haben, wie Artemis sie selbst gerettet hat. Zug um Zug wird indessen dieser optimistische Glaube zunichte gemacht. Sie muss erfahren, dass der geliebte Vater durch die eigene Gattin ermordet, diese von ihrem Sohn erschlagen worden ist – ganz im Stile ihrer Vorfahren, der meuchelmörderischen Tantaliden. Und nun soll sie auch noch – so verlangt es Pylades, der Freund ihres Bruders Orest – König Thoas vorlügen, das Kultbild der Diana müsse ans Meer gebracht werden, um dort kultisch gereinigt zu werden, in Wirklichkeit: damit die Griechen es rauben können. Als Iphigenie also durch die von ihr verlangte Lüge ebenfalls in den Zwangszusammenhang des Verbrechens ihrer Vorfahren hineingezogen zu werden droht, erwacht ihr Zweifel an dem sinnvollen Walten der Götter. In dieser Situation am Ende des vierten Aufzugs singt sie das »Lied der Parzen […] / Als Tantalus [Iphigenies Ahnherr] vom gold'nen Stuhle fiel« (V. 1720-1766).

In diesem Lied, in dem der Hass der Titanen auf die Olympier nachwirkt, wird – wie im *Prometheus* des jungen Goethe – die Willkürherrschaft der Götter zum Ausdruck ungerechter irdischer Herrschaft, noch unaufgeklärt-absolutistischer Regierung. Die Götter brauchen die Herrschaft, »wie's ihnen gefällt« (V. 1731); wen sie heute erheben, den stürzen sie morgen. Dass die gleichen Maßstäbe auf Religion (Götter) und Politik (Herrschende) angewandt werden, zeigt Iphigenies Auftritt nach dem Parzenlied. »Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied«, hält Thoas ihr vor (V. 1821). Gemeint ist Iphigenies Anklage gegen irdische Machtüberheblichkeit. Mit den gleichen Argumenten und Bildern lehnt sie sich gegen Götter- und Herrscherwillkür auf. So findet auch das von ihr ersehnte neue Verhältnis zwischen Mensch und Gottheit, das im Mittelpunkt des Schauspiels steht, seine Entsprechung in einer neuen Beziehung zwischen Fürst und Untertan.

Iphigenies »Bild« der guten Götter ist zugleich ihr Bild der guten Regierung. Gott ist nicht im biblischen Sinne der ›ganz andere‹, von dem man sich kein Bild machen soll, sondern sein Wesen wird im Gegenteil nach dem Modell der Humanität, nach dem Bild des guten Menschen entworfen. »Edel sei der Mensch, / Hülfreich und gut!«, heißt es in Goethes Hymne *Das Göttliche* (1783); dadurch werde er den Göttern ähnlich: »Sein Beispiel lehr' uns / Jene glauben«. Der ›edle Mensch‹

14 Schlegel (Anm. 10), S. 68.

ist also der berühmten Hymne gemäß das »Vorbild / Jener geahneten Wesen« (FA I, 2, S. 303 f.). Hier wird der Bericht der *Genesis*, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf, genau umgekehrt. Iphigenies verzweifelter Ausruf am Ende des vierten Aufzugs, »Rettet mich / Und rettet euer Bild in meiner Seele!« (V. 1716 f.), bezieht sich auf jenes nach dem Vorbild der Humanität entworfene Gottesbild. Die Götter sollen durch ihre Menschenfreundlichkeit den Glauben an sie ermöglichen und rechtfertigen.

Sollte die »taube Not« (V. 1707), welche alle Hoffnung auf menschliche Selbstbestimmung zunichte macht, Iphigenie jedoch zum Verbrechen des Kultbildraubs und zum Betrug des Königs zwingen, dann wäre der Beweis für die Unentrinnbarkeit des Tantalidenfluchs, für die Vorherbestimmung auch Iphigenies zum Bösen erbracht. Dieser Fluch ist als Symbol der Erbsünde gedeutet worden, welche für die Aufklärung das größte Ärgernis darstellt, da sie eine Barriere ist, welche den Weg zur menschlichen Selbstbestimmung versperrt. Iphigenie sucht, ganz im Geiste der Aufklärung, aus eigener Kraft, auf autonom menschlichem Weg den mythischen Erbzwang, die Kettenfolge des Verbrechens aufzuheben, welche durch den über die Nachfahren des Tantalus verhängten Fluch ausgelöst worden ist. Das haben die wegweisenden Studien über Goethes *Iphigenie* von Theodor W. Adorno bis Wolfdietrich Rasch überzeugend demonstriert.[15] Auf diese Durchbrechung der Kettenfolge des Verbrechens bezieht sich der Begriff der ›Entsühnung‹ des Tantalidenhauses. Sie ist der Sinn der Verse, die Goethe am 31. März 1827 dem Orest-Darsteller Carl Krüger in ein Exemplar der *Iphigenie* geschrieben hat: »Alle menschlichen Gebrechen / Sühnet reine Menschlichkeit«.

Die ›Reinheit‹ ist die Bedingung der ›Entsühnung‹. Würde die Reinheit durch die von Iphigenie verlangte Lüge getrübt, so wäre auch Entsühnung nicht mehr denkbar; der Fluch erwiese sich als unaufhebbar, menschliche Selbstbestimmung wäre dann ebensowenig möglich wie die Gutheit der Götter oder die Gerechtigkeit der Herrschaft. Die Lüge würde also den Sinn der Existenz Iphigenies zerstören! Diese eminente Bedeutung des Wahrheitsproblems ist nur vor dem Hintergrund der Aufklärung zu verstehen. Ich verweise hier auf Immanuel Kants Schrift *Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen* (1797)[16] wie auch auf den Traktat *Zum ewigen Frieden* (1795), wo im Gegensatz zur höfisch-absolutistischen ›Verstellung‹ die »Ehrlichkeit« als »beste Politik« postuliert wird, die allein ewigen Frieden ermöglicht, während die Verstellung den Krieg ins Unendliche fortsetzt.[17]

15 Theodor W. Adorno: *Zum Klassizismus von Goethes »Iphigenie«*. In: ders.: *Noten zur Literatur.* Hrsg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M. 1981, S. 495-514. Wolfdietrich Rasch: *Goethes »Iphigenie auf Tauris« als Drama der Autonomie.* München 1979.

16 Immanuel Kant: *Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen*. In: ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 7: *Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. Zweiter Teil.* Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 635-643.

17 Immanuel Kant: *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*. In: ders.: Werke in zehn Bänden. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 9: *Schriften zu Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Pädagogik. Erster Teil.* Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 191-251; hier S. 228 ff.

Die Absage an Lüge und Verstellung wird von Iphigenie als »kühnes Unternehmen« in Beziehung zum männlichen Heldentum gesetzt (V. 1892-1936). Das weibliche Heldentum der Wahrheit verzichtet auf das »Recht des Schwerts« (V. 1911), ist anders als das männlich-kriegerische Heroentum auf Frieden gegründet. Allein Wahrheit ist Friede! Diese Einsicht verbindet Goethes *Iphigenie* mit Kants Traktat *Zum ewigen Frieden*. Was sein Drama aber über diesen Traktat hinaushebt, ist die Begründung von Wahrheit und Frieden im ›Ewig Weiblichen‹. »Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm« – Machiavelli, der große Renaissancetheoretiker, hat sie im Bild von Löwe und Fuchs als die beiden großen Triebkräfte der Politik bezeichnet – »Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele / Beschämt«, heißt es am Schluss der letzten Rede Orests (V. 2142-2144).

Die endgültige Lösung des Konflikts und des dramatischen Knotens überhaupt bringt die – von Goethe erfundene – ›Aufklärung‹ des Orakelspruchs, demzufolge sich dieser nicht auf das Kultbild der Schwester Apolls, sondern auf die Schwester Orests bezieht. Durch diese Umdeutung des Orakels wird das Erscheinen der Athene bei Euripides und der Diana in Glucks Oper entbehrlich gemacht, wird der Einklang des göttlichen Gebots mit den Maßstäben menschlicher Moralität endgültig hergestellt. Indem die Gottheit als Projektion und ›Ideal‹ der Humanität moralisch ›gerettet‹ wird, erweist die mythische Tragödie ihre Glaubwürdigkeit. Die Tragödie wird zur Theodizee.

Das neue Verhältnis zwischen Gott und Mensch korrespondiert der Beziehung zwischen gerechtem Fürsten und freiem Bürger im aufgeklärten Staatswesen. In der – an die Schlussszenen von Mozarts *Entführung aus dem Serail* und *Titus* gemahnenden – Entsagung des Thoas, seinem Verzicht auf Rache und auf die unbeschränkten Möglichkeiten der Macht, in der Fähigkeit, die »Stimme / Der Wahrheit und der Menschlichkeit« zu hören (V. 1937 f.) – in alledem drückt sich das Bild des ›guten Herrschers‹ aus, das die Autoren des 18. Jahrhunderts so oft im Dienste der Fürstenerziehung entworfen haben. Das *happy ending* des Dramas ist gleichwohl melancholisch verschattet. Zwar wird Thoas' unwilliges »So geht!« (V. 2151) durch ein »holdes Wort des Abschieds« (V. 2169) ersetzt, doch der Abschiedssegen »Lebt wohl!« (V. 2174) bildet nur den ersten Fuß eines nicht abgeschlossenen Verses, der schweigend weiterklingt. Mit welcher Empfindung Thoas diese letzten Worte des Dramas spricht, bleibt im wahrsten Sinne offen.

Oder doch nicht? Es gibt einen vierundzwanzig Verse umfassenden »Epilog« zu *Iphigenie*, in dem Thoas, an der Meeresküste stehend, dem abfahrenden Griechenschiff nachblickt, gänzlich vereinsamt und in Verbitterung – zwar nicht gegen Iphigenie, das einzige von ihm geliebte Wesen, aber gegen die Götter, die ihn »Glückseligkeit« (V. 11) ahnen ließen, um ihn nun »Durch Unglück desto schmerzlicher zu quälen«:

Mein Aug' wird düster, starr lenkt meine Hand
Den Stab. Ich habe niemand mehr zu lieben.
Gerissen liegt der Freundschaft zartes Band,
Das Edle floh von Tauris wildem Strand.
Nur Haß und Mißgunst sind zurückgeblieben. – – –
(V. 20-24)

Mit diesen Versen schließt der *Epilog zu Goethes »Iphigenie auf Tauris«*, der freilich nicht von Goethe, sondern vom jungen Frank Wedekind stammt.[18]

Goethe hat seine *Iphigenie* in späteren Jahren, nämlich in einem Brief an Schiller vom 19. Januar 1802, als »ganz verteufelt human« bezeichnet.[19] Aus diesem Wort spricht die Skepsis gegenüber der realen Chance der Wahrheit, sich – friedeschaffend und fatale Zwänge überwindend – in einer tiefgreifend veränderten Welt durchzusetzen, die dem Jahrzehnte zuvor noch emphatisch seine Autonomie verkündenden Individuum inzwischen so vielfältige Fesseln angelegt hat. Schiller hat auf Goethes skeptischen Brief in seiner Antwort vom 20. Januar 1802 bekannt: »Das, was Sie das *Humane* darin nennen«, werde die »Probe« auf dem Theater »besonders gut aushalten, und davon, rathe ich, nichts wegzunehmen«.[20] Die Wirkungsgeschichte der *Iphigenie* hat ihm recht gegeben.

Eines der bedeutendsten Beispiele dieser Wirkungsgeschichte ist die von Richard Wagner umgedichtete und umkomponierte Schlussszene von Glucks *Iphigénie en Aulide* (1774). Dort werden die Götter, durch den Ruf der Natur – »le cri plaintif de la nature« – und vom Leid der Menschen gerührt, zum Verzicht auf das Blutopfer bewegt. Die Anstalten zum Menschenopfer rücken nach dem Modell der verhinderten Opferung Isaaks ins Licht einer bestandenen Probe: Das »blutige Gebot« weicht »mitleidvoller Huld« der Götter und Iphigenie bleibt wie in Racines Drama in Aulis. Wagner hat nun in seiner Bearbeitung der gluckschen Oper für die Dresdener Hofoper 1847 die Entrückung Iphigenies durch Artemis wiedereingeführt – und so eine Brücke zu Goethes ›Entsühnungs‹-Drama *Iphigenie* geschlagen: »Mein Opfer führ' ich in ein fernes Land«, verkündet Artemis Agamemnon, »als Priesterin dort meine Huld zu lehren! / Dir, Atreus' Sohn, erzieh' ich so die Reine, / dass einst sie sühne, was dein Stamm verbrach«.[21] Sogleich lässt sie frische Winde wehen und die Griechen eilen zu Schiff nach Troja. Ein einzigartiges literarisch-musikalisches Amalgam aus Euripides, Gluck, Goethe – und Richard Wagner![22]

18 Zit. nach Rolf Kieser: *Benjamin Franklin Wedekind. Biographie einer Jugend*. Zürich 1990, S. 143.

19 *Friedrich Schiller – Johann Wolfgang Goethe: Der Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. u. komm. von Norbert Oellers. Stuttgart 2009, Bd. I, S. 1004.

20 Ebd., S. 1005.

21 Zitiert nach der mir erst in Fahnen vorliegenden Edition von Richard Wagners Bearbeitung der gluckschen Oper in Bd. XX der historisch-kritischen Ausgabe: *Richard Wagner: Sämtliche Werke*. Mainz 1970 ff.

22 Der vorstehende Text gibt unverändert meinen Vortrag in Weimar wieder, beansprucht nicht, eine eigenständige wissenschaftliche Abhandlung zu sein; in den Fußnoten wird deshalb auf detaillierte Quellenangaben und eine Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur verzichtet.

HANS-JÜRGEN SCHINGS

Kein Revolutionsfreund. Die Französische Revolution im Blickfeld Goethes

»Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren«. So heißt es im sogenannten Revolutionsgespräch mit Eckermann vom 4. Januar 1824 (MA 19, S. 494) und es gibt keinen Grund, dem Tenor des Berichts nicht zu trauen. Im Unterschied zu vielen deutschen Intellektuellen seiner Zeit hat Goethe niemals und nirgends mit der Französischen Revolution fraternisiert. Seine Gegnerschaft war von Anfang an kompromisslos und seine Ängste kehrten sogar nach vierzig Jahren noch wieder, als er in der Julirevolution von 1830 eine Reprise der 89er Revolution wahrnahm. Die Rede von den »wohltätigen Folgen« der Revolution reicht schwerlich dazu aus, Goethe auch nur eine ambivalente Haltung zuschreiben zu können.

Warum konnte Goethe kein Freund der Revolution sein? Statt einen panoramatischen Überblick zum Thema »Goethe und die Revolution« zu geben,[1] möchte ich exemplarisch vorgehen und einige Motive näher beleuchten, die die Gründe seiner Feindschaft sichtbar und verständlich machen. Von den »Greuel[n]« wird dabei zu sprechen sein und davon, wie sie ein Versteck in Goethes Werken gefunden haben; am Ende wenigstens kurz von fundamentalen Differenzen in der Auffassung politischen Handelns; zunächst aber vom Zusammenstoß der französischen Ereignisse mit Goethes Weimarer Lage, davon, wie der Weimarische Minister die Revolution auch als persönliche Attacke erfahren musste – Explosion, Meteoritensturz, Vulkanausbruch, Erdbeben sind seine einschlägigen Metaphern, katastrophalere gibt es nicht. Meine Kapitel heißen also: Fürstendiener (*I.*), Greuel (*II.*), zwei politische Maximen (*III.*).

I.

»Daß die Französche Revolution auch für mich eine Revolution war kannst du dencken«. Das ist, im Brief vom 3. März 1790 an Friedrich Heinrich Jacobi (WA IV, 9, S. 184), über ein halbes Jahr nach dem Bastillesturm, die erste Äußerung Goethes zur Revolution, die wir kennen – ein einziger Satz unter lauter Mitteilungen zur schriftstellerischen Produktion, denkbar lakonisch und ziemlich verschlossen. Ich lese den Satz als Zeugnis unmittelbaren Getroffenseins in eigener Sache: *mea res agitur*. Und das heißt: Die Revolution, mag sie auch vorerst nur

1 Eine nützliche Zusammenstellung des Materials gibt Karl Otto Conrady: *Goethe und die Französische Revolution. Insel-Almanach auf das Jahr 1989*. Frankfurt a. M. 1988.

eine ferne Drohung darstellen, bestreitet doch auch ihn und die Weimarer Existenz von Grund auf.

Goethe hat die Revolution mit einer Vorgeschichte versehen, die seiner Verstörung einen frühen Beginn und politischen Weitblick verleiht. Gemeint ist die Halsbandaffäre, die in ihren Exzessen von Verschwendung und Geldgier, Kabale, Eitelkeit und Obskurantismus den Bankrott des Ancien Régime verkörperte, den Ruf der in dieser Frage unschuldigen Marie Antoinette ruinierte und die Monarchie von da ab für Revolution und Guillotine freigab. Goethes Erregung ist bekannt: Da zeigte sich »das Haupt der Gorgone« (MA 14, S. 510), öffnete sich ein »unsittliche[r] Stadt-, Hof- und Staats-Abgrund« (MA 14, S. 14), wurde ein vom Ancien Régime selbstverschuldetes Spektakel sichtbar, das vier Jahre später in der Revolution die »gräßlichste Erfüllung« (MA 14, S. 511) finden sollte; »wie wahnsinnig« sei er Freunden schon damals, 1785, vorgekommen (MA 14, S. 14). ›Wie wahnsinnig‹, damit ist der Ton vorgegeben, den Goethe erst recht anschlagen wird, wenn er von der Revolution selbst spricht – so noch in den späten Redaktionen der *Campagne in Frankreich* und der *Belagerung von Maynz*. Die Vorgänge greifen seine Fassungskraft an, sie bedrohen nicht nur »alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang«, sie zerstören jeden »Sinn für Freude« (MA 14, S. 23 f.), sie gehen an die Wurzeln seines Selbstverständnisses und Weltvertrauens.

Das Stich- und Kampfwort ›Fürstendiener‹ erschließt vielleicht am ehesten, was hier geschieht. Es spielt in den Gesprächen mit Eckermann, auch im Revolutionsgespräch, eine wichtige Rolle. Goethes Gegner liebten den Kampfbegriff und verschärften ihn noch: »Despotendiener« hieß es bei Ludwig Börne, »Fürsten- d. i. Despotendichter«.[2] Der so Gescholtene in Eckermanns Bericht zum 27. April 1825:

> Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. […] Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? […] Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. (MA 19, S. 519)

Dieses »Herrschen« sei mithin nichts weiter gewesen als »ein beständiges Dienen«, und er, der »Fürstenknecht«, also »nur der Knecht eines Solchen«, »der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist« (MA 19, S. 520). Das ist gut pariert, gibt das Selbstverständnis des aufgeklärten Absolutismus wieder und spielt auch noch an auf das »Servus servorum Dei«, die Demutsformel der Päpste.

Der Verteidigung Carl Augusts entspricht das Testimonium, das Johann Gottfried Herder vierzig Jahre früher über den »Geschäftsmann« (also Staatsdiener) Goethe abgibt. Schiller leitet es gleich nach seiner Ankunft in Weimar, im August 1787, an Christian Gottfried Körner weiter:

2 Vgl. Conrady (Anm. 1), S. 166.

> Herder giebt ihm einen klaren universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! [...] Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguegeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystick, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfaßender Geist. (SNA 24, S. 131)

Von Kopf bis Fuß ein praktizierender Aufklärer kommt da zu Gesicht, ein ›redlicher Mann am Hofe‹, wie er im Buche steht. *Der redliche Mann am Hofe*, so hieß, 1740 erschienen, eine *auf den Zustand der heutigen Welt gerichtete Lehr- und Staats-Geschichte* von Goethes Großoheim Johann Michael von Loën, ein Staatsroman, der paradigmatisch das Modell des aufgeklärten Absolutismus ins Bild setzte. Der redliche Mann am Hofe – das war der aufgeklärte Mentor und Fürstenberater, der unbedingt integre, patriotische Minister, dessen Staatskunst das Licht der Aufklärung unwiderstehlich macht, so dass es, von der Spitze, vom Fürsten aus, den gesamten Staatskörper durchströmen kann. »Diejenige, welche bisher geglaubet haben, daß alles in der Welt mit Stärcke, Verstellungs-Künsten und einer schlauen Politic müste ausgerichtet werden, die sehen hier gantz das Gegentheil. Der Weisheit, der Tugend, der Aufrichtigkeit bleibt allenthalben der Vortheil und die Ehre«.[3] Habe Mut, dich deiner Redlichkeit zu bedienen – auch in der Politik. Unter solchen Vorzeichen trat Goethe in Weimar an.

Doch die kritische Literatur wartete mit ihren Marinellis auf und rekrutierte ihre Bösewichter »immer aus den höheren Ständen«,[4] »am liebsten unter Ministern und Amtleuten«,[5] wie Goethe spöttisch bemerkt. Auf seiner eigenen Bühne musste er in den Revolutionsjahren die schneidige Parole des Marquis Posa hören, die den ›redlichen Mann‹ prinzipiell dem aufgeklärten Absolutismus entzieht: »Ich kann nicht Fürstendiener sein«.[6] Der Marquis kann es nicht, weil er sonst seine neugewonnene Autonomie verlieren müsste – »Was ich leiste, / gehört dem Thron«; »Mir aber, / mir hat die Tugend eignen Werth«.[7] Posa denkt abstrakt und deshalb konsequent. Goethe ist konkret. Man kann einem Fürsten dienen und doch ›sich entwickeln‹, seine Identität bewahren und entfalten. Mitten im Desaster der französischen Campagne nimmt Goethe die Gelegenheit wahr, seinem Fürsten dafür zu danken:

> Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glück-

3 Johann Michael von Loën: *Die vertheidigte Sitten-Lehre durch Exempeln*. In: ders.: *Der redliche Mann am Hofe*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1742. Mit einem Nachwort von Karl Reichert. Stuttgart 1966, S. 577-584; hier S. 583. Vgl. Wolfgang Martens: *Der patriotische Minister. Fürstendiener in der Literatur der Aufklärungszeit*. Weimar, Köln, Wien 1996.

4 *Dichtung und Wahrheit*, 13. Buch (MA 16, S. 521).

5 Ebd., 12. Buch (MA 16, S. 569).

6 *Don Karlos* III, 10, V. 3548 u. 3610 (SNA 6, S. 180 u. 182).

7 *Don Karlos* III, 10, V. 3557 f. u. 3564 f. (SNA 6, S. 181).

> lich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen [...]. (MA 14, S. 444)

Mit allen Fasern hängt Goethe an seiner Weimarer Existenzform, auch der politischen – nicht weil er konservativ war, sondern weil Weimar funktionierte, weil sich das Reformmodell Weimar, bei allen Schwächen, bewährt hatte. In seinem *Torquato Tasso*, in Worten des weltmännischen Antonio, hat Goethe seine Huldigung ausgesprochen:

> Es ist kein schönrer Anblick in der Welt
> Als einen Fürsten sehn der klug regiert;
> Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
> Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt
> Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.
> (V. 639-644; MA 3.1, S. 444)

Antonio spricht, als habe er Posa gehört und weise diesen zum Thema Fürstendienst zurecht.

Die Poesie fügt sich wie selbstverständlich dieser Lebensform ein. Nicht zu Unrecht hat man die großen Dramen der 80er und 90er Jahre in die Nähe von Fürstenspiegeln gerückt.[8] Kabinettstücke einer humanen Durchleuchtung der Politik, zeigen sie Probleme des aufgeklärten Absolutismus an, nehmen ›absolute‹ Fürsten in die Pflicht, fordern Fortschritte. *Iphigenie auf Tauris* zum Beispiel: Redlichkeit hat hier den emphatischen Namen ›Wahrheit‹. Sie beseitigt schwere ererbte Übel (sehr im Einklang mit der Französischen Revolution – Jules Michelet beispielsweise erklärt die Revolution für ein Neues Evangelium ohne Erbsünde, allerdings auch ohne Erbadel),[9] sie verpflichtet den Fürsten auf seine Menschlichkeit (›La clemenza di Thoas‹), sie ermöglicht eine neue Politik des Friedens, die den fatalen Kreislauf von List und Gewalt durchbricht. »[...] verteufelt human« (MA 8.1, S. 874), so urteilte Goethe später, als er an der *Natürlichen Tochter* arbeitete, über seine *Iphigenie* und man sollte erwägen, ob er dabei nicht auch an die so ganz anders geartete Radikalität der Revolution dachte. Jedenfalls musste er erfahren, dass die Revolution den verteufelt wilden *Räubern* Schillers durchaus den Vorzug und ein Ehrendiplom gab.

Verteufelt human – mit dieser Welt, die das Beweglich-Bestehende mit »Verstand und Licht«[10] entwickeln möchte, machte die Revolution ein Ende. Robespierre erklärt vor dem Konvent: Die Revolution ist der Krieg der Freiheit gegen ihre Feinde; den Feinden des Volkes schuldet sie nichts weiter als den Tod. »Le gouvernement révolutionnaire doit aux bons citoyens toute la protection nationale; il ne doit aux

8 Vgl. Dieter Borchmeyer: *Goethe. Der Zeitbürger*. München, Wien 1999, S. 114 ff.; Hartmut Reinhardt: *Die kleine und die große Welt. Vom Schäferspiel zur kritischen Analyse der Moderne: Goethes dramatisches Werk*. Würzburg 2008, S. 146 ff.

9 [Jules] Michelet: *Histoire de la Révolution française*. Édition établie et annotée par Gérard Walter. 2 Bde. Paris 1979, Bd. 1, S. 5 f.

10 Kanzler von Müller, 18.9.1823; zit. nach: Conrady (Anm. 1), S. 169 f.

ennemis du peuple que la mort«.[11] Pardon für Fürstendiener ist da nicht vorgesehen; sie muss man ›delieren‹, ›auslöschen‹ (so das Wort, das Goethe in eigener Sache benutzte, um Novalis' Kritik an seinem *Wilhelm Meister* zu beschreiben).[12] »Ich kann nicht Fürstendiener sein« – auf die schneidige Maxime des Marquis Posa folgte die Guillotine. »Daß die Französche Revolution auch für mich eine Revolution war kannst du dencken«. Der loyale Weimarer Fürstendiener empfand ihre Drohung früh, sah wohl auch ihre Notwendigkeit für Frankreich, musste indes jede Übertragung auf die eigenen deutschen Verhältnisse als absurde und willkürliche Pfuscherei (MA 19, S. 494 f.) betrachten. Seine Revolutionsstücke zeigen es.

II.

Das »schrecklichste aller Ereignisse« nannte Goethe, *en bloc*, die Revolution (MA 12, S. 308). Über Jahrzehnte blieben die Schrecken lebendig, sie hatten sich tief eingegraben: »[...] täglich und stündlich« empörten ihn die Greuel, erzählt er Eckermann; zwei Jahre lang habe er »unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse« erlebt, berichtet er zum Jahr 1793 (MA 14, S. 22); »jeden Tag«, so heißt es zum Jahr 1794, »beängstigten und bedrohten« ihn die »ungeheuern Bewegungen« in Frankreich (MA 14, S. 23). Knapp und schlagend fällt der Befund am Ende der *Campagne* aus: »[...] die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals« (MA 14, S. 513).

Namentlich die Teilnahme an der Campagne, dem ersten (nicht zuletzt aus meteorologischen Gründen) misslungenen Feldzug der preußisch-österreichischen Koalitionstruppen – »Es war, als trügen die Monarchen einige Tonnen Wasser in den feuersprühenden Vesuv!«[13] –, versetzte Goethe, wohl oder übel, in die Lage, »persönlicher Zeuge« (MA 14, S. 23) zu sein, der dichter an die Ereignisse herankam als viele Enthusiasten, die zu Hause den *Moniteur* lasen. Wie dicht, das mag an einem Beispiel deutlich werden, einem besonders blutigen. Es verdient auch deshalb Beachtung, weil es literarische Folgen hatte, die man bislang nicht gesehen hat. Einmal zumindest, möchte ich zeigen, hat Goethe den schrecklichsten der Schrecken literarisch ›gewältigt‹.

Am 10. September 1792 schreibt Goethe seinem Weimarer Amtskollegen Christian Friedrich Schnauß aus dem Feldlager vor der Festung Verdun, die man am 2. September ohne große Mühe eingenommen hat: »Die unsinnigen Auftritte vom 3. Sept. in Paris werden Sie nun auch schon wissen, es wird immer toller und toller, daß zuletzt beyde Partheyen die Mächte segnen werden die ihnen Ruh, es sey um welchen Preis, verschaffen werden« (WA IV, 10, S. 19). Mit den »unsinnigen

11 Robespierre: *Sur les principes du gouvernement révolutionnaire*. In: *Textes choisis. Tome troisième (novembre 1793 – juillet 1794)*. Introduction et notes explicatives par Jean Poperen. Paris 1958, S. 98-109; hier S. 99.

12 An Carl Friedrich Zelter, 20.10.1831 (MA 20.2, S. 1559).

13 [Christian Karl August Ludwig von Massenbach:] *Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahre 1794 nebst seinem Tagebuche über den Feldzug von 1806 von dem Obristen von Maßenbach, Generalquartiermeisterlieutenant und Ritter des Verdienstordens*. Mit vier Situationskarten und Planen. Erster Theil. Amsterdam 1809, S. 8.

Auftritte[n]« (in der Wortbedeutung: rasend, wahnsinnig) vom 3. September sind die später so genannten Septembermorde gemeint, Massaker, denen, nach vorsichtigen Schätzungen der modernen Forschung, vom 2. bis zum 7. September 1.100 bis 1.400 Gefängnisinsassen (die Hälfte aller Inhaftierten überhaupt) zum Opfer fielen. Nennen wir das dafür verantwortliche Personal: Jean Paul Marat legte mit seinen Artikeln die Lunte; Danton, der Justizminister, gab das Stichwort (und verschwand tagelang wie Robespierre); die Erregung über den Krieg, das Vordringen der feindlichen Armee, die rasche Einnahme der Festungen Longwy und Verdun schufen eine Erbitterung, die sich auf den Feind im Inneren lenken und in eine wilde Volksjustiz ummünzen ließ. Mörderbanden – man schätzt sie auf wenige hundert Personen: nicht krimineller Abschaum, sondern Handwerker, kleine Händler, Föderierte, Nationalgardisten –[14] zogen von Gefängnis zu Gefängnis und brachten, nach schnellen und absurden Verhören, die Verurteilten zu Tode, mit Säbeln, Piken und Keulen, ohne von irgendjemandem oder irgendeiner Autorität behelligt zu werden. Im Gegenteil: Das geschah sogar vor Zuschauern auf eigens aufgestellten Tribünen und mit Branntweinausschank – und dies tagelang.[15]

Das Entsetzen darüber verbreitete sich rasch, verstörte Europa und fügte dem Prestige der Revolution schwersten Schaden zu. Einige Stimmen dazu seien nur aus Weimar genannt. Der Minister Christian Gottlob Voigt: in Frankreich habe sich die Metaphysik »in Blutdurst verwandelt«.[16] Charlotte von Stein: »Wollte Gott die Franzosen hätten es nur bey ridiculs bewenden laßen und nicht bey scenen wofür der Menschheit schaudert«.[17] Vom »Kannibalischen Pöbel« spricht selbst der moderate Christoph Martin Wieland.[18] Im Hauptquartier der Koalition war man natürlich rasch und bestens informiert. Goethe in der *Campagne*, am 27. September, eine Woche nach Valmy: »Von dem Unheil das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erschien zuletzt als Wahrheit überschwenglich furchtbar«. Mehr noch, jetzt strömten Freiwillige aus Paris heran, »in den gräßlichen ersten Septembertagen, durch die reißend fließenden Blutströme, aus der Hauptstadt ausgewandert, brachten Lust zum Morden

14 François Furet, Denis Richet: *Die Französische Revolution.* Aus dem Französischen von Ulrich Friedrich Müller. Frankfurt a. M. 1987, S. 224.

15 Besonders eindringlich die erzählende, doch quellennahe Darstellung Michelets (Anm. 9), Bd. 1, S. 1034 ff. Schier unglaublich, wie Parteilichkeit die Vorgänge vernebeln möchte: »Nach dem Einfall der Interventionstruppen in Frankreich am 19. August 1792 wurden zahlreiche Gegenrevolutionäre und Verschwörer festgenommen und in der Folge der Kriegsschrecken vom Volk hingerichtet. Später verbreiteten die Girondisten die Legende von den Septembermorden, um die Jakobiner beschuldigen zu können« (*Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur.* Hrsg. von Claus Träger unter Mitarbeit von Frauke Schaefer. Leipzig 1975, S. 1023).

16 Voigt an Gottlieb Hufeland, 27.9.1792; zit. nach: W. Daniel Wilson (Hrsg.): *Goethes Weimar und die Französische Revolution. Dokumente der Krisenjahre*. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 370 f.; hier S. 370.

17 Charlotte von Stein an Charlotte Schiller, Jena 15.10.[1792]; zit. nach: Wilson (Anm. 16), S. 391 f.; hier S. 392.

18 Christoph Martin Wieland an Karl Leonhard Reinhold, vor 12.1.1793; zit. nach: Wilson (Anm. 16), S. 513 f.; hier S. 514.

und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit«, waren solchermaßen bereit, nach dem »Beispiel des Pariser Greuelvolks« zu verfahren und sich »willkürliche Schlachtopfer« zu suchen. »Man durfte sie nur undiszipliniert loslassen, so machten sie uns den Garaus« (MA 14, S. 393).

»Die unsinnigen Auftritte vom 3. September«. An diesem Tage ereignete sich, an Grauen nicht zu überbieten, auf offener Straße, vor unübersehbaren Scharen von Zuschauern und Mitläufern, die öffentliche Ermordung der Princesse de Lamballe vor dem Gefängnis La Force, ihre Dekapitierung, Schändung und Zerstückelung, die Zurschaustellung der Leichenteile und der Umzug der Mörder, die mit dem abgeschnittenen Kopf auf der Pike zum Temple, dem Gefängnis der königlichen Familie, marschierten, um ihre Trophäe dort vorzuzeigen. Die Prinzessin von Lamballe, aus savoyischem Herrscherhaus und für kurze Zeit mit einem Sohn des Herzogs von Penthièvre-Bourbon verheiratet, also königlichen Geblüts, war die beste Freundin der Königin; das wurde ihr zum Verhängnis. Loyal war sie aus dem sicheren Exil zurückgekehrt, um Marie Antoinette zur Seite zu stehen. Sie wurde an deren Stelle, stellvertretend, abgeschlachtet. Die Prinzessin von Lamballe war das prominenteste und zugleich das wohl am schlimmsten zugerichtete Opfer der Septembermassaker. Jedermann wusste darüber Bescheid. Hatte das Ancien Régime mit der Hinrichtung des Königsattentäters Robert François Damiens ein schauriges Beispiel strafender Atrozität gegeben, Michel Foucault hat es noch einmal vorgeführt, so hatte die Revolution nunmehr ein vergleichbares Paradigma, die Prinzessin von Lamballe.[19]

In Deutschland las man, auch von Goethe ist das bezeugt, die ausführlichen Pariser Korrespondentenberichte in Christoph Archenholz' Zeitschrift *Minerva* oder in Girtanners *Historischen Nachrichten und politischen Betrachtungen über die französische Revolution*. Mehrfach wird dort das Schicksal der Madame de Lamballe beschrieben. Ich zitiere Auszüge:

> In dem Maison de la Force, wo die Hofdamen der Königin sassen, wurde alles gemordet; die Schuldner so wie in allen Gefängnissen, ausgenommen. [...] Mad. Lamballe wurde nach einem langen Verhör endlich herausgebracht; man wollte sie zwingen: Es lebe die Nation! zu rufen. Sie weigerte sich; man führte sie gegen einen Haufen Leichen vor, und zwang sie Leichname zu küssen; man gab ihr mehrere Säbelhiebe, schnitt ihr die Brüste ab, und steckte endlich den Kopf auf eine Pike, und nun wurde der Körper dieser sardinischen Prinzeßin in der Stadt herumgeschleift.[20]

> Jetzt ergriffen sie zwei Kerle, hielten sie fest, und führten sie über geschlachtete Menschen hinweg. Ein dritter kam dazu, versetzte ihr mit einer Keule einen

19 Vgl. Antoine de Baecque: *La gloire et l'effroi. Sept morts sous la Terreur.* Paris 1997. Weitere Literatur in meiner Studie *Massaker im September. Goethes »Natürliche Tochter« und die Prinzessin von Lamballe*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 82 (2008) 2, S. 262-290. Ich greife darauf im Folgenden zurück.

20 Anon.: *Geschichte des 10ten August, in Briefen geschrieben in Paris*. In: *Minerva*, Bd. 4, Oktober 1792, S. 124 f.

> Streich auf den Kopf, und durchbohrte ihren Körper, nachdem sie umgesunken war, mit Säbeln und Piken. Dann wurde sie nackend ausgezogen, auf die abscheulichste Weise verstümmelt, ihr Kopf auf eine Pike gesteckt, und der verstümmelte Körper durch die Straßen von Paris geschleift.[21]

> Der Pöbel, welcher das blutige Haupt der Prinzessinn frohlockend begleitete, erschien vor dem Tempel, und wurde durch Band und die Inschrift abgehalten einzudringen, nur verlangten Einige eingelassen zu werden, um den Kopf der königlichen Familie zu zeigen. Man ließ sie ein. Die beiden Kommissarien des Bürgerrathes [...] befahlen der königlichen Familie an das Fenster zu treten. Der schreckliche Anblick verursachte dem Könige ein unwillkührliches Zittern; die Königinn sank in Ohnmacht; die Prinzessinn Elisabeth stürzte vor Schrecken zu Boden.[22]

Nur ein kühner Sprung bringt uns wieder zurück zu Goethe, der dies alles kannte, und gleich weiter zu seiner *Natürlichen Tochter*, die möglicherweise hierher gehört. Das Stück beruht auf den Memoiren einer unehelich geborenen Bourbonen-Tochter, der Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti (deren Identität freilich strittig ist), und sollte endlich, nach den unglücklich das Niveau der Sache unterbietenden Revolutionsstücken der frühen neunziger Jahre, zum »Gefäß« werden, »worin ich alles, was ich so manches Jahr über die Französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte« (MA 14, S. 60). Doch auch *Die Natürliche Tochter*, in der vorliegenden Form der erste Teil einer geplanten Trilogie, verharrt (wie *Der Groß-Cophta*) in der Vorgeschichte der Revolution, zeigt die Ausschaltung einer lauteren aristokratischen Natur angesichts eines bereits unterminierten Staatsgebäudes, hält sich aber von der Revolution selbst und deren Kernzonen durchaus fern.

So scheint es wenigstens. Es gibt allerdings Vorausdeutungen, die den Schrecken ahnen lassen, und es gibt den seltsamen dritten Akt. Er bietet einen Terror auf, der bei Goethe seinesgleichen nicht hat, ein Übermaß des Entsetzlichen, das zudem aus der Handlung nicht motiviert ist. Die anti-königliche Fronde – vertreten durch Figuren, in denen sich bereits die moderne Gier nach Geld und Macht eingenistet hat, einen Sekretär, einen Weltgeistlichen und die Hofmeisterin der Eugenie – setzt eine Intrige in Szene, die den herzoglichen Vater glauben machen soll, seine Tochter, in Wahrheit entführt, sei bei einem Reitunfall ums Leben gekommen. Ungeheuerlich aber ist, wie das geschieht. Der Herzog hat schon erfahren, dass Eugenie tot ist. Die einfache Nachricht von ihrem Tod genügt jedoch nicht, vielmehr soll im Bewusstsein des Herzogs ihr Bild ein für allemal ausgemerzt werden, durch die Gewalt einer Rhetorik, die, in immer neuen Einsätzen, die Tochter vor der aufgepeitschten, dann erstarrenden Phantasie ihres Vaters förmlich in Stücke reißt, »zerstümmelt« (MA 6.1, S. 285, V. 1525), wie dieser selbst sagt. Der dazu ausersehene Weltgeistliche weiß, was er zu tun hat:

21 Christoph Girtanner: *Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution*. Bd. IX. Berlin 1795, S. 267.

22 Ebd., S. 270.

An ihrer Gruft, an ihrer Leiche soll
Die Phantasie erstarren. Tausendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entsetzten Hörenden,
Mit Feuerzügen, dieses Unglück ein.
Sie ist dahin für Alle, sie verschwindet
Ins Nichts der Asche.
(V. 1178-1184; MA 6.1, S. 276)

Und so geschieht es, in einer qualvoll gedehnten Szene, einer wahren Tortur. Der Weltgeistliche steigert den »Qualenkrampf« (MA 6.1, S. 285, V. 1502), so der Ausdruck des Herzogs. Zunächst ergeht er sich in Andeutungen – der Vater dürfe den Leichnam nicht sehen:

Ach das zerstörte Bild!
Kein Fremder säh' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters – Nein,
Verhüt' es Gott! du darfst sie nicht erblicken.
(V. 1498-1501; MA 6.1, S. 285)

Im gleichen Atemzug schlägt er rhetorisch zu:

O! laß mich schweigen, daß nicht meine Worte
Auch die Erinnrung der Verlornen schänden.
Laß mich verhehlen, wie sie durchs Gebüsch,
Durch Felsen hergeschleift, entstellt und blutig,
Zerrissen und zerschmettert und zerbrochen,
Unkenntlich, mir im Arm, zur Erde hing.
(V. 1503-1508; MA 6.1, S. 285)

Mein Pariser Kollege Roland Krebs hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass in Racines *Phèdre* der schuldige Hippolyte tatsächlich ein solches Schicksal erleidet: Er wird von seinem durchgehenden Rossegespann zu Tode geschleift und stirbt in den Armen des Théramène.[23] Doch selbst da wird klassisch ›gedämpft‹; an Wucht, Drastik und Länge, an Aggressivität kurzum, ist die betrügerische Suada des Weltgeistlichen dem Botenbericht des Théramène weit überlegen. Bei Goethe ist mehr im Spiel als eine literarische Reminiszenz.

Da wird ein »Götterbild« (MA 6.1, S. 286, V. 1535) »zerstückt«. Man darf das symbolisch verstehen: Hier wird das glanzvolle Inbild einer aristokratischen Existenz – so hat sich Eugenie in den ersten beiden Akten vorgestellt – liquidiert. Man kann das aber auch vorausdeutend nehmen: So sieht das Schicksal aus, das Eugenie, der unbedingt Königstreuen, blüht. Damit sind wir wieder beim September 1792,

23 »A ce mot, ce héros expiré / N'a laissé dans mes bras qu'un corps défiguré: / Triste objet où des dieux triomphe la colère, / Et que méconnaîtrait l'œil même de son père«. Racine: *Phèdre*. In: *Théâtre complet de Racine*. Suivi d'un choix de ses épigrammes concernant son théâtre, avec une préface, des notices et des notes par Maurice Rat. Paris 1953, S. 535-593; hier S. 590.

wird die Erinnerung an die größte Schreckenstat, an das Schicksal der Prinzessin von Lamballe, wach und unabweisbar. Die Ermordung und Zerstückelung dieser Prinzessin kann keiner vergessen, der davon gehört hat. Und Goethe wusste Bescheid. Ich füge noch hinzu, dass der Terror, den der Weltgeistliche mit den Todesbildern der Eugenie auf den Herzog ausübt, ein mögliches Äquivalent hat in dem Terror, den die Pariser Septembristen und »Kopfabsäbler«[24] mit dem auf eine Pike gesteckten Haupt der Lamballe veranstalteten, als sie es der königlichen Familie, und so auch dem Herzog von Penthièvre, ihrem Schwiegervater, und dem Herzog von Orléans, ebenfalls einem Verwandten, vor die Augen hielten.

»[…] ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich« – wir sehen: Das war keine Floskel.

III.

Die Coda zu meinem Vortrag könnte aus einem einzigen Satz bestehen. Er stammt aus den *Zahmen Xenien* und heißt: »Jeder Weg zum rechten Zwecke / Ist auch recht in jeder Strecke« (MA 11.1.1, S. 233). Das ist kein guter Satz für alle, die mehr oder weniger offen mit der Maxime von der Heiligung der Mittel durch die Zwecke sympathisieren. Man lese die Reden der Revolutionäre; sie liefern samt und sonders Variationen zu dieser Maxime, an der Spitze Robespierre, der sogar der »Tugend« den Schrecken einzureden weiß und der mit Blick auf das Gemetzel am 10. August und die Septemberereignisse alle Differenzen mit Hilfe eines Sophismus zudeckt: »Citoyens, vouliez-vous une révolution sans révolution?«[25] Wie schon Jules Michelet, so arbeitet sich ein Großteil der modernen Geschichtsschreibung zur Französischen Revolution gleichfalls an dieser Losung ab. Die Geschichtsphilosophie des Fortschritts käme ohne sie schwerlich aus. Kein Wunder, dass deren Anhänger Goethe moralistische Naivität oder schlechthin Unverständnis der Revolution vorwerfen (wenn nicht Schlimmeres).

Was will man? Sollte der Autor des *Egmont*, der seinen Helden zum Märtyrer eines rigoros durchorganisierten Staates und seiner Strafmaschinerie machte, jetzt zu Albas Methoden überlaufen? Sollte der Dichter der *Iphigenie*, der das Ritual der Blutopfer mit den Engelszungen sanfter Frauengewalt bekämpft hatte, der Notwendigkeit neuer, massenhafter Guillotine-Opfer seine Zustimmung geben? François de Chateaubriand hat erklärt, der erste abgeschnittene Kopf, den er auf den Straßen von Paris sah, habe seine Sympathien für die Revolution ausgelöscht: »Jamais le meurtre ne sera à mes yeux un objet d'admiration et un argument de liberté«.[26] Der Zweck der Revolution und ihre Mittel: Ein weites Feld tut sich da auf, das ich sofort wieder verlasse.

24 Der Ausdruck nach Konrad Engelbert Oelsner: *Historische Briefe über die neuesten Begebenheiten in Frankreich*. In: *Minerva*, Bd. 4, Oktober 1792, S. 19.

25 Robespierre: *Réponse à l'accusation de J.-B. Louvet*. In: ders.: *Textes choisis. Tome deuxième (août 1792 – juillet 1793)*. Préface, commentaires et notes explicatives par Jean Poperen. Paris 1957, S. 51-64; hier S. 54.

26 François de Chateaubriand: *Mémoires d'Outre-Tombe*. Tome I. Nouvelle édition critique, établie, présentée et annotée par Jean-Claude Berchet. Paris 1989, S. 283.

Stattdessen versuche ich mich zum Schluss an einer anderen, berühmt-berüchtigten Pointe, die Goethe dem Ende der *Belagerung von Maynz* abgewinnt. Sie wird also ebenfalls auf einen revolutionären Kontext gemünzt, ist ein wenig vertrackt und wurde zur beliebten Zielscheibe seiner Gegner. Ihr Wortlaut: »[…] es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen« (MA 14, S. 548 f.). Was ist hier Ungerechtigkeit und was Unordnung? Und warum ist Unordnung unerträglicher als Ungerechtigkeit, also auch, umgekehrt, Ordnung ranghöher als Gerechtigkeit? Der Satz und sein Begriffsgefüge bleiben unverständlich ohne die Ereignisse, die sie ›auf den Punkt bringen‹.

Es handelt sich um den Abzug der revolutionären Franzosen und ihres deutschen Anhangs aus dem zurückeroberten Mainz und die wilden Szenen der Rache, die sich dabei ereignen. Goethe beobachtet, wie sie, von preußischen Reitern eskortiert, feierlich vorbeiziehen: Marseiller, »klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet«, Jäger zu Pferde, die Marseillaise, das »revolutionäre Te Deum«, singend (die dann freilich, dem »schleichenden« Schritttempo der Pferde angepasst, so seltsam verlangsamt klingt, dass der Betrachter an Don Quijote denken muss); dann, besonders interessant, die Gruppe der Kommissare aus Paris, darunter Merlin de Thionville, »durch wilden Bart und wilden Blick sich auszeichnend« (ein Prominenter, ein Mann des 10. August, einer der Führer der Bergpartei), am nächsten Tag dann Linientruppen mit ihren Mädchen, dazwischen immer wieder, in verhängten Kutschen, Klubisten (MA 14, S. 544). Im Querschnitt marschiert die Revolution vorbei, »Vom ganzen Prass die Quintessenz« (MA 18.1, S. 292, V. 10322), würde Mephisto sagen; Goethe lässt das Befremdende spüren, bleibt aber ernst.

Gefährlich wird die Lage durch die Masse zurückkehrender Mainzer, die umstandslos Rache wollen, insonderheit an den Kollaborateuren. Ein ertappter »Erz-Clubbist« wird fürchterlich zugerichtet, beinahe totgeschlagen; »die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar«. Goethe befürchtet die Perpetuierung des Bürgerkrieges durch unkontrollierte, verbotene »Selbsthülfe« und »Selbstrache« (MA 14, S. 545 f.). Anderseits erkennt er »den gerechten [!] Zorn der grenzenlos beleidigten Menschen« (MA 14, S. 551) durchaus an, »die höchst verzeihliche Wut ihre verhaßten Feinde die Clubbisten und Komitisten zu strafen, zu vernichten« (MA 14, S. 548). Goethes Stunde kommt, als die Menge ein neues Opfer ausgemacht hat – »Haltet ihn an! schlagt ihn tot!« –, und dies vor dem Quartier des Herzogs. Jetzt ruft er sein gebietendes »Halt!« und redet auf die Menge ein, »kurz und bündig«, sie verstummt, staunt und lässt von ihrem Vorhaben ab (MA 14, S. 546 ff.). Mut und Geistesgegenwart in einer brenzligen Situation und Verhinderung eines Lynchmordes – was kann man dagegen eigentlich einwenden?

Nicht das Geringste, müsste man doch sagen, wäre da nicht die herausfordernde Devise, die Goethe dem Vorgang aufprägt: »[…] ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen«. Erst diese Begriffe und ihre Wertung sind es, die Unruhe auslösen: Hier spricht der Legitimist, der bewegungslos Konservative, der Ordnungspedant u. s. f.[27] Doch Goethe macht es seinen Kritikern nicht so leicht, wie sie denken.

27 Wie gewunden Rechtfertigungen aussehen, wenn man im Grunde jene Urteile teilt, zeigt Hans Mayer: *Goethe. Ein Versuch über den Erfolg*. Frankfurt a. M. 1973, S. 41 ff.

Eine erste, schöne Pointe, deren Ironie beträchtlich ist, könnte ja besagen: Ausgerechnet der dezidierte Fürstendiener und Konterrevolutionär rettet einem Revolutionsmann, der ausgezogen ist, ihn und seinesgleichen zu ›delieren‹, das Leben. Wie Goethe deutlich macht, handelt er ausdrücklich als Fürstendiener, im Dienst seines Herzogs und Generals, im Zeichen des ›Burgfriedens‹ vor dem herzoglichen Quartier, der die »Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes« begründet (MA 14, S. 548). Die ›Ordnung‹ wird hier durch die Autorität des Herzogs gestiftet. Sie meint Tabuzonen von Recht und Zivilisation, die Unversehrtheit garantieren und jetzt selbst einem Revolutionär zugute kommen.

Zweite Bemerkung: Goethes Spruch stellt die Umkehrung eines berühmten und radikalen Mottos dar: Fiat iustitia, et pereat mundus.[28] Macht man die Anwendung auf den konkreten Fall, dann vertritt die Stelle der Gerechtigkeit um jeden Preis der sogenannte gerechte Volkszorn (Goethe selbst spricht vom »gerechten Zorn« und nennt ihn verständlich), eine kompromisslose, deshalb auch unmittelbare und womöglich umstandslos tödliche Gerechtigkeit. Die »Ungerechtigkeit«, die Goethe begeht, ist kein beliebiger Akt der Willkür,[29] sie wendet sich gegen die ›absolute‹ Gerechtigkeit der Volksjustiz und die tödliche »Unordnung«, die mit ihr einherzugehen pflegt, vor Mainz wie in Paris.[30]

Es liegt ja nahe, so eine dritte Überlegung, das Motiv der Volksjustiz auch im revolutionären Paris aufzusuchen. Mögen die Fronten auch wechseln, das Phänomen der unbedingten *action directe* einer ›absoluten‹ Gerechtigkeit bleibt sich gleich, nur dass es in Paris, revolutionär gerechtfertigt, andere Dimensionen annimmt und unvorstellbare Grausamkeiten hervorbringt. Das Stichwort September sagt alles dazu. Wir haben gesehen, wie Goethe, zur selben Zeit im Feldlager der Koalitionsarmee, die »gräßlichen ersten Septembertage«, die »unsinnigen Auftritte vom 3. September in Paris«, nie vergessen hat. »Tumult, Gewalt und Unsinn [Raserei, Wahnsinn]«, dies Mephistos einschlägige Formel (MA 18.1, S. 286, V. 10127), übernehmen die Macht, ohne auch nur den geringsten Widerstand zuzulassen, denn hier regiert die unfehlbare Revolution. Profaner gesagt: keiner ist da, der einzugreifen wagt, keine Autorität, die die ›Ordnung‹ garantiert, und das heißt: die fundamentale Sicherheit für Leib und Leben. Und dies auch noch dort,

28 Dazu, mit Blick auf das Bürgerkriegspotential der Maxime, Michael Jaeger: *Fausts Kolonie. Goethes kritische Phänomenologie der Moderne*. Würzburg 2004, S. 121 ff.

29 So entsteht auch kein Widerspruch zur Erklärung der Gräfin in den *Aufgeregten*, die noch das eckermannsche Revolutionsgespräch wieder anführt: »[…] so habe ich mir fest vorgenommen jede einzelne Handlung die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt, über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte« (MA 4.1, S. 160 f.). Vgl. MA 19, S. 493: »Ich dächte, fuhr Goethe fort, diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt«.

30 Ähnlich Klaus Lüderssen: *»Ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen«. Notizen über Goethes Verhältnis zum Recht*. In: *Allerhand Goethe*. Hrsg. von Dieter Kimpel u. Jörg Pompetzki. Frankfurt a.M. u.a. 1985, S. 221-235; bes. S. 231.

wo die Zivilisation wiederum eine unverletzbare Schutzzone eingerichtet hat: in den Gefängnissen. Dazu erklärt eine zeitgenössische Quelle, die Goethe bekannt war:

> Ein Gefängniß sollte der allerheiligste Zufluchtsort seyn. Die Entweihung desselben ist ruchloser und boshafter, als die Entweihung der Kirche und des Altars; denn das Gefängniß enthält Menschen, die eines Verbrechens wegen angeklagt worden, bis ihre Schuld oder Unschuld dargethan werden kann. Während dieser Untersuchung stehen sie unter der Obhut der Regierung und unter dem Schutze des Staates. Hier besonders hatte man mehr als gewöhnlichen Grund, vorauszusetzen, daß sich unter den Gefangenen viele unschuldige Personen befinden würden, weil sie in Eile und Verwirrung, auf geringfügigen Verdacht und aus Privatfeindschaft, gefangen genommen wurden – dennoch sind alle Gefangene ohne Unterschied niedergemetzelt worden.[31]

Wir erinnern uns, wie Goethe die »Sicherheit und Heiligkeit« des Platzes vor dem Quartier seines Herzogs eingeschärft hat. Wo Goethe handelte, ließ die Revolution ein Vakuum. Und wir möchten annehmen: In Goethes Diktum steckt nicht nur der Mainzer Vorfall, da rumort auch noch die schwere Katastrophe der Revolution im September 1792.

31 Zitiert bei Girtanner (Anm. 21), S. 260. – Als die Menge mit dem Kopf der Lamballe vor dem Temple erscheint, wird sie von einem dreifarbigen Band über dem Tor aufgehalten, mit der Inschrift: »›Bürger. Ihr, die Ihr Liebe zur Ordnung [!] mit einer gerechten Rache [!] zu vereinigen wißt, habt Achtung für diesen Schlagbaum: er ist zu unserer Aufsicht, zu unserer Verantwortlichkeit nöthig‹« (ebd., S. 269 f.). Bemerkenswert, auch im Blick auf Goethe, der Kommentar: »Daß der bluttriefende Pöbel sich durch ein vorgespanntes dreifarbiges Band abhalten ließ, mit Gewalt in den Tempel [sic] einzudringen, beweiset, wie leicht es gewesen seyn würde, die Mordthaten überhaupt zu verhindern, wenn Jemand dieselben hätte verhindern wollen« (ebd., S. 270).

GERHARD MÜLLER

Weimar – Goethes politisches Projekt

Als Goethe 1775 nach Weimar kam, glaubte er eine »Weltrolle«[1] spielen zu können. In den Geheimen Rat eines deutschen Reichsfürsten berufen zu werden, war für den damals gerade 26-jährigen Patriziersohn aus Frankfurt am Main ein enormer Karrieresprung. Die anfängliche Euphorie legte sich jedoch schnell. Zehn Jahre in den Sielen des Geheimen Consiliums und mehrerer Landeskommissionen mit umfangreichen administrativen Verantwortlichkeiten waren eine Schule von fast übermenschlicher Härte. Sie prägten Goethe, wie Jutta Linder eindrucksvoll gezeigt hat,[2] aufs nachhaltigste und bewirkten eine Umbildung seiner Persönlichkeit. Dennoch hat Goethe, gelegentlicher ›Fluchtversuche‹ und Rückzugstendenzen ungeachtet, an seiner Freundschaft mit Herzog Carl August ebenso wie an seiner Stellung als Geheimer Rat in Weimar lebenslang festgehalten. Viele Motive dafür sind schon diskutiert worden: ein aufgeschlossener Fürstenhof mitten im Alten Reich, günstig, um als Literat öffentlich wahrgenommen zu werden; die Erschließung umfassender, sonst unzugänglicher Erfahrungshorizonte in der Verwaltungstätigkeit; »Ansehn beim Volke«, »Einfluß bei Mächtigen«, wie Goethe in den *Venezianischen Epigrammen* schrieb (FA I, 1, S. 450), als Grundbedingung seiner Dichterexistenz, in einer so turbulenten Epoche des historischen Umbruchs wie den Jahren um 1800 zumal; nicht zuletzt auch ethisch-moralische Haltungen wie etwa der Impetus, politisch gestalten zu wollen, oder das unverbrüchliche Bekenntnis zu dem einmal eingegangenen Treueverhältnis als Diener und Freund des Herzogs. All das muss gewürdigt werden. Goethe hatte sich Weimar und seinem Herzog rückhaltlos verschrieben, wenngleich nicht mit dem eigenen Blut wie Faust dem Mephisto. Fürst und Hof waren für ihn mehr als nur eine Versorgungsbasis und Wirkungsplattform, wie er sie vielleicht auch anderswo, wahrscheinlich sogar lukrativer, hätte finden können. Weimar, und das scheint unter all diesen Motiven das wichtigste zu sein, war und wurde für ihn – je länger je mehr – etwas Einzigartiges: sein Lebensprojekt, und er selbst wurde in Weimar zu einem politischen Faktor *sui generis*.

Goethe besaß dafür keinen irgendwann entworfenen ›Masterplan‹ – Projektemacherei dieser Art, und seien ihre Intentionen auch noch so aufgeklärt, vernünftig und wohlmeinend, war ihm zutiefst zuwider. Wenn hier von Weimar als Goethes politischem Projekt die Rede sein soll, so bedeutet das vielmehr eine historisch gewachsene und unwiederholbare personelle, intellektuelle und kulturpolitische Konstellation, deren Konturen sich über Jahrzehnte hinweg in und um Goethes Biographie, sein dichterisches Werk und seine politische Praxis zu etwas verdichteten,

1 Goethe an Johann Heinrich Merck, 22.1.1776 (WA IV, 3, S. 21).
2 Vgl. Jutta Linder: *»Falsche Tendenzen«. Der Staatsdiener Goethe und der Dichter*. Catanzaro 2001, S. 25 ff.

das ungeahnte geistige und kulturpolitische Wirkungsmacht entfaltete und deshalb zu fördern und zu bewahren war. In den folgenden Ausführungen soll versucht werden, dieses Phänomen näher zu beschreiben.

I.

Goethe ist nicht zufällig in Weimar ›hängengeblieben‹, sondern hat den Schritt an Carl Augusts Hof angestrebt und geplant. Schon Karl Ludwig von Knebels Besuch in Goethes Frankfurter Dichterstube im Dezember 1774, das nur scheinbar zufällige, in Wirklichkeit jedoch geschickt inszenierte Zusammentreffen mit dem jungen, kurz vor seiner Thronbesteigung stehenden Weimarer Erbprinzen, die dabei geführte Diskussion über Justus Mösers *Patriotische Phantasien*, die anschließende demonstrative Aussöhnung mit dem zuvor satirisch angegriffenen Christoph Martin Wieland, all das sind Indizien, die dafür sprechen, dass Goethes Übersiedlung nach Weimar sowohl von dort – und man darf dabei Wieland als maßgeblichen Inspirator annehmen – als auch von ihm selbst betrieben worden ist. Das Motiv hat Wieland schon wenige Tage nach Goethes Ankunft in Weimar genannt: »[…] wenn's möglich ist, daß aus Weimar was gescheidtes werde, so wird es Seine Gegenwart würken«.[3] Was damit gemeint war, verdeutlicht ein ganzes Tableau von Auratisierungen, mit denen die Vision Wielands, Goethes und anderer von Weimar als einem »Bethlehem in Juda, klein und groß« (FA I, 1, S. 1064), wie es 1782 in der Ode *Auf Miedings Tod* heißt, umschrieben wurde.[4] Wenn Goethes Idee stattfände, so Wieland, würde »Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündflut die übrige Welt bedeckt«.[5] Der Ruhm, der ›Erfinder‹ Weimars zu sein, gebührt unstreitig Wieland; er war bereits mit dem »verführerischen Gedancken« hierher gekommen, »Viel Gutes, im Grossen, auf Jahrhunderte zu thun«.[6]

Wieland als scharfsinniger Analytiker und Vordenker legte mit seinem *Teutschen Merkur* den Grundstein für Weimars Aufstieg zum literarischen Mittelpunkt und, wie eine seiner Umschreibungen lautete, zum »Areopagus von Athen«,[7] von dem aus die Literaten Geschmack und kulturelle Entwicklung ihrer Zeit zu beeinflussen suchten. Die Realisierung dieser Vision indes war angesichts der dürftigen Ver-

3 Christoph Martin Wieland an Friedrich Heinrich Jacobi, 10.11.1775 (*Wielands Briefwechsel*. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte, durch Hans Werner Seiffert u. Siegfried Scheibe. Bd. 5: *Wielands Briefwechsel. Briefe der Weimarer Zeit; 21. September 1772–31. Dezember 1777*. Bearb. von Hans Werner Seiffert. Berlin 1983, S. 437 f.).

4 Vgl. Klaus Manger: *Das Ereignis Weimar-Jena um 1800 aus literaturwissenschaftlicher Sicht*. In: *Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*. Philologisch-historische Klasse. Bd. 139, Heft 5. Stuttgart, Leipzig 2005, S. 3 ff.

5 Wieland an Johann Heinrich Merck, 7.10.1776 (*Wielands Briefwechsel* [Anm. 3], S. 561).

6 Christoph Martin Wieland an Johann Caspar Lavater, 5.2.2774 (*Wielands Briefwechsel* [Anm. 3], S. 469).

7 Vgl. Manger (Anm. 4), S. 4.

hältnisse des Weimarer Hofes, der nach dem Schlossbrand von 1774 in einem Provisorium hauste und nur mit Mühe ein standesgemäßes Erscheinungsbild zu bieten vermochte, ebenso abenteuerlich wie die Idee selbst. Der Versuch, lediglich durch die Häufung von ›Genies‹ in Weimar einen solchen »Areopagus« zu konstituieren, erwies sich zudem bald als Fehlschlag, und auch Goethes Bemühungen um die Persönlichkeitsformung des jungen Carl August konnten bestenfalls partielle Erfolge zeitigen. Goethe verbat sich zwar Friedrich Gottlieb Klopstocks Kritik an Weimars ›Genietreiben‹ mit barschen Worten,[8] doch änderte das nichts an den bald überall umlaufenden Skandalgerüchten, die für den Ruf von Carl Augusts kleiner Residenz zunächst eine verheerende Wirkung hatten. Noch 1787 zeichnete z. B. ein Bericht des russischen Gesandten Nikolai Petrowitsch Rumjanzew an seinen Hof in St. Petersburg ein geradezu rabenschwarzes Bild von Goethes verderblichem Einfluss auf den Herzog. Er und seine Verachtung aller Moral seien der Grund, warum aus einem sanften und wohlerzogenen Prinzen ein kriegslüsterner Draufgänger mit violenten Leidenschaften geworden sei, der Ruhe und Frieden im Reich zu stören drohe.[9]

Die Bilanz von Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt war mithin zwiespältig. Die Faszination des Weimarer Musenhofs erwies sich einerseits, auch wenn dieser Begriff selbst erst im 19. Jahrhundert aufgekommen ist, von nachhaltigerer Wirkung, als es zunächst scheinen mochte. Noch Schiller spürte bei seinem Weimarer Aufenthalt im Sommer 1787 der legendären Tiefurter Geselligkeit um die verwitwete Herzoginmutter Anna Amalia nach, suchte die »Weimarischen Götter und Götzendiener« zu »expediren« (SNA 24, S. 106 f.) und bemerkte dabei, Goethes Geist habe »alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt« (SNA 24, S. 129). Auch wenn ihn die Weimarer Realität bald ernüchterte und Anna Amalia ihn enttäuschte, so ist doch jene Erwartungshaltung charakteristisch für den Nimbus des Zauberhaften und Außergewöhnlichen, der Weimars Ruf in der literarischen Öffentlichkeit ausmachte. Andererseits aber stand am Ende von Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt, und zwar nicht nur für ihn allein, sondern auch für viele andere, die einst an der Seite des jugendlichen Herzogs aufgebrochen waren, um in Weimar ein Beispiel aufgeklärter Reformpolitik und weit ausstrahlender Kultur zu schaffen, eine Orientierungskrise.[10] Goethe selbst befand sich in einer höchst bedenklichen Lage, in der er so wie bisher nicht mehr weiterleben konnte: Amtsmüdigkeit, erlahmte künstlerische Schaffenskraft, Symptome eines Burnouts, wenn man diesen Modebegriff auf seine – von ihm selbst als gesundungsbedürftig empfundene – physische und psychische Verfassung anwenden will, die problematische Liebesbeziehung zu Charlotte von Stein, deren Scheitern sich abzeichnete, und schließlich auch die in manchen Briefstellen zwischen den Zeilen ablesbare Angst vor den unabsehbaren politischen und militärischen Abenteuern, in die er den ehr-

8 Goethe an Friedrich Gottlieb Klopstock, 21.5.1776 (WA IV, 3, S. 63 f.).

9 Vgl. die Depesche des Grafen Nikolai Petrowitsch Rumjanzew an den Kanzler Graf Iwan Andrejewitsch Ostermann, 2./13.1.1787 (Manuskript: Archiv des Außenministeriums Moskau, F 92/2, I 1-2 ob, nach der Kopie im GSA Weimar).

10 Vgl. Marcus Ventzke: *Das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach 1775-1783. Ein Modellfall aufgeklärter Herrschaft?* Köln, Weimar, Wien 2004, S. 481-490.

geizigen und tatendurstigen Carl August an der Seite des neuen preußischen Königs Friedrich Wilhelm II. hineindriften sah.[11] All das bündelte sich im Sommer 1786 zu jener Problemkonstellation, die ihn zu seiner »Flucht« (FA I, 15.1, S. 21) nach Italien veranlasste.

II.

Die »Wiedergeburt« (FA I, 15.1, S. 158), die Goethe in Italien erlebte, musste mithin auch eine Neudefinition des Verhältnisses zu Weimar einbegreifen. Dass Goethe die »Flucht« nach Italien – ebenso wenig wie Carl August – als Bruch mit Weimar auffasste, sondern als Chance zu einem Neuansatz, geht schon daraus hervor, dass er seine Ämter nicht niederlegte. »Alle die mir mit und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen«, so schrieb er dem Herzog, »erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut daß das also bleibe und ich auch abwesend, als ein immer erwarteter, würcke«.[12] Die Vorstellungen über einen Neubeginn in Weimar konnten jedoch erst dann konkretere Gestalt annehmen, als der unerwartet rasche und unblutige Ausgang der militärischen Intervention Preußens in den Niederlanden, an der Carl August als neuernannter preußischer General teilnahm, den Alp der Angst vor kriegerischer und politischer Verwicklung von ihm abfallen ließ. Goethes Befürchtung, an der Seite des Herzogs in eine Katastrophe hineingerissen zu werden, wurde gegenstandslos. Dass der Fürstenbund nun einschlief, war zwar für den politischen Ehrgeiz des Weimarer Herzogs höchst enttäuschend, den Intellektuellen in seinem Umfeld jedoch keineswegs unwillkommen, fokussierten sich doch jetzt die national- und kulturpolitischen Erwartungen, die das Fürstenbundprojekt geweckt hatte, auf Weimar. Es war vor allem Knebel, der damals als politischer Sekretär Carl Augusts für die Fürstenbundangelegenheiten seinem Herrn die Überzeugung beizubringen versuchte, es sei sinnlos, der Fata Morgana des Fürstenbundes noch weiter nachzujagen, und er tue jetzt besser daran, »unter den Seinigen wohl zu thun, und von der Nähe aus, vielleicht in die Ferne zu wirken«. Die bedeutenden Geister der deutschen Nation, die Carl August mit Leib und Seele zugetan seien, hätten den Traum,

> der nicht gleich von den andern Fürsten alltäglich abgegriffen, auf öde Zwangs- und Autoritäts Mittel allein gegründet, sondern neu, frey und belebend wie die Sonne [...] den ganzen Menschen in aller seiner Vorstellungsart zu Leben bringen, und so dem Charakter dieser wahrlich noch so rohen Nation eine Bildung geben und so gleichsam das Hirn von dem ungeschlachten Körper Germaniens werden würde.[13]

11 Vgl. Goethe an Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, 14.10.1786 (WA IV, 8, S. 33 f.).

12 Goethe an Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, 2.9.1786 (WA IV, 8, S. 12 f.).

13 Karl Ludwig von Knebel an Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, 2.10. 1787 u. 30.1.1788; zit. nach Regine Otto: *Carl Ludwig von Knebel. Entwürfe zu einer Monographie*. Diss. Jena 1968 (maschinenschriftlich).

Auch Wieland griff 1788 in seinem Essay *Das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens*,[14] in dem er die Strategie einer durch den freien öffentlichen Diskurs getragenen universalen Kulturverdichtung formulierte, die alte Idee des Areopags wieder auf, deren Basis mit der 1785 unter seiner Mitwirkung erfolgten Gründung der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* in Jena mittlerweile wesentlich breiter geworden war. Goethe handelte seit Herbst 1787 mit Carl August die Neuordnung seiner amtlichen Existenz in Weimar aus, die ihn von der ständigen Mitwirkungspflicht im Geheimen Consilium entband und ihm ermöglichte, »nur das [zu] thun [...] was niemand als ich thun kann«[15] – nämlich durch Pflege von Wissenschaft und Kunst in Weimar politisch gestaltend zu wirken.

Die Umorientierung von Goethes amtlicher Tätigkeit auf Wissenschaft und Kunst ist oft als Resignation, als Rückzug aus der Politik, gedeutet worden. In der Tat entzog sich Goethe damit der ihn paralysierenden Sisyphusarbeit in der Landesadministration, aber er legte sich mit der Verantwortung für diverse, in den Folgejahren noch ausgeweitete Wissenschafts- und Kunstprojekte sowie für Einrichtungen Mühen auf, die keineswegs geringer waren. Es ist nicht richtig, daraus die Folgerung abzuleiten, dass er damit der Politik entsagt hätte. Im Gegenteil: Goethe war, wie er schon im August 1787 an Carl August schrieb, gesonnen, sich »zu jeder Art von Dienst gleichsam aufs neue zu qualificiren [...]. Sekundirt der Himmel meine Wünsche; so will ich mich alsdann der Landes Administration einige Zeit ausschließlich wiedmen, wie jetzt den Künsten, ich habe lange getappt und versucht, es ist Zeit zu ergreifen und zu würcken«.[16] Es war kein Zufall, dass Goethes Briefe aus Italien, in denen er Carl August jene Neukonzipierung seiner amtlichen Tätigkeitsfelder nahelegte, auch ausführliche Betrachtungen zur politischen Lage enthielten, was bei Goethe selten zu finden ist. Die Überlegungen, die auf Art und Inhalt des Meinungsaustauschs über die Tagespolitik, den Goethe und der Herzog sonst mündlich geführt hatten, schließen lassen, zeigen jene zeittypische Orientierung an der Lehre vom Gleichgewicht der europäischen Staaten, wie wir sie z. B. auch in Schillers Jenaer Antrittsvorlesung finden. Das Katastrophenszenario, das Goethe hier ausmalt, spiegelt seine Ängste vor der Fragilität dieses Gleichgewichtssystems. Dass Frankreich so weit heruntergekommen sei, könne dazu führen, dass es zusammenbrechen und die Kulturblüte der politisch und militärisch schutzlosen mitteleuropäischen Staatenwelt – diskutiert wird dies am Beispiel der italienischen Staaten, ist aber genauso auf Deutschland zu beziehen – von Despoten wie der Zarin Katharina und Kaiser Joseph überrannt werde.[17] Jenes »politisch Wort« (WA IV, 8, S. 295), das Goethe an seinen herzoglichen Freund richtete, appellierte an dessen Verantwortungsgefühl, dieses Kulturpotential, soweit es an

14 Christoph Martin Wieland: *Gesammelte Schriften*. I. Abt., Bd. X (15). Hrsg. von Wilhelm Kurrelmeyer. Berlin 1930 [Neudruck Hildesheim 1987], S. 207-229.

15 Goethe an Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, 27./29.5.1787 (WA IV, 8, S. 225).

16 Goethe an Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, 11.8.1787 (WA IV, 8, S. 242).

17 Vgl. Goethe an Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, 17.11.1787 (WA IV, 8, S. 291-296).

ihm lag, gerade angesichts der sich abzeichnenden Gefährdungen zu bewahren und auszubauen. Den Herzog wieder auf sein eigenes Land als Gestaltungsraum mit durchaus prestigeträchtigen Profilierungsperspektiven hin- und von der unheilvollen Allianz mit der preußischen Machtpolitik wegzulenken, war ein eminent politisches Anliegen, das Goethe von nun an nie mehr aus dem Blick verlieren sollte.

Es ist an dieser Stelle unnötig, jene Vielfalt von Bemühungen und Aktivitäten nachzuzeichnen, mit denen Goethe nach der Rückkehr aus Italien als Dichter und Künstler wie als Kultur- und Wissenschaftspolitiker daran arbeitete, Weimar und Jena zu dem zu machen, was Knebel visionär als »das Hirn von dem ungeschlachten Körpers Germaniens« bezeichnet hatte. Dass Wielands Idee des »Areopagus« in den 1790er Jahren, anders als das letztlich nur Strohfeuer gebliebene Weimarer ›Genietreiben‹ oder Anna Amalias Musenhof-Geselligkeit nach 1775, nun zu einem nachhaltigen Erfolgsmodell wurde und die kleine, provinzielle Ilm-Residenz zum anerkannten Mittelpunkt des deutschen Literatur- und Geisteslebens aufstieg, hatte viele Gründe, die zu erörtern einer eigenen Abhandlung bedürfte. Dabei erwies sich die Erfindung eines neuen Strukturprinzips, das die exklusive Begrenztheit des Fürstenhofs zumindest partiell zu überwinden vermochte, als ganz wesentlich. Es bestand in einem immer engeren Konnubium mit der benachbarten Universität in Jena. Schon seit den 1780er Jahren hatten Knebel und Goethe Jena als schöpferischen Ort entdeckt und begonnen, durch die Auslagerung der in dem weimarischen Hofprovisorium ohnehin kaum unterzubringenden naturgeschichtlichen Sammlungsstücke der fürstlichen Kunst- und Wunderkammer in das Jenaer Residenzhaus eine Art wissenschaftlicher Dependance des Hofes im unmittelbaren Konnex mit der Universität aufzubauen, die in der Folgezeit unter Aufkauf von diversen Gelehrtenbibliotheken und -sammlungen zu einem Carl-August-Museum ausgestaltet wurde. Gleichzeitig investierte der Hof in kluge Köpfe. Über das Rechnungskapitel »Extraordinaria« der Herzoglich-Sächsischen Gesamt-Universität Jena im Kammer-Etat wurden die Professorengehälter durch die Verleihung von Extragehältern, Pensionen und Sinekuren aufgestockt, aber auch junge, vielversprechende Privatdozenten oder Extraordinarien, die kein Gehalt von der Universität bezogen und von Honoraren und Akzidenzien leben mussten, für eine Reihe von Jahren an die Universität gebunden. Diese Ergänzung der traditionellen akademischen Korporation mit ihrer seit der Gründungszeit im Wesentlichen unverändert gebliebenen Lehrstuhlstruktur durch eine von den Höfen finanzierte und zunehmend auch mit Wissenschaftsinfrastruktur untersetzte ›extraordinäre Universität‹ ist zweifellos die wissenschaftspolitisch innovativste Leistung Goethes. In den 1790er Jahren erhielt dies durch die Errichtung eines neuen Botanischen Instituts auf dem Gelände des Jenaer Fürstengartens sowie durch die Gründung der Naturforschenden Gesellschaft und der Sozietät für die gesamte Mineralogie, die wenige Jahre später in herzogliche Gesellschaften umgewandelt wurden, neue Tragpfeiler. Hinzu kam die schon erwähnte *Allgemeine Literatur-Zeitung* (*ALZ*), die als Rezensionsorgan für Neuerscheinungen auf allen Wissenschaftsgebieten bald zu einer geachteten Institution des deutschen Wissenschaftslebens wurde. Neben Professoren wie dem durch den Illuminatenorden nach Weimar dirigierten Carl Leonhard Reinhold war es die *ALZ*, die der revolutionären Philosophie des im entlegenen Königsberg wirkenden

Kant, dem das Preußen der Wöllner-Ära ein Publikationsverbot auferlegt hatte, den Weg in die Öffentlichkeit bahnte. Auch wenn verschiedene Versuche Goethes, in Gestalt einer *Freitagsgesellschaft* oder eines chemisch-technologischen Instituts in Belvedere auch in Weimar ein wissenschaftliches Leben zu etablieren, nicht erfolgreich waren, verdichtete sich doch die intellektuelle Kommunikation zwischen dem zum Mekka der idealistischen Philosophen aufsteigenden Jena und der durch ihre Kunst- und Literaturpflege geprägten Weimarer Fürstenresidenz zunehmend. Goethe selbst weilte, namentlich seit Beginn seiner Freundschaft mit Schiller, immer öfter in der benachbarten Universitätsstadt und spielte zwischen Weimar und Jena als den »zwey Enden einer großen Stadt« (WA IV, 40, S. 155), wie er es später nannte, »rouge et noir«.[18] Dass Carl August 1799 Schiller durch eine Aufstockung der Pension nach Weimar holte, erwies sich für die Residenz als Gewinn, war aber wohl nicht zuletzt auch motiviert durch eine unverkennbare Eifersucht des Herzogs, der sich Ende 1798 in seinen »Scheltbriefen« über Goethe und darüber erbost hatte, dass dieser die »schäkers« in Jena, wie er Johann Gottlieb Fichte und seine Anhänger nannte, »charmant« finde, sie amüsiere und sich von ihnen amüsieren lasse, statt sie in Ordnung zu halten und in eine »honette polite bürgerliche form« zu schmieden.[19]

Der legendäre Aufstieg der Ilm-Residenz und des nahegelegenen Jena als »Stapelstadt des Wissens und der Wissenschaft« (WA IV, 15, S. 91) zum glanzvollen Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens vollzog sich antizyklisch zum Niedergang des Alten Reichs, dessen politische Dezentralität Goethe noch 1796 in seinem Aufsatz *Literarischer Sanscülottismus* (FA I, 18, S. 319-324) als besonderen Vorzug und als Grundlage für einen nicht nur auf wenige Metropolen beschränkten Kulturfortschritt gepriesen hatte. Die von Goethe schon 1787 befürchtete Gefährdung dieses politischen Milieus ergab sich nun, im Gefolge der Französischen Revolution, nicht, wie 1787 befürchtet, als Ergebnis des Niedergangs, sondern des durch die Koalitionen der europäischen Mächte nicht mehr einzudämmenden Aufstiegs von Frankreich zu imperialer Größe – ein Problem, dessen intellektuelle und künstlerische ›Gewältigung‹ Goethe bekanntlich nicht mehr losließ.

III.

Der unglückliche Reichskrieg gegen Frankreich und die territorialpolitischen Umbrüche, die der Auflösung des Reichs vorangingen, förderten die Wahrnehmung Weimars als Symbol der deutschen Kulturnation. Mit der Pflege der kulturellen Reputation Weimars wuchs dem Weimarer Herzoghaus, anknüpfend an die Tradition seiner einstigen Rolle als Schutzmacht der Reformation und des protestantischen Glaubens, jetzt der – 1805 von Ferdinand Karl Christian Jagemann mit dem heute noch die Bibliothek zierenden lebensgroßen Carl-August-Porträt ins Bild gesetzte – Nimbus zu, politischer Sachwalter jener universalen »Deutschen Größe« zu sein, die Schiller in seinem gleichnamigen Fragment von 1802 programmatisch

18 Goethe an Johann Friedrich Rochlitz, 24.11.1817 (WA IV, 28, S. 307).

19 Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Christian Gottlob Voigt, 26.12. 1798 (*Goethes amtliche Schriften*, Bd. 2.2, Weimar 1970, S. 581 f.).

postuliert hatte.[20] So schrieb etwa der Frankfurter Arzt und Reiseschriftsteller Johann Gottfried Ebel 1803 an Voigt:

> Nichts kann unsre Nation vor der tiefsten Schmach retten als der steigende Glanz der deutschen Gelehrten-Republik, als der durch deutsches Genie errungne Ruhm auf der Bahn der Wissenschaften. In diesem Gesichtspunkte muß der von Nationalgefühl beseelte deutsche Mann lebendigst wünschen, daß alle großen Talente, alle ausgezeichneten Köpfe je mehr u mehr an einigen Punkten vereinigt würden, als eben so viele strahlende Leuchten die Verachtung der andern Völker durchbrechen u ihnen einige Achtung für die deutsche Nation abzwingen würden.[21]

Goethes politisches Handeln zeigte sich vom Bewusstsein dieser Aufgabe zunehmend durchdrungen, wenn er etwa das Weimarer Hoftheater zu einer normgebenden Instanz deutscher Theaterkultur auszubauen suchte und dabei Kritikern seiner Intendantentätigkeit mit obrigkeitlichen Sanktionen drohte oder wenn er wissenschaftspolitische Oppositionsregungen gegen seine Jenaer Institute unterdrückte. Nicht zufällig rechnete er es sich als Verdienst an, 1803 mit der Neugründung der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung (JALZ)* anstelle der nach Halle abgeworbenen *ALZ* den »heilige[n] Anker« ausgeworfen zu haben, der das akademische Jena vor drohendem Untergang gerettet habe.[22] Für eine Reihe von Jahren wurde die *JALZ* Goethes Sprachrohr, ganz im Sinne des wielandschen »Areopagus« oder, wie es Goethe formulierte, »einer unsichtbaren Akademie ähnlich, die aus einer Menge geheimer Lehrstühle besteht, von wo herab sich so heterogene Naturen aussprechen, als immer auf einer sichtbaren Akademie geschehen mag«.[23] Goethes Krisenmanagement im Jahr 1803 muss darüber hinaus vor dem Hintergrund der ›großen Politik‹ der Weimarer Dynastie jener Jahre gesehen werden, die dem kleinen Herzogtum angesichts des unaufhaltsamen Niedergangs des Alten Reichs durch eine heiratspolitische Verbindung zum russischen Zarenhof wieder eine neue Schutzmacht zu verschaffen suchte. Auch wenn es nicht gelang, den Glanz der 1790er Jahre wieder zu erreichen, so sahen sich andererseits auch maliziöse Spekulationen Johannes Falks und anderer, Weimar werde nach Herders und Schillers Tod geistig veröden, enttäuscht.

Schien auch die Einbindung in das Lager der antifranzösischen Mächte dem weimarischen Herzogtum zunächst einen gewissen Schutz davor zu bieten, ähnlich wie andere Territorien des Alten Reichs unter die Räder von Napoleons Expansionspolitik zu geraten, so war Goethe doch stets äußerst vorsichtig mit öffentlichen politischen Äußerungen und wies alle Versuche zurück, Weimars kulturellen Ruf für machtpolitische Zwecke zu instrumentalisieren. So verweigerte er sich etwa

20 Georg Schmidt: *Friedrich Schillers »Deutsche Größe« und der nationale Universalismus*. In: Hans-Werner Hahn, Werner Greiling (Hrsg.): *Tradition und Umbruch. Geschichte zwischen Wissenschaft, Kultur und Politik*. Rudolstadt, Jena 2002, S. 11-32.

21 Johann Gottfried Ebel an Christian Gottlob Voigt, 26.9.1803 (Manuskript: GSA 30/243, Bl. 70^{v}).

22 Votum Goethes, den Jenaer Professor Carl Heinrich Abraham Eichstädt betreffend, 26.1.1816 (FA I, 27, S. 47).

23 Goethe an Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, 29.11.1803 (WA IV, 16, S. 365 f.).

1805 dem Ansinnen Friedrich Gentz', der die Spalten der *JALZ* in seine antifranzösische Publizistik einzuspannen suchte, und vermied auch sonst sorgsam, mit deren Rezensionen bei Napoleon und seinen Verbündeten Anstoß zu nehmen. Obwohl er Gentz' Ansichten über das europäische Gleichgewicht zweifellos teilte, hielt Goethe es doch aus seiner Weimarer Perspektive für höchst gefährlich, dieses mit Krieg und Gewalt erhalten oder wiederherstellen zu wollen.[24] Es konnte für einen Kleinstaat wie Weimar lebensgefährlich werden, sich so ostentativ, wie Carl August es tat, für die antinapoleonische Kriegspartei zu engagieren – das bekam Weimar im Oktober 1806 schneller als erwartet zu spüren.

Gerade in jenen kritischen Tagen zeigte sich, wie schwer der Ruf Weimar-Jenas als geistiger Mittelpunkt der Deutschen auch in der Politik bereits wog. Es gelang Wieland und Goethe, vermittels ihrer amicalen Kontakte zu einflussreichen Persönlichkeiten des napoleonischen Frankreichs, wie dem Kunstexperten Dominique Vivant Denon oder später dem Diplomaten Carl Friedrich Reinhard und dem im November 1806 vom einstigen Gegner zum glühenden Verehrer Napoleons gewandelten Historiker Johannes von Müller, Kommunikationswege in die französischen Regierungskreise zu bahnen, so dass es möglich wurde, Napoleon von seiner ursprünglichen Absicht, Carl August abzusetzen und sein Herzogtum zu liquidieren, abzubringen. Dass Weimar sich den neuen Machtverhältnissen anpassen musste, war unausweichlich, um politisch zu überleben, doch ging es Goethe – anders als Carl August – um mehr als bloße ›Erfüllungspolitik‹. Er begriff es als einzigartige Chance, dass das Weimarer Herzogtum in den Rheinbund aufgenommen worden war, und nun galt es, dieses Verhältnis zu nutzen und auszubauen. Nach außen hin den Eindruck erweckend, als habe er sich völlig von den politischen Geschäften zurückgezogen, versuchte er das literarische Weimar in Napoleons nach Tilsit proklamierte Politik der ›moralischen Eroberungen‹ einzubinden.

Goethes aktive Rheinbundorientierung ist eine Facette seiner politischen Biographie, die lange ausgeblendet war und erst in jüngster Zeit ins Blickfeld geriet.[25] Sie stand schon hinter seinen energischen Bemühungen von 1807, Weimars Reputation gegen journalistische Herabwürdigungen zu verteidigen und der Öffentlichkeit zu demonstrieren, dass Weimar auch unter den neuen Verhältnissen seit Napoleons Sieg bei Jena und Auerstedt der geistige Mittelpunkt und Symbolort des nicht mehr über eine eigenständige Staatlichkeit verfügenden Deutschland bleibe. So ließ er etwa Carl Ludwig Fernow an seinen Intimfeind Carl August Böttiger, der als Kolumnist von Cottas *Allgemeiner Zeitung* hämische Kommentare über Weimar gebracht hatte, appellieren, es gebe jetzt nur

> eine große und heilige Sache […]: die, im Geiste zusammenzuhalten u. in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer

24 Vgl. Gustav Seibt: *Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung*. München 2009, S. 46ff.

25 Vgl. ebd., S. 57ff., sowie Gerhard Müller: »… *eine wunderbare Aussicht zur Vereinigung deutscher und französischer Vorstellungsarten*«. *Goethe und Weimar im Rheinbund*. In: Hellmut Th. Seemann (Hrsg.): *Europa in Weimar. Visionen eines Kontinents*. Göttingen 2008, S. 256-278.

> Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren […] [, da] Dresden u. Leipzig, Jena u. Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Geisteskultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften […] Alle […] Neckereien […] würden jetzt höchst nachteilig werden, wenn sie dazu beitragen könnten, daß die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen haben könnten, die Achtung für unsere Kultur und für unser geistiges Streben […] verlieren müßten […] Besonders müsse Weimar und diejenigen in W[eimar], welche zum Teil dazu beigetragen haben, auch selbst in den Augen der Franzosen unsere Literatur achtungswürdig zu machen, jetzt mit gebührender Rücksicht behandelt werden, um so mehr, da der K[aiser] Napoleon selbst auf W[eimar] aufmerksam geworden sei […].[26]

Bereits den Tod der Herzogin Anna Amalia am 10. April 1807 nutzte Goethe dazu, das glanzvolle Bild der Weimarer Kulturtradition durch einen Nachruf in der Öffentlichkeit zu stilisieren,[27] und Johann Friedrich Cotta wurde angewiesen, nichts in seine Blätter einzurücken, was nicht von ihm, Goethe, komme.

> Wir sind niemals politisch bedeutend gewesen. Unsre ganze Bedeutung bestand in einer gegen unsere Kräfte disproportionirten Beförderung der Künste und Wissenschaften. Von andern Seiten sind wir jetzt so wenig und weniger als sonst. So lange also der Zustand von ganz Deutschland sich nicht näher entscheidet, haben alle, besonders die kleineren Staaten, Ursache zu wünschen, daß man sie ignorire; und absurde Nachrichten […] nicht aufgenommen werden […].[28]

Napoleon blieb dies alles nicht unverborgen. Er griff die Signale auf, würdigte Weimar während des Erfurter Fürstenkongresses im Oktober 1808 eines offiziellen Staatsbesuchs, zeichnete Goethe und Wieland durch persönliche Gespräche öffentlichkeitswirksam aus und dekorierte sie mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Goethe verband damit große Hoffnungen.

> PRAESENTES DIVOS NVNC PRISCA THVRINGIA IVNXIT
> EN NOVVS ATTONITOS IVNGET AMOR POPVLOS.

In der Übersetzung des Ministerkollegen Voigt lautete dieses Chronodistichon, das Goethe seinen Jenaer Gewährsmann, den Herausgeber der *JALZ* und Professor der Poesie und Beredsamkeit Heinrich Carl Abraham Eichstädt, als Inschrift in goldenen Lettern für das Fronton des in aller Eile für den Jenaer Schlachtfeldbesuch Napoleons am 7. Oktober 1808 errichteten Ehrentempels dichten ließ:

> Die Götter der Welt hat jetzt das alte Thüringen vereint
> siehe, neue Liebe wird einen die erstaunten Völker.[29]

26 Carl Ludwig Fernow an Carl August Böttiger, 7.1.1807 (Manuskript: Sächsische Universitäts- und Landesbibliothek Dresden, h 37 4°, Bd. 9, Nr. 33).

27 *Zum feierlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwitweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach, gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg* (MA 9, S. 929-933).

28 Goethe an Johann Friedrich Cotta, 7.10.1807 (WA IV, 19, S. 428).

29 Christian Gottlob Voigt an Wilhelm Ernst Friedrich Freiherr von Wolzogen, o.D. (Manuskript: Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, A 9125, Bl. 26r).

Das klang anders als die damals so häufigen Lobeshymnen auf den Kaiser, wurde doch hier die Hoffnung ausgesprochen, dass man nun eine neue Weltordnung, ein neues Gleichgewichtssystem erwartete, das Völkerfrieden und Fortschritt bringen sollte. Dies war damals ganz und gar Goethes Überzeugung, und in Napoleon glaubte er den Genius sehen zu können, dem zuzutrauen war, sie zu realisieren. Von Thüringen, und das meinte natürlich Weimar (wir sehen hinter dieser Formulierung wieder die Idee des »Areopagus« aufblitzen), sollte dieser Impuls ausgehen. An anderer Stelle sprach Goethe von der Annäherung der deutschen und französischen Vorstellungsarten, die er sich nach 1806 erhoffte. Wenn Goethe 1812 Napoleons österreichischer Gattin Marie Louise die Karlsbader Stanzen[30] zu Füßen legte, die wegen ihrer Verherrlichung des Imperators oft als schmeichlerische Hofpoesie abgetan, von Gustav Seibt jedoch neuerdings sehr zu Recht als »große Politik in Versen« gedeutet worden sind,[31] so war das, zu Beginn des verhängnisvollen Russlandfeldzugs, schon so etwas wie ein letzter Beschwörungsversuch jener zusehends entschwindenden historischen Gestaltungschance, wo deutsche Geisteskultur und ihr Symbolort Weimar als kongeniale Partner der französischen Hegemonialmacht wirken sollten:

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die den Sohn im Arme pranget,
Befördre neuen, daurenden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düstren banget,
Den Himmel auf, zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch *Sie* dies letzte Glück beschieden:
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.
(MA 9, S. 66)

IV.

Goethe trennte sich bekanntlich nur sehr schwer von dieser Vision und ein Verehrer Napoleons blieb er, bei durchaus vorhandener Einsicht in die Unvermeidlichkeit von dessen Scheitern, lebenslang. Die neue europäische Gleichgewichtsordnung des Wiener Kongresses war zwar kein genialer Wurf, sondern ein Produkt der alten Kabinettspolitik und -diplomatie, aber sie bot immerhin die Chance zur Konsolidierung. Im Zuge der Reformen, die Carl August nun in der Organisation der obersten Behörden seines territorial vergrößerten und zum Großherzogtum erhobenen Staates vornahm, wurde auch Goethes Stellung neu definiert. Er erhielt den Titel eines Staatsministers, verlor aber, angesichts der neu eingeführten Kontrasignatur unvermeidlich, den im bisherigen Geheimen Consilium innegehabten Status eines von der Verpflichtung zur ständigen Mitarbeit lediglich freigestellten und nur auf besonderes Verlangen des Regenten heranzuziehenden Mitglieds mit Sitz

30 *Blumen auf den Weg Ihro Majestät der Kaiserin von Frankreich am Tage der höchst beglückenden Ankunft zu Karlsbad alleruntertänigst gestreut von der Karlsbader Bürgerschaft den [2.] Juli 1812* (MA 9, S. 65 f.).

31 Seibt (Anm. 25), S. 185.

und Stimme. Dafür wurden seine bisherigen Kommissionen für Kunst- und Wissenschaftseinrichtungen zu einer immediaten Zentralbehörde zusammengefasst, für die er den Titel »Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena« erfand.[32] Diese administrative Spezialkonstruktion machte ihn vom Staatsministerium unabhängig und der unbedingt zuverlässige Kollege Voigt sorgte über seine geheime Kammeroberkasse, von deren enormem Schuldenstand Carl August und die Minister erst nach seinem Tod erfuhren,[33] dafür, dass die Deckung des Finanzbedarfs dieser Behörde von den Kontroll- und Bewilligungsbefugnissen des mit dem neuen Grundgesetz vom 5. Mai 1816 eingeführten konstitutionellen Landtages unberührt blieb.[34] Seine Institutionalisierung als politischer Faktor *sui generis* im politischen System sah Goethe, wie aus den Voten zur Errichtung der Oberaufsicht[35] hervorgeht, durch seine Rolle als Erbverwalter der Dichter und Denker gerechtfertigt. Den Gedanken des Weimarer Areopags identifizierte er nun mit der eigenen Person:

> Weimar hat den Ruhm einer wissenschaftlichen und kunstreichen Bildung über Deutschland, ja über Europa verbreitet; dadurch ward herkömmlich sich in zweifelhaften literarischen und artistischen Fällen hier guten Raths zu erholen. Wieland, Herder, Schiller und andere haben soviel Zutrauen erweckt, daß bey ihnen dieser Art Anfragen öfters anlangten [...]. Mir Überbliebenen, ob ich gleich an solchen Anforderungen und Aufträgen selbst schon hinreichend fortlitt, ist ein großer Theil jener nicht einträglichen Erbschaften zugefallen. (WA IV, 26, S. 187 f.)

Er sei den meisten deutschen Künstlern und Kennern »bekannt und verwandt geworden«, die WKF-Chiffre in der *JALZ* erfreue sich überall freundlicher Aufnahme, er stehe mit vielen Wissenschaftlern und Naturforschern in Beziehung, Theater und literarische Arbeiten setzten ihn mit »Dichtern und leider auch mit Dichterlingen« ins Verhältnis, und die zu führende umfangreiche Korrespondenz stehe keineswegs in seiner Willkür, zumal auch Fürsten und Regierungen Anfragen an ihn richteten.

> In diesen [...] so wie in den unzählbaren vorhergehenden Fällen werde ich mich mit der Ehre zu begnügen haben gegen das liebe deutsche Vaterland als Facultät und Ordinarius um Gotteswillen mich einwirkend zu verhalten.
>
> Da ich mich nun in solchen Verhältnissen wohl nicht mit Unrecht als öffentliche Person ansehen darf, so wird mir nicht verargt werden wenn ich einige Erleichterung von Staatswegen [...] mir schmeicheln darf. (WA IV, 26, S. 190)

32 Vgl. Irmtraut Schmid, Gerhard Schmid: Kommentar in FA I, 27, S. 1097 ff.

33 Vgl. Christian Wilhelm Schweitzer: *Carl August. Biographisches Manuskript*. In: *Manuskripte* 2. Hrsg. von der Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar e. V., [Weimar 2008], S. 40.

34 Vgl. Christian Gottlob Voigt an Goethe, 11.3. u. 27.3.1817 (Hans Tümmler [Hrsg.]: *Goethes Briefwechsel mit Christian Gottlob Voigt*. Bd. 4, Weimar 1962 [= SchrGG, Bd. 56], S. 270 f., 276).

35 Vgl. Goethe an Christian Gottlob Voigt, 15.12., 19.12.1815, u. Beilage, 18.12.1815 (WA IV, 26, S. 178 f., 183-190).

Dabei dürfe es nicht mehr darum gehen, Weimar-Jena und seine Bildungs-, Wissenschafts- und Kunsteinrichtungen »auf die früher von uns [...] versuchte Weise [...] auf revolutionäre Wege zu stoßen, sondern sie auf die reine Höhe der Kunst und Wissenschaft, auf welche gewiß Europa jetzt gelangt ist, zu stellen, zu erhalten und zu sanctioniren«.[36]

Aus diesen Positionsbestimmungen wird deutlich, dass Goethe das, was wir jetzt sein »Projekt Weimar« nennen können, bereits nicht mehr nur an die Zeitgenossen adressierte, sondern auch an die Nachwelt. Der Gedanke, das eigene Werk ebenso wie das, wofür der Name Weimar stand, über die Fragilität der politischen Zeitverhältnisse hinweg für spätere Generationen zu bewahren, beschäftigte ihn bereits seit dem Tod Herders und Schillers, besonders aber seit der Katastrophe vom 14. Oktober 1806, als er bei der Besetzung Weimars durch die Franzosen selbst in Lebensgefahr geraten war. In der 1808 unter seiner maßgeblichen Mitwirkung neugestifteten Weimarer Freimaurerloge *Amalia*, in die sich 1810 noch Wieland aufnehmen ließ, erarbeiteten beide ein Memorialkonzept, das die bisherigen Versuche zur Selbststilisierung des klassischen Weimar wirksam erweiterte.[37] In seiner Logenrede *Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt* verknüpfte Wieland das mäzenatische Wirken der Regenten Anna Amalia und Carl August mit der literarisch-künstlerischen Bedeutung Weimars und damit auch mit dem eigenen Werk. Beginnend mit der Logenrede auf Wielands Tod 1813 profilierte Goethe dieses Memorialkonzept weiter. Alle Logenreden zur Würdigung verstorbener Mitglieder gingen fortan über seinen Schreibtisch. Damit begann sich das Projekt Weimar schon zu seinen und Wielands Lebzeiten in ein Medium zur Formung des nationalen Kulturgedächtnisses der Deutschen umzugestalten, das – ebenso wie Goethes eigene Selbsthistorisierung in *Dichtung und Wahrheit* und anderen autobiographischen Schriften seit 1810 – das stilisierte Bild des klassischen Weimar als normsetzendes Symbol für das Wahre, Gute und Schöne und dessen Vermittlung durch Kunst, Literatur und Wissenschaft in die nachfolgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte transportieren sollte. Noch einige Jahre lang führte Goethe zähe Kämpfe zur Verteidigung seines Sonderstatus im System des Weimarer Staates, der ihm wegen der damit verbundenen öffentlichen Autorität unverzichtbar erschien. Er geriet dabei auch zeitweise in Konflikt mit Carl Augusts liberal-nationalem Kurs und verhinderte 1817 nur knapp seine politische Kaltstellung. Nachdem Karl Ludwig Sands Attentat auf August von Kotzebue und die auf dem Fuße folgenden Karlsbader Beschlüsse dem liberal-nationalen Experiment seines ›dämonischen‹ herzoglichen Freundes, in dem Metternich in Wien das schlimmste aller Übel sah, die Deutschland gegenwärtig heimsuchten, ein Ende gesetzt hatten, zog Goethe sich jedoch mehr und mehr aus der praktischen Amtstätigkeit zurück. Den ihm angetragenen Posten als Regierungsbeauftragter für die Jenaer Universität schlug er aus.

36 Goethe an Christian Gottlob Voigt, 27.2.1816 (WA IV, 26, S. 278 f.).

37 Vgl. Joachim Bauer, Joachim Berger: *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Das Selbstverständnis der Weimarer Loge Amalia im 19. Jahrhundert*. In: Joachim Berger, Klaus-Jürgen Grün (Hrsg.): *Geheime Gesellschaft. Weimar und die deutsche Freimaurerei. Katalog zur Ausstellung der Stiftung Weimarer Klassik im Schiller-Museum Weimar 21. Juni bis 31. Dezember 2002*. München, Wien 2002, S. 259-270.

Als literarischer Olympier und Dichterfürst zur Legende geworden, an der Weimar und sein Herrscherhaus maßgeblich partizipierten, wagte ihn niemand mehr anzutasten, auch wenn hinter den Kulissen viel und heftig darüber geeifert wurde, dass er seinen Amtspflichten nicht mehr nachkomme und Gesetze, Institutionen und Vorschriften selbstherrlich ignoriere. Man möge Goethe in Ruhe lassen, so ermahnte Großherzogin Luise 1826 den Weimarer Landtag, als dieser den Dichter wegen nicht erfolgter Rechnungslegung für seine Oberaufsichtsbehörde zur Verantwortung ziehen wollte: »Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden«.[38] Wichtig war Goethe jetzt nur noch sein eigenes Alterswerk, in dem er die Summe seines Lebens und seines Projekts Weimar zog, und das war bekanntlich ohnehin nicht mehr für die Zeitgenossen, sondern als Vermächtnis für die Nachwelt gedacht. Erst die Zukunft, so glaubte er, werde ihn dereinst begreifen. So beschreiben jene Zeilen, die in seinem letzten Brief an Wilhelm von Humboldt stehen, auch gleichsam das Wesen seines Projekts Weimar:

> Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu thun als dasjenige was an mir ist und geblieben ist wo möglich zu steigern und meine Eigenthümlichkeiten zu cohobiren [...]. (WA IV, 49, S. 283)

38 Heinrich Luden: *Rückblicke in mein Leben*. Jena 1847, S. 131.

JANE K. BROWN

*Faust als Revolutionär: Goethe zwischen Rousseau und Hannah Arendt**

2008 hat die *Goethe Society of North America* beim Haupttreffen der *Modern Language Association of America* den 200. Jahrestag der Erstveröffentlichung von *Faust I* gefeiert. Dem Publikum von etwa 150 Literaturwissenschaftlern, viele darunter keine Germanisten, ist das wohl selbstverständlich vorgekommen. Für eine Goetheforscherin meiner Generation kann von Selbstverständlichkeit jedoch keine Rede sein. Schon zu meiner Studienzeit hat es geheißen, es sei undenkbar, etwas Neues über Goethe zu schreiben. Außerdem sei er, als Patriarch der deutschen Kultur von 1870 bis in die späten 1960er Jahre, wenigstens westlich der Grenze zur DDR, in Misskredit geraten: Er sei konservativ, reaktionär, Autor des verruchten Schauspiels, das jeder deutsche Soldat mit in den Krieg geschleppt habe. *Faust* ist es zugefallen, für zahlreiche Deutsche und Germanisten das Schlimmste am alten Deutschland zu verkörpern – den rigorosen Prussianismus, den Größenwahn und Imperialismus.

Immerhin ist auch die ungeheure Anziehungskraft *Fausts* und seines Autors für ganz andere Rezipientenkreise bekannt: so z. B. für die jungen Internetsurfer, die ständig von der *Goethe Society of North America* wissen wollen, ob Goethe wirklich dieses oder jenes (natürlich auf Englisch) gesagt habe, weil sie es bei einer Hochzeit oder derlei Anlässen verwenden wollen; für die Unmenge Studenten, die immer bereit sind, eine Vorlesung über Teufelspakte zu belegen; für die Liebhaber des surrealistischen tschechischen Regisseurs Jan Svankmaier und seines phantastischen Faustfilms. Aber sogar für den linksrevolutionären Che Guevara, den man – Goethe lesend – leicht im Google-Bilderservice finden kann; für die konservative Revolutionärin Hannah Arendt und für die französische Psychoanalytikerin Sabine Prokosch, die *Faust* als das dunkle Herz der freudschen Metapsychologie versteht. Ihnen allen ist Goethes Faust das urbildlich böse Kind, ein erwachsener Zauberlehrling. Ein jeder Text, der so große Ambivalenz hervorruft, verdient, dass man ihn feiert, aber auch, dass man ihn befragt. Wieso hat *Faust* seine Leser in Konservative und Revolutionäre polarisiert, der etwas altfränkischen Ausdrucksweise der *Faust*-Forschung zufolge in ›Perfektibilisten‹ und ›Nihilisten‹, und warum hält man seit den 1960er Jahren im Westen die utopischen Perfektibilisten, die Fausts revolutionäres Streben ja hochschätzen, für Konservative? Was bedeutet *Faust* für die Gesellschaft? Zu welchen sozialen Veränderungen drängt dieser Text? In dem Sinne will ich wissen, was eigentlich so revolutionär ist am *Faust*.

Obige Fragen untermauern diese Untersuchung des Revolutionären im *Faust*, besonders im ersten Teil. Während sich der zweite Teil großangelegten politischen und sozialen Erneuerungsprogrammen widmet, spielt sich der erste Teil in der von

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Faust – der Befreier*.

Goethe so genannten ›kleinen Welt‹ ab und handelt von der privaten Sphäre, einem im Grunde ganz gewöhnlichen Liebesverhältnis. Diese Liebestragödie – in den 1770er Jahren verfasst und in den späten 1790er Jahren umgeschrieben und in *Faust I* eingebettet – schwebt jedoch merkwürdig über der Scheide der Französischen Revolution. Goethe versucht freilich im Laufe der 1790er Jahre, mit der Revolution auf literarische Weise zurechtzukommen, überwiegend in mehr oder weniger misslungenen oder fallengelassenen Werken wie z. B. dem *Groß-Cophta,* den *Aufgeregten* oder dem *Mädchen von Oberkirch*. *Herrmann und Dorothea* und das eher verschlüsselte als offene *Märchen* sind die großen Ausnahmen. *Faust I* folgt auf diese Versuche. Obwohl die Gretchen-Tragödie schon in den 1770er Jahren verfasst wurde, sind die sie umrahmenden Szenen des ersten Teils hauptsächlich zwischen 1797 und 1801 entstanden, d. h. nach den eben aufgezählten Werken.[1] Also verwandelt sich meine erste Frage in diese: Wie verhält sich die Tragödie von Faust und Margarete zu ihrer zeitlichen Umgebung und was ist daran revolutionär?

Als Literaturhistorikerin wende ich mich sogleich dem literarischen Kontext zu. Schon zu Goethes Zeiten ist offensichtlich gewesen, dass Rousseau der maßgebliche Denker für die jüngere Generation war, die wir jetzt Romantiker nennen, besonders wo es sich um Gesellschaftserneuerung handelte. Fausts Teufelspakt kehrt in der Tat einen bekannten Satz von Rousseau um, nämlich: »Ich wollte, dass dieser Augenblick ewig dauern möge«.[2] Die Entlehnung beweist weniger Ergebenheit als eine tief ambivalente Haltung gegenüber dem französischen Vorgänger – eine Ambivalenz, die Goethe von den *Leiden des jungen Werthers* bis zu seinem Lebensende beschäftigt hat.[3] Diese Ambivalenz erscheint in der Paktszene und ihre Wurzeln zeigen sich in der Kritik an Rousseaus Bildungsroman *Emile* (1762) in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96). Erst nach der Untersuchung des Pakts und ihrer Wurzeln im *Wilhelm Meister* werde ich zu den revolutionären Folgen im *Faust* zurückkehren, die sich aus der Spannung mit Rousseau ergeben.

Die Spannung mit Rousseau hat zunächst einen zeitlichen Aspekt. Der Kernpunkt des Pakts in Goethes *Faust*, wie bei *Faust*-Texten im Allgemeinen, ist Fausts

1 Die wichtigen Ausnahmen sind *Hexenküche*, *Wald und Höhle* und kurze Teile von *Studierzimmer*, die alle 1787/88 in Italien entstanden.

2 »*Je voudrois que cet instant durât toujours*« – Jean-Jacques Rousseau: *Les rêveries du promeneur solitaire*. In: ders.: *Œuvres complètes*. Vol. 1: *Les confessions. Autres textes autobiographiques*. Édition publiée sous la direction de Bernard Gagnebin et Marcel Raymond. Paris 1969, S. 993-1099; hier S. 1046 (Übersetzung hier und im Folgenden Jane K. Brown).

3 Goethes Aussagen über Rousseau wurden am ausführlichsten dargestellt von Carl Hammer, Jr.: *Goethe und Rousseau. Resonances of the Mind*. Lexington, KY, 1973, wo die bisherige, merkwürdig spärliche Forschung zum Thema dargestellt wird. Die ältere Forschung interessierte sich hauptsächlich für die Beziehungen zwischen *Werther* und Rousseaus *Julie, ou la nouvelle Héloïse*; neuerlich zieht man auch *Die Wahlverwandtschaften* näher in Betracht. Neuere Teilanalysen der Spannungen in Goethes Rousseau-Rezeption findet man in Eugene Stelzig: *The Romantic Subject in Autobiography. Rousseau and Goethe*. Charlottesville, London 2000, und Jane K. Brown: *Goethe, Rousseau, the Novel, and the Origins of Psychoanalysis*. In: *Goethe Yearbook* 12 (2004), S. 111-128.

Zugang zum Leben. Er muss aus seinem engen Studierzimmer, aus seiner Welt der Worte, in die Wirklichkeit, in die Zeit hinaus. Der Faust des Volksbuchs erhandelt sich vierundzwanzig Jahre Teufelsdienst und Goethes Faust unterschreibt das Pergament mit dem Ausruf: »Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit« (HA 3, S. 58, V. 1754). Was hat das mit Rousseau zu tun? Die fünfte von Rousseaus *Rêveries du promeneur solitaire* (*Träumereien des einsamen Spaziergängers*, 1782) erreicht ihren Höhepunkt mit der Klage: »In unseren lebhaftesten Freuden gibt es kaum einen Augenblick, in dem ich das wahrhaftig sagen könnte: *Ich wollte, dass dieser Augenblick ewig dauern möge*«. Rousseaus Klage, dass der Mensch der Zeitlichkeit unterworfen bleibt, verwandelt Goethes Faust in die explizite Bejahung der Zeitlichkeit mit den berühmten Zeilen: »Werd' ich zum Augenblicke sagen: / Verweile doch! du bist so schön!« (HA 3, S. 57, V. 1699 f.), die den Pakt besiegeln und das Ende von Fausts Leben ankündigen. Goethes Faust und Rousseaus Spaziergänger klagen beide, dass die Welt ihre unersättlichen emotionalen Begierden nicht befriedigt. Während Rousseau sich das Glück jedoch in einem mitten im See ruderlos schaukelnden Kahn vorstellt, umklammert Faust gerade die proteische Welt, die ihn zur Verzweiflung treibt. Rousseau zieht sich ins reine Selbstbewusstsein zurück; Goethe will lieber ein Streben und Engagement in der Welt, die sich ständig und kräftig bewegt.[4] Ab den 1790er Jahren, als er die Paktszene schreibt und den ersten Teil von *Faust* allmählich zum Abschluss bringt, nennt Goethe dieses rousseauische Zögern, sich in der Welt zu engagieren, »die Sorge« – eine Entwicklung, die erst mit Fausts Erblindung im 5. Akt des zweiten Teils ihren Höhepunkt erreicht.[5] Rousseau ist aber nicht einfach der Gegenspieler, da Faust zu Beginn der Szene *Nacht* als genau das in sich geschlossene Subjekt (hier der in seinem engen Arbeitszimmer Eingeschlossene) auftritt, das Rousseaus *Rêveries* mit solcher Deutlichkeit ins europäische Bewusstsein gerückt haben. Goethe stimmt also Rousseaus Diagnose zu, lässt seinen Helden aber nicht, wie Rousseaus Spaziergänger, in der Subjektivität der Moderne aufgehen. Ethisch motivierte Kritik sowohl an Rousseau als auch an Goethe wegen ihrer vermeintlichen Blindheit gegenüber der Gesellschaft ist ein kritischer Gemeinplatz: Rousseau als einsamer Spaziergänger, Faust als Gegenbild dazu, der amoralische Streber, für den die Tat alles andere übertrumpft. Die bisherigen Ausführungen zeigen aber, dass es doch möglich sein müsste, zwischen beiden eine ethische Unterscheidung zu treffen.

Hannah Arendts Kritik an Rousseau als erstem Theoretiker des Intimen[6] scheint die Gründe für Goethes gespanntes Verhältnis zu Rousseau in der Paktszene offenzulegen. Bei Arendt verhält es sich nämlich so: Die griechische Polis sei die wahre öffentliche Sphäre, in der freie Menschen politisch miteinander wetteifern können. Diese Polis sei jedoch schon im 18. Jahrhundert durch eine totalitäre Erweiterung der patriarchalischen Familie abgelöst worden, die Arendt ›die Gesellschaft‹ nennt und die sie als eine höchst negative Entwicklung betrachtet. Der Gesellschaft habe Rousseau jedoch das Ich entgegengesetzt: Das menschliche Herz, ein inneres Ich, ist

4 Soweit meine Analyse in *Faust: The German Tragedy*. Ithaca, London 1986, S. 80-83.

5 Besonders die Verse 11453-11486, aber man findet Hinweise auf die Sorge schon in der Fortsetzung zu *Nacht* (wohl 1799/1800), V. 644.

6 Hannah Arendt: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart 1960, S. 39 u. passim.

bei ihm der Zufluchtsort geworden, wo das Individuum sich vor der repressiven Gesellschaft retten kann. Durch seinen Hass auf die Gesellschaft wird Rousseau in Arendts Augen – auch in denen der Romantiker – zu einem Helden. Aber seine fast ausschließliche Beschäftigung mit dem eigenen Ich und seinen Gefühlen, meint sie, hat ihn zu weit gehen lassen. Die im Grunde negative Gesellschaft auszuschließen, sei nicht so schlimm, aber die vitale, quasi göttliche Kraft der Natur zu verleugnen, wie er es z. B. in den *Rêveries* tue, sei etwas ganz anderes. Diese Verleugnung ist ein besonders einflussreiches Beispiel der Weltentfremdung, die Arendt im 35. Kapitel der *Vita activa* als das wesentliche Charakteristikum der Moderne bezeichnet. Sie verwendet das Wort ›Welt‹ in diesem Kontext in genau demselben Sinn wie Goethe im *Faust*: als einen natürlich existierenden Raum, der jedoch oft von einem menschlichen oder göttlichen Geist geordnet wird. Für Goethe (wie für Arendt) hat sich Rousseaus Theorie über das Verhältnis des Ich zu der es umgebenden Welt allerdings nicht bestätigt.

Schon *Wilhelm Meisters Lehrjahre* zeigt, wie Goethe an diesem Problem der Gesellschaft bei Rousseau herumtastet. Im Lichte von Arendts Rousseau-Kritik erscheinen die *Lehrjahre* als Goethes Diagnose einer problematischen Auffassung von Empfindsamkeit und Gesellschaft in Rousseaus pädagogischer Abhandlung *Emile*; diese Diagnose lässt das Ringen um ein ethisches Gleichgewicht zwischen Ich und Welt im *Faust* deutlicher hervortreten. Obwohl man *Emile* und die *Lehrjahre* nur selten einander gegenüberstellt,[7] gibt es doch gute Gründe dafür. Erstens handeln die beiden einflussreichen Werke von der Erziehung. Zweitens verherrlichen sie die eingeborene Unschuld der Kindheit und deren Bedeutung als notwendiges Entwicklungsstadium. Drittens bindet ein Netz von besonderen Anspielungen Goethes Text an den von Rousseau. Goethes Titelwort »Lehrjahre« erscheint im zweiten Buch von *Emile*, und zwar in einem Satz, der in der Tat Goethes Roman im Voraus skizziert: »Wir sind nicht nur Lehrlinge eines Handwerks, sondern wir sind Lehrlinge der Menschheit, und die Lehrjahre dieses letzten Berufs sind mühsamer und länger als die des vorigen«[8] (dieses Motiv erscheint wieder im fünften Buch). Hinter diesen und zahlreichen weiteren Anspielungen findet man gattungsmäßige Verbindungen: Rousseaus Werk ist zwar eine Abhandlung, die jedoch als Lebensgeschichte geschrieben ist und sogar mit einem kurzen Liebesroman schließt. Die Verwicklung und die Spannung, soweit es sie überhaupt gibt, kommen erst bei Emiles Reifung und Werbung um eine Frau zustande. Goethes Roman fokussiert

7 So z. B. Hammer (Anm. 3), S. 123-136, der fast ausschließlich von den *Wanderjahren* in Bezug auf *Emile* spricht. Hans Robert Jauß behandelt den Vergleich allgemein in *Rousseaus »Nouvelle Héloïse« und Goethes »Werther« im Horizontwandel zwischen französischer Aufklärung und deutschem Idealismus*. In: ders.: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt a. M. 1982, S. 589-653; hier S. 647-652.

8 »Nous ne sommes pas seulement apprentifs ouvriers, nous sommes apprentifs hommes, et l'apprentissage de ce dernier métier est plus pénible et plus long que l'autre« – Jean-Jacques Rousseau: *Émile ou de l'éducation*. In: ders.: *Œuvres complètes*. Vol. 4: *Émile. Éducation. Morale. Botanique*. Édition publiée sous la direction de Bernard Gagnebin et Marcel Raymond avec, pour cette volume, la collaboration de Robert Osmont. Paris 1959, S. 241-877; hier S. 478 (Übersetzung Jane K. Brown).

von vornherein auf diese interessanteren Phasen und folgt seinem Helden von den ersten zögernden Schritten ins Erwachsensein hin zur Verlobung. Beide Texte werden kurz nach der Werkmitte durch längere religiöse Bekenntnisse unterbrochen – das der schönen Seele bei Goethe und das des savoyischen Vikars bei Rousseau. Zuletzt schließen beide Werke mit derselben Geste des Aufschubs: Gleich nach der lange angestrebten Verlobung muss der junge Bräutigam reisen, um seine Bildung fortzusetzen – eine Schlussgeste, die sonst im Roman der Zeit nicht üblich ist. Und gerade an dieser Stelle verwendet Rousseau die Lehrjahre-Metapher zum zweiten Mal, indem sein Lehrer zu Emile sagt, dieser müsse sich nicht nur Lehrjahren des Lebens unterziehen, sondern auch Lehrjahren der Leidenschaft.[9] *Wilhelm Meisters Wanderjahre* machen mit ihren zahlreichen Novellen der Leidenschaft diesen zweiten Lehrgang aus. Also hat Goethe seinen Bildungsroman nach Rousseaus Abhandlung organisiert.

Trotzdem findet man beträchtliche Unterschiede. Zwar erscheint Goethes Wilhelm niemals auf der Schulbank; wie Emile lernen alle Zöglinge der Turmgesellschaft durch Tun und Irren. Aber Rousseaus Lehrer begleitet seinen Zögling jeden Augenblick und bleibt lebenslang sein nächster Vertrauter, während es bei Goethe keine richtigen Lehrenden gibt, sondern nur unbekannte Wohlwollende. Meistenteils erscheinen sie verkleidet und verschwinden auf mysteriöse Weise, fast wie im Schauerroman, und wie sich letztlich herausstellt, sind Wilhelms Begegnungen mit ihnen durch einen katholischen Geistlichen inszeniert worden. Mit den *Wanderjahren* werden die Unterschiede größer. Dort lernt jeder Zögling ein Handwerk so wie Emile, und gerade Emiles Wahl, die Tischlerei, steht im ersten Kapitel der *Wanderjahre* allen anderen voran. Aber die Tischlerei erscheint als das Handwerk Sankt Josephs, der sein Leben in fast jedem Aspekt nach dem des heiligen Pflegevaters ausrichtet. Die religiöse Betonung ist kaum das, was der aufgeklärte Rousseau mit Handwerk oder Tischlerei vorgehabt hat. Bei den Hauptlehrern in der Pädagogischen Provinz der *Wanderjahre* wird es noch drastischer: Sie werden zu einer abstrakten Dreifaltigkeit, die abwechselnd »die Dreie« oder »die Oberen« heißt. Da Goethe selbst sich bekanntermaßen von der religiösen Orthodoxie ferngehalten hat, wirken die Anspielungen parodistisch. Es scheint, dass die ganze Bildungsproblematik Goethe nicht gar so ernst vorkommt wie seinem Vorgänger.

Für Rousseau handelt es sich bei der Erziehung vor allem darum, den Zögling unter Kontrolle zu halten. Schon der Säugling setzt seinen Willen mit Schreien durch und der Erwachsene hat ihn streng einzugrenzen (wenn man ihn auch nicht wickeln darf). Auch Emile ist strikt zu kontrollieren, weil er sonst den Lehrer lenkt. Immer wieder warnt Rousseau, dass *ein* einziger Fehler alles verderben kann und dass der Lehrer auf immer sowohl Emiles Vertrauen zu ihm als auch seinen ganzen Einfluss auf das Kind verliert, sobald Emile einmal Einsicht in seine Manöver erhält. Besonders das letzte Buch macht deutlich, wie diese Überwachung in den privatesten Raum, ins Herz des Zöglings, vordringt: Was Emile für die zufällige Entdeckung der idealen Ehefrau hält, wird Schritt für Schritt vom Lehrer inszeniert. Es stellt sich zwar heraus, dass Wilhelms Verhältnisse hauptsächlich den Geschwistern seiner zukünftigen Verlobten gelten – diesen Streich spielt aber der

9 Rousseau (Anm. 8), S. 818.

Erzähler dem Leser, nicht der Lehrer seinem Zögling. Sowohl Goethe als auch Rousseau verbildlichen die Kontrolle des Lehrers durch das Puppenspielmotiv, aber nur bei Goethe lässt jemand eine Puppe fallen. Goethe macht also den Autoritarismus von Rousseaus Erziehungssystem rückgängig und deckt dadurch das grundlegende Paradoxon im *Emile* auf, dass nämlich nur eine streng kontrollierte Erziehung den idealen, verantwortungsvollen und selbständigen Bürger heranbilden kann.

Die Bedeutsamkeit der strengen Aufsicht bei Rousseau leitet sich von seinem senecanischen Hauptziel ab, nämlich vom Glück, das auf der erlernten Fähigkeit basiert, die Leidenschaften einer Überwachung durch die Vernunft zu unterwerfen. *Wilhelm Meisters Lehrjahre* hingegen will den Helden gar nicht zum Glück erziehen. Wer der Leidenschaft unfähig ist, der interessiert weder Goethes Titelfigur noch seinen Erzähler. So hat Wilhelm z. B. viel von Philine zu lernen, die mehr oder weniger die Liebe an sich verkörpert, aber wenig von den Melinas. Die Spannung, welche die Verlobung von Wilhelm und Natalie einleitet, ist alles andere als die zaghafte, idyllische Annäherung, wie sie sich in *Emile* abspielt. Stattdessen ist Wilhelms wichtigste Emotion im letzten Buch der Verdruss und die allerleidenschaftlichste und schauerlichste der eingelegten Erzählungen (die von Mignons Abstammung) wird in diesem letzten Buch vorgelesen. Der *Wilhelm Meister*-Roman hat nicht vor, das Herz zu kontrollieren oder einzugrenzen, sondern vielmehr es zu verstehen und zu erhellen. Goethe deckt den moralischen Wirrwarr auf, den Rousseaus Kontrollwut einfach verleugnet.[10]

Soll aber der reife Mensch selbständig und nicht streng unter Aufsicht zu halten sein, wie ist er dann zum moralischen Mitglied der Gesellschaft zu erziehen? Mit seiner lebenslangen Einzelerziehung ist Rousseaus System ineffizient. *Wilhelm Meister* ist demgegenüber extrem unsystematisch. Die bekannten Diskussionen über den relativen Einfluss des Schicksals und des Zufalls auf die menschliche Entwicklung bleiben sporadisch und vage, und über den tatsächlichen Beitrag zu Wilhelms Bildung von Seiten der Turmgesellschaft lässt sich allenfalls streiten. Goethe wendet sich von der direkten Kontrolle ab und überlässt der Natur die Erziehung seines Helden.

Die Natur kann aber den Menschen kaum zum moralischen Verhalten steuern, wie aus dem ersten Teil von *Faust* einleuchtet, den Goethe weniger als ein Jahr nach Abschluss der *Lehrjahre* wieder aufnimmt. Rousseaus Formel ist die Basis des Pakts, weil Goethe sich immer noch mit Rousseaus Problem befasst, wie man das

10 Die Kritik bleibt nicht nur theoretisch. 1785 hat die in empfindsamen Kreisen berühmte Fürstin von Gallitzin mit ihren zwei nach Rousseaus Vorschriften erzogenen Kindern einen Besuch in Weimar abgestattet. Herder drückt seine Zweifel über ihre Erziehungsprinzipien gegenüber Hamann aus und Professor August Hermann Niemeyer, der die Kinder nachher beim Besuch in Halle kennenlernte, beschreibt ihre rousseauistische Erziehung als »strengen Zwang« (beides zitiert nach Mathilde Köhler: *Amalie von Gallitzin: Ein Leben zwischen Skandal und Legende*. Paderborn u. a. 1993, S. 116 u. 112). Goethe hat sich nicht direkt dazu geäußert, aber schon am 13. März 1784 die Methodik bezweifelt, als die Fürstin auch Jacobis etwas problematischen Sohn Georg Arnold mit in ihren Unterricht nimmt: »[…] wenn ich nicht sehr irre behandelt ihr es falsch, die Fürstinn und du« (WA IV, 6, S. 261).

vollentwickelte Individuum in die Gesellschaft integriert. Während Rousseau in den *Rêveries* die Gesellschaft missmutig verschmäht und sich lieber dem einsamen Dahintreiben auf dem See überlässt, verlangt der faustische Pakt – trotz seines rousseauistischen Wortlauts – ein Engagement, wie schmerzlich das auch sein mag. Für Rousseau gleicht die Beteiligung an der Gesellschaft einem Teufelspakt. Indem Goethe Rousseaus Worte übernimmt, könnte man sagen, dass er ihm zustimmt – aber nur unter Vorbehalt. Für Goethe, wie für Rousseau, ist die Gesellschaft in der Tat des Teufels. Doch für Goethe ist das nicht weiter schlimm, da die Gesellschaft ein Teil der Welt ist und die Welt, einschließlich der Natur, für Goethe wiederum den Bereich der Wirklichkeit, all dessen, was nicht Ideal ist, bedeutet. Und gerade dieser Bereich, die Erde, ist diejenige Sphäre, die der Herr im *Prolog im Himmel* als Wirkungsraum für Mephistopheles offenlässt. Goethes Mephistopheles verfügt über die Geister der Natur ebenso frei, wie er die Gesellschaft manipuliert. Goethe lässt also Rousseaus einfache Binarismen Gesellschaft/Natur, Kontrolle/Leidenschaft nicht gelten und Faust hat nicht die Möglichkeit, sich von der Welt abzusondern, um die Natur zu betrachten. Zwar macht Faust in *Wald und Höhle* den Versuch, sich in die Natur zu vertiefen, aber er kehrt bald zu Gretchen zurück – nicht weil Mephistopheles ihn in Versuchung führt, sondern eher weil der Teufel ihn überzeugt, dass er in seiner Waldeinsamkeit eigentlich nichts leistet und die Geste also sinnlos ist. Sich von der Welt zu trennen, heißt tot sein; Leben heißt, an der Zeit teilzunehmen und ihren gewaltigen, sogar gefährlichen Wandel über sich ergehen zu lassen.

Diese Äquivalenz zwischen der Gewalt der Zeit und der Gewalt der Natur gehört jedoch zum Diskurs der Revolution, wo die Aura natürlicher Unabwendbarkeit dem Begriff ›Revolution‹ zukam – sei es als Sturm, als vulkanischer Ausbruch oder als historische Notwendigkeit.[11] Eine ähnliche Sprache findet sich bei Goethe, wenn er von Revolution spricht: Sie ist ein Sturm, ein Gewitter, ein Naturphänomen, das blind und unvermeidlich einschlägt. Wenn Faust beim Eingehen des Teufelspakts sagt: »Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit« (HA 3, S. 58, V. 1754); wenn er sich in *Wald und Höhle* als den brausenden Wassersturz beschreibt, der Margarete zerstören wird (HA 3, S. 107, V. 3350), dann benimmt er sich nicht einfach prometheisch. Er spricht hier die Sprache der zeitgenössischen politischen Gewalttätigkeit, der er ängstlich von der deutschen Peripherie aus zuschaut. In diesem Sinn ist auch Fausts Pakt ein im Grunde politischer, sogar revolutionärer Aufruf zum Engagement. Denn die Meinungsverschiedenheit mit Rousseau ist revolutionärer, politischer als Rousseaus eigene Ablehnung der Gesellschaft. Hiermit gelangen wir zur ersten Hinsicht, in der man *Faust* revolutionär nennen kann. Goethe lehnt es ab, die Gesellschaft zu verleugnen, nur weil sie fehlerbehaftet oder in Aufruhr ist. Man braucht die sich ständig wandelnden Grundsätze der Revolution weder zu lieben noch gutzuheißen. Es geht einfach darum, den Kahn ans Ufer zu steuern und an der Rettung teilzunehmen.

Der andere große Pakt im *Faust*, die Wette zwischen dem Herrn und Mephistopheles im *Prolog im Himmel*, dreht sich auch um den revolutionären Einfluss

11 Vgl. Hannah Arendt: *Über die Revolution*. München 1963, Kap. 1.5, die Beispiele aus Robespierre, Desmoulins, Forster und Hamilton vorbringt.

Rousseaus, diesmal in Bezug auf seine Psychologie, weil der Pakt das moralische Dilemma von Goethes Tragödie formuliert. Hierin steht der Herr Rousseaus Auffassung am nächsten. In seinen *Bekenntnissen* (1782) ersetzt Rousseau die weitreichende soziale Kontrolle des *Emile* durch gute Absichten, die böse Taten entlasten. Das Gefühl überwiegt also das moralische Urteil. Das Musterbeispiel ist die Episode, in der er ein Kammermädchen des Diebstahls beschuldigt, den er selber begangen hat.[12] Immerhin könne er sich vergeben, weil er nicht vorgehabt habe, ihr Leid anzutun; im Gegenteil, er wollte ihr die gestohlene Schleife wohl schenken. Die berühmten Zeilen des Herrn im *Prolog* »Es irrt der Mensch, solang' er strebt« (HA 3, S. 18, V. 317) und »Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange / Ist sich des rechten Weges wohl bewußt« (ebd., V. 328 f.) kommen dem Solipsismus sehr nahe, den Rousseau in dieser Episode verteidigt. Denn den Herrn interessieren die von Faust auf der Erde zu begehenden Taten nicht, sondern nur, ob seine Absichten dem Ursprung, dem »Urquell« (ebd., V. 324), treu genug bleiben werden, damit der Herr ihn endlich »in die Klarheit« (HA 3, S. 17, V. 309) wird führen können. Anscheinend genügt dem Herrn das Streben, Faust zu retten, wie Fausts Rettung am Ende des zweiten Teils beweist. Dort hat Faust nicht nur die verhängnisvollen Worte des Pakts mit Mephistopheles ausgesprochen, sondern er trägt auch die Verantwortung für verschiedene Mordtaten, hat Unschuldige in den Tod getrieben und ist durch offene Piraterie reich geworden. Immerhin entreißen die Engel seine Seele Mephistopheles' Teufeln und tragen sie hinter der Mater gloriosa und Margaretes versöhnlicher Seele hinweg. Fausts ›gute Absichten‹ haben ausgereicht.

Es bleibt dem beleidigten Mephistopheles, für das zu sprechen, was man die normale moralische Ordnung von Gutem und Bösem nennt: zu behaupten, dass Begriffe wie ›Versuchung‹, ›Sünde‹ und ›Fall‹ doch noch im menschlichen Leben einen Sinn haben. Diese Sprache im Munde des Teufels ist zweifellos einigermaßen ironisch und passt zu Goethes wohlbekannter Abneigung gegen die religiöse Orthodoxie. Rousseaus Gegensatzpaare sind abermals zu einfach. Was man auch von Mephistopheles' Enttäuschung im 5. Akt halten mag, Goethes Glaube an eine gesetzliche Ordnung ist wohlbekannt, ebenso seine gewissenhafte – wenngleich nicht immer freudige – Teilnahme an Regierungspflichten.[13] Daraus kann man schließen, dass Mephistopheles im *Prolog im Himmel* einen für Goethe ebenso legitimen, vielleicht sogar legitimeren Standpunkt vertritt als den vom Herrn vertretenen rousseauistischen Solipsismus guter Absichten.

12 Rousseau (Anm. 2), S. 84-86.

13 Hier denkt man zuallererst an Goethes Votum im Jahre 1783 zur Beibehaltung der Todesstrafe für Kindsmörderinnen. Da ging es jedoch weder um ein Todesurteil noch um die Bejahung der Todesstrafe an sich: Auf das ausdrückliche Verlangen des Herzogs musste Goethe schriftlich Stellung nehmen zur Wahl zwischen Beibehaltung der Todesstrafe in solchen Fällen und lebenslanger Haft mit alljährlicher öffentlicher Beschämung der Delinquentin. Dokumentation, Analyse des Kontexts und Geschichte der Missverständnisse von Goethes Aussage sind ausführlich zu finden bei Volker Wahl und René Jacques Baerlocher: *»Das Kind in meinem Leib«: Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. Eine Quellenedition 1777-1786*. Weimar 2004.

Freilich ist die Haltung des Herrn nicht ganz so einfach. Goethe verändert den Fokus auf das Herz entscheidend, indem er die Natur an die Stelle des Gefühls setzt. Denn des Herrn Modell für die immanente Güte des Menschen ist die Natur: In seiner Sprache ist Faust ein junges Bäumchen, das eines Tages blühen und sogar Frucht tragen wird (HA 3, S. 18, V. 310f.), die »lebendig reiche Schöne« (ebd., V. 345), die die Zuschauer am großen Schauspiel des Herrn erfreut. Das Faust ins Irren führende Streben ist die Entfaltung und Entwicklung der eigenen Natur. Wenn Goethe die rigide soziale Kontrolle des *Emile* in den *Lehrjahren* kritisiert, so deutet er im *Faust* an, dass Rousseaus Blindheit gegenüber der Natur sein Vertrauen auf das Herz in einen gefährlichen Solipsismus verwandelt. Die Moral der Szene ist extrem verwickelt und ihre Komplexität entstammt Goethes tiefer Ambivalenz hinsichtlich Rousseaus Unvermögen, die ethischen Folgen seiner neuen Psychologie einzuschätzen.

Gott oder Teufel, Kontrolle oder Zügellosigkeit, sich zurückziehen oder zerstören, Ich oder Gesellschaft – beide Pakte im Stück beruhen auf rousseauistischen Gegensätzen und die Handlung entwickelt sich aus Goethes Unzufriedenheit mit den Bestimmungen. Erst mit dem Schluss der Gretchentragödie gelangt er darüber hinaus. Denn wenn Fausts Alternative von Rousseau stammt, so ist das Gleiche überraschenderweise auch für Margarete der Fall. Nach der ersten Erwähnung ihrer Schwangerschaft in der Szene *Am Brunnen* hört Margarete dem unfreundlichen Klatsch der Nachbarin zu, wie man ein anderes schwangeres Mädchen strafen wird. Gretchen bereut die eigene ehemalige Bereitschaft, auf andere zu schimpfen, und schließt: »Und bin nun selbst der Sünde bloß! / Doch – alles, was dazu mich trieb, / Gott! war so gut! ach war so lieb!« (HA 3, S. 114, V. 3584-3586). Hier haben wir das zusammengefasste Paradoxon aus dem *Prolog im Himmel*. Auf der einen Seite befinden sich die scheltenden (d. h. teuflischen) Gerechtigkeitsansprüche der Gesellschaft und auf der anderen das, was ihr eigenes Herz als »lieb« und »gut« bezeichnet, was sie sich an Gott wenden lässt. Gott wird hier mit dem Prinzip identifiziert, das sie in die Versuchung geführt hat, nicht mit dem, das die Sünde bestraft. Aus diesem Grund wird ihre Reue im Dom von einem »bösen Geist« ausgesprochen und die sie rettende Stimme am Schluss des ersten Teils scheint die Gottes zu sein. Ihre Absichten überwiegen ihre Taten. Erst als Faust sich weigert, sie zu küssen, weigert sie sich ihrerseits, aus dem Kerker zu fliehen, und wendet sich zu Gott. Sie bleibt also im Grunde dem ehemaligen Liebhaber treu, dem Helden, der sie aus dem Kerker ihres engen Familienlebens in die Zeit und in die schaffende Vitalität der Natur hinausgeführt hat. Die Treue scheint das Stück am Ende zu vergelten und nicht die verspätete, fadenscheinige Rückkehr zu einem Gott, der die zweite Geige neben Faust spielt.[14] Ihr Verbleiben im Kerker und ihr Tod ergeben sich also aus den sich widerstreitenden Erfordernissen des rousseauistischen Herzens und der gesellschaftlichen Ordnung.

Aber Arendt weist auch auf die implizite Kritik hin. Die von ihr Rousseau zugeschriebene Entdeckung des Intimen mit ihrer Betonung des Herzens ist das soziale Äquivalent der hier problematisierten Subjektivität, und diese Entdeckung bedeutet

14 Zur undeutlichen Identität der Stimme von oben vgl. Brown (Anm. 4), S. 113 f.

für Arendt den Tod aller richtigen Staatskunst, weil sie die sozialen Gefühle, besonders das Mitleid, vor die politisch wichtigeren Werte von Konkurrenz und Handlung stellt – das, was sie ›Freiheit‹ nennt. Margaretes erste Ahnung ihres tragischen Konflikts in *Am Brunnen* entsteht gemeinsam mit ihrem Mitleid – im ersten Teil dieser Szene versucht sie, aus ihrem eigenen Schuldbewusstsein heraus Mitleid für das andere schwangere Mädchen zu erwecken. Nach Arendts Dafürhalten hat das Mitleid die Französische Revolution davon abgehalten, einen neuen Spielraum der Freiheit zu schaffen, wie es der amerikanischen gelungen ist; stattdessen lässt sie die ›soziale Frage‹, nämlich die Armut des Volkes, in den Vordergrund treten. Da die Gesellschaft, jene verderbliche Ausdehnung des privaten ökonomischen Bereichs, die politische Handlung aus dem öffentlichen Bereich verdrängt habe, sei ein stabiles Paradigma der Revolution in Europa entstanden, in dem die soziale Frage (Mitleid) einen Anstieg der Tyrannei statt der Freiheit zur Folge hatte. Diese Verquickung von Mitleid und Tyrannei ist das Hauptthema von *Über die Revolution*. Arendt bietet hiermit eine einsichtsvolle Interpretation von *Faust*: Sollte Faust Gretchens Unschuld bemitleiden und sie in Ruhe lassen oder aber sie im Kerker küssen und trösten, so wie sie es will, würde auch er im Kerker der Vergangenheit verstrickt bleiben, gleich dem alten gotischen Zimmer, in dem das Stück begonnen hat. Sein Mitleid würde ihn vom Engagement ablenken. Es wundert also nicht, dass Goethe am Ende des ersten und des zweiten Teils seine Zuflucht zu einem Rettungsbegriff nehmen musste. Das von ihm so deutlich gesehene Paradoxon lässt sich nur transzendent versöhnen.

Was Arendt als das große Versagen der Revolution im Europa des 19. Jahrhunderts ansieht, versteht Goethe als das Hauptproblem im *Faust*, nämlich die Spannung zwischen gegensätzlichen revolutionären Anforderungen: einerseits dem Gebot der Natur zur bestmöglichen Selbstrealisierung und andererseits dem Gebot der Gesellschaft zur Entsagung des Ich zugunsten von Eintracht, Ordnung und Mitleid. Das Gebot der Natur schließt eine Subjektivität ein, die von der Einbildungskraft und dem Bewusstsein noch unberührt ist, und bleibt daher noch ohne Mitleid. Es wird Faust vom Herrn im Prolog auferlegt und dann in den beiden Pakten mit Mephistopheles artikuliert, der die Lebenskraft der Natur verkörpert. Diese mephistophelische Rastlosigkeit ist eine Form der Revolution im *Faust*. Das zweite, mitleidige Gebot wird Margarete auf den Leib geschrieben; die schöpferische Vitalität der Natur bringt die moralische und soziale Ordnung in Gefahr und führt sowohl zu persönlicher als auch zu kommunaler Zerstückelung (sie wird ja enthauptet, genau wie so viele Franzosen es werden sollten). Trotzdem stellt das Drama dar, wie Faust und Margarete einander lieben und angehören. Beide sind Revolutionäre und die Tragödien beider richten sich an die politischen und psychologischen Neuerungen des Revolutionärs Rousseau. Revolution wird einerseits als die kreisende Ordnung des unabwendbaren Kosmos begriffen und andererseits als die zerstörerische utopische Sorge um das bisher unsichtbare Volk: Arendts ›soziale Frage‹. Die Geburtswehen dieser zweiten Bedeutung aus der vorigen sind gerade in die 1790er Jahre, die Entstehungszeit des *Faust I*, gefallen. Wenn Faust den prometheischen Aufstand gegen die Begrenzung des menschlichen Zustands verkörpert, um die unendliche Potenz seines Seins in der Natur zu entwickeln, so verkörpert Margarete den tragischen Aufstand gegen die eingrenzenden Sicherheitsmaßnah-

men der menschlichen Gesellschaft, gegen die notwendige Trennung von privater und öffentlicher Sphäre. Und doch kann man das auch umkehren. Faust leidet unter der ständigen Aufopferung seiner privaten Sphäre (seiner Liebe zu Margarete) unter das Gebot der öffentlichen Sphäre, während Margarete, die Märtyrerin der Gesellschaft, als eine Verkörperung der Lebenskraft der Natur, des ewig Weiblichen endet. Dem Zuschauer bleibt es überlassen, sich vom Text unterdrückt oder befreit zu fühlen – vielleicht sogar beides zugleich; auch die Französische Revolution hat übrigens eine solche Ambivalenz erzeugt.

ANDREA ALBRECHT

Vom »wahren, weltbürgerlichen Sinne«. Goethe und die Kosmopolitismusdebatte seiner Zeit

I.

Goethe als ›Weltbürger‹ zu bezeichnen, gehört spätestens seit Heinrich Heines *Romantischer Schule* (1835) zum topischen Arsenal der deutschen Literaturgeschichtsschreibung. Neben Lessing, Herder, Schiller und Jean Paul zählt Heine auch Goethe wie selbstverständlich zu den Vertretern einer kosmopolitischen »Gesinnung«, »die eben das Herrlichste und Heiligste« gewesen sei, »was Deutschland hervorgebracht« habe.[1] Was aber versteht Heine unter einer kosmopolitischen Gesinnung? Zur Beantwortung dieser Frage sieht man sich zu einer abwägenden, vergleichenden Betrachtung von Varianten kosmopolitischer Dispositionen genötigt. Im Unterschied zu Schillers demokratischem Freiheitsenthusiasmus resultiert demnach Goethes Kosmopolitismus aus einer pantheistischen Weltsicht, die tendenziell apolitisch gewesen sei. Während Schiller »an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen, gleich einer einzigen Brüdergemeinde, umschließen soll«, aktiv mitgebaut und sich auf diese Weise den Titel »Kosmopolit« wahrhaft verdient habe,[2] habe Goethes Fixierung auf das »Kunstwesen [...] einen quietisierenden Einfluß« ausgeübt und der »politischen Regeneration unseres Vaterlandes«, die Heine auch als eine europäisch-kosmopolitische Regeneration versteht, entgegengewirkt. Goethe sei daher »von den entgegengesetztesten Seiten angegriffen« worden; »während der schwarze Pfaffe mit dem Kruzifixe gegen ihn losschlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wütende Sansculotte mit der Pike«.[3]

In die Rolle eines ›schwarzen Pfaffen‹ sollte ein paar Jahre später Joseph von Eichendorff schlüpfen, wenn er die Weltbürgerlichkeit Goethes und seiner Zeitgenossen als ideologische Selbsttäuschung kritisiert. »So kamen«, heißt es in *Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum* (1851),

> nach- und nebeneinander der Kosmopolitismus auf, die Philanthropie, Humanität, Toleranz, natürliche Religion, Religion der Empfindsamkeit, Kunstreligion, Vernunftreligion u. s. w.; zum Teil recht löbliche Tugenden, die man aber auf einmal als etwas unerhört Neues selbständig hinstellte und dabei ganz vergaß, daß sie sämtlich nur einem höhern Prinzipe untergeordnet und ein jedes

1 Heinrich Heine: *Die Romantische Schule*. In: ders.: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Klaus Briegleb. Bd. III. Hrsg. von Karl Pörnbacher. München 1971, S. 357-504; hier S. 379.
2 Ebd., S. 393.
3 Ebd., S. 396.

an seine rechte Stelle gerückt, schon längst im Christentum mit einbegriffen waren.[4]

Goethe habe einer »subjektive[n] Humanitätsreligion« gehuldigt,[5] die sowohl die wahre Religion als auch den wahren Kosmopolitismus, also sowohl die jenseitige als auch die diesseitige Kraft des katholischen Glaubens verfehlen musste. Insbesondere *Wilhelm Meisters Wanderjahre* dienen Eichendorff als Beleg: Hier zeige sich die Hypertrophie eines imaginären Unterfangens, das »sich über die gewöhnliche Moral, über Poesie und Religion erhaben dünkt und nicht bloß den Meister, sondern alle Welt gern meistern möchte«.[6] Folgerichtig kulminiere die Romanhandlung der *Wanderjahre* in eine »allgemeine Weltbürgerei«.[7]

Angesichts der so unterschiedlichen Taxierung der Weltbürgerlichkeit Goethes stellt sich die Frage, was der Begriff des Weltbürgerlichen hier überhaupt bezeichnen kann und soll. Sowohl Eichendorff, der Goethes Kosmopolitismus als säkulares Surrogat eines genuin metapolitischen katholischen Ideals bestimmt, als auch Heine, der in paradoxer Form Goethes Kosmopolitismus als unpolitische Variante des »Herrlichste[n] und Heiligste[n]« der deutschen Aufklärung attribuiert, verwenden den Begriff normativ. Ein *wahrer* Weltbürger genannt zu werden verdient demnach nur, wer den Kriterien des eigenen Begriffsverständnisses am ehesten entspricht. Da beide Autoren ihren Begriffsgebrauch jeweils im Rekurs auf die disparate Begriffs- und Ideengeschichte des späten 18. Jahrhunderts begründen, kommt es in ihren Darstellungen zu einem signifikanten Konflikt von deskriptiver und präskriptiver Intention – ein Konflikt, der sich im Übrigen auch in der aktuellen Kosmopolitismusdebatte fortschreibt.[8] Da jedoch schon um 1800 ein »Kampf um Benennungen«[9] tobt, in dessen Verlauf sich der Weltbürgerdiskurs spektral aufzuspalten und diachron wie synchron in eine komplexe Vielgestaltigkeit zu zerlegen beginnt, lässt sich weder in begriffs- und ideengeschichtlicher noch in sozial- und diskurshistorischer Hinsicht *eine* homogene Bedeutung isolieren und zur Grundlage einer stipulativen Bestimmung des Weltbürgerlichen aufwerten.

Ein paradigmatisches Beispiel für die teilweise polemisch und aggressiv geführte Auseinandersetzung liefern Friedrich Bouterweks *Fünf Kosmopolitische Briefe* aus dem Jahr 1794. »Also auch du ein Kosmopolit?«, fragt Bouterwek hier ironisch.

4 Joseph von Eichendorff: *Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum*. In: ders.: *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach u. Hartwig Schultz. Bd. 6: *Geschichte der Poesie. Schriften zur Literaturgeschichte*. Hrsg. von Hartwig Schultz. Frankfurt a.M. 1990, S. 393-629; hier S. 456.

5 Ebd., S. 551.

6 Ebd., S. 560.

7 Ebd., S. 565.

8 Vgl. dazu Andrea Albrecht: *Kosmopolitismus. Weltbürgerdiskurse in Literatur, Philosophie und Publizistik um 1800*. Berlin, New York 2005; vor allem S. 1-8, 402-405.

9 Reinhart Koselleck: *Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte*. In: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M. 1979, S. 107-129; hier S. 112.

> Aber, Kosmopolit, wenn du dich deines Namens mit Grunde freuest, wie kannst du denn noch bei mir anfragen, ob ich es billige, daß du ihn führst? [...] Aber ist denn der Name Kosmopolit wirklich so ein außerordentlicher Name? Ich dächte doch. Denn daß ihn zu dieser Frist auch Knaben und Knäblein führen, möchte ich nicht gern für einen Einwurf annehmen [...].[10]

Bouterwek nutzt seine *Briefe* in der Folge, um über fast 150 Seiten hinweg *seine* Verwendung des Kosmopolitismusbegriffs im Sinne einer reformabsolutistischen, liberalen Haltung vor allem gegenüber den »jacobinische[n] Freyheitswürger[n]«[11] zu rechtfertigen, die zeitgleich, ebenfalls im Namen des Kosmopolitismus, für eine Orientierung am revolutionären Vorbild Frankreichs plädieren. Wie viele seiner Zeitgenossen versucht auch Bouterwek auf diese Weise die »aufklärerisch-revolutionäre Umprägung von Wortschatz und Schlüsselbegriffen«, die in den Jahren vor, während und nach der Französischen Revolution eingesetzt hat, »rückgängig zu machen oder wenigstens einzugrenzen«,[12] um so den vermeintlich ursprünglichen Gehalt und die wahre Bedeutung der Begriffe zu salvieren.

Auch Goethe beteiligt sich an diesem sogenannten Streit um den »*abus de mots*«.[13] Während er vor und während der Französischen Revolution die politische Verwendung der Begriffe ›Weltbürgertum‹ und ›Kosmopolitismus‹ weitgehend vermeidet, bemüht er sich in den Jahren nach der Revolution bewusst um eine sehr spezifische, tendenziell entpolitisierte Begriffsprägung, die die messianisch-expansive Kosmopolitismusvorstellung der Revolutionäre konterkarieren soll.[14] Gegen Ende der *Einleitung in die Propyläen* (1798) beispielsweise kommt Goethe auf die noch ausstehende Erörterung einer, wie er sagt, »wichtige[n] und schöne[n] Frage« zu sprechen: »was« nämlich die Deutschen und die Engländer

> tun sollten, um, in dieser Zeit der Zerstreuung und des Verlustes, mit einem wahren, weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften statt finden kann, die mannigfaltigen Kunstschätze, die bei ihnen zerstreut niedergelegt sind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit, für das was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte. (FA I, 18, S. 475)

Angesichts der prekären Lage des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation richtet Goethe sein praktisches weltbürgerliches Engagement bewusst auf den Be-

10 Friedrich Bouterwek: *Fünf Kosmopolitische Briefe*. Berlin 1794, S. 1 f.

11 Ebd., S. IV.

12 Rolf Reichardt: *Einleitung*. In: *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich. 1680-1820*. Hrsg. von Rolf Reichardt u. Eberhard Schmitt in Verbindung mit Gerd van den Heuvel u. Anette Höfer. Heft 1/2: *Allgemeine Bibliographie/Einleitung/Die Wörterbücher in der Französischen Revolution*. München 1985, S. 39-148; hier S. 48.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. Gonthier-Louis Fink: *Weltbürgertum und Weltliteratur. Goethes Antwort auf den revolutionären Messianismus und die nationalen Eingrenzungstendenzen seiner Zeit*. In: *Goethe und die Weltkultur*. Hrsg. von Klaus Manger. Heidelberg 2003, S. 173-225; hier S. 179-194.

reich der Wissenschaften und der Künste, also eben auf diejenigen Sphären aus, die Heine als Bereiche des »Goetheschen Kunstreich[s]«[15] apostrophiert, Goethe aber als Sphären des »wahren, weltbürgerlichen Sinne[s]« (FA I, 18, S. 475) verstanden wissen will. Wie das später entfaltete Weltliteraturkonzept, das ebenfalls auf eine dem genuin Tages- und Parteipolitischen enthobene internationale Kommunikation im Bereich der Kultur setzt, privilegiert Goethe damit in seiner Begriffsverwendung einen spezifischen Strang des Kosmopolitismusdiskurses,[16] den man mit Louis-Sébastien Mercier als »*cosmopolitisme littéraire*«[17] bezeichnen kann. Dieser Kosmopolitismus ist ein »Cosmopolitisme de fait«,[18] der sich nicht nur in Goethes Lese-[19] und Schreibpraxis,[20] sondern als »lived category«[21] auch in seiner Arbeit als Übersetzer, Politiker,[22] Journalist[23] und Theaterintendant[24] auswirkt. Im pluralen Spektrum kosmopolitischer Positionen, die den ausdifferenzierten Weltbürgerdiskurs des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts prägen, besetzt diese weltbürgerliche Praxis Goethes einen zwar wichtigen und signifikanten, aber nur schmalen Sektor, der sich immanent beschreiben lässt. Angemessen herausstellen kann man die Eigentümlichkeit und Brisanz, die dieser Praxis innewohnt, allerdings nur vor dem Hintergrund alternativer kosmopolitischer Profile. Eines dieser Profile, das in beinah schon diametralem Gegensatz zum »wahren, weltbürgerlichen Sinne« zu stehen scheint, entfaltet Goethe in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* (1821/1829) am Beispiel der Figur des Baron Lenardo, die daher im Folgenden etwas eingehender betrachtet werden soll.

15 Heine (Anm. 1), S. 360.

16 Vgl. John Pizer: *Cosmopolitanism and ›Weltliteratur‹*. In: *Goethe Yearbook* 13 (2005), S. 165-179.

17 Gerd van den Heuvel: *Cosmopolite, Cosmopoli(ti)sme*. In: *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich. 1680-1820*. Hrsg. von Rolf Reichardt u. Eberhard Schmitt in Verbindung mit Gerd van den Heuvel u. Anette Höfer. Heft 6: *Analyse, Expérience/ Cosmopolite, Cosmopolitisme/Démocratie, Démocrates*. München 1986, S. 41-55; hier S. 54.

18 Vgl. Stéphane Sarkany: *Cosmopolitisme*. In: *Dictionnaire International des Termes Littéraires*. Hrsg. von Robert Escarpit. Fascicule 5: *Cosmopolitisme – Dialectique*. Bern 1986, S. 386-396.

19 Vgl. Karl S[iegfried] Guthke: *Goethes Weimar und »Die große Öffnung in die weite Welt«*. Wiesbaden 2001.

20 Vgl. Wolfgang Albrecht: *Goethe und seine europäischen Korrespondenten*. In: *Goethe im sozialen und kulturellen Gefüge seiner Zeit. Fünf Vorträge gehalten am Deutschen Historischen Institut zu Paris*. Hrsg. von Jürgen Voss. Bonn 1999, S. 89-112.

21 So heißt es im Titel von Margaret C. Jacobs: *The cosmopolitan as a lived category*. In: *Dædalus* 137 (2008) 3, S. 18-25.

22 Vgl. Andreas Klinger: *Goethe zwischen Landesstaat und Weltbürgertum. Eine Annäherung*. In: Manger (Anm. 14), S. 437-452.

23 Vgl. Heinz Hamm: *Goethe und die französische Zeitschrift »Le Globe«. Eine Lektüre im Zeichen der ›Weltliteratur‹*. Weimar 1998; Siegfried Seifert: *Goethe und die Kulturvermittlung durch Journale*. In: Manger (Anm. 14), S. 101-157.

24 Vgl. Andrea Heinz: *Goethes Weltrepertoire auf dem Weimarer Hoftheater*. In: Manger (Anm. 14), S. 297-310.

II.

Der Leser begegnet Lenardo zum ersten Mal in Gestalt eines Briefschreibers, der nach drei Jahren *grand tour*, nach einer seiner adligen Herkunft entsprechenden »Kreisfahrt durch das gesittete Europa« (FA I, 10, S. 393), nach Hause zurückzukehren wünscht und dies seiner Tante Makarie postalisch ankündigt:

> Ich wollte die Welt sehen und mich ihr hingeben, und wollte für diese Zeit meine Heimat vergessen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das Einzelne sollte mich in die Ferne nicht irre machen. (FA I, 10, S. 333)

Schon mit dieser Figurenexposition greift Goethe unmittelbar einen der Kernpunkte der aufklärerischen Kosmopolitismusdebatte auf: den notorischen Konflikt von familiären Bindungen und weltbürgerlicher Bindungslosigkeit. Das weltbürgerliche, sich bei Lenardo in Reiselust äußernde Verhalten geht mit einer doppelten Entfremdung einher: der Entfremdung, welche die ihm Nahestehenden ihm gegenüber empfinden, auf der einen Seite und dem Distanzgefühl des Weltbürgers gegenüber seinen Angehörigen und seinem heimischen Kollektiv auf der anderen Seite. In Johann Karl Wezels *Anmerkungen zu den philanthropischen Gedanken über den Philanthropismus* von 1779 heißt es beispielsweise dazu:

> In dem Maaße, wie sich unsre Bekanntschaft mit andern Ländern, mit andern Staaten, andern Religionspartheyen, andern Arten des gesellschaftlichen Lebens durch Reisen oder Lesen oder Verkehr erweitert, je mehr wird die Zuneigung für engere Verbindungen, für Familie, Geburtsort, Vaterland, Religionsparthey, und von Jugend auf gewohnte Lebensart vermindert [...].[25]

Temporär aus den vertrauten Bindungen entlassen, lebt der Weltbürger – so die auch bei Rousseau, Jean Paul, Knigge, Fougeret de Montbron und anderen narrativ ausgestaltete Implikation[26] – vornehmlich seinem eigenen Interesse. Er wird zum kosmopolitischen Libertin oder, wie es bei Rousseau heißt, zu einem egoistischen Vagabunden, der vor allem als patriotischer, dem Vaterland moralisch verpflichteter Bürger nicht mehr taugt: »Voyager pour voyager, c'est errer, être vagabond«.[27]

Im Unterschied zu vielen seiner Zeitgenossen zieht Goethe allerdings keine Analogie zwischen Familiensinn und Patriotismus. In Bezug auf Lenardos temporäre Vagabondage, diese, wie es in der ersten Fassung der *Wanderjahre* noch heißt, aus einer »Grille«, einem »Wahne« entsprungene »verrückte Pilgerschaft« (FA I, 10, S. 199 f.), entfaltet der Autor das Problem weltbürgerlicher Freizügigkeit vielmehr

25 Johann Karl Wezel: *Anmerkungen zu den philanthropischen Gedanken über den Philanthropismus. § 4. Ueber den Universalitätsschwindel* [1779]. In: ders.: *Pädagogische Schriften*. Hrsg. von Phillip S. McKnight. Frankfurt a.M. u.a. 1996, S. 183-191; hier S. 186.

26 Vgl. Albrecht (Anm. 8).

27 Jean-Jacques Rousseau: *Émile ou de l'éducation*. In: ders.: *Œuvres complètes*. Bd. IV: *Émile. Éducation – Morale – Botanique*. Hrsg. von Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond [im Original: *Édition publiée sous la direction de Bernard Gagnebin et Marcel Raymond*.]. Paris 1969, S. 239-869; hier S. 832.

zunächst als eine zwischen *Individuen* ausgetragene, moralisch-sittliche Angelegenheit. Den Konflikt präsentiert Goethe in den divergierenden Perspektiven der Romanfiguren. Aus der Perspektive von Lenardos Nichten ist es nur folgerichtig, sein Verhalten als *sittliches Vergehen* zu sanktionieren. Ihnen erscheint Lenardo als »immer verzogene[r] Neffe« (FA I, 10, S. 335), als ein »verrückte[r] Reisende[r]« (FA I, 10, S. 330), dem man, da er willentlich der Familie den Rücken gekehrt hat, auch nicht mit offenen Armen entgegenkommen muss. In die Empörung über sein Fernbleiben mischt sich die Kränkung der Zurückgelassenen: »Es ist so was Abgemessenes und Anmaßliches […] in diesem Betragen, wie es die Herren meistens haben, wenn sie aus fremden Ländern kommen«, konstatiert Hersilie. »Sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll« (FA I, 10, S. 336). Makarie hingegen wirbt als die um Ausgleich bemühte Ratgeberin für Verständnis und versucht Lenardo in moralisch-sittlicher Hinsicht zu verteidigen: Man meine zwar aus seinem Verhalten schließen zu können, sagt sie im Rekurs auf Topoi der Kosmopolitenkritik, »daß er ein trockner, unteilnehmender, in Äußerlichkeiten befangener Mensch sei und bleibe«, dem es an Sittlichkeit, Einsicht und Verantwortungsgefühl mangele. Doch zugleich will sie in ihrem Neffen »einen wunderbar feinen praktischen Takt des Guten und Bösen, des Löblichen und Unlöblichen« ausgemacht haben, ein praktisches Wissen und Gewissen, das zwar »ungeregelt« sei und »im Einzelnen zu grillenhafter Schwäche« (FA I, 10, S. 392) führen mag, das aber dennoch Lenardo im Kern zu einem guten Menschen mache. Aus der Perspektive der Turmgesellschaft und des Auswandererbundes, insbesondere aber aus der Perspektive des Abbés, drohen dieses praktisch-situative Sittlichkeitsgefühl und vor allem Lenardos emotionale Verstrickung in die Geschicke Nachodines, des nussbraunen Mädchens, ein Problem zu werden. Gerade die von seiner Familie geschmähte Fähigkeit, seine persönlichen Bindungen suspendieren zu können, erscheint dem Abbé als die unabdingbare Voraussetzung für Lenardos spätere kosmopolitische Mission, den »so groß[en] und weitaussehend[en]« Plan (FA I, 10, S. 513).

Goethe liefert damit ein von Beginn an disparates, mehrfach perspektivisch gebrochenes Bild von Lenardo – eine für die *Wanderjahre* typische Inszenierungstechnik, die sich auch im Hinblick auf die Auswandererutopie fortsetzt. Motiviert durch das Wiedersehen mit Nachodine, beginnt Lenardo jedenfalls erst spät, seine »gesetzlose Landstreicher[ei]«, wie es in der ersten Fassung der *Wanderjahre* noch heißt, in ein »gesetzmäßige[s]« Vagabundentum (FA I, 10, S. 215 f.) und damit zugleich auch in das »wohldurchdachte, glücklich eingeleitete Unternehmen« (FA I, 10, S. 200) zu transformieren, das die an den kosmopolitischen Libertin gerichteten moralischen Vorwürfe entkräftet, dafür aber neue Probleme, darunter das der Unvereinbarkeit von Kosmopolitismus und Patriotismus, heraufbeschwört.

Gleich zu Beginn seiner großen Auswanderungsrede nimmt Lenardo direkten Bezug auf ein gestuftes Modell emotionaler und moralischer Verpflichtungen, das von einer familialen Verbundenheit ausgeht und dieses natürliche Gefühl über autochthone Verbundenheitsgefühle hinaus bis zur patriotischen Zuneigung zum Vaterland erweitert:

> Finden wir nun […] Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenossen, somit auch das allgemeine patriotische Gefühl unmittelbar auf

> den Boden gegründet, dann erscheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raums, im Großen und Kleinen, immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, so hat es die Natur gewollt! Ein Mensch, auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beide verwachsen miteinander und sogleich knüpfen sich die schönsten Bande. (FA I, 10, S. 665)

Mit den Metaphern des Autochthonen, mit denen die primordiale Bindung von Eltern und Kindern analogisch auf die Zugehörigkeit zu einem ideellen, kulturellen und politischen Kollektiv übertragen und die Natürlichkeit und Rechtmäßigkeit der Verwurzelung mit dem heimatlichen Boden, des Grundbesitzes und der affektiven Bindung ans nationale Kollektiv herausgestrichen wird, scheint Lenardo zunächst in der Tradition eines konservativen Patriotismus »die feudalistischen Besitzverhältnisse im Naturrecht verankern zu wollen«.[28] Auf das Lob patriotischer Sesshaftigkeit folgt aber unmittelbar das Plädoyer für einen ziemlich radikalen Kosmopolitismus, wenn Lenardo mit rhetorischer und imaginativer Kraft eine Lehre globaler Mobilität entwirft. Er evoziert in seiner Rede eine dem Tätigen offenstehende Welt, in der sich ein »bewegte[s] Leben« führen lassen soll, das nicht mehr auf den eigenen Besitz, sondern auf die eigenen praktischen Fertigkeiten setzt:

> [...] wenn das was der Mensch besitzt von großem Wert ist, so muß man demjenigen was er tut und leistet noch einen größern zuschreiben. Wir mögen daher bei völligem Überschauen den Grundbesitz als einen kleineren Teil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen, und in demjenigen was durch's bewegte Leben gewonnen wird. (FA I, 10, S. 665 f.)

Auffällig an dieser der Sesshaftigkeit entgegengestellten Mobilitätsideologie ist zum Ersten, dass Goethe nicht, wie dies der frühliberale Kosmopolitismusdiskurs des 18. Jahrhunderts nahegelegt hätte, die kosmopolitische Beweglichkeit als erweiterten Patriotismus konzeptualisiert, das gestufte Zugehörigkeitsmodell also einfach um eine letzte, universelle Stufe erweitert und damit die ganze Welt als Vaterland der Menschheit deklariert. Lenardo setzt in seiner Rede stattdessen voraus, dass primordialer Patriotismus und Kosmopolitismus konfligieren, und so stellt er die individuelle Option, zu wandern und das angestammte Vaterland zu verlassen, nicht nur *neben*, sondern *über* die patriotische Option der Sesshaftigkeit. Auffällig ist zum Zweiten, dass die Aufforderung zu einer kosmopolitischen Lebensführung an, wie es heißt, »[a]lle brauchbaren Menschen« (FA I, 10, S. 672) ergeht und in Lenardos Szenario im Unterschied zu den kosmopolitischen Visionen des 18. Jahrhunderts weder ausschließlich der aristokratischen Schicht noch der bildungsbürgerlichen vorbehalten ist. Rousseau etwa hatte nur einer schmalen Elite, den »grandes Ames Cosmopolites«, überhaupt die Fähigkeit zuerkannt, innerhalb der verdorbenen gesellschaftlichen Ordnung universalistischen Ansprüchen genügen

28 Henriette Herwig: *Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. Geschlechterdifferenz. Sozialer Wandel. Historische Anthropologie*. Tübingen, Basel 1997, S. 166.

und ein Leben als weiser Kosmopolit führen zu können.[29] Auch das von Christoph Martin Wieland entworfene, auf Leidenschaftslosigkeit und Intellektualität setzende Weltbürgerkonzept,[30] Karl Leonhard Reinholds Kosmopolitismus der bürgerlichen Mittellage[31] sowie die illuminatische Weltbürgerelite des Freiherrn Adolph Knigge[32] konzentrierten sich jeweils auf eine sorgsam selegierte Schicht, die für das weltbürgerliche Projekt die geeigneten intellektuellen und emotionalen Voraussetzungen mitzubringen versprach. Im Unterschied dazu lässt Goethe Lenardo in seiner Rede ein buntes Panorama weltbürgerlicher Berufsstände entwerfen und den kosmopolitischen Habitus damit als ubiquitären Normalfall qualifizieren: »Naturforscher« (FA I, 10, S. 667), »Krämer« und »Großhändler« (FA I, 10, S. 668), »Künstler«, »Maler«, »Musiker« und »Schauspieler« (FA I, 10, S. 668 f.), Angehörige des »Lehrstand[s]« und Pilger (FA I, 10, S. 669), »Staatsmänner«, »Soldaten« (FA I, 10, S. 670) und sogar »Kaiser, Könige und Fürsten« (FA I, 10, S. 671) haben sich demnach, freiwillig oder unfreiwillig, als Wanderer in die Welt gewagt und damit den vor Lenardo stehenden auswanderungswilligen Handwerkern den Boden bereitet.

In der ersten Fassung der *Wanderjahre* findet die angeratene allgemeine Beweglichkeit noch ihre patriotische Grenze. Lenardo will hier von einem dauerhaften Fortwandern in die Neue Welt nichts wissen, sondern verpflichtet auch den Wanderwilligen auf eine anhaltende Bindung ans Vaterland:[33]

> Wir haben uns [...] verbündet auf alles Auswandern Verzicht zu tun und uns dem Wandern zu ergeben. Hier kehrt man nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, sondern man hofft, auch auf dem größten Umweg, wieder dahin zu gelangen; reicher, verständiger, geschickter, besser, und was aus einem solchen Lebenswandel Vorteilhaftes hervorgehen mag. (FA I, 10, S. 199)

Auch die »zerstreute[n] Kolonisten« sollen demnach »aufs Vaterland günstig zurückwirken« (FA I, 10, S. 215), ihre patriotische Bindung also auch in der Fremde kultivieren und somit das ausbilden, was man heute mit Benedict Anderson *long-distance nationalism* nennen würde.[34] In dieser in der ersten Fassung der *Wanderjahre* entworfenen Vision stellt sich daher die Frage nach der Vereinbarkeit von Kosmopolitismus und Patriotismus eigentlich noch nicht.

Die Lage kompliziert sich jedoch in der zweiten Fassung der *Wanderjahre*. Goethe streicht hier die Passagen, in denen auf das Auswandern zugunsten des Wanderns explizit Verzicht getan wird, und rahmt Lenardos Rede mit einer Lektüre-

29 Jean-Jacques Rousseau: *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*. In: ders.: *Œuvres complètes*. Bd. III: *Du contrat social. Écrits politiques*. Hrsg. von Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond in Zusammenarbeit mit François Bouchardy u. a. Paris 1964, S. 131-237; hier S. 178.

30 Vgl. Irmtraud Sahmland: *Christoph Martin Wieland und die deutsche Nation. Zwischen Patriotismus, Kosmopolitismus und Griechentum*. Tübingen 1990.

31 Vgl. dazu Albrecht (Anm. 8), S. 173 f.

32 Vgl. ebd., S. 151 ff.

33 Vgl. Ehrhard Bahr: *»Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden«*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 3, S. 186-231; hier S. 199.

34 Vgl. Benedict Anderson: *Long-distance nationalism. World capitalism and the rise of identity politics*. Amsterdam 1992.

anweisung, die deutlich macht, dass die ansonsten nahezu wortgleich abgedruckte Rede nun als Plädoyer für die kosmopolitische Auswanderung genommen werden soll: »[…] heut' sollte sich's entscheiden wer denn wirklich in die Welt hinaus gehen, oder wer lieber diesseits, auf dem zusammenhangenden Boden der alten Erde, verweilen und sein Glück versuchen wolle« (FA I, 10, S. 664). Für den Konflikt zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus hat Lenardo eine pragmatische Lösung zur Hand: Die Bindung ans Vaterland könne durch eine neue Bindung ersetzt werden, ja bedürfe sogar, zu Hause wie in der Welt, einer solchen Ersetzung. Zugehörigkeit hat man sich demnach durch Tätigkeit und Nutzen zu verdienen. »Man hat gesagt und wiederholt: ›wo mir's wohlgeht ist mein Vaterland!‹«, erinnert Lenardo an die ciceronische Sentenz »*Patria est, ubicumque est bene*«[35] und transformiert sie in eine utilitaristische, leistungsethische Version. Besser wäre dieser Spruch nämlich

> ausgedrückt, wenn es hieße: »wo ich nütze ist mein Vaterland!« Zu Hause kann einer unnütz sein, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: »trachte jeder überall sich und andern zu nutzen«, so ist dies nicht etwa Lehre noch Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst. (FA I, 10, S. 667)

Ciceros Sentenz gehört zu den im Kontext des Weltbürgerdiskurses am meisten zitierten, paraphrasierten und modifizierten Topoi. Den Verteidigern einer patriotisch-nationalen Gemeinschaftsideologie gilt die Sentenz als Wahlspruch verantwortungsloser Kosmopoliten, die, wie der junge Lenardo, unbekümmert um ihre patriotischen Verpflichtungen in die Welt ziehen oder, wie Rousseaus Emile, ein Vaterland da finden möchten, wo es ihnen gefällt.[36] Ähnlich argumentiert 1797 Drost von Müller: Das »*ubi bene est*« sei so »unbestimmt«, dass man es leicht als hedonistisch-eudämonistische Verteidigung des Vaterlandsverräters »falsch« verstehen könne. Doch niemand verdiene weniger »ein Weltbürger genannt zu werden« als der, »der nur das glückliche Land sein Vaterland nennt, oder die Dienste, die er seinem Vaterlande leisten könnte, einem fremden Staate leistet«.[37] Eine andere, ebenfalls um 1800 intensiv diskutierte Lesart der ciceronischen Sentenz legt den Akzent nicht auf die Weltbürger, sondern auf das von den Weltbürgern verlassene Vaterland. Dann und nur dann, heißt es wiederum bei Rousseau, wenn eine Regierung ihre Bürger gut genug behandele, würden diese stets aus vollem Herzen sagen können: »*Ubi patria, ibi benè*«[38] und folglich nicht nach einem Exil und

35 *Ciceronis tusculanarum disputationum. Libri V.* Zweites Heft: *Libri III-V.* Erklärt von Otto Heine. Fotomechanischer Nachdruck der 4. Aufl. von 1929. Stuttgart 1957, S. 153.

36 Vgl. Rousseau (Anm. 27), S. 858.

37 Drost von Müller: *Gedanken über Kosmopolitismus und Patriotismus* [1797]. In: *Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. Politisch-soziale Theorien im Deutschland der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.* Hrsg. von Zwi Batscha u. Jörn Garber. Frankfurt a.M. 1981, S. 260-267; hier S. 260, 266.

38 Jean-Jacques Rousseau: *Considérations sur le gouvernement de Pologne et sur sa réformation projettée.* In: ders.: *Œuvres complètes.* Bd. III: *Du contrat social. Écrits politiques.* Hrsg. von Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond in Zusammenarbeit mit François Bouchardy u.a. Paris 1964, S. 951-1041; hier S. 963.

neuen Vaterland Ausschau halten. Mehr und mehr dient der Spruch zur Verteidigung des seinem Vaterland den Rücken kehrenden Migranten und Exilanten, etwa in Hector St. John de Crèvecœurs Umschrift in den *Letters from an American Farmer* (1782). In kritischem Rekurs auf die politischen Zustände in Europa gilt für ihn: »*Ubi panis ibi patria*, is the motto of all emigrants«.[39] Diese Adelung der Sentenz zum Motto der Migranten greift auch – um ein letztes Beispiel zu geben – der Berliner Aufklärungstheologe Wilhelm Abraham Teller auf. In der *Berlinischen Monatsschrift* verteidigt Teller im Jahr 1793 das Konzept eines »umgebildeten«[40] Patriotismus, den der Migrant gegenüber dem Land empfindet, »in welches« er, »es sei durch Zwang oder aus freier Wahl, versetzt wird, und welches nun das gewordene Vaterland ist«.[41] Während der gebildete Patriot »zu parteiliebig« und tendenziell xenophob sei, sei der umgebildete Patriot »unparteiischer, und mit mehr Weisheit gewürzt, daß er auch das Gute anderer Länder erkennt«.[42]

Lenardos Version »Wo ich nütze ist mein Vaterland!« schließt sich implizit dieser zweiten Verwendung an, wenn auch mit einer bezeichnenden diskursiven Verschiebung: Denn anders als bei Crèvecœur und Teller kommt in seinem Entwurf das fremde Land dem Migranten weder mit Brot noch »mit Güte und Zutrauen entgegen«.[43] Angesichts der zunehmend bedrückenden Zustände in der Alten Welt und der noch offenen Möglichkeiten in der Neuen Welt ist in erster Linie der Auswanderer selbst für sein individuelles Wohlergehen verantwortlich. Er hat sich so auszubilden und einzurichten, »daß er«, wie Lenardo sagt, »überall zu Hause« sein (FA I, 10, S. 672), das heißt: überall nützlich werden kann. Für den nicht immer leichten Übergang aber, den der Einzelne bewältigen muss, um sich »loszumachen« (FA I, 10, S. 397) und über die kosmopolitische Beweglichkeit zu einer neuen, nunmehr verdienten Bindung zu gelangen, kann der Auswanderer – und dies ist die organisatorische Seite von Lenardos Auswandervision – auf die Unterstützung durch den Auswandererbund zählen. Die beim Verlassen der Heimat notwendigerweise auftretenden Bindungsverluste, die zerreißenden oder schon zerrissenen familiären, regionalen und patriotischen Bande, sollen durch »das *Band*« (FA I, 10, S. 592), das heißt die global agierende Auswanderergruppe, temporär kompensiert, die partikulären Zugehörigkeiten, alte wie neue, durch eine globale Vernetzung aller ›brauchbaren‹ Menschen überbaut werden. Goethes Kosmopoliten sind keine nach Selbstverwirklichung strebenden Individualisten mehr. »Die Zeit ist vorüber wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte« (FA I, 10, S. 671).

39 Hector St. John de Crèvecœur: *Letter III: What is an American*. In: ders.: *Letters from an American Farmer*. Introduction and notes by Warren Barton Blake. London, New York 1962, S. 39-68; hier S. 43.

40 Wilhelm A. Teller: *Ueber Patriotismus. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften, zur Nachfeier des königlichen Geburtstages, am 26. September 1793*. In: *Berlinische Monatsschrift* 22 (1793), S. 431-447; hier S. 432.

41 Ebd., S. 441.

42 Ebd., S. 442.

43 Ebd.

III.

Wie verhält sich dieser in Lenardo verkörperte Kosmopolitismus nun zum »wahren, weltbürgerlichen Sinne«? Und wieso wählt Goethe die Literatur als Medium kosmopolitischer Reflexion? Die *Wanderjahre* sind in der jüngeren Forschung immer wieder als ein »Roman der perspektivischen Brechungen«[44] beschrieben worden, in dem »an die Stelle eines normativen Auslegungsmodus von Realität die Ansprüche differenter, einander relativierender, ja konkurrierender Positionen gegeneinander gesetzt«[45] seien. Goethe verzichtet demnach auf eine autoritativ deutende Erzählinstanz, um das »polyperspektivische [...] Arrangement« des Romans zu einer »Relativierung nahezu jeglicher Position [...], zu unvermittelten Widersprüchen und Konfrontationen«[46] zu nutzen. Im Anschluss daran ist das grundlegende Strukturprinzip des Romans metaphorisch umschrieben worden: Man hat die *Wanderjahre* als »Mobile«[47] oder, mit Goethes eigenen Begriffen, als »Komplex« (FA II, 11, S. 199), als »Geschlinge« (WA IV, 45, S. 284) und als »Aggregat« (FA II, 11, S. 232)[48] bestimmt. Im Blick auf das narrativ unvermittelte Neben-, Nach- und Gegeneinander der teils zusammenfließenden, teils nur locker assoziierten und teils ganz inkommensurablen[49] Perspektiven und Positionen könnte man auch, im Anschluss an Karl Mannheim, von einem *konstellativen* Strukturprinzip sprechen. Die im Roman durch Figuren besetzten differenten Standorte, Weltanschauungen und Praktiken bilden zwar ein zusammenhängendes Ensemble, den einzelnen, in die Konstellation eingebundenen Akteuren aber steht keine Vogelperspektive, kein nicht-perspektivierter, objektiver Beobachterstandort zur Verfügung, so dass sich die Perspektiven auch nicht zu einer übergreifenden Totalität zusammenschließen. Es ist kein Zufall, dass es für Mannheim insbesondere das literarische Erzählen ist, das den Sinn für die Inkommensurabilität, aber auch die Relationalität der jeweils perspektivischen Blicke auf das Ganze sensibilisieren und so die konstellative Pluralität der Welt ästhetisch erfahrbar machen kann.[50]

Was bedeutet dies für die Auswandererutopie der *Wanderjahre* und das entfaltete Konzept kosmopolitischer Beweglichkeit? Goethe lässt seine Figur in der literarischen Fiktion ein stark perspektiviertes, durchaus einseitiges Bild der Welt entwerfen, das nur wenig mit dem propagierten »wahren, weltbürgerlichen Sinne«

44 Herwig (Anm. 28), S. 26.

45 Andreas Anglet: *Das »ernste Spiel« der Kunst – Anmerkungen zum ästhetischen Perspektivismus im Romanwerk Goethes*. In: *Zs. für deutsche Philologie* 121 (2002), S. 187-202; hier S. 189.

46 Franziska Schößler: *Goethes »Lehr- und Wanderjahre«: Eine Kulturgeschichte der Moderne*. Tübingen, Basel 2002, S. 197 f.

47 Adolf Muschg: *»Der Mann von funfzig Jahren«* [1985]. In: ders.: *Goethe als Emigrant. Auf der Suche nach dem Grünen bei einem alten Dichter*. Frankfurt a. M. 1986, S. 144-169; hier S. 158.

48 Vgl. auch Herwig (Anm. 28), S. 23 ff.

49 Vgl. zur poetischen Funktion des Inkommensurablen, einem Lieblingswort von Goethe, auch Jochen Schmidt: *Ironie und Skepsis in Goethes Alterswerk, besonders in den »Wahlverwandtschaften«*. In: GJb 2004, S. 165-175; hier S. 174.

50 Vgl. Karl Mannheim: *Strukturen des Denkens*. Hrsg. von David Kettler, Volker Meja u. Nico Stehr. Frankfurt a. M. 1980, S. 212 f.

zu tun hat. Den potentiellen Auswanderern wird der »Erdball« (FA I, 10, S. 667) nicht als friedlicher Handelsplatz für den wissenschaftlichen und kulturellen Austausch präsentiert, sondern als Gegenstand der Exploration und Exploitation. Lenardo evoziert Fluren und Neubrüche, aber auch unbewohnte Wüsten, Wälder und Gipfel, »unermeßliche Räume« und »grenzenlose Weiten«. Zugleich wird diese materielle »Oberfläche der Welt« (FA I, 10, S. 666) imaginativ mit einem Heer sich bewegender, arbeitender Menschen besetzt: Lenardo stellt sich den Globus als »mit einem sich wimmelnd durchkreuzenden Ameisengeschlecht übergossen« (FA I, 10, S. 667) vor; »große Strecken des Landes« seien »von Nomaden durchzogen« (FA I, 10, S. 666) und in allen Weltteilen die Menschen in bewegter Zerstreuung und emsiger Tätigkeit begriffen.

Diese auf eine spezifische kosmopolitisch-industrielle Praxis hinauslaufende Utopie wird im Roman als solche stimmig und plausibel entfaltet. Im konstellativen Romanzusammenhang allerdings trifft sie auf abweichende, in sich ebenso stimmige und plausible Weltsichten. Makariens mystisch-kosmische Welteinheitsidee etwa oder Wilhelms Wunsch nach einer nützlichen, dem Nächsten gewidmeten Tätigkeit im Hier und Jetzt sind nur schwer mit Lenardos »Theorie des [...] kosmopolitischen Kolonialismus«[51] in Einklang zu bringen. Auch die mit dem Auswanderungsplan verbundenen Defizite,[52] etwa die Ausblendung der Schattenseiten der Kolonisation (vgl. FA I, 10, S. 343 f.), die exzessive Leistungsethik, die judenfeindliche Grundierung und die bedrohlich kollektivistische Ideologie des Bundes erscheinen im konstellativen Romanganzen wie höchst eigenwillige, arbiträre Festlegungen. Zwar sind Festlegungen dieser Art, zumal wenn der Impetus nicht nur theoretisch bleiben, sondern praktisch werden soll, unvermeidlich; universalisieren oder auch nur mit der Weltsicht des Erzählers und Autors identifizieren lassen sie sich nicht. Die Brüche, perspektivischen Verzerrungen und konfligierenden Weltsichten, die vor allem in der zweiten Fassung der *Wanderjahre* nur durch ein Netz von motivischen Bezügen, in Variation wiederkehrenden Metaphern, den sogenannten ›wiederholten Spiegelungen‹ und den archivierend und redigierend eingreifenden Erzählkommentaren zusammengehalten werden, machen – und dies scheint die Schwierigkeit, aber auch die Faszinationskraft des Romans auszumachen – das komplexe Mit- und Gegeneinander als Spezifikum moderner Lebenserfahrung sichtbar. Einer der in die *Wanderjahre* integrierten Aphorismen greift diese Erfahrung auf:

> Ein jeder Mensch sieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist. [...] Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden streiten, sondern nur die Vorstellungs-

51 John K. Noyes: *Goethes Weg in die Kolonien. Bildung, Mobilität und das Recht auf den Kolonialismus in der Spätaufklärung*. In: *(Post-)Kolonialismus und Deutsche Literatur. Impulse der angloamerikanischen Literatur- und Kulturtheorie*. Hrsg. von Axel Dunker. Bielefeld 2005, S. 97-117; hier S. 114. Vgl. auch John K. Noyes: *Goethe on Cosmopolitanism and Colonialism: ›Bildung‹ and the Dialectic of Critical Mobility*. In: *Eighteenth-Century Studies* 39 (2005-2006), S. 443-462.

52 Vgl. Bahr (Anm. 33), S. 225.

> art eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist […]. (FA I, 10, S. 581)

Das aber heißt: Auch der eigene, vermeintlich ›wahre, weltbürgerliche Sinn‹ ist nur eine spezifische Vorstellungsart, die in eine Konstellation anderer, teils kosmopolitischer, teils nicht kosmopolitischer Vorstellungsarten hineingestellt ist. Zu diesen divergierenden Vorstellungsarten kann und soll man sich ins Verhältnis setzen. Man kann und soll sie aber nicht in eine homogene Weltsicht zurückzwingen.

BARBARA BESSLICH

»am Klavier wie hinter den Kanonen«. Goethe und Napoleon und was das 19. Jahrhundert daraus machte

Am 7. April 1829 notierte Johann Peter Eckermann folgende Worte Goethes: »*Napoleon* behandelte die Welt wie *Hummel* seinen Flügel [...]. Das ist die Fazilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Klavier wie hinter den Kanonen« (MA 19, S. 313). Mit diesen Worten verglich Goethe gegenüber Eckermann den Komponisten Johann Nepomuk Hummel mit dem Politiker Napoleon. In Goethes Aperçu wird so die Welt zum Instrument des Künstlers Napoleon. Goethe stilisiert Napoleon damit als Genie, dessen Handeln zum Bild für künstlerisches Schaffen wird.

Als Goethe, laut Eckermann, diese Überlegungen 1829 formulierte, lag seine Begegnung mit Napoleon in Erfurt 1808 genau 21 Jahre zurück. Und es ist kein Zufall, dass die meisten Äußerungen Goethes über Napoleon aus späterer Zeit stammen. Goethe hatte sich in der literarischen Öffentlichkeit mit Bekenntnissen über Napoleon vor dessen Tod im Jahre 1821 bewusst zurückgehalten. Die spärlichen frühen Äußerungen entstammen zumeist privaten Zusammenhängen: 1802 in einem Brief an Schiller trug Goethe der »herrlichen und herrschenden Erscheinung« Napoleons Rechnung.[1] 1804 rezensierte Goethe Gustav von Schlabrendorfs Schrift *Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate* und verteidigte gegen den kritischen Schlabrendorf Napoleon als einen »außerordentlichen Mann, der, durch seine Unternehmungen, seine Taten, sein Glück, die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt« (MA 6.2, S. 564).[2] Friedrich Wilhelm Riemer notierte 1807 Goethes Ausspruch: »Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser« (Gespräche, Bd. 2, S. 190). Für Goethes spätere Charakterisierung Napoleons als »dämonisch« ist diese frühe Sentenz wichtig, weil hier schon das »Heraustreten aus der Moralität« als Zeichen von Größe jenseits ethischer Dimensionen perspektiviert wird.

1808 beim Fürstentag in Erfurt kam es dann zu dem berühmten Treffen von Napoleon und Goethe, das im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Rang eines welthistorischen Gesprächs erhoben wurde. Kanzler von Müller und Talleyrand haben bekanntermaßen Berichte über dieses Treffen am 2. Oktober 1808 verfasst.[3] Goethe selbst hat aber erst 1824 auf Drängen des Kanzlers von Müller seinen Bericht

1 Goethe an Schiller, 9.3.1802 (MA 8.1, S. 888).
2 Vgl. auch Jacques Le Rider: *Goethe, die Französische Revolution und Napoleon*. In: *Der Europäer* 7 (2003) 9/10, S. 17-24.
3 Gespräche, Bd. 2, S. 333-336 (Kanzler von Müller), S. 336-339 (Talleyrand).

Unterredung mit Napoleon aufgezeichnet. Instruktiv nachskizziert hat diese historische Begegnung von Napoleon und Goethe jüngst Gustav Seibt in seiner Monographie.[4] Die Details des Gesprächs sind bekannt: Napoleon sprach mit Goethe über Voltaires *Mahomet* und den *Werther*. Napoleon wies Goethe auf einen vermeintlichen Fehler im *Werther* hin, über den sich Goethe aber zeitlebens ausgeschwiegen hat.[5] Im Zusammenhang mit der Erörterung der Schicksalsdramen, die Napoleon ablehnte, fiel das berühmte Napoleon-Wort: »Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal, die Politik ist das Schicksal«.[6] Das war in diesem Kontext zunächst nur als Kritik an den Schicksalsdramen intendiert, die (nach Napoleons Meinung) den Begriff des Schicksals zum Eskapismus aus politischen Realitäten und Handlungszwängen nutzten. Napoleons Sentenz enthielt eine implizite Aufforderung zur Säkularisierung und Modernisierung des Schicksalsgedankens, erst einmal als dramenästhetischer Tipp für die Bühne und nicht als rätselhafte Gnome. Ob Napoleons einleitende Worte zur Begrüßung Goethes nun »Vous êtes un homme« oder die Abschiedsworte »Voilà un homme« waren, ist umstritten.[7] Die nachträgliche Auratisierung dieses Satzes zur *Ecce homo*-Geste scheint auf jeden Fall übertrieben.

Es handelte sich nicht um ein Gespräch von Gleich zu Gleich, wie dies die idealisierenden Schilderungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts interpretierten.[8] Während des ersten Teils des Gesprächs saß Napoleon und Goethe stand »in schicklicher Entfernung«.[9] Der Kaiser frühstückte parallel, unterbrach das Gespräch mit Goethe, um sich mit Daru über Kontributionsangelegenheiten zu unterhalten. Die ganze Zeit hindurch war Daru anwesend, Talleyrand verließ zwischenzeitlich den Raum, dafür erschienen Berthier und Savary. Als Marschall Soult gemeldet wurde, mit dem sich Napoleon dann scherzend unterhielt, hatte Goethe Zeit genug, sich »im Zimmer umzusehen«.[10] Die neuere Goethe-Philologie relativiert daher auch

4 Gustav Seibt: *Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung*. München 2008.

5 Auf Eckermanns Nachfrage am 2. Januar 1824, ob es sich bei dem vermeintlichen »Fehler« um die Pistolenübergabe handele, hüllte sich Goethe in Schweigen, vgl. *Gespräche mit Eckermann* (MA 19, S. 490). Besonders stolz war Goethe darauf, dass Napoleon den *Werther* beim Ägyptenfeldzug mit in der Feldbibliothek hatte (vgl. MA 19, S. 314f. [7.4.1829]). Vgl. hierzu Joachim Rickes: *Ossian, Napoleon und der »Fehler« in Goethes »Werther«*. In: *Wirkendes Wort* 50 (2000) 3, S. 347-357. Arthur Henkel: *Wie Napoleon den »Werther« las*. In: *Heidelberger Jahrbücher* 34 (1990), S. 1-17.

6 *Unterredung mit Napoleon* (MA 14, S. 579). Vgl. zu dieser Sentenz: Rita Bischof: *»… die Politik ist das Schicksal«. Napoleons Diktum und seine Wirkungsgeschichte*. In: *Napoleon kam nicht nur bis Waterloo. Die Spur des gestürzten Giganten in Literatur und Sprache, Kunst und Karikatur.* Hrsg. von Heide N. Rohloff. Frankfurt a. M. 1992, S. 308-328.

7 Kanzler von Müllers Erinnerungen geben »Voilà un homme« als Abschiedsworte aus, Goethe selbst erinnert »Vous êtes un homme« als Begrüßung.

8 So etwa Andreas Fischer: *Goethe und Napoleon*. Frauenfeld 1899. Woldemar von Biedermann: *Die Unterredung mit Napoleon*. In: ders.: *Goethe-Forschungen, anderweite Folge*. Leipzig 1899, S. 111-126. Fritz Strich: *Goethe und Napoleon*. In: *Die Horen* 5 (1928/29) 8, S. 108-134.

9 So Goethe selbst in der *Unterredung mit Napoleon* (MA 14, S. 578).

10 *Unterredung mit Napoleon* (MA 14, S. 579).

zu Recht die Auratisierungen des 19. Jahrhunderts.[11] Gonthier-Louis Fink betont darüber hinaus, dass Napoleons Jovialität sich auch politischen Gründen verdankte. Er interpretiert schlüssig Napoleons huldvolle Geste als Strategie, mit der Napoleon Goethe gegen das antinapoleonische Schrifttum mobilisieren wollte.[12] Am 6. Oktober 1808 bei einem zweiten Treffen forderte Napoleon Goethe folgenlos zu einem Caesar-Drama auf, das in Paris aufgeführt werden sollte. Goethe erhielt am 14. Oktober 1808 das Kreuz der Ehrenlegion, auf das er zeitlebens sehr stolz war.

Zu Lebzeiten Napoleons gibt es kaum direkte Reflexe auf Napoleon im Werk Goethes. *Des Epimenides Erwachen* kritisiert allegorisch die Hybris des Eroberers und auch im *Buch des Timur* des *West-östlichen Divan* kann man Napoleon-Allusionen entdecken.[13] Aber diese Einarbeitungen bleiben dezent, wie auch das huldigende Gelegenheitsgedicht an Kaiserin Marie-Louise.[14] Ins innerste Zentrum des Werks dringt die Gestalt Napoleons als Stoff direkt nicht vor. Es gibt keinen Napoleon-Roman oder ein Napoleon-Drama von Goethe. Hans Blumenberg hat zwar für Goethes Arbeit am Mythos betont, wie bedeutend die Gestalt Napoleons im identifikatorischen Selbstvergleich für die Aktualisierung des Prometheus-Mythos bei Goethe geworden ist, und hat auf die camouflierte Wirkung Napoleons auf den *Faust II* hingewiesen. Aber dies blieben eben versteckte, getarnte, hermetische Wirkungen.[15] Jenseits solcher biographischer Mutmaßungen ist Napoleon als Figur im Werk Goethes kaum greifbar.

Wichtiger als Napoleon-Reminiszenzen in einzelnen Werken Goethes sind für die weitere Mythisierung Napoleons im Deutschland des 19. Jahrhunderts hingegen Goethes Äußerungen über Napoleon zwischen 1824 und 1832 in den Gesprächen mit Eckermann. Nach Napoleons Tod und nach der Übersetzung von Alessandro Manzonis Napoleon-Gedicht unterhielt sich Goethe immer wieder mit Eckermann über Napoleon, mit dessen Herrschaft er sich in der Lektüre von historiographischen Werken und Memoiren auseinandersetzte.[16] Goethe bezeichnete Napoleon

11 Vor allem Gonthier-Louis Fink: *Goethe und Napoleon*. In: GJb 1990, S. 81-101. Aber auch schon aus landesgeschichtlicher Perspektive Hans Tümmler: *Goethes »Unterredung mit Napoleon« im Rahmen der Weimarischen Politik auf dem Erfurter Fürstenkongress von 1808*. In: ders.: *Das klassische Weimar und das große Zeitgeschehen. Historische Studien*. Köln, Wien 1975, S. 61-90. Vgl. auch Rudolf Vierhaus: *Goethe und Napoleon. Zum Problem des Verhältnisses von Macht und Geist in der deutschen politischen Kultur*. In: *Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus*. Festschrift für Heinz Gollwitzer zum 65. Geburtstag am 30. Januar 1982. Hrsg. von Heinz Dollinger, Horst Gründer, Alwin Hanschmidt. Münster 1982, S. 157-173.

12 Vgl. Fink (Anm. 11); hier S. 86.

13 Vgl. Holger Helbig: *Goethe, Timur und Napoleon. Eine Lesart zum »Buch des Timur«*. In: *Aurora* 59 (1999), S. 1-30.

14 *Blumen auf den Weg Ihro Majestät der Kaiserin von Frankreich* (MA 9, S. 65 f.).

15 Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*. Frankfurt a. M. 1979, S. 504-566. Dabei tendiert das Kapitel *Prometheus wird Napoleon, Napoleon Prometheus* gelegentlich jenseits einer literaturgeschichtlich fundierten Analyse in die biographische Spekulation.

16 »Überhaupt ist es mir angenehm, über Napoleon die entgegengesetztesten Meinungen zu hören« (MA 19, S. 637 [22.1.1830]). Goethe las unter anderem [Louis Antoine de Bourienne:] *Mémoires de M. de Bourienne. Ministre d'Etat sur Napoléon, le directoire, le consulat, l'empire et la restauration*. 11 Bde. Stuttgart 1829/30; [Hudson Lowe:] *Mémo-*

bewundernd als »Kompendium der Welt«,[17] insofern er die Möglichkeiten des einzelnen Menschen zur individuellen Machtentfaltung lehrbuchhaft vorexerziert hatte.

Goethes Charakteristiken weisen aber vor allem den Weg zu den mythisierenden Napoleonbeschreibungen im 19. Jahrhundert, weil sie Napoleon zu einem, dem Künstler vergleichbaren, Genie erheben. Mit Goethes Reflexionen wird Napoleon endgültig auch zu einer poetologischen Figur. Nach den Gesprächen mit Eckermann gewinnt so die Mythisierung Napoleons in Deutschland eine neue Dimension. Es geht nicht mehr um Prophetien im mythischen Muster und das in der Poesie vorweggenommene Enden der napoleonischen Geschichte, nicht mehr um die Analyse von Gesellschaftsformationen oder die rhetorische Abwehr eines Nationalfeindes, sondern Napoleon wird zum Mythos, dessen Handeln zum Bild für das künstlerische Schaffen wird; »am Klavier wie hinter den Kanonen« kann sich ein Künstler, ein künstlerisches Genie beweisen.

Bei Franz Grillparzer fungierte Napoleon in den 1820er Jahren als Sonde, mit der er die mangelnde Größe der eigenen Epigonalität ausmessen konnte. Auch Franz Grillparzer hatte anlässlich von Napoleons Tod ein Gedicht geschrieben. Dort markierte Napoleons Tod das Ende von historischer Größe in der Gegenwart. Es hieß in Grillparzers Gedicht programmatisch:

[…] der Zeiten Schoß,
Er bring' uns fürder Mäkler, Schreiber, Pfaffen,
Die Welt hat nichts mit Großem mehr zu schaffen;
Denn ringt sich auch einmal ein Löwe los,
Er wird zum Tiger unter so viel Affen.
Wie soll er schonen, was hält länger Stich,
Wenn Niemand sonst er achten kann als sich?

Schlaf wohl! und Ruhe sei mit deinem Tod,
Ob du die Ruhe gleich der Welt gebrochen;
Hat doch ein Höherer bereits gesprochen:
Von Anderm lebt der Mensch als nur von Brod,
Das Große hast am Kleinen du gerochen,
Und sühnend steh' auf deinem Leichenstein:
Er war zu groß, weil seine Zeit zu klein![18]

rial de Hudson Lowe rélatif à la captivité de Napoléon à Sainte Hélène. Paris 1830; [Jean Rapp:] *Mémoires du Géneral Rapp, Aide-de-camp de Napoléon. Écrits par lui-même et publiés par sa famille*. Paris 1823; Walter Scott: *The life of Napoleon Bonaparte, emperor of the French, with a preliminary view of the French Revolution*, in nine volumes. Paris 1827; Louis Pierre Bignon: *Histoire de France. Première époque: Depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit (juillet 1807)*. Paris 1829.

17 MA 19, S. 159 (16.2.1826).

18 Franz Grillparzer: *Napoleon. Geschrieben im Jahre 1821. [Nach dem 12. Juli 1821.]*. In: ders.: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht und der Bundeshauptstadt Wien hrsg. von August Sauer (†). Fortgeführt von Reinhold Backmann. Wien 1909-1948, 1. Abt., Bd. 10: *Gedichte. Erster Teil*. Wien 1932, S. 59-61; hier S. 61, V. 50-63. Vgl. hierzu Barbara Beßlich: *Napoleon, Byron, Grillparzer. Der 5. Mai 1821 als Ende der Geschichte und Beginn des Epigonentums*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 56 (2006) 1, S. 71-87.

Bei Grillparzer erlangt die Gestalt Napoleons poetologische Dimensionen, aber nicht in einem identifikatorischen Sinn wie bei Goethe, sondern als nostalgische Reminiszenz, an der sich ein Epigonenbewusstsein ausbildet. Grillparzer bezieht die resignative Zeitanalyse auch auf sich selbst. Grillparzer analysiert Napoleon nicht als den Geistesverwandten, sondern erinnert ihn wehmütig als den faszinierenden Gegensatz zur eigenen Zeit und auch zu sich selbst. Grillparzer ist Teil der »Stückelwelt« (S. 60, V. 39) der »Mäkler, Schreiber, Pfaffen«, die er so scharf angreift. Das Wissen um diese ausweglose Teilhabe am Epigonentum macht den Tonfall des Gedichtes so bitter.

Ganz anders bei Goethe: Hier ist Napoleon kein kontrastives Mittel zur poetologischen Selbstbestimmung, sondern wird über das *tertium comparationis* des ›Genies‹ selbst identifikatorisch zum Künstler bestimmt, dessen Medium die Politik ist. Am 7. April 1829 gab Eckermann bei einem Gespräch über Napoleons Ägyptenfeldzug zu bedenken, wie erstaunlich es sei, dass Napoleon diese militärischen Leistungen trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit vollbracht hätte. Darauf formulierte Goethe den bereits zitierten Vergleich von Hummel und Napoleon, der hier noch einmal im Zusammenhang und ausführlich zitiert sei:

> […] das ist das Angeborene des großen Talents. *Napoleon* behandelte die Welt wie *Hummel* seinen Flügel ; Beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch ist es so und geschieht vor unsern Augen. […] Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, so wie es Hummeln gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Diskant spielt. Das ist die Fazilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Klavier wie hinter den Kanonen.[19]

Jugend und mangelnde Routine sind für Goethe keine Kriterien, um die Karriere Napoleons angemessen zu beurteilen. Er vergleicht ihn mit dem Komponisten und Pianisten Johann Nepomuk Hummel, der 1804 Nachfolger Joseph Haydns als Kapellmeister beim Fürsten Esterházy geworden war, 1816 nach Stuttgart wechselte und schließlich 1819 nach Weimar. Er galt als einer der besten Pianisten seiner Zeit. Politik und Krieg werden in den Rang einer Kunst erhoben, die Napoleon nicht regelgerecht nach vorgestanzten Normen einübt, sondern mit einer angeborenen Leichtigkeit (»Fazilität«), die seine nicht so begabte Umgebung nicht begreifen, sondern nur bestaunen kann. »[…] am Klavier wie hinter den Kanonen« lässt sich für Goethe Kunst beweisen. Napoleon als Künstler der Politik, dessen Instrument nicht das Klavier, sondern (in Goethes Vergleich) die »Welt« ist, erscheint in dieser Unterhaltung noch ein wenig wie das unproblematische Wunderkind, dessen heitere Kunst mit dem Begriff des ›Talents‹ bemessen wird.

Aber in anderem Zusammenhang hat Goethe aus dem Wunderknaben ein ›Genie‹ gemacht. Eckermann betonte in einem anderen Gespräch, dass Napoleons eigentliche Erfolge nur in seiner Jugend anzutreffen waren. In einem identifikatorischen Selbstvergleich wies Goethe ihn daraufhin zurecht, dass er seinen *Werther* schließlich auch in seiner Jugend geschrieben habe. Wieder wird die Kunst, in diesem Fall

19 MA 19, S. 313 (7.4.1829).

Literatur statt Musik, mit der Politik parallelisiert. Und Goethe erläutert Eckermann seine Analogie von Kunst und Politik über den Begriff der ›Produktivität‹: »Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der *Produktivität* im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben«.[20] »Produktivität« als das realisierte Vermögen, etwas eigenständig zu schaffen, wird hier zum Analogon von Kunst und Politik, von Reflexion und Handeln. Goethe führt dies weiter, an Eckermann adressiert, aus: »Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine *Produktivität der Taten*, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht«.[21] Eckermann weist ihn darauf hin, dass Goethe hier »Produktivität« nenne, was man sonst als »Genie« bezeichnet. Und Goethe bestätigt dies:

> Beides sind auch sehr nahe liegende Dinge, erwiderte Goethe. Denn was ist Genie anders, als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind. […] Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner: es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das Einer treibt, es ist Alles dasselbige. […] es ist Alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge.[22]

Welchen Mediums sich das Genie bedient, ist hier zweitrangig: Sowohl der »Gedanke« eines Philosophen, das »Aperçu« eines Dichters oder die »Tat« eines Regenten können Ergebnisse der »produktive[n] Kraft« eines Genies sein. Genie wird hier beim alten Goethe Napoleon angemessen und das auf eine deutlich andere Art als noch im *Sturm und Drang* etwa der Prometheus-Gestalt. Genie definiert sich 1828 für Goethe auch ganz wesentlich über seine anhaltende Wirkung: Die Produktivität des Genies muss Dinge zeugen, die »Folge haben und von Dauer sind«. Während das Originalgenie des *Sturm und Drang* sich vor allem aus dem aufmüpfigen ästhetischen wie sozialen Regelverstoß heraus definierte, wird jetzt die tiefgreifende und dauerhafte Wirkung der Produktivität zum Maßstab für das Genie. Napoleon als Künstler und Originalgenie übernimmt in den 1820er Jahren die Rolle, die in den frühen poetologischen Schriften Goethes ein Prometheus, Shakespeare oder Erwin von Steinbach eingenommen hatten. Beim frühen Goethe waren Figuren des Mythos (Prometheus) und Künstler des entfernten Mittelalters (Erwin von Steinbach) und der frühen Neuzeit (Shakespeare) zu poetologischen Mittlern geworden. Die historische Ferne prädestinierte diese Figuren zur massiven Gegenwartskritik des *Sturm und Drang*. Beim späten Goethe wird mit Napoleon hingegen kein Künstler aus fernen Zeiten, sondern ein Regent der unmittelbaren Vergangenheit zur poetologischen Figur erhoben. Das Genie wird so nicht mehr in mythische Fernen gerückt, sondern ist in der Realität der Zeitgeschichte greifbar, wird in die Gegenwart der Mitlebenden integriert und nicht ihr oppositionell entgegengestellt.

20 MA 19, S. 605 f. (11.3.1828).
21 MA 19, S. 606 (11.3.1828).
22 MA 19, S. 606 f. (11.3.1828).

Gleichwohl ist dieses gegenwärtige Genie gegenüber seinen Mitlebenden deutlich ausgezeichnet. Die Ausnahmestellung Napoleons betont Goethe, indem er ihn zum »Halbgott« erhebt. Auch hier mag man wieder eine Prometheus-Reminiszenz sehen, die sich aber nicht nur in einem werkbiographischen Kontext Goethes bestimmen, sondern auch als Teil der allgemeinen Mythisierung Napoleons zu Prometheus begreifen lässt. Enthusiasmiert resümiert Goethe:

> Da war Napoleon ein Kerl! – Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.[23]

Die Bestimmung als »Kerl« macht Napoleon zu einem Kraftgenie, das nicht nur große Pläne hat, sondern sie auch in die Tat umsetzt. Die erfolgreiche Realisierung der Idee wird hier zum Maßstab für das eigentliche Genie. Die Stetigkeit dieses Erfolgs wird in der gedoppelten Geminatio »von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg« verdeutlicht. Während der *Sturm und Drang* vor allem das scheiternde Genie umkreiste und der *Werther* geradezu eine Pathologie des Genies entwarf, bildet der späte Goethe an Napoleon die Poetologie eines »klar und entschieden« handelnden Genies heraus. Die Außerordentlichkeit dieses Genies wird mit »dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung« illustriert. ›Erleuchtet‹ war Napoleon für Goethe auch, weil sein Lebensweg nicht mehr nur rein rational erfassbar war. Bereits im Vergleich Napoleons mit Hummel kam dies zum Ausdruck, wenn da vom ›Staunen‹ und nicht vom ›Begreifen‹ als angemessener Reaktion auf die Erscheinung Napoleons die Rede war. An anderer Stelle rückt Goethe Napoleon um dieser Unbegreifbarkeit willen in den Bereich des Dämonischen. Goethe erläutert Eckermann am 2. März 1831 das Dämonische als dasjenige, »was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist«, und er fügt ergänzend hinzu: »In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen«.[24] In *Dichtung und Wahrheit* wird die charismatische Wirkung dämonischer Persönlichkeiten noch genauer beschrieben und intensiviert: »[…] eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird?«[25] Als Eckermann mutmaßt, dass Napoleon dämonischer Art gewesen sei, bestätigt Goethe dies: »Er war es durchaus […] im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen ist. […] Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter«.[26]

23 MA 19, S. 605 (11.3.1828).
24 MA 19, S. 424 (2.3.1831).
25 *Dichtung und Wahrheit* (MA 16, S. 822).
26 MA 19, S. 424 (2.3.1831).

Napoleon als dämonisches Genie soll den Menschen ein Exempel von Größe sein. Hier nähert sich Goethe von anderer Seite her beinahe Grillparzers Argumentation an, wenn er spekuliert, dass »die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum Besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. […] So steht *Napoleon* unerreichbar da«.[27] Die unerreichbare Größe ist als ein serieller Scherz der Götter verbildlicht. Goethe nennt neben Napoleon auch noch Raffael, Mozart und Shakespeare als Beispiele für unerreichbare Größe zu ihrer Zeit. Sie gaben der Welt ebenfalls eine Vorstellung von Größe, die so überwältigend war, dass es schließlich an der Zeit war, »daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser, auf eine lange Dauer berechneten, Welt noch etwas zu tun übrig bliebe«.[28] Goethe spricht nicht wie viele Dichter nach 1821, etwa Grillparzer, davon, dass mit Napoleons Tod Platz für das Mittelmaß gemacht würde, er nimmt schon wieder die nächste große dämonische Erscheinung in den Blick. Dass allerdings in dem Interregnum zwischen der Größe Napoleons und einer zu erwartenden noch anonymen großen Gestalt eine gewaltige Lücke klafft, artikuliert auch Goethe: »Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht sobald wieder geboren wird, und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen darauf gehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt«.[29]

Dieses Bewusstsein der Epochenschwelle bestimmt auch Goethes Interlinearübertragung von Manzonis Ode *Il Cinque Maggio*. Alessandro Manzoni dichtete seine große Napoleon-Ode *Il Cinque Maggio* zwischen dem 18. und 26. Juli 1821, nachdem er von Napoleons Tod am 16. Juli 1821 in der Zeitung gelesen hatte. Manzonis Ode gilt als wichtigstes literarisches Zeugnis der italienischen Auseinandersetzung mit Napoleon.[30] Die Einleitung schildert das Entsetzen der Welt über Napoleons Tod (Strophe 1-2) und präsentiert das Bekenntnis des lyrischen Ichs, im Moment des Todes eine Hymne anstimmen zu wollen (Strophe 3-4).[31] Der Hauptteil rekapituliert Napoleons Karriere. Der Schilderung des Aufstiegs (Strophe 5-8) folgt die Beschreibung des Abstiegs (Strophe 10-13). Die neunte Strophe, die Mitte des Gedichts, reflektiert am Scheitelpunkt von Napoleons Karriere seine historische Bedeutung: Napoleon wird geschildert als jemand, der an der Schwelle zwischen zwei Zeitaltern den Jahrhunderten Weisungen erteilte. Der Schluss überglänzt das elende Ende Napoleons mit einer christlichen Apotheose: Eine Hand vom Himmel (V. 88) leitet den verzweifelten Napoleon im Tod in die Sicherheit des Glaubens.

Obwohl im habsburgischen Territorium nichts über Napoleon publiziert werden durfte, fand die Ode an der Zensur vorbei durch unautorisierte Abschriften und Drucke rasch Verbreitung und gelangte auch nach Deutschland. Goethe las Manzonis Ode im Januar 1822. Er hatte ein Exemplar von Großherzog Carl August

27 MA 19, S. 338 (6.12.1829).
28 MA 19, S. 614 (11.3.1828).
29 MA 19, S. 438 f. (21.3.1831).
30 Eileen Anne Millar: *Napoleon in Italian Literature 1796-1821*. Rom 1977, S. 154.
31 Alessandro Manzoni: *Il Cinque Maggio*. In: ders.: *Tutte le Opere di Alessandro Manzoni*. Hrsg. von Alberto Chiari u. Fausto Ghisalberti. Mailand 1957 ff. Bd. 1: *Poesie e Tragedie*. Mailand 1957, S. 103-106, V. 24.

erhalten und übersetzte das Gedicht am 14. und 15. Januar 1822. Im Jahr 1823 erschien die Übersetzung in Goethes Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum*. Goethes Interlinearversion löste einen wahren Übersetzungsboom aus. Bis 1830 entstanden mindestens elf Übersetzungen ins Deutsche: 1828 erschien eine Sammlung von vier Übersetzungen, die gegen Goethes sperrige Version Gegenvorschläge brachte, unter anderem die von Friedrich de la Motte Fouqué.[32]

Manzoni nahm in diesem Gedicht *Il Cinque Maggio* den Todestag Napoleons (den 5. Mai 1821) zum Anlass, um Napoleons Karriere zu bilanzieren und seinen politischen und militärischen Ehrgeiz vor einem christlichen Gericht zu verantworten. Goethes Übersetzung antikisiert Manzonis christliche Ode. Seine Version dämmt die Kritik an Napoleon ein und stärkt die rühmenden Aspekte. Napoleon wird aus der historischen Situation des anbrechenden 19. Jahrhunderts in eine klassizistisch anmutende Zeitlosigkeit gehoben und zum antiken Heros auf elysischen Gefilden stilisiert. Er gleicht mehr einem Prometheus vor Zeus als einem Napoleon vor dem christlichen Gott. Die christliche Volte am Ende der Ode mildert Goethe deutlich ab. Der Romantiker Fouqué hatte Manzonis Ode ebenfalls übersetzt und setzte deutlich andere Akzente: Fouqué stellte in seiner romantischen Übersetzung Napoleon in einen historischen Verlauf, der christlich überwölbt wird. Manzonis Kritik an der Superbia Napoleons wird betont, die rühmenden Aspekte werden abgeschwächt. Der christliche Schluss von Manzonis Ode wird bei Fouqué intensiviert und ein wenig auch ins Kitschige versüßlicht.[33]

In den 1820er Jahren wird immer wieder der Tod Napoleons zur Epochenschwelle stilisiert. Der 5. Mai 1821 wird nicht nur als das Ende einer politischen Ära begriffen, sondern mit dem Tod Napoleons setzt auch literarisch ein epigonales Bewusstsein ein. Das Datum wird zur Chiffre einer Epochenschwelle. Nicht erst nach dem Tod Hegels und Goethes spekulieren deutsche Dichter über ihr Nachgeborensein. Die dichterische Reflexion über mangelnde Größe und Originalität ist nicht nur ein innerliterarisches Phänomen, das sich an der Weimarer Klassik abarbeitet. Das epigonale Bewusstsein bildet sich auch ganz wesentlich in der Auseinandersetzung mit dem Ende der napoleonischen Ära heraus. Immer öfter ziehen dabei die Dichter bei dieser Analyse Goethe und Napoleon als zwei komplementäre Heroen einer jüngsten Vergangenheit heran, die noch das verkörpern, was der Gegenwart fehlt. Repräsentativ hierfür ist etwa ein Text von Christian Dietrich Grabbe, der 1830 den Briefwechsel von Schiller und Goethe spitzzüngig rezensiert. Diese Rezension eines Vormärz-Schriftstellers über die Weimarer Klassiker beginnt mit einem Blick auf das nachnapoleonische Europa: »Mit Napoleons Ende ward es mit der Welt, als wäre sie ein ausgelesenes Buch, und wir ständen, aus ihr hinaus-

32 Die anderen Übersetzungen stammen von Karl Heinrich Ludwig Giesebrecht, August Ferdinand Ribbeck und Johann August Zeune: *Der fünfte Mai. Ode auf Napoleons Tod von Alex. Manzoni. In der Italischen Urschrift nebst Uebersezungen von Goethe, Fouqué, Giesebrecht, Ribbeck, Zeune*. Berlin 1828. Zu diesen und den übrigen Übersetzungen vgl. Hugo Blank: *Manzonis Napoleon-Ode mit einem Beitrag von Vito R. Giustiniani*. Bonn 1995, S. 29-39.

33 Einen detaillierten Vergleich von Fouqués, Chamissos und Goethes Manzoni-Übertragung gebe ich in: *Der deutsche Napoleon-Mythos. Literatur und Erinnerung 1800 bis 1945*. Darmstadt 2007, S. 159-168.

geworfen, als die Leser davor, und repetirten und überlegten das Geschehene«.[34] Grabbe fasst seine Überzeugung in ein bibliographisches Bild. Napoleons Ende scheint hier für Grabbe ein Ende der Sinnhaftigkeit von Geschichte zu signalisieren, zumindest drängt sich nach Napoleons Tod der Sinn der Geschichte nicht mehr unmittelbar auf, sondern muss im Prozess des ›Repetirens‹ und ›Überlegens‹ erst neu konstruiert werden. Mit Napoleons Ende scheint hier ein teleologisches Geschichtsmodell *ad absurdum* geführt zu sein. Vielmehr werden auf einmal im Bann der Julirevolution Kreisstrukturen plausibler – angesichts der Rückkehr erst der Bourbonen auf den Thron und schließlich der Rückkehr der Revolution. Ob Geschichte einen Sinn hat, wer diesen konstituiert, wer Geschichte macht, der Einzelne oder die Masse, Völker oder Regenten, die Umstände oder der Wille des Individuums – all diesen Fragen widmet sich Grabbe dann detailliert in seinem Drama *Napoleon oder die hundert Tage*.

»Toujours lui! lui partout!«[35] Mit diesem Ausruf beschrieb Victor Hugo die poetische Allgegenwart Napoleons im 19. Jahrhundert. Hugos Urteil trifft nicht nur auf die französische, sondern allgemein auf die europäische und so auch auf die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts zu. Heinrich Heine schilderte in *Deutschland. Ein Wintermärchen* die Bestattung Napoleons im Invalidendom 1840 als gespenstisches Erinnerungsritual an längst irreal gewordene Größe: »die Menschen schauten so geisterhaft / In alter Erinn'rung verloren – / Der imperiale Märchentraum / War wieder herauf beschworen«.[36] »In alter Erinn'rung verloren« setzt sich die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert mit dem Mythos Napoleon auseinander und sie tut dies kaum noch in nationaler Opposition.

Am suggestivsten denkt dabei Friedrich Nietzsche die Größen Napoleon und Goethe zusammen. Fernab von jeglichem Nationalismus, mit größtem Pathos und identifikatorischem Ernst widmet sich Nietzsche dem Phänomen Napoleon. Neben Napoleon als Mensch von antiken Dimensionen steht innerhalb des 19. Jahrhunderts für Nietzsche allenfalls noch Goethe, und Nietzsche setzt die beiden so persuasiv zusammen, dass in seiner Nachfolge eine mythisierende Literatur entsteht, die den großen Politiker und den großen Dichter zu einer ideengeschichtlichen Symbiose verschmilzt und deren Begegnung zur weltgeschichtlichen Sternstunde des 19. Jahrhunderts stilisiert. Noch Hans Blumenbergs *Arbeit am Mythos* steht im Bann von Nietzsches Stilisierung dieser Begegnung; denn wenn Blumenberg Goethes *Faust II* als Arbeit am prometheischen Mythos Napoleon begreift,

34 Christian Dietrich Grabbe: *Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 1830*. In: ders.: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden*. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearbeitet von Alfred Bergmann. Emsdetten 1960-1973, Bd. 4: *Prosa-Schriften – Kleinere dramatische Fragmente – Gedichte – Albumblätter – Ein Tagebuch-Eintrag*. Emsdetten 1966, S. 91-110; hier S. 93.

35 Victor Hugo: *Lui*. In: ders.: *Poésie I*. Préface de Jean Gaulmier. Présentation et notes de Bernard Leuilliot. Paris 1972, S. 256f.; hier S. 256.

36 Heinrich Heine: *Deutschland. Ein Wintermärchen*. In: ders.: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut hrsg. von Manfred Windfuhr. Bd. 4: *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum – Deutschland. Ein Wintermärchen*. Bearbeitet von Winfried Woesler. Hamburg 1985, S. 88-157; hier S. 111.

so kann er sich dabei auf Nietzsche berufen, der in *Jenseits von Gut und Böse* (1884/85) das Ereignis beschreibt, »um dessentwillen er seinen Faust, ja das ganze Problem ›Mensch‹ umgedacht hat, [...] das Erscheinen Napoleon's«.[37] Nietzsche sieht eine Wahlverwandtschaft im Wirklichkeitsbezug von Napoleon und Goethe, die sich beide gleichermaßen dem Leben als Ganzheit zu- und von wattigen Fortschrittsidealen der Aufklärung abwenden. In der *Götzen-Dämmerung* formuliert Nietzsche folgendermaßen:

> Goethe – kein deutsches Ereigniss, sondern ein europäisches: ein grossartiger Versuch, das achtzehnte Jahrhundert zu überwinden durch eine Rückkehr zur Natur, durch ein Hinaufkommen zur Natürlichkeit der Renaissance, eine Art Selbstüberwindung von Seiten dieses Jahrhunderts. [...] [E]r löste sich nicht vom Leben ab, er stellte sich hinein; er war nicht verzagt und nahm so viel als möglich auf sich, über sich, in sich. Was er wollte, das war Totalität; er bekämpfte das Auseinander von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl, Wille [...], er disciplinirte sich zur Ganzheit, er schuf sich ... Goethe war, inmitten eines unreal gesinnten Zeitalters, ein überzeugter Realist: er sagte Ja zu Allem, was ihm hierin verwandt war, – er hatte kein grösseres Erlebniss als jenes ens realissimum, genannt Napoleon.[38]

Napoleon und Goethe als geniale ganzheitliche Realisten, Napoleon gar als »ens realissimum«, als superlativische Verkörperung des Realismus überhaupt. Gegen Rousseau entwirft Nietzsche seinen Napoleon als »ein Stück ›Rückkehr zur Natur‹, so wie ich sie verstehe«.[39] Eine solche Naturalisierung meint eben gerade nicht eine Rückkehr zum ursprünglich guten Menschen, sondern eine Naturhaftigkeit jenseits der Moralität. Wie Nietzsche Napoleon nicht in französisch-nationalen Bezügen denkt, so ordnet er auch Goethe stets nach europäischen Maßstäben. Goethe und Napoleon erscheinen gleichermaßen als Überwindung eines aufklärerischen 18. Jahrhunderts, als Erben der Antike und Renaissance zugleich und als Gegner des nationalen Furors.

Besonders aufmerksam registrierte der Dichter Stefan George am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts Nietzsches parallele Wertschätzung von Goethe und Napoleon. In dem Kreis um Stefan George versammelten sich mehrere weltanschaulich bizarre Napoleon-Maniacs. Im Umfeld der Münchner Kosmiker zeichnete sich vor allem Ludwig Derleth durch eine steile Napoleon-Verehrung aus, die sich derart mit einem militanten Christentum verband, dass er in der Schwabinger Boheme der Jahrhundertwende als »Jesus Bonaparte« bekannt war. Der Napoleon-Spezialist des George-Kreises schlechthin war Berthold Vallentin. Dessen »Beziehung zu Napoleon war – ähnlich der Gundolfs zu Cäsar – Besessenheit. Er

37 Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.* In: ders: *Kritische Studienausgabe in 15 Bänden.* Hrsg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. 2., durchgesehene Aufl. München 1988, Bd. 5: *Jenseits von Gut und Böse – Zur Genealogie der Moral*, S. 9-243; hier S. 185. Die Ausgabe wird im Folgenden »KSA« abgekürzt.

38 Friedrich Nietzsche: *Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt.* In: KSA 6, S. 55-161; hier S. 151.

39 Ebd., S. 150.

fühlte das Erbe und den Auftrag Napoleons in seinem Blut kreisen«.[40] Dieser Vallentin schrieb Napoleon-Gedichte mit dem bezeichnenden Titel *Heroische Masken*, er verfasste eine umfangreiche Napoleon-Biographie, vereinnahmte in einer Essay-Sammlung *Napoleon und die Deutschen* Napoleon als Nationalhelden der Deutschen. Vallentin erklärte kurzerhand: »Napoleon gehört den Deutschen« und postulierte eine »Wesensgleiche zwischen Napoleon und den Deutschen«.[41] Eine solche deutsch-nationale Vereinnahmung Napoleons zu Beginn des 20. Jahrhunderts mag erstaunen, wird aber nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass diese nationale Identifikation im 19. Jahrhundert vorbereitet worden war durch einen identifikatorischen Dichter-Mythos. In der Nachfolge von Goethes Auseinandersetzung mit Napoleon begriffen die Dichter Napoleon nach 1821 als schöpferisches Genie und verglichen seine Tätigkeit mit der eigenen eines Künstlers, der alte Regeln zerbricht und sich neue autonom nach Bedarf setzt. Damit war Napoleon nicht mehr der feindliche Eroberer und die fremde unbegriffene Macht, sondern wurde metaphorisch Teil der eigenen Welt. Gleichermaßen bedeutete dies eine frühe Politisierung des Genie-Gedankens und eine Ästhetisierung Napoleons. Als Genie der Dichter lebte Napoleon vermittelt über die Literatur im kulturellen Gedächtnis der Deutschen fort. Goethes Überlegungen zum Genie, das sich gleichermaßen »am Klavier wie hinter den Kanonen« beweise, hat diese Entwicklung entscheidend befördert.

40 Michael Landmann: *Berthold Vallentin*. In: ders.: *Figuren um Stefan George. Zehn Porträts*. Amsterdam 1982, S. 52-65; hier S. 56.

41 Berthold Vallentin: *Heroische Masken*. Berlin 1927. Ders.: *Napoleon*. Berlin 1923. Ders.: *Napoleon und die Deutschen*. Berlin 1926, S. 10 u. 9.

ANIL BHATTI

Der Orient als Experimentierfeld. Goethes »Divan« und der Aneignungsprozess kolonialen Wissens

I.

Der europäische Kolonialismus hat die Welt seit dem 15. Jahrhundert auf ein bisher ungeahntes Niveau ökonomischer Vernetzung gebracht und zugleich eine essentielle Differenz zwischen Europa und dem Rest der Welt konstruiert.[1] Goethes *Divan* aber spricht zu einem Zeitpunkt, als kolonialistische Interessen dabei sind, eben diese Unterschiede zu festigen, von west-östlichen Verbindungen und entwirft kulturelle Verwandlungsmöglichkeiten. Im Konzept eines (nicht abgesandten) Briefes an Johann Friedrich Cotta vom 16. Mai 1815 hebt Goethe diesen Aspekt hervor:

> Ich habe mich nämlich im Stillen längst mit *orientalischer Literatur* beschäftigt, und um mich inniger mit derselben bekannt zu machen, mehreres in Sinn und Art des Orients gedichtet. Meine Absicht ist dabei, auf heitere Weise den Westen und Osten, das Vergangene und Gegenwärtige, das Persische und Deutsche zu verknüpfen, und beiderseitige Sitten und Denkarten über einander greifen zu lassen. (FA II, 7, S. 451)

Goethes Schlüsselwort ›heiter‹ und die Absicht des ›Verknüpfens‹ lenken unsere Aufmerksamkeit auf das spielerisch-performative Moment,[2] das den Gedichten innewohnt und zur Verschränkung von Sphären führt, die der kolonialistischen Logik zufolge räumlich (östlich/westlich), zeitlich (vergangen/gegenwärtig) oder kulturell (persisch/deutsch) getrennt sein sollen. Dagegen behauptet der Dichter:

> Wer sich selbst und andre kennt
> Wird auch hier erkennen:
> Orient und Occident
> Sind nicht mehr zu trennen.
> (FA I, 3.1, S. 614)

Was bedeuten diese Verse, die zu einem Zeitpunkt geschrieben werden, als der Prozess einer essentialistischen Trennung von Osten und Westen bereits im Gang ist?

1 Vgl. Edward Said: *Orientalism*. London 1978. Zur Kritik an diesen Thesen vgl. u.a. Jürgen Osterhammel: *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*. Göttingen 2001, S. 240-265.

2 Katharina Mommsen: *»Als Meisterin erkennst du Scherazaden«. Über Goethes Inspirationen aus 1001 Nacht zum zweiten Teil der »Faust«-Tragödie*. In: http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/goethe/mommsen_meisterin.pdf – Mai 2008 (Zugriff: 1.8.2009).

Wohl soviel, dass Orient und Okzident sich nicht mehr trennen lassen, seitdem das Moment des Übergreifens als Erkenntnisakt zwischen einem selbst (im Singular!) und den Anderen (im Plural!) im Schreibprozess der *Divan*-Lyrik poetisch entworfen wurde. Dies ist ein Akt des Verbindens, wie er bei Goethe auch in anderen Zusammenhängen vorkommt. Katharina Mommsen hat auf Verse im Kontext der *Faust*-Arbeit 1827 hingewiesen:

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun,
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel;
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemut erfreun.
(FA I, 2, S. 689)

Die Aufforderung an »alle Völker unter gleichem Himmel«, sich »gleicher Gabe« im harmonischen Sphärentanz der Poesie verschiedenster Zeiten und Länder »wohlgemut« zu »erfreun«, kann als karnevaleskes Moment gelesen werden, das den implizit kolonialkritischen Impuls in Goethes Entwurf weltliterarischer Zusammenhänge hervorhebt.[3] Hier werden auch transkulturelle Verwandtschaften gestiftet, und zwar in dem konkreten Sinne, den Goethe bevorzugt, um eine leere, nichtssagende Universalität zu vermeiden, »denn ja nur im Besondern erkennt man daß man Verwandte hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her« (*Tag- und Jahres-Hefte* zu 1817; FA I, 17, S. 286).

II.

Es ist eben diese weltliterarische Öffnung im *Divan*, die unter Dichtern und Autoren aus jenen Gegenden, welche Goethe mit dem Westen verknüpfen wollte, Resonanz findet.[4] Der im Münchner Exil lebende iranische Dichter SAID betont in seinem *Brief an den Herrn Geheimrat*, dass die Lektüre des *Divans* (»für einen iraner fast eine pflichtlektüre – das war anfang der siebziger jahre«) ihm zeigte, dass »ein deutscher klassiker unserem hafiz entgegen« geht und »eine kulturelle brücke zwischen zwei welten«[5] schlägt. Allerdings hat sich die geopolitische Lage seit jener Zeit grundlegend verändert. Die Dialektik des Kolonialismus, wodurch

3 Vgl. auch Goethes Briefkonzept vom 10. Dezember 1816 an Friedrich Wilhelm Gubitz, in dem er erwägt, im *Divan* die »westliche Gewohnheit, Gedichte mit Bildern zu schmücken«, mit der »östlichen Sitte, die ganz gestaltlos ist, anmuthig [zu] verbinden« (FA I, 3.1, S. 813, 815).

4 Rabindranath Tagore hat bei Goethe dieses Moment als kulturpolitisches Ziel geschätzt und den Begriff der Weltliteratur in Indien als Vishwasahitya eingebürgert.

5 SAID: *Ein Brief an den Herrn Geheimrat*. In: http://www.urbanum.de/urbanum-frames/frameset-infothek-alt.htm?infothek/25-06-02/brief.htm. (Zugriff: 2.8.2009); die Hafis-Übersetzung von Joseph von Hammer-Purgstall (1812) erhielt Goethe wohl im Mai 1814.

sich die Welt vernetzt und gleichzeitig essentialistisch kulturell trennt, ist im Prozess der Globalisierung vorangeschritten. In seinem Brief an Goethe schreibt SAID folgerichtig weiter: »aber, sehr geehrter herr geheimrat, heute gibt es keinen westen und keinen osten«. Auf beiden Seiten herrsche Intoleranz:

> auf der strecke bleibt jene brücke, die sie, verehrter herr geheimrat – aber nicht nur sie – gebaut haben: eine brücke zwischen den kulturen, ohne arroganz, gönnerhaftigkeit und aufrechnerei. nun, am ende dieses leidvollen jahrhunderts, sind wir alle von dieser brücke meilen entfernt, ihre landsleute wie die meinen, in ihrer mehrzahl.[6]

Am Anfang des 20. Jahrhunderts, im Zenit des Kolonialismus, sind die Trennungslinien zwischen Ost und West ebenfalls schon deutlich gewesen. Der vielleicht bekannteste auf Urdu, Persisch und Englisch schreibende Dichter des indischen Subkontinents, Mohammed Iqbal (1873-1938), hat seine Gedichtsammlung in persischer Sprache *Payām-ē-Mašhriq* (*Botschaft des Ostens,* 1923) als Antwort auf Goethes Werk konzipiert.[7] Dieser Rekurs gibt Iqbal die Möglichkeit, aus der historischen Situation im Kolonialismus eine Antwort auf die politische Überlegenheit des Abendlands zu formulieren. Iqbal stilisiert sich dabei zum Repräsentanten des unterlegenen Ostens, der dennoch gleichberechtigt mit Goethe als einem Repräsentanten des Westens spricht. Dabei wirft Iqbals Rezeption auch ein Licht auf die besondere Art des Orient-Bezugs bei Goethe, dessen lyrischer Rückgriff auf den Orient nur möglich war, weil der Orient in der europäischen Imagination als entdeckbares, passives Anderes galt. Indem Goethe sein dichterisches Unternehmen in den *Noten und Abhandlungen* (*Besserem Verständniß*) des *West-östlichen Divans* auch erklärt, entwirft er eine Perspektive, in der der Orient im Westen eine Heimat findet, ohne annektiert zu werden.

Als Bewohner einer kolonialisierten Welt hat Iqbal diesen Akt nicht in symmetrischer Weise wiederholen können. Er schreibt aus der Perspektive der Entdeckten und Unterdrückten, die selbst nicht in der Lage sind, den Kolonialismus in umgekehrter Richtung vom Osten nach dem Westen zu wiederholen. Nicht nur ist Iqbal der später Geborene; als kolonialisierter Dichter ist er auch jemand, der seine Gleichberechtigung erst noch behaupten muss. Goethes Flucht in den Orient, sein Versteckspiel, enthält daher ein spielerisches Element, das Iqbal fehlt. Goethe kann einen Orient imaginieren und damit experimentieren – das Abendland aber steht Iqbal zu dessen Zeit nicht in gleicher Weise imaginativ zur Verfügung. Obwohl es im Werk beider Dichter auch um die Aporien des plurikulturellen Bewusstseins geht, kann Iqbal die historische Differenz zwischen sich und Goethe nicht überspringen. So konzipiert er aus der historischen Distanz eine Antwort, ohne jedoch einen gleichberechtigten Dialog führen zu können – ein solcher Dialog kann nur als in der Zukunft liegende Möglichkeit ins Auge gefasst werden.

6 SAID (Anm. 5).

7 Vgl. Anil Bhatti: *Iqbal and Goethe*. In: *Yearbook of the Goethe Society of India* 1999/2000, S. 184-201; überarbeitete Internetfassung 2005 in: http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/wiss/goethe/bhatti_iqbal.pdf.

III.

Gewiss evoziert Goethes *Divan* das Verlangen nach einer kulturellen Brücke und nach Dialog. Der Text eröffnet aber auch eine andere Perspektive, die viel radikaler mit den Folgen des Kolonialismus umgeht, und hat durch sein Verfahren der Verknüpfung der starren Logik des Entweder-oder entgegengewirkt. Dialogizität und Grenzüberwindung[8] schließen sich gegenseitig nicht aus, implizieren aber zwei divergierende kulturtheoretische Positionen, die sich als Hermeneutik des Verstehens bzw. als plurikultureller, nicht-hermeneutischer Umgang mit dem Neuen artikulieren. Goethe selbst hat sich in seinen zahlreichen Äußerungen zum *Divan* nicht eindeutig auf Dialogizität festgelegt. In einem Brief vom 11. Mai 1820 an Carl Friedrich Zelter benutzt er ein Bild, das seine andersgelagerte Haltung in dieser Frage charakterisiert:

> Indessen sammeln sich wieder neue Gedichte zum Divan. Diese mohamedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter? (FA II, 9, S. 52)

Höchst signifikant in diesen heiteren, unbekümmert-souveränen Worten ist die lapidare Formulierung »zwischen zwei Welten schwebend«, weil sie die Verhärtung des binären dichotomisierenden kolonialen Diskurses vermeidet.[9] Es geht nicht um eine Brücke zwischen zwei gefestigten Polen, sondern um eine fließende Simultanität in Situationen, wo die Grenzen *fuzzy* sind. Ganz in diesem Sinne heißt es in einem nachgelassenen Gedicht:

> Sinnig zwischen beyden Welten
> Sich zu wiegen lass ich gelten,
> Also zwischen Ost und Westen
> Sich bewegen sey zum besten!
> (FA I, 3.1, S. 615)

Dieses Schweben zwischen einer fremden Welt und uns hat Hugo von Hofmannsthal bemerkt und den glücklichen Terminus »doppeltblickend« für den *Divan* geprägt.[10]

8 Im vorliegenden Beitrag greife ich auf einige Thesen eines älteren Textes zurück. Siehe Anil Bhatti: *»… zwischen zwei Welten schwebend …«. Zu Goethes Fremdheitsexperiment im »West-östlichen Divan«*. In: *Goethe. Neue Ansichten – Neue Einsichten.* Hrsg. von Hans-Jörg Knobloch u. Helmut Koopmann. Würzburg 2007, S. 103-122. Internetfassung: http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/kk/df/postkoloniale_studien/bhatti_divan.pdf.

9 Vgl. Said (Anm. 1). Zum Bild des Schwebens siehe auch: Shu Ching Ho: *Über die Einbildungskraft bei Goethe. System und Systemlosigkeit.* Freiburg i. Br. 1998, S. 85, und Aeka Ishihara: *Goethes Buch der Natur. Ein Beispiel der Rezeption naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden in der Literatur seiner Zeit.* Würzburg 2005, S. 132 f.

10 Hugo von Hofmannsthal: *Goethes »West-östlicher Divan«*. In: ders.: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden.* Hrsg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1975, Bd. 8, S. 430.

Die zwei Welten können Okzident und Orient, Deutschland und Persien, Christentum und Islam, Jenseits und Diesseits oder auch Poesie und Wissenschaft sein. All das ist im *Divan* angelegt. Dieses Schweben nimmt eine postkoloniale Haltung vorweg, die harte Grenzziehungen vermeidet und den Zwang des aristotelischen Entweder-oder durch das Sowohl-als-auch ersetzt. Es geht nicht um festumrissene Identitäten, die sich gegenüberstehen und miteinander in Verhandlungen eintreten. Dieses Schweben bedeutet aber auch, dass kein Zwischenraum (In-between)[11] hypostasiert wird oder Hybridität entsteht. Somit führt Goethes orientalisches Spiel die Möglichkeit eines nicht-hegemonialen Diskurses als Gegenbild zum hegemonialen Diskurs des im Kontext des Kolonialismus entstandenen Orientalismus als Ansatz vor – nur als Ansatz jedoch, da dieses Spiel durch Einschränkungen geprägt ist. Es würde an ein Wunder grenzen, wenn Goethe im Zeitalter des Kolonialismus völlig frei vom kolonialen Diskurs geschrieben hätte. Interessant daran bleibt, dass der lyrische Teil des *Divans* einen utopischen Schwebezustand zwischen Ost und West inszeniert, welcher in kognitiver Spannung zum Ertrag des im Rahmen des Kolonialismus angehäuften Wissens über den Orient steht. Genau das ermöglicht die Rezeption des *Divans* als Aufforderung zum Dialog oder als Entwurf einer Utopie der Grenzüberwindung.

IV.

Goethes Beschäftigung mit dem Orient, seine krisenbedingte Flucht, entspricht als Selbstinszenierung bekanntlich einer »Eigenthümlichkeit« seiner Handlungsweise. »Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste«, schreibt er.[12] Um 1813 ist für ihn auch China eine Möglichkeit gewesen, die er sich »aufgehoben und abgesondert«[13] hat für eine intellektuelle Flucht. Dass er sich schließlich dem islamischen Orient widmet, dürfte komplexe Ursachen haben, doch ist die Lektüre der Hafis-Übersetzung von Hammer-Purgstall, die der Verleger Cotta im Frühjahr 1814 Goethe zum Geschenk gemacht hat, sicherlich ein entscheidender Faktor[14] für die *Hegire* gewesen:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.
(FA I, 3.1, S. 12)

Goethe will – etwas provokativ – auch den »Verdacht« nicht ablehnen, »daß er selbst ein Muselmann sey« (FA I, 3.1, S. 549). Er inszeniert keinen interkulturellen

11 Im Sinne von Homi Bhabha: *The Location of Culture*. London 1994.
12 *Tag- und Jahres-Hefte* zu 1813 (FA I, 17, S. 255 f.).
13 An Karl Ludwig von Knebel, 10.11.1813 (FA II, 7, S. 270).
14 Vgl. Goethes (nicht abgesandten) Brief an Johann Friedrich Cotta vom 16. Mai 1815 (FA II, 7, S. 451).

Dialog, dessen Gesprächspartner sich durch stabile Konturen unterscheiden. Vielmehr setzt er einen subtilen Unterwanderungsprozess in Gang, den er im Abschnitt *Uebergang von Tropen zu Gleichnissen* der *Noten und Abhandlungen* auch beschreibt. Wenn wir an den dichterischen Produktionen der großen orientalischen Dichter teilnehmen wollen,

> müssen wir uns orientalisiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Uebersetzungen höchst löblich sind um uns anzulocken, einzuleiten, so ist doch aus allem Vorigen ersichtlich, daß in dieser Literatur die Sprache als Sprache die erste Rolle spielt. Wer möchte sich nicht mit diesen Schätzen an der Quelle bekannt machen! (FA I, 3.1, S. 200)

Das heißt, dass Goethe sich vom räumlich geprägten Bezug zum Orient (*Orientieren*) allmählich löst, um sich im raumzeitlichen Kontinuum ›West – Ost‹ durch ein *Orientalisieren*[15] zu bewegen. Das können wir als Strategie der Annäherung und der ›Verwandlung‹[16] auffassen. Der Weg des ›Sich-Orientalisierens‹ bietet die Möglichkeit, den experimentellen Umgang mit den dichterischen Kollegen zu gestalten. Es geht dann mehr darum, wie man mit dieser neuen Welt auskommt, als um den Versuch, sie objektiv distanziert zu verstehen. Goethes Brief vom 17. April 1815 an Carl Friedrich Zelter hebt das poetologisch Prekäre des Unternehmens elegant-scherzhaft hervor:

> Das Orientalisieren finde ich sehr gefährlich, denn eh man sich's versieht, geht das derbste Gedicht, wie ein Luftballon für lauter rationellem und spirituellem Gas, womit es sich anfüllt, uns aus den Händen und in alle Lüfte. (FA II, 7, S. 425)

Verwunderlich ist das nicht, weil das Sich-Orientalisieren einen Verwandlungsprozess bedeutet, dessen Probleme Goethe um 1823 sehr klar formuliert hat. Die Idee der Metamorphose sei »eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben« her. Sie führe ins »Formlose« und zerstöre »das Wissen«:

> Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Spezifikationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen. Eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Äußerlichkeit etwas anhaben kann. (*Problem und Erwiderung*; FA I, 24, S. 582 f.)

15 Vgl. Andrea Polaschegg: *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. Berlin, New York 2005.

16 Vgl. Friedrich Sengle: *»Ich kenne eine derartige Lust am Sich-Verwandeln bei keinem früheren Dichter«*. In: ders.: *Neues zu Goethe. Essays und Vorträge*. Stuttgart 1989, S. 211-235; hier S. 226.

V.

Um die kulturelle Verwandlung des Dichters zu ermöglichen, werden die Operationen der linearen Zeit und der räumlichen geographischen Grenzziehung umfunktioniert. Hier ist es nun kaum möglich, trennende Dichotomien und Essentialismen zu konstruieren, was besonders in der Konstellation Goethe – Hafis zum Ausdruck kommt. SAID schreibt hierzu:

> allein der geheimrat hat unter der schar der europäischen hafis-verehrer diesen wirklich erfaßt. fasziniert von den übersetzungen von hammer-purgstall 1812/1813 eröffnete der 60jährige dichter sich eine neue welt – in einem dialog über die jahrhunderte hinweg mit hafis. seine dichtung voll blühender metaphern, hoher mystik und leidenschaftlicher liebeskraft beflügelte goethe im herbst seines lebens, nach einer schweren schaffenskrise, zu dem genialen wurf »west-östlicher divan«. es gelang dem genius den ton hafisscher dichtung zu erspüren.
> *verstehen heißt, dasjenige, was ein anderer ausgesprochen hat, aus sich selbst zu entwickeln.*
> dank dieser erhabenen haltung, fern jeder nachäfferei und jeder gönnerhaftigkeit, pilgert der universelle geist von weimar nach schiras:
> *hafis hat mich wieder fleißig besucht.*[17]

Mit den kursiv einmontierten Zitaten[18] weist SAID auf zwei wichtige Momente bei Goethe hin: auf den Modus des Verstehens, das Georg Simmel zufolge immer »nur durch eine Wesensgleichheit mit dem Begriffenen möglich ist«,[19] und auf die raumzeitliche Verdichtung zwischen Ost und West, die durch Goethes Pilgern nach Schiras und Hafis' Gegenbesuch erreicht wird.

Das Gedicht *Beyname* überspringt ca. fünfhundert Jahre und verkürzt die Entfernung zwischen Weimar und Schiras zu einer szenischen Gesprächsgegenwart zwischen dem ›Dichter‹ und ›Mohamed Schemseddin‹, dessen Erklärung seines Dichternamens eine Ebene der Gleichheit herstellt:

> Hafis drum, so will mir scheinen,
> Möcht' ich dir nicht gerne weichen:
> Denn wenn wir wie andre meynen,
> Werden wir den andern gleichen.
> Und so gleich ich dir vollkommen
> (FA I, 3.1, S. 28)

Hier sind weder Exotismus noch eine ethnographische Haltung festzustellen. Der Grund dafür liegt nicht in der Fiktionalität des Gleichwerdens, sondern in der Selbstverständlichkeit, mit der es vorgeführt wird. Es geht um Statusgleichheit, Gleichberechtigung und nicht um eine gemeinsame Identität. Faktisch haben wir

17 SAID: *»hafis, du entschlüsselst alle geheimnisse«*. In: *Literatur und Kritik* 9 (2005), S. 33-41; hier S. 33.

18 Goethe an Carl Friedrich Christian Anton von Conta, 25.9.1820 (FA II, 9, S. 107 f.), und an Carl Friedrich Zelter, 27.12.1814 (WA IV, 25, S. 117).

19 Georg Simmel: *Goethe*. 3. überarbeitete Auflage. Leipzig 1918, 2. Kapitel: *Wahrheit* (http://socio.ch/sim/goethe/goethe_2.htm).

hier eine Situation der Allochronie und Allotopie.[20] Andere Zeiten, andere Orte. Aber das steuert den poetischen Diskurs nicht. Die Verse »Denn wenn wir wie andre meynen, / Werden wir den andern gleichen. / Und so gleich ich dir vollkommen« zielen auf eine Form der kulturellen Vergleichbarkeit und Gleichheit, die raum- und zeitüberwindend wirkt. Während Europa seinen Siegeszug über den Orient fortsetzt, wird der koloniale Diskurs im poetischen Teil des *Divans* weitgehend suspendiert. Wir haben damit eine virtuelle Situation der ›Gleichzeitigkeit‹. Wir sind auf dem Markt, auf dem Bazar, in der Agora, wo es darauf ankommt, zuallererst miteinander auszukommen und die Frage des hermeneutischen Verstehens zu vertagen. Diese plurikulturelle Kommunikationsebene erfasst der Abschnitt *Allgemeines* der *Noten und Abhandlungen* in einem Gleichnis:

> Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der persischen Dichter entspringt aus einer unübersehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. […] Die Verwirrung, die durch solche Productionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Nicht immer sind die kostbarsten und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in unsern Augen und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. (FA I, 3.1, S. 178 f.)

Es geht um den Umgang mit dem Anderen, der Priorität hat vor den Versuchen, unsere Identitäten durch hermeneutische Prozesse gegenseitig zu festigen. Indem der *Divan*-Dichter in die Rolle des Beduinen schlüpft oder virtuelle Begegnungen mit Hafis meldet, unterminiert er jenen hermeneutischen Akt, der zwischen den festen Polen des Eigenen und Fremden vermitteln soll. Das performative Element des Verwandelns zeigt die Grenzen der Dialogizität auf, welche ohne feste Identitäten nicht funktioniert.

VI.

Dieses Moment des Verwandelns und der Gleichheit wird in den *Noten und Abhandlungen* teilweise zurückgenommen. Das ist sicherlich gattungsmäßig bedingt. Aber es hängt auch mit der Spannung zwischen der »vis centrifuga« und der »vis centripeta« zusammen, die Goethe bei der oben zitierten Erörterung der Probleme in der Idee der Metamorphose erwähnt:

> Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, so müßten wir sie auch bei didaktischer Überlieferung zugleich darstellen, welches unmöglich scheint.
>
> Vielleicht retten wir uns nicht aus dieser Verlegenheit als abermals durch ein künstliches Verfahren. […] Wir müßten einen künstlichen Vortrag eintreten lassen. Eine Symbolik wäre aufzustellen! Wer aber soll sie leisten? Wer das Geleistete anerkennen? (FA I, 24, S. 583)

20 Vgl. Johannes Fabian: *Time and the Other. How anthropology makes its Object*. New edition with a new foreword by Matti Bunzl. New York, Chichester 2002 ([1]1983).

Die *Noten und Abhandlungen* wollen zum besseren Verständnis des *Divans* beitragen. Goethe entschließt sich, für die Leser, die mit dem Osten nicht vertraut sind, »zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen« (FA I, 3.1, S. 138). Da aber die *Noten und Abhandlungen* bekanntlich weder einen Kommentar noch Annotationen im philologischen Sinne darstellen, sondern eher eine kulturphilosophische und kulturhistorische Sicht auf das Terrain, das Goethe sich im Zuge des Sich-Orientalisierens aneignet, entsteht ein Moment der Doppelung, das eine produktive Spannung zwischen dem poetischen und dem quasi-wissenschaftlichen Teil des Werks zur Folge hat. Goethe entwirft zwar keine systematische Kulturtheorie und liefert auch keinen Forschungsbeitrag über den Orient; indem er aber die existierende Orientforschung benutzt, um ein besseres Verständnis seiner poetischen Arbeit zu fördern, gerät sein Werk in eine Zone der Ambivalenz, da die wissenschaftliche Aneignung des Orients im Zeitalter des Kolonialismus dem kolonialen Diskurs nicht entgehen kann. Das erklärende Interesse im Diskurs *über* den Orient überschattet das Moment des Verbindens, des Ähnelns, des Übereinandergreifens im Spiel *mit* dem Orient. Plötzlich ist der Orient doch nicht mehr der approximative Annäherungspunkt in einem raumzeitlichen Kontinuum, sondern objektiver Gegenstand der Betrachtung und Analyse. Signifikanterweise rechtfertigt Goethe seine ausführliche Darstellung von Pietro della Valle in den *Noten und Abhandlungen* damit, dass dieser

> derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen, und meinem Vorurtheil will scheinen daß ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge dieß andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neusten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich-umgeändert, im Grund aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien.

Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue
Daß das Alte sey das Neue.
(FA I, 3.1, S. 266)

Durch diese Zeilen und Verse sind wir plötzlich in einem statischen, räumlich gegebenen Orient. Anderswo lesen wir vom »unwandelbaren Orient«, in dem »seit Ahasverus Zeiten [...] sich keine weitere Veränderung zugetragen hat« (FA I, 3.1, S. 185). Nach der raumzeitlichen Simultanität durch das Sich-Orientalisieren in der Lyrik ist dies die Ebene des ›Orientalismus‹ im Sinne Edward Saids.

Im poetischen Teil wird nirgends auf eine Dichotomie abgezielt und stets gibt es die Möglichkeit von Übergängen. In den *Noten und Abhandlungen* entstehen jedoch Ebenen der Ambivalenz. Der Dichter wird zum ›Westländer‹, der als Repräsentant schreibt und das dialogische Verhältnis in der Lyrik durch die distanzierende wissenschaftliche Schreibweise ersetzt, welche ihren Erkenntnisgegenstand konstruiert.

Goethe wahrt jedoch eine abwägende, ambivalente Haltung, die den vollen Durchbruch des Orientalismus wiederum verhindert. Zum Beispiel lesen wir im Abschnitt *Wallfahrten und Kreuzzüge,* dass die »zahllose[n] Beschreibungen« uns »in ihrer Art« zwar »belehren«,

> doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients mehr unsere Einbildungskraft, als daß sie ihr zur Hülfe kämen. Die Einseitigkeit der christlich-feindlichen Ansicht beschränkt uns durch ihre Beschränkung, die sich in der neuern Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereignisse durch orientalische Schriftsteller nach und nach kennen lernen.

Diese Einsicht in die »Einseitigkeit« enthebt den »Westländer« nicht der Dankespflicht:

> Indessen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiosen Enthusiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerstreit gegen östliches Zudringen doch eigentlich Beschützung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig geworden. (FA I, 3.1, S. 249)

Die Art und Weise, in der das Argument im Abschnitt *Despotie* entwickelt wird, ist bezeichnend. Die Reihe *Despotie*, *Einrede*, *Nachtrag*, *Gegenwirkung*, *Eingeschaltetes* führt zu der Einsicht:

> Der Dichter steht viel zu hoch als daß er Parthey machen sollte. Heiterkeit und Bewußtseyn sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtseyn, daß er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke, Heiterkeit, daß er alles erfreulich darzustellen wisse. (FA I, 3.1, S. 196)

Es gehört zu Goethes approximativer, tastender Verfahrensweise, dass die Verhärtung der Dichotomisierung auch zurückgenommen werden kann. Im *Künftigen Divan* lesen wir also:

> Denn, um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, jemehr man ihn kennen lernt. Das glücklichste Naturell, große Bildung, freye Facilität und die reine Ueberzeugung daß man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt was sie gern, leicht und bequem hören, wobey man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. (FA I, 3.1, S. 216)

Das leitet zum Gedicht des ›Westländers‹ über, das nun auf anmutige Weise die Nähe des ›Meisters‹ besingt. Und wenn »Kenner« in seinem Lied »Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollen«, so würde dies den ›Westländer‹ ganz besonders erfreuen:

> Verzeihe Meister, wie du weißt
> Daß ich mich oft vermesse,
> Wenn sie das Auge nach sich reißt
> Die wandelnde Cypresse.
>
> Wie Wurzelfasern schleicht ihr Fuß
> Und buhlet mit dem Boden;

Wie leicht Gewölk verschmilzt ihr Gruß
Wie Ost-Gekos ihr Oden.

[…]

Das alles kennst und singst du heut
Und singst es morgen eben:
So trägt uns freundlich dein Geleit
Durchs rauhe, milde Leben.
(FA I, 3.1, S. 216-218)

VII.

Verwandlung impliziert auch Rückverwandlung. Goethe und Zeitgenossen wie Wilhelm von Humboldt haben es während und nach ihren Wanderungen in orientalischen und indischen Textgefilden für wichtig gehalten zu betonen, dass die griechische Welt doch die kanonische Welt bleibe.[21] An Friedrich Wilhelm Riemer schreibt Goethe am 25. Mai 1816 mit Bezug auf die aus London kommenden Beiträge zur Erforschung des kolonialisierten Ostens:

> Die eilf Bände *Asiatic Researches* sind ein Abgrund in den man sich nicht ungestraft hineinstürzt.
>
> Verbleiben Sie in den griechischen Regionen, man hat's nirgends besser; diese Nation hat verstanden aus tausend Rosen ein Fläschchen Rosenöl auszuziehen. (FA II, 7, S. 594)

Goethe preist das Griechische hier mit einem orientalischen Bild. Seine geistige Orientreise und die Verschränkung zwischen Ost und West erlauben, dass auch Distanzierungsversuche im Bild transkulturell ausfallen. Goethe kann nicht mehr zum Ausgangspunkt seiner geistigen Reise zurückkehren und er kann auch nicht eine trennende Dichotomisierung aufgreifen. Jahre später, am 12. Januar 1827, bemerkt er zu Eckermann nach einer Soiree, auf der auch Lieder aus dem *Divan* vorgetragen wurden:

> Ich habe […] diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß diese Lieder des Divans gar kein Verhältnis mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientalisch als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. (FA II, 12, S. 197)

Großartig an Goethe ist, dass sein literarisches und kulturelles Experiment im *Divan* ungefähr zwölf Jahre in Anspruch genommen hat. Der Kern dieses Experiments bestand darin, Verwandlungsfähigkeit als poetische Handlung auszuprobieren und eine konsequente performative Rolle zu übernehmen. Schon aus diesen Gründen ist die traditionelle Hermeneutik nur in begrenztem Maße geeignet, einen

21 So spricht Goethe in einem Brief vom 2. Februar 1823 an Joseph Stanislaus Zauper vom »diamantnen Schild der Griechen, in welchem Sie Ihre Tugenden und Mängel jederzeit am klarsten erblicken können« (FA II, 10, S. 15).

Zugang zum *Divan* zu eröffnen, wo es nicht primär um ein Eigenes und ein Fremdes geht. Stattdessen haben wir es mit einer Doppelbewegung zu tun. Der Prozess des sukzessiven Schreibens, Ordnens und Herausgebens der Gedichte führt zu einer Aneignung des Orients, die durch theoretische Reflexion begleitet wird, welche die utopische Möglichkeit einer Verschränkung zwischen dem Westen und dem Orient entwirft.

Geradezu exemplarisch liefert Goethe damit einen Beitrag zur Entstehung jener polyphonen Diskurse, die Weltliteratur hervorbringen können und somit die Entwicklung einer Weltkultur befördern, die nicht mehr durch ungleiche Machtverhältnisse verzerrt wäre. Im Zeichen dieser Perspektive sollte es uns heute leichtfallen, Goethes entwaffnendem Vorschlag zu folgen, wonach wir uns bemühen sollten, »das Dargebotene unbefangen« aufzunehmen (FA I, 3.1, S. 139). Mit einem Bild aus den *Noten und Abhandlungen* (*Endlicher Abschluss!*) könnten wir dann sagen, dass der *West-östliche Divan* tatsächlich ein weltenumspannendes »Domgewölbe« geworden ist (FA I, 3.1, S. 285).

VIII.

Aber wo wäre dieses Gewölbe zu finden, wie groß wäre sein Umfang?

In den *Noten und Abhandlungen* spielt Indien die Rolle eines Subtextes. Es markiert zwar eine Lücke im *Divan*, doch bedeutet dies keine Absenz in Goethes morgenländischem Gesamtunternehmen. Während der gesamten Entstehungsphase der *Divan*-Gedichte hat Goethe auch Zeugnisse der indischen Literatur gelesen und weiter mitgeteilt. Im *»Haupt-Schema« zu ›Besserem Verständniß‹* von 1818 listet er noch Abschnitte über »Asiatische Dichtkunst«, »Bidpais Fabeln« und »Indische Poesie« auf (FA I, 3.1, S. 637-640), die er dann jedoch nicht ausgeführt hat.[22] Dass ein besonderer Abschnitt über Indien ausgeschieden wurde, ist im Unternehmen *Divan* konsequent. Christentum und Islam haben als Offenbarungsreligionen immerhin viel Gemeinsames. Wenn der Orient das Andere der europäischen Vernunft ist, dann ist der Hinduismus das Andere der Offenbarungsreligionen. Insofern war eine christlich-islamische Konstellation im *Divan* durchaus verständlich. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass Goethes Beschäftigung mit der indischen Literatur und seine Irritationen in der Zeit nach seiner aktiven *Divan*-Arbeit bestehen bleiben. Seine Äußerungen aus der Zeit nach Beendigung des *Divans* haben etwas Defensives.[23] Dennoch gehört Indien zu den Regionen, wohin er »auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war«, wie er in den *Tag- und Jahres-Heften* zu 1811 sich wohlwollend an Sergej Semjonowitsch Graf Uwarows Petersburger

22 Aspekte davon wurden in den *Noten und Abhandlungen* in verschiedene Abschnitte eingestreut. Die drastisch ablehnenden Teile seines Entwurfs zum indischen Kapitel hat Goethe ins Kapitel *Mahmud von Gasna* übernommen.

23 Etwa im Brief vom 22. Oktober 1826 an Wilhelm von Humboldt: »Abgeneigt bin ich dem Indischen keineswegs, aber ich fürchte mich davor, denn es zieht meine Einbildungskraft in's Formlose und Difforme, wovor ich mich mehr als jemals zu hüten habe« (FA II, 10, S. 422).

Projekt einer ›Asiatischen Akademie‹ erinnert (FA I, 17, S. 246). Am 21. September 1827 schreibt er an Sulpiz Boisserée:

> Herrn v. Schlegels Gegenwart eröffnete uns manchen Ausblick nach Indien; und ich will gern gestehen, daß ich mich nicht unwillig wohl einmal dort hinüber führen lasse; wenn ich mich auch mit den leidigen hochmütig-häßlichen Frömmlingen so wie ihren vielköpfig-vielarmigen Göttern keineswegs befreunden kann, so sind doch ihre Apsaren in dem Grade liebenswürdig, daß man sie gern mit den Augen verfolgt, wo nicht gar wie ihre himmlischen Bewunderer um ihretwillen ganz zu Auge werden möchte. (FA II, 10, S. 542)

Da Apsaras in der Hindu-Mythologie vergleichbar (aber nicht identisch) mit den Houris des Islam sind, lässt sich hier an eine angenehme Amalgamierung und Erweiterung des Orients denken, die zu der scherzhaft anvisierten neuen Geistesreise hätte führen können, die die Konturen des Orients ausweitet.[24]

Wichtiger jedoch ist, dass Goethe über den kolonialen Hintergrund seines *Divan*-Projekts sehr genau Bescheid wusste. Der Abschnitt *Neuere und neuste Reisende* in den *Noten und Abhandlungen* ist eine knappe, aber präzise Zusammenfassung des kulturellen Ertrags bzw. des Mehrwerts des britischen Kolonialismus in Indien für Europa. Die Engländer erschließen neue Weltgegenden, liefern Information und erwecken das Interesse an Sprachkenntnis in Europa. Dadurch kommt man »aus dem beschränkten hebräisch-rabbinischen Kreise« heraus, um zur »Tiefe und Weite des Sanscrit zu gelangen«. Selbst aus zerstörerischen Kriegen erwachsen Vorteile, und märchenhafte Gegenden werden Teil eines realgeschichtlichen Weltzusammenhangs. Goethe sieht dabei einen in sich widersprüchlichen Prozess walten. Geheimnisse werden gelüftet, wenn nicht gar entzaubert im Sinne Max Webers. Auf der einen Seite gibt es eine »seltsame Verfassung« und eine »unglückliche Religion«, »Castenstreit«, »phantastische Religions-Ungeheuer«, einen »abstrusen Mysticismus«, auf der anderen Seite »die Herrlichkeit der Poesie […], in die sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet«. Aber in die »Herrlichkeit der Poesie« haben sich »reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe« geflüchtet, zum Trost über die Mängel, und »das Heil der Menschheit« ist in der Poesie Indiens aufbewahrt (FA I, 3.1, S. 268 f.).

IX.

Genau dieses Moment von »Heil« erlaubt uns, an ein *Divan*-Zitat bei Marx zu erinnern, der die Regeneration des kolonialisierten Indien von zwei Faktoren abhängig gemacht hat: Entweder komme es in Großbritannien zu einer revolutionären

24 Bekanntlich blieb Goethe skeptisch-ablehnend gegenüber der romantischen Indienbegeisterung in Deutschland. Zur Indienrezeption vgl. Ernst Behler: *Das Indienbild der deutschen Romantik*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 18 (1968), S. 21-37; Karl S. Guthke: *Benares am Rhein – Rom am Ganges. Die Begegnung von Orient und Okzident im Denken A. W. Schlegels*. In: *Jb. des Freien Deutschen Hochstifts* 1978, S. 396-419. Siehe auch *Goethes Morgenlandfahrten. West-östliche Begegnungen*. Hrsg. von Jochen Golz. Frankfurt a. M. 1999.

Transformation, wobei die herrschenden Klassen durch das Industrieproletariat ersetzt werden, oder die Inder würden selbst stark genug, um das englische Joch abzuwerfen.[25]

So wie Goethe in Indien »das Heil der Menschheit« sieht, fragt Marx, ob das Schicksal der Menschheit sich ohne eine revolutionäre Transformation in Indien und Asien erfüllen kann. Wenn dies nicht der Fall sei, dann hätte England die Rolle eines unbewussten Werkzeugs der Geschichte gespielt. Dazu heißt es bei Marx:

> Then, whatever bitterness the spectacle of the crumbling of an ancient world may have for our personal feelings, we have the right, in point of history, to exclaim with Goethe:
> »Sollte diese Qual uns quälen
> Da sie unsre Lust vermehrt,
> Hat nicht Myriaden Seelen
> Timur's Herrschaft aufgezehrt?«[26]

Die verschlüsselte Pointe liegt darin, dass Marx aus Goethes Gedicht *An Suleika* im *Buch des Timur* (FA I, 3.1, S. 71) zitiert. Gleichnishaft zerstört die Revolution, um eine neue Welt zu gestalten, so wie Tausende von Rosenblüten untergehen, um ein Fläschchen Rosenöl zu produzieren. Die dichterische Erwartung eines Heils aus Indien bei Goethe und die politische Erwartung einer die Menschheit erlösenden Revolution aus Indien konvergieren auf bemerkenswerte Weise im Umfeld des *Divans*. Beide Erwartungen sind unerfüllt geblieben und somit bildet Indien in einer glücklichen Formulierung Ernst Blochs auch weiterhin den geographischen »Utopieraum par excellence« der europäischen Imagination.[27] Im Migrationszeitalter wird dieser Utopieraum nun topologisch. Nicht zuletzt durch Goethes *Divan* können Okzident und Orient nicht nur von den Grenzziehungen her beschrieben werden, sondern mehr noch durch das Ineinandergreifen, die Verschränkung und die Perspektive der gemeinsamen, geteilten Geschichte.[28]

25 Karl Marx: *The future Results of the British Rule in India*. In: ders., Fredrick Engels: *On Colonialism*. Moscow 1978, S. 85 f., und ders.: *The British Rule in India*. In: ebd., S. 41.

26 Ebd.

27 Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt a. M. ([1]1959), 1969, S. 891.

28 Siehe Vilém Flusser: *Räume*. In: *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Hrsg. von Jörg Dünne, Stephan Günzel et. al. Frankfurt a. M. 2006, S. 274-288.

IRMGARD EGGER

»unermeßliche Räume«. Weltbürgertum versus Auswandererutopie in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«

»[…] unermeßliche Räume« zu kolonialisieren (MW III, 9, S. 666),[1] weit »über das Meer« wie auch »auf dem festen Lande« (MW III, 16, S. 738), gibt der Roman als Ziel der Auswanderergesellschaft an, verbunden mit den Plänen einer rigiden neuen Leistungsethik, welche Nomadentum und Abenteurergeist früherer Zeiten rasch verdrängen soll. Großangelegte Projekte multinationaler Ausbreitung sind hier geplant, wie sie – als Vertreter der Turmgesellschaft – der Diplomat und Weltmann Jarno bereits am Ende der *Lehrjahre* entwirft:

> Es ist gegenwärtig nichts weniger als rätlich, nur an Einem Ort zu besitzen, nur Einem Platze sein Geld anzuvertrauen […]; wir haben uns deswegen etwas anders ausgedacht, aus unserm alten Turm soll eine Sozietät ausgehen, die sich in alle Teile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Teile der Welt eintreten kann. Wir assekurieren uns unter einander unsere Existenz […]. Ich gehe nun hinüber nach Amerika […]. Der Abbé will nach Rußland gehn, und Sie sollen die Wahl haben […], ob Sie Lothario in Deutschland beistehn, oder mit mir gehen wollen. (ML VIII, 7, S. 944 f.)[2]

Eine Apotheose des aufgeklärt-idealistischen Weltbürgertums etwa im Sinne von Lessing, Wieland oder Herder[3] ist diese Vision globalisierten Banken- und Versicherungswesens nicht, und so entschieden sie von Jarno vorgetragen wird, geht der Impuls dann auch weitgehend ins Leere. Dass die Sorge um Besitz und Eigentum »hypochondrisch« mache (ML VIII, 7, S. 944), wendet Wilhelm Meister ein; dass dieser besser den Marchese auf einer Deutschlandreise begleiten solle, meint der Abbé, und dass er es überhaupt leid sei, sich anderer Leute Bedingungen vorschreiben zu lassen, betont wiederum Wilhelm Meister selbst. Lediglich der bekanntlich leichtsinnige Friedrich kann beiden Unternehmungen ihre heiteren Seiten abgewinnen und so ist er es auch, der dem seltsam erstarrten Hochzeitstableau am

1 *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden* (Zweite Fassung – 1829). In: FA I, 10, S. 261-774 (= MW).

2 *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. In: FA I, 9, S. 357-992 (= ML).

3 Zur Entwicklung der Begriffe ›Weltbürger‹ und ›Kosmopolit‹ in den Jahrzehnten um 1800 und speziell bei Goethe vgl. vor allem Gonthier-Louis Fink: *Weltbürgertum und Weltliteratur. Goethes Antwort auf den revolutionären Messianismus und die nationalen Eingrenzungstendenzen seiner Zeit*. In: *Goethe und die Weltkultur*. Hrsg. von Klaus Manger. Heidelberg 2003, S. 173-225. Zu Lessings *Freimaurergesprächen* (1778-1780), Wielands *Kosmopolitenorden* (1774, 1788) und Herders *Briefen zu Beförderung der Humanität* (1793-1797) vgl. hier S. 175-179.

Ende der *Lehrjahre* die geradezu leitmotivische Aufbruchsrhetorik beider Romane entgegensetzt: »[…] ihr müßt reisen […], in zwei Tagen könnt ihr reisefertig sein« (ML VIII, 10, S. 992).

Fast drei Jahrzehnte später im Werk des Autors und einige Monate später im Leben seiner Figuren sind diese nun tatsächlich und unentwegt auf Reisen, allerdings kaum je im geplanten Sinn, und so sind es gerade die fortschreitenden Erosionen der großangelegten Projekte, welche über lange Strecken den Verlauf der *Wanderjahre* bestimmen. Wilhelm Meister und seinen Sohn Felix finden wir mithin zu Beginn des Romans nicht auf der Fahrt nach Nordamerika und nicht einmal auf der Deutschlandreise des Marchese, sondern auf einer bescheidenen Bergwanderung durch die Sächsische Schweiz, wo sie zu ihrer Verwunderung auf Jarno treffen, den ursprünglichen Leiter der weiträumigen Pläne. Der vormals weltgewandte Geheimbundvertreter ist nun zu seinen Ursprüngen im Gebirge zurückgekehrt, wo er sich unter dem Namen Montan der Gesteinskunde widmet. Der Frage nach den Ursachen dieser veränderten Umstände weicht er mit der beiläufigen Auskunft aus: »Mein Freund, […] wir mußten uns resignieren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit« (MW I, 3, S. 291). Nach freiwilligem Verzicht klingt dieser meist überlesene Satz kaum und auch nicht nach lediglich persönlichen Gründen. »Die Menschen wollt' ich meiden« (ebd.), fügt Jarno zwar für sich hinzu, doch erklärt dies nicht den Aufschub des gesamten Projekts um einige Jahre, für den auch keine unmittelbaren realpolitischen Gründe auszumachen sind (weder während der Entstehungszeit der *Wanderjahre* in den 1810er und 20er Jahren noch während der hier erzählten Zeit).

Nimmt man für den Handlungszeitraum beider *Meister*-Romane etwa die Jahre 1788 bis 1805 an, so wäre Jarnos Projektentwurf mit 1795/96 anzusetzen, dessen Aufschub etwa 1797 und die tatsächliche Realisierung etwa 1805. Die historischen Umstände dieser Jahre legen nun mehr als einen guten Grund für die Globalisierung der Geldanlagen und des Grunderwerbs nahe und auch für die Auswanderung selbst. Goethe bezieht sich dabei sowohl auf die Pläne deutscher Geheimbünde wie der Freimaurer, der Illuminaten und der Union[4] als auch auf die reale Situation der deutschen Finanzmärkte in den 1790er Jahren. Durch die französische Besetzung des westlichen Deutschland ebenso wie durch die inflationäre Assignatenwirtschaft in Bedrängnis geraten, schien es in der Tat »nichts weniger als rätlich«, hier Geld anzulegen oder in Grund und Boden zu investieren. Hinzu kamen die auch von Goethe thematisierten wirtschaftlichen und politischen Strukturschwächen der deutschen Länder, so dass nun die Internationalisierung des Bankenwesens ebenso rasch zunahm wie die Auswanderung nach Amerika.[5] Reale Gründe für Jarnos

4 Vgl. *Freimaurer und Geheimbünde im 18. Jahrhundert in Mitteleuropa*. Hrsg. von Helmut Reinalter. Frankfurt a. M. 1983.

5 Zu Goethes Amerikabild vor dem Hintergrund der deutsch-amerikanischen Beziehungen und der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse um 1800 vgl. Johannes Urzidil: *Das Glück der Gegenwart. Das Freiheitsideal. Goethes Amerikabild (1958)*. In: *Deutschlands literarisches Amerikabild. Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur*. Hrsg. von Alexander Ritter. Hildesheim, New York 1977, S. 154-203; Walter Hinderer: *Goethe und Amerika*. In: *Goethe und das Zeitalter der Romantik*. Hrsg. von Walter Hinderer. Würzburg 2002, S. 489-505.

Projekte gab es spätestens ab 1792 also zur Genüge – Gründe, darauf eben jetzt verzichten zu *müssen*, wie er es formuliert, hingegen kaum. Die Ursachen für den Aufschub und, was Jarno und Meister betrifft, geradezu die Inversion der ursprünglichen Reisepläne, liegen also, mit Hegel gesprochen, nicht in der »entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse«, sondern in der »Poesie des Herzens«[6] oder, konkreter gefasst, nicht in der Realpolitik, sondern in der Logik des Romans und damit in der Logik eines Weltbürgertums im goetheschen Sinn, das wenig gemein hat mit dem expansiven Kosmopolitismus der Zeit.

Vor diesem Hintergrund erklären sich nun auch Wilhelm Meisters ansonsten kaum verständliche Abweichungen vom ursprünglich Geplanten: Nicht mehr als drei Tage dürfe er jetzt an einem Ort verweilen, zumindest eine Meile müsse er dann weiterziehen, dem Wanderstab des hl. Christophorus gleich, der, wie Jarno erklärt, »die wunderliche Eigenschaft hat in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinstellt, nirgends aber Wurzel zu fassen« (MW I, 4, S. 298). »Mein Leben soll eine Wanderschaft werden« (MW I, 1, S. 268), berichtet Meister auch der ihm zuvor angetrauten Natalie, die nun zur fernen Adressatin seiner Briefe wird, bis ihr Bild vollends verblasst und sie eine andere Reise antritt: Gemeinsam mit ihrem Bruder Lothario, den sie »nicht von sich lassen wollte« (MW III, 14, S. 720), dessen Ehefrau Therese und dem Abbé bricht sie nach Amerika auf. Wilhelm Meister erscheint dabei als Mitreisender wie als Ehemann entbehrlich und so fährt die Gesellschaft ohne ihn ab – ein düsteres Omen für diesen Aufbruch und, wie zu zeigen sein wird, nicht das einzige.

Wilhelm Meisters Wege führen indes nicht in die Welt hinaus, sondern in die Welt hinein – nicht in extensive, vielmehr in intensive Reisen, nicht in die geographische Weite, sondern in die Tiefe der Verhältnisse, in welcher sich auf engstem Raum, synchron wie diachron, stets die semiotischen Bezüge zum Ganzen herstellen. Gleich zu Beginn gerät er so in einen Kosmos im Kleinen, einen Kosmos der zeichen- und bildhaften Verweise auf den Archetyp der Reise, die Flucht. Erzählt wird die Vorgeschichte der realen Flucht einer jungen Frau mit Kind um 1792, überblendet erscheint sie durch die biblische Flucht nach Ägypten, wie Meister sie in den lebenden Figuren ihrer nunmehrigen Familie im Gebirge trifft: In einen weiten blauen Mantel gehüllt, sitzt die Frau mit einem Neugeborenen im Arm auf einem Esel, sorgsam geführt von einem kräftigen dunkelhaarigen Mann. Überrascht stellt Meister fest, wie sehr die Gestalten in Ausstattung und Wesensart jenen der heiligen Familie gleichen, die er dann auf den Fresken einer Kapelle erblickt, ihrer jetzigen Wohnstatt. Von früher Kindheit an hatte der Hausherr diesen Bildern nachgeeifert und schließlich ihre Geschichte von Vertreibung, Flucht und Heimkehr zu der seinen werden lassen, indem er die junge Witwe und ihr Kind bei sich aufnahm und so zu einem zweiten heiligen Joseph wurde, wie der Text ihn nennt. »Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen« (MW I, 2, S. 272), setzt er die Gegenwart in Bezug zum biblischen Mythos und damit die eigene Heimat, deren Grenzen er nie überschritten hat, in Bezug zum

6 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik III*. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel. Frankfurt a.M. 1970, S. 393.

fernen Morgenland. Nicht zum Museum, dem Ort der Ästhetik und der Historie, ist die Kapelle nach dem Erlöschen ihrer Funktion mithin geworden, sondern zu einer wieder ins Leben gerufenen Rede in Bildern und, in Josephs nun auch um eigene Kinder vermehrten Familie, zum lebendig fortwirkenden Zeichen, also gleichsam zur *Arbeit am Mythos*, zur *lebendigen Metapher*.[7]

Geht die Welterfahrung des nachbiblischen Joseph damit von der Weite des raum- und zeitübergreifenden Mythos aus, dessen Bezüge die Enge seines abgelegenen Bezirks transzendieren, so erschließt sich jene des zum Geologen geläuterten Weltmannes Jarno-Montan aus der Tiefe der Natur und der wohltätigen Beschränkung der in ihr Wirkenden wie dem Köhler und dem Bergmann sowie aus dem Urgrund des Ganzen: dem archetypischen Granit, dem, laut Goethe, »ältesten Gebirge« und »frühesten Gestein dieser Welt« (MW I, 3, S. 289). Dessen rätselhafte Spuren werden dem Einfühlsamen, dem einsam geduldig Suchenden zum sprechenden Zeichen, zur einzig wahren Geschichte der Welt: »Die Natur hat nur Eine Schrift«, hält Jarno fest (MW I, 3, S. 292) und weist damit alle späteren Lesarten und Digressionen der Menschenschrift zurück.[8]

Den umgekehrten Weg schlägt indes der Gastgeber des nächsten Bezirkes ein, der Oheim. In Nordamerika geboren und aufgewachsen, hatte er in seiner Jugend die Welt bereist und sich schließlich auf den deutschen Besitzungen seiner Familie niedergelassen. Des amerikanischen Pioniergeistes müde, zog er nun die alte europäische Kultur vor, anstatt, so seine Worte, »über dem Meere« als Lykurg und Orpheus zu wirken (MW I, 7, S. 343), also als Archetyp des Gesetzgebers sowie des Künstlers und Religionsstifters. – »*hier, oder nirgends ist Amerika!*« hatte Lothario bereits in den *Lehrjahren* postuliert (ML VII, 3, S. 808) und damit amerikanische Tüchtigkeit auf deutsche Verhältnisse übertragen, und ähnlich hatte auch der Oheim die freiheitliche Verfassung und fortschrittliche Arbeitsweise der Neuen Welt auf seinen deutschen Gütern zum Vorteil aller eingeführt und so die Idee ›Amerika‹ zum lebendig fortwirkenden volkswirtschaftlichen Prinzip entwickelt.

Die Mannigfaltigkeit seines kulturellen Weltbürgertums hingegen will sich zum lebendigen Zeichen nicht fügen, durchweg scheint sie zum Zitat erstarrt.

> […] große geographische Abbildungen aller vier Weltteile fielen ihm [Wilhelm Meister] in die Augen; stattliche Treppenwände waren gleichfalls mit Abrissen einzelner Reiche geschmückt, […] umgeben von Prospekten der merkwürdigsten

7 Zu Goethes Inszenierung hagiographischer Tableaus im Sinne einer (nicht konfessionell, sondern als Diskurs verstandenen) »katholischen Mythologie« (FA I, 15.1, S. 109) vgl. Irmgard Egger: *Eikones. Zur Inszenierung der Bilder in Goethes Romanen*. In: GJb 2001, S. 260-273. Zum Prinzip des lebendigen Weiterwirkens bildhafter Rede vgl. allgemein Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*. Frankfurt a. M. [4]1986; Paul Ricœur: *Die lebendige Metapher*. München [2]1991.

8 Unverkennbar sind hier Goethes Anleihen bei der romantischen Naturphilosophie, vor allem bei Schelling und Novalis, aber auch bei seiner eigenen, bereits dezidiert nichtszientifischen Naturforschung. Vgl. dazu Irmgard Egger: *»Eine Art von Experiment«. Goethes Kritik szientifischer Methoden und die »Wilhelm Meister«-Romane*. In: *Jb. des Freien Deutschen Hochstifts* 1997, S. 69-92. Zur Bedeutung, die Goethe dem Granit beimaß, vgl. seine Abhandlung *Über den Granit*, LA I, 1; hier S. 58.

> Städte oben und unten eingefaßt von landschaftlicher Nachbildung der Gegenden, worin sie gelegen sind, alles kunstreich dargestellt [...]. (MW I, 5, S. 308)

Nicht der Anregung neuer Reisen dienen die aufwendigen Tableaus jedoch, sondern dem Rückzug des Hausherrn und dessen Examination neu ankommender Gäste. Zum sterilen Bildarchiv domestiziert erscheint hier die ›weite Welt‹; zum beziehungslosen Datenspeicher hypostasiert dann das ›breite Leben‹ in der Porträt- und Biographiensammlung, den beiden autoreferentiellen Genres schlechthin, verstärkt noch durch die vereinzelnden Dispositive der Galerie, des Katalogs und des Spiegels.

> Der Diener [...] führte [...] unsern Freund in die Galerie, worin bloß Portraite aufgehangen und gestellt waren, alles Personen, die im achtzehnten Jahrhundert gewirkt hatten [...]. Sie finden, sagte der Kustode, in dem ganzen Schloß kein Bild, das [...] auf Religion, Überlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unser Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefördert werde, um sich das Wahre zu vergegenwärtigen. (MW I, 6, S. 324 f.)

> Das Portrait wie die Biographie haben ein ganz eigenes Interesse; der bedeutende Mensch, den man sich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgesondert heraus, und stellt sich vor uns wie vor einen Spiegel [...]. (MW I, 7, S. 340)

Mit dem Ausschluss der beziehungsstiftenden künstlerischen Einbildungskraft und mit der Vereinzelung der Objekte wird die Fülle der Sammlungen nun vollends zur Anhäufung in sich selbst rückverweisender Information und damit geradezu zur Ironisierung archivierten Weltbezugs und verschriftlichten Lebens, ähnlich den hier überall angebrachten Sinnsprüchen – man könne sie durchwegs umkehren und sie seien dann ebenso wahr, erfasst Hersilie das Prinzip; sie schienen »sich in sich selbst zu vernichten«, beobachtet Wilhelm Meister (MW I, 6, S. 328). Vollends zur Satire gerät das Weltbürgerarchiv schließlich in seinem internationalistischen Lesezirkel; »daß bei uns viel gelesen wird, und daß wir uns [...] in die verschiedenen Literaturen geteilt haben«, berichtet Hersilie (MW I, 5, S. 309). Sie selbst sei für die Franzosen zuständig, der Oheim »für's Italienische«, eine Dame für die Engländer sowie der Amtmann und sein Sohn für die deutsche Literatur. »Und in diesem Sinne belebte sich auch die Unterhaltung« (ebd.). Nicht zum lebendigen Weiterwirken fremder Sprachen und Kulturen führt somit der ambitionierte Lesekurs, sondern bloß zur *belebten Unterhaltung* – nicht zum Ideal umfassender Weltkultur, sondern zum Dekor von Weltläufigkeit.

Ähnlich setzt sich die Tendenz zur sterilen Speicherung des Weltbezuges, zu seiner Vereinzelung und Artifizialität auch an weiteren signifikanten Stationen des Romans fort: in der rationalistischen Kartographierung des Weltalls durch den Astronomen und der Archivierung seiner Bezüge durch Makarie, im didaktischen Experimentierfeld der *Pädagogischen Provinz* und schließlich sogar in der für Goethe selbst lange zuvor zum lebendigen Zeichen gewordenen Italienfahrt.[9] Spät,

9 Zur *Italienischen Reise* als Schule der Wahrnehmung und des bildhaften Erzählens für Goethe selbst sowie zu Wilhelm Meisters Italienreise vgl. Irmgard Egger: *Italienische Reisen. Wahrnehmung und Literarisierung von Goethe bis Brinkmann*. München 2006, S. 13-31, 64-71.

und eigentlich zu spät, tritt nun auch Wilhelm Meister diese Reise an, eine ästhetische Abschieds-»Wallfahrt« (MW II, 6, S. 496) in die Welt der Einbildungskraft, zu den Stätten von Mignons Kindheit rund um den Lago Maggiore, die sich wohl durch den begleitenden Maler zum Portefeuille romantischer Veduten fügen lässt, kunstvoll beleuchtet und koloriert, zum Leben jedoch fügt sie sich nicht mehr. »[...] wie sie leibte und lebte« scheint Mignon zwar dem Betrachter hier entgegenzutreten (MW II, 7, S. 497), doch in der Tat scheint es nur so. Zum Bildnis erstarrt ist die einst so Lebhafte, zum konventionellen Tableau fixiert der Zauber Arkadiens. Sobald der junge Maler nun auch noch versucht, den schönen Schein durch die Klänge des Mignon-Liedes ins Leben zurückzuholen, flieht die eben fröhlich zusammengetroffene Reisegesellschaft verstört: »Nun war das Paradies [...] für die Freunde zur völligen Wüste gewandelt« (MW II, 7, S. 511). Anderntags reist auch Wilhelm Meister aus Italien ab.

Einige Jahre sind indes vergangen, und die zum *Weltbund* erweiterte Turmgesellschaft hat aufs Neue ihre Auswandererpläne in Angriff genommen. Was von Jarno noch in erster Linie als wirtschafts- und finanzpolitische Strategie konzipiert worden war, gerät nun zur umfassenden gesellschaftspolitischen Vision mit erschreckend totalitären Zügen. Goethe bezieht sich dabei vor allem auf die Pläne der Union und ähnlicher Kreise aus den 1790er Jahren ebenso wie auf Berichte der Amerikareise von Prinz Bernhard von Weimar 1826 über diverse Neusiedler-Kollektive,[10] ohne dass jedoch in den Visionen der Auswanderer vom tatsächlichen Amerika (oder auch Russland) im mindesten die Rede wäre. Ziel der von ihnen projektierten Musterstaaten sind dann auch nicht die fremden Länder selbst, sondern deren »unermeßliche Räume« (MW III, 9, S. 666) als Projektionsflächen eigener Pläne, um hier »in einem ausgedehnten Gebiete schnell eine große Anzahl Bewohner entwickelt zu sehen« (MW III, 11, S. 686). Zum herrschenden Strukturprinzip der neuen Kolonien soll die Uhrzeit werden, durch zahllose Chronometer und Telegraphen im Viertelstundenrhythmus omnipräsent, zum moralischen Aushängeschild das christlich-abendländische Erbe; Juden werden somit nicht geduldet. Unterordnungswilligen Siedlern hingegen – »Wer gehorchet der erreicht es« (MW III, 12, S. 696) – stehen alle Möglichkeiten offen. Die anderen werden solange umerzogen, bis sie ihre Lektion gelernt haben – gelernt oder bezahlt. »Heil dem Führer« (ebd.) lässt der Text da noch »mäßig munter« (MW III, 12, S. 695) intonieren und die neuen Kollektive in die Ostgebiete aufbrechen bzw. »über das Meer« in die amerikanischen Kolonien (MW III, 16, S. 738) wie vor ihnen bereits Natalie, Lothario, Therese und den Abbé. Dass sie je dort ankommen werden bzw. angekommen sind, ist damit jedoch keineswegs gesagt.

10 *Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826*. Hrsg. von Heinrich Luden. 2 Teile. Weimar 1828. Besonders bezog Goethe sich auf die hier beschriebenen Neusiedler-Kollektive von Georg Rapp und Robert Owen, deren charakteristische Züge, allerdings noch um einiges totalitär verschärft, neben weiteren zeitgenössischen Schriften etwa von Benjamin Franklin, Ludwig Gall oder Gottfried Duden, die Pläne der Auswanderer in den *Wanderjahren* prägten. Vgl. dazu den Kommentar zu den *Wanderjahren* (FA I, 10, S. 1132f., 1236) sowie Hinderer (Anm. 5).

Allzu düstere Vorzeichen sind es,[11] welche diesen Aufbruch überschatten: der aus Zeitmangel unterlassene Abschiedsbesuch bei Makarie, der Sponsorin des Projekts, die damit verfehlte Übereinstimmung mit den Himmelszeichen vor Antritt der Schiffsreise und schließlich die in wachsendem Maße mythische Verfasstheit dieser Gesellschaft der zu Leistungsfanatikern Umerzogenen, hinter deren hochmoderner Betriebsamkeit und geradezu Getriebenheit sich unerkannt und umso bedrohlicher alte und älteste Figuren des Todes abzeichnen. Hinter Lydie und Philine, den einst so Lebensfrohen und nun so gespenstisch Übereifrigen mit Faden und Schere, lassen sich so die Parzen Lachesis und Atropos erahnen; hinter der geheimnisvollen Erzfühlerin mit ihrem Spaten die dritte Parze, Klotho, und hinter dem vom einfühlsamen Geologen zum gewissenlosen Ausbeuter der Bodenschätze gewandelten Montan schließlich Pluto selbst, der Herr des Erdinneren und der Unterwelt – ein Stück *Dialektik der Aufklärung*, das Goethe hier so erschreckend konsequent in Szene setzt, dass durchaus offenbleibt, ob diese Reise nicht eine tödliche werden wird – oder auch bereits geworden ist.

Eine imaginäre Reise wird sie in aller Wahrscheinlichkeit hingegen am Ende für Wilhelm Meister bleiben, und zwar gerade durch die *andere* Art der Welterfahrung, die ihn seine *Wanderjahre* gelehrt haben und die er nun nochmals in zwei bezeichnenden Situationen wiederfindet, welche ihn vor dem expansiven Unterwerfungsgeist der Zeit zurückschrecken lassen und ihm am Ende die Welt, wo nicht sein Leben retten werden. Zwei Begegnungen mit dem modernen naturwissenschaftlichen Blick sind es, in denen er nun anders reagiert als erwartet, nämlich in empathischer, beziehungs- und sinnstiftender Weise – einmal beim Blick in die Tiefe des menschlichen Körpers und einmal beim Blick in die Weite des Alls auf der Sternwarte des Astronomen:

> Die heiterste Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum erstenmale das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte. […]
>
> Ergriffen und erstaunt hielt er sich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu sein, es überreicht unsre Fassungskraft, es droht, uns zu vernichten. […] Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte die nach vielen Seiten hingezogen werden in seinem Innersten, Tiefsten versammelt […]? (MW I, 10, S. 382 f.)

Nicht in die expansive Mentalität des *Weltbundes* führt Wilhelm Meister die räumliche Erfahrung des Unendlichen und auch nicht – wie den Astronomen – in die

11 Zum gegenläufigen mythographischen Metatext der modernen Hyperaktivität des Weltbundes vgl. Heinz Schlaffer: *Exoterik und Esoterik in Goethes Romanen*. In: GJb 1978, S. 212-226; Hannelore Schlaffer: *Wilhelm Meister. Das Ende der Kunst und die Wiederkehr des Mythos*. Stuttgart 1980. Auf der Basis dieser genauen Re-Lektüren der *Meister*-Romane und ihrer oft überlesenen Widersprüche erscheint die weitverbreitete affirmative Lesart der Aktivitäten der Turmgesellschaft und des Weltbundes grundlegend in Frage gestellt. Vgl. zur Moderne-Kritik Goethes (gleichsam einer postmodernen *avant la lettre*) auch Karl Schlechta: *Goethes Wilhelm Meister* (1953). Hrsg. und mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer. Frankfurt a. M. 1985; Irmgard Egger: *Diätetik und Askese. Zur Dialektik der Aufklärung in Goethes Romanen*. München 2001.

zeitgemäße szientifische Kartographierung des Alls,[12] sondern in die Sammlung der eigenen inneren Kräfte und von hier aus in die Herstellung eines lebendigen Bezuges zwischen sich und dem Ganzen: eines lebendigen Bezuges zu Jupiter zunächst, dem »Glücksgestirn« (MW I, 10, S. 383), und dann zu der im Traum geschauten Venus, die ihm jetzt ganz real als Morgenstern vor Augen tritt. Jupiter nun auch noch durch ein stärkeres Teleskop einzeln studieren zu können, weist er indes zurück: »[...] im Verhältnis zu dem übrigen unzähligen des Himmels und zu mir selbst« wolle er das Gestirn weiterhin verstehen (MW I, 10, S. 384) und insistiert damit auf der alten Bezugswelt des *Kosmos*, des geordneten Ganzen.

Zu einer analogen Erfahrung, nun des *Mikrokosmos*, gelangt Meister am Ende bei seiner Ausbildung zum Wundarzt – und dies wiederum auf indirekte Weise, denn auch im Seziersaal reagiert er anders, als er sollte.

> [...] als er [Wilhelm Meister] die Hülle wegnahm lag der schönste weibliche Arm zu erblicken, der sich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Besteck in der Hand und getraute sich nicht es zu eröffnen [...]. Der Widerwille dieses herrliche Naturerzeugnis noch weiter zu entstellen stritt mit der Anforderung, welche der wissensbegierige Mann an sich zu machen hat und welcher sämtliche Umhersitzende Genüge leisteten. (MW III, 3, S. 602)

Den hier geforderten ›klinischen Blick‹,[13] um 1800 längst *state of the art*, verweigert Wilhelm Meister ebenso konsequent wie schon bisher alle vereinzelnden Sichtweisen auf die Welt. Abhilfe schafft dabei der plastische Anatom, ein früherer Bildhauer, der sich auf die Herstellung anatomischer Wachspräparate spezialisiert hat – zwar im Auftrag des *Weltbundes* zur Vereinfachung der Chirurgenausbildung, dennoch aber nach seinen (und Goethes) eigenen Vorstellungen.[14] »Sie sollen in kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Totes beleben mehr als das Getötete noch weiter töten« (MW III, 3, S. 604), weist er Wilhelm Meister in die historische Gegenposition zur modernen Klinik ein und lässt ihn aus Holz und Wachs einen ebensolchen Arm zusammensetzen, wie er ihn zuvor hätte sezieren sollen. Wilhelm Meister erhält damit die Gelegenheit, sein empathisch-morphologisches Körperverständnis nun auch zur Basis seines ärztlichen Handelns auszubilden und so schließlich zum Retter des eigenen Sohnes zu werden.

Nicht zur Einschiffung nach Übersee, wie fast das gesamte Kollektiv, sind die beiden am Ende dann auch unterwegs, sondern in die entgegengesetzte Richtung:

12 Zu den unterschiedlichen astronomischen Welt-Bildern Wilhelm Meisters und der zeitgenössischen Wissenschaft vgl. Barbara Hunfeld: *Der Blick ins All. Reflexionen des Kosmos der Zeichen bei Brockes, Jean Paul, Goethe und Stifter*. Tübingen 2004, S. 148-184.

13 Vgl. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. München 1973.

14 Vgl. Irmgard Egger: *»Verbinden mehr als Trennen.« Goethe und die plastische Anatomie*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 51 (2001), S. 45-53. Geprägt hatten Wilhelm Meisters empathisches Körperverständnis seine Theatererfahrung sowie das Erlebnis mit dem dann ertrunkenen Fischerknaben (MW II, 11).

in einem Kahn auf dem Fluss der Vater, zu Pferd entlang des Ufers der Sohn, als plötzlich ein Stück Uferböschung wegbricht und er in den Fluss stürzt; »pfeilschnell« retten ihn jedoch die Schiffer und steuern auf eine Kiesbank zu, wo Wilhelm Meister den scheinbar Leblosen zur Ader lässt.

> […] das Blut sprang reichlich hervor […]. Das Leben kehrte wieder […]. So standen sie fest umschlungen, wie Kastor und Pollux, Brüder die sich auf dem Wechselwege vom Orkus zum Licht begegnen.
>
> […] »Wirst du doch immer auf's neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes!« rief er [Wilhelm Meister] aus […]. (MW III, 18, S. 744 f.)

Gerettet sind damit Sohn und Vater, und gerettet ist zugleich die ›weite Welt‹: im Bezug zum Makrokosmos der Gestirne und ebenso zum Mikrokosmos des einzelnen Menschenlebens – auf einer Kiesbank im Fluss, an der Grenze zwischen Land und Wasser, zwischen Himmel und Erde.[15]

15 Auf die exponierte Position dieses letzten Schauplatzes weist Gerhard Neumann im Kommentar zu den *Wanderjahren* hin (FA I, 10, S. 1245 f.). – Dass die Fäden der ›weiten Welt‹ am Ende an einem Ort an ihren Grenzen zusammenlaufen, also geradezu an einem ›Nicht-Ort‹, liegt dabei in der Logik ihres imaginären Charakters.

MANFRED KOCH

*›Weltliteratur‹ in Goethes Altersroman »Wilhelm Meisters Wanderjahre«**

I.

›Welt‹ ist ein Lieblingswort des alten Goethe. Die extrem häufige Verwendung des Nomens sowie einer Vielzahl mit ihm gebildeter Komposita ist geradezu ein Hauptcharakteristikum des goetheschen Altersstils. Sie entspricht jenem Habitus des distanziert-abgeklärten Betrachters aufgeregter Zeitläufte, den Goethe etwa ab 1805, dem Todesjahr Schillers, immer deutlicher für sich in Anspruch nahm. Zum Alter, so heißt es im *West-östlichen Divan*, gehöre der »*Geist*«, das »Vorwaltende des oberen Leitenden«. Der rätselhafte Ausdruck wird erklärt durch den Verweis auf Fähigkeiten, die der Verfasser offiziell den »Dichtern des Orients«, zugleich natürlich aber auch (und vor allem) sich selbst attestiert: »Uebersicht des Weltwesens«, »Ironie«, »freye[r] Gebrauch der Talente« (FA I, 3.1, S. 181). Dass seine Texte sich höchst lakonisch auf ›die Welt‹ beziehen – und zwar im ganzen unübersehbaren Bedeutungsspektrum des Wortes – verdeutlicht für sich allein schon jenen Zug ins ›Generische‹, ›Symbolische‹, ›Verallgemeinte‹, auf den Goethe selbst in Gesprächen und Briefen als die ihn auszeichnende Haltung im Umgang mit der kruden Realität aufmerksam machte. Die Rede von ›Welt‹, ›Weltwesen‹, ›Weltbewegung‹, ›Weltbegebenheiten‹, ›Weltlauf‹ etc. gehört zu den rituellen Formeln des goetheschen Spätwerks. Zusammen mit dem kaum weniger häufigen ›Der Mensch‹ umgreift dies die Einzeltypisierungen, unter denen die Natur und das soziale Leben darin aufgerufen werden (»das anmutigste Bergtal«, »die fruchtbarste Gegend«, »ein wohlbewässerter Wiesengrund«; »der treffliche Wirt«, »bedeutende Männer«, »eine angenehme Gesellschaft« usw.). Der Mensch – die Welt: Das ist Goethes Verfahren der Abstand nehmenden, ordnenden Komplexitätsreduktion bei gleichzeitiger Mystifizierung. Das verwirrende Gegenwartsgeschehen wird auf eine Reihe von Grundphänomenen und -konstellationen reduziert, ins Sinnbildliche transformiert und zuletzt auf eine höchste, ›göttliche‹ Dimension bezogen, die ›unerforschlich‹ bleibt.

Das heißt freilich nicht, dass die konkreten historischen Vorgänge ausgeblendet würden, ganz im Gegenteil. Aber sie werden aufgenommen und gestaltet nach Maßgabe dieser ›bedeutenden‹ Konstellationen, generisch eben. Das wohl berühmteste Welt-Kompositum Goethes – von ihm zwar nicht erfunden, aber erstmals mit beträchtlicher Außenwirkung in Umlauf gebracht – ist hierfür ein gutes Beispiel. Goethes ›Weltliteratur‹-Begriff ist fraglos extrem empiriegesättigt: zum einen durch den unglaublichen Lesefleiß des Weimarer Patriarchen, seine ausgebreitete Kenntnis

* Vortrag in der Arbeitsgruppe *Die Mobilität der Poesie. ›Weltliteratur‹ in Goethes »Wilhelm Meister«-Romanen*.

europäischer und außereuropäischer Literaturen, zum anderen – fast noch wichtiger – durch seine aktive Teilnahme am europäischen Literaturbetrieb als Herausgeber einer Kulturzeitschrift (*Ueber Kunst und Alterthum*), die mit Journalen in Paris, Edinburgh, Mailand, Moskau und anderen Zentren mehr den beschleunigten Austausch zwischen den Literaturen vorantrieb und zugleich unter dem neuen Losungswort ›Weltliteratur‹ bereits das Phänomen der beginnenden kulturellen Globalisierung mit ihnen diskutierte. Deutlich greifbar sind aber auch hier die ›vorwaltenden oberen‹ Muster, auf die hin die Masse der Neuerscheinungen, das Durcheinander der literarischen Strömungen, die Vielfalt der Rezeptionsvorgänge gesichtet werden. Wenn deutsche Schriftsteller als Virtuosen der Subjektivität den Franzosen als Meistern der äußeren Form konfrontiert werden, soll die intensivere Kommunikation zwischen den beiden Literaturen ermöglichen, dass sie, wo sie einseitig zu werden drohen, »einander [...] korrigieren« (FA II, 12, S. 257) bzw. – positiv formuliert – sich »geschwinder der wechselseitigen Vortheile bemächtigen können« (WA IV, 48, S. 190). Frankreichs Autoren lernen, psychologisch tiefgründiger, individueller, die Deutschen fasslicher, eingängiger, in einem guten Sinn konventioneller zu schreiben. Dieses Austauschmodell ist ein klassischer Fall von Polarität und Steigerung.

Noch andere Grundunterscheidungen Goethes prägen als Leitideen das Weltliteraturprogramm, so z. B. das Kategorienpaar ›gestalthaft – ungestalt‹. All das, was Goethe als ›fratzenhaft‹, ›makaber‹, ›grotesk‹ verdammt, muss in den weltliterarischen Austauschprozessen marginalisiert werden. Solche normativen Vorentscheidungen werden von Goethe zwar nirgendwo explizit entfaltet, prägen die ›Weltliteratur‹-Äußerungen aber umso mehr, als es sich um einen höchst ambivalenten Erwartungsbegriff handelt.[1] Mal – vor allem in den öffentlichen Stellungnahmen – ist von der ›Weltliteratur‹, die »baldigst zu hoffen« (FA I, 22, S. 427) sei, die Rede. Mal – in Briefen oder unpublizierten Aufzeichnungen – wird düster prophezeit, dass bei der »anmarschierenden Weltliteratur [...] das Allgemeine [...] übel fährt« (FA II, 11, S. 99). Die konkreten Prozesse der vervielfachten Produktion und grenzüberschreitenden Distribution literarischer Texte hat der alte Goethe aufmerksam studiert. Der bloße empirische Befund war für ihn, daran besteht kaum ein Zweifel, unerfreulich, ja beängstigend. Eine Sintflut von Gedrucktem würde bald an allen Ecken und Enden der Welt auf ein zunehmend unterhaltungssüchtiges Publikum niedergehen und für die planetarische Etablierung einer Kultur der Mittelmäßigkeit sorgen: »[...] was der Menge zusagt wird sich gränzenlos ausbreiten und wie wir jetzt schon sehen sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen« (FA I, 22, S. 866). Kulturpessimistische Verzweiflung ist dennoch nicht angebracht, Goethe verbietet sie sich geradezu. Als öffentliche Person, als noch lebendes Monument der nun zu Ende gehenden Blüteperiode der deutschen Literatur, kommentiert er, der wiederholt zu verstehen gegeben hat, wie wenig ihm die Absurditäten der Weltgeschichte und die Verirrungen des Zeitgeists noch anhaben können, auch die Gefahren der »anmarschierenden Weltliteratur« im Gestus des

1 Vgl. hierzu ausführlich Manfred Koch: *Goethes ›Weltliteratur‹ – Ein ambivalenter Erwartungsbegriff*. In: *Weltgesellschaft. Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen*. Hrsg. von Bettina Heinz u. a. Stuttgart 2005, S. 51-67.

Weisen, der das aktuelle Geschehen aus weiter Ferne überschaut. Gemäß dem Entsagungsprogramm der *Wanderjahre* heißt die Maxime auch hier: sich fügen ins Unvermeidliche des (in diesem Fall: literarischen) Modernisierungsprozesses und die Besorgnisse, den Schmerz über die darin freigesetzten Zerstörungskräfte, in sich verschließen. So weist auch das Weltliteraturkonzept eine exoterische und eine esoterische Seite auf: Goethe, der Zeitschriftenherausgeber, der Brief- und Gesprächspartner zahlreicher europäischer Intellektueller, der Förderer von Nachwuchsautoren und Übersetzern, leistet geduldig und mit ostentativer Gutwilligkeit die Tagesarbeit in einem zunehmend internationalisierten Literaturbetrieb. Leitend ist das Ethos des gemeinschaftlichen Wirkens der ›Verständigen‹, der wechselseitigen Förderung innerhalb einer europäischen Bildungsgemeinschaft. Dem steht jener andere Goethe gegenüber, der längst schon aus seiner Zeit herausgetreten ist[2] und in grandioser Vereinsamung ein Alterswerk schafft, das die Pathologien der Moderne in einer derart unzeitgemäßen, widerständigen Formsprache beschwört, dass die Texte vom Autor von vornherein den Status des Vermächtnisses zugewiesen bekommen. So bewegen sich das Weltliteraturkonzept wie der Altersroman zwischen zwei Polen: einer nach außen hin gepredigten und exemplarisch praktizierten Tatreligion auf der einen Seite – dem täglichen, entsagungsvollen Dienst am Gemeinwohl, sei es im »Weltbund« der Auswanderer (FA I, 10, S. 672), sei es im weltliterarischen Netzwerk der Kulturvermittler – und einem inneren, kaum jemals direkt artikulierten Gesamtvorbehalt gegen das Unheil der modernen Zeit auf der anderen Seite, der eine wesentliche Antriebskraft seiner Poesie bleibt. Ob und wie diese widersprüchlichen Momente in einer übergreifenden (z. B. geschichtsphilosophischen) Konzeption zu vereinigen wären, darüber verlautet nichts.

II.

Das Wort ›Weltliteratur‹, das Goethe bekanntlich im Januar 1827 zum ersten Mal verwendet hat, kommt in den *Wanderjahren* genau einmal vor: in der Spruchsammlung *Aus Makariens Archiv* am Ende des Romans. »Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl tun dieser Warnung nachzudenken« (FA I, 10, S. 770). Der Satz gehört zu einer Gruppe von Aphorismen, die sich mit Besonderheiten der deutschen Literatur und der Rezeption spanischer, britischer und antiker Autoren beschäftigen. Er beschwört die Gefahr, Deutschland, der literarische Aufsteiger – um nicht zu sagen: Überflieger – der großen Epoche um 1800, könnte durch, wie Hegel es ausgedrückt hat, das »Verhausen« in der ihm eigentümlichen Kultur der »subjektiven Innerlichkeit«[3] den weltliterarischen Anschluss verlieren. In diesem Zusammenhang

2 »Übrigens lebe ich denn doch sehr einsam« (FA II, 6, S. 213), heißt es 1807, zwei Jahre nach Schillers Tod, in einem Brief an Carl Friedrich Zelter. Vgl. hierzu Ernst Osterkamp: *Einsamkeit. Über ein Problem in Leben und Werk des späten Goethe*. Stuttgart 2008.

3 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik. Erster und zweiter Teil.* Hrsg. von Rüdiger Bubner. Stuttgart 1971, S. 460. In Goethes Werk ist ab 1787 mehrfach von ›Innerlichkeiten‹ die Rede; das Wort ›Innerlichkeit‹ im Singular taucht, zeitlich nahe zum ›Weltliteratur‹-Begriff, erstmals 1828 auf. Das »Peinliche des Romanticismus«,

thematisiert Goethe auch schädliche Tendenzen der Aufnahme fremder Literatur. Wenn es in einem benachbarten Aphorismus heißt, Shakespeare und Calderón hätten »viel Falsches [...] über uns gebracht« (FA I, 10, S. 766), dann ist dies eine programmatische Absage an subjektivistische Kunstprogramme: Goethes eigene frühe Genieästhetik im Zeichen Shakespeares, die katholisierende Romantik im Zeichen Calderóns. Die Kritik am deutschen Subjektivitätspathos liegt auf der Linie der Entsagungslehre des Romans. In einer Epoche, die dem Einzelnen generell den Verzicht auf Selbstverwirklichung abverlangt, gerät eine Literatur, die unverdrossen die Kultivierung des ›Gemüts‹ betreibt, ins Hintertreffen.

Etwa dreißig Aphorismen aus *Makariens Archiv* lassen sich dem Komplex ›Kultureller Austausch – Wirkung des Fremden – moderne Beschleunigung der Kommunikation‹ zuordnen.[4] Ohne Schwierigkeiten könnte man aus ihnen allein eine schlüssige Darstellung von Goethes Weltliteraturkonzept entwickeln. Die Frage ist nur: Was hat das alles mit dem Roman zu tun, mit der eigentlichen Romanhandlung?[5] Denn – abgesehen von einer winzigen Ausnahme (die ich im Schlussteil behandle) – geht es dort nirgends um die Eigenheiten der europäischen Literaturen und ihre wechselseitige Rezeption. Überhaupt ist die Zukunft der Literatur und der Kunst kein Thema, das besonderes Interesse fände. Was ›der Deutsche‹ in diesem Roman zu verlieren droht, ist vor allem sein Land, seine Arbeit, seine herkömmliche Lebenswelt. Wer in der ›Weltliteratur‹ die Nase vorn haben könnte, das dürfte den Handwerkern, Erziehern, Geschäftsleuten und Sozialmanagern, die überwiegend das Personal dieses Romans ausmachen, ziemlich gleichgültig sein.

Es liegt andererseits auf der Hand, dass strukturell die Romanhandlung und die ›Weltliteratur‹-Aphoristik zusammengehören. Die *Wanderjahre* sind der ›Welt‹-

schreibt er in dem Artikel *Französisches Haupttheater* im zweiten Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum*, habe nun auch das französische Theater ergriffen; »eine gewisse sentimentalische Innerlichkeit« mache sich breit und bringe das »eigentlich Heroische« der klassizistischen Tradition zum Verschwinden (FA I, 22, S. 483).

4 Die »dromokratische Revolution« (Paul Virilio) des frühen 19. Jahrhunderts ist ein Hauptthema der anderen Aphorismengruppe des Romans *Betrachtungen im Sinne der Wanderer*. Sie enthält die berühmten Ausführungen über das »Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt«, mit dem grandiosen Schluss: »[...] und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich, und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch« (FA I, 10, S. 563).

5 Soweit man bei diesem wunderlichen Gebilde von einer ›eigentlichen Romanhandlung‹ sprechen kann. Die *Wanderjahre*-Forschung ist sich einig, dass die traditionelle Terminologie von ›Rahmenhandlung‹ und ›novellistischen Einlagen‹ problematisch ist, nicht nur wegen des Ineinander-Übergehens beider Bereiche. Das Geschehen im sogenannten Rahmen ist wesentlich bestimmt durch den dauernden, abrupten Wechsel zwischen den verschiedenartigsten Textsorten (Brief, Gesprächsaufzeichnung, Erzählung, Tagebuch, Gutachten, Gedicht, Zeichnung mit Legende). Man hat den Archivroman mit einigem Recht als moderne Epopöe bezeichnet, die »aus nichts anderem als aus Unterbrechungen zu bestehen scheint« (Hannelore Schlaffer: *»Wilhelm Meister«. Das Ende der Kunst und die Wiederkehr des Mythos*. Stuttgart 1980, S. 121). Deshalb sind die Aphorismen, die die Weimarer Ausgabe (WA) noch ausgegliedert hatte, selbstverständlich Bestandteil des Romans.

Roman, in dem Menschen, zumindest in der Theorie,[6] so mobil gemacht und auf länder-, ja kontinentübergreifende Wanderungen verschickt werden, wie in der ›Weltliteratur‹ die Texte, Ideen (und übrigens durchaus auch die Körper der Autoren) in unerhörter Dichte und Geschwindigkeit grenzüberschreitend zu zirkulieren beginnen. Der Roman stellt die Frage: Wie ist soziale Binnenintegration und internationale Kooperation unter Bedingungen der modernen Entwurzelungsprozesse möglich? Die ›Weltliteratur‹-Äußerungen kreisen um das Problem, wie angesichts des modernen »Weltumlaufs« der Texte (FA I, 22, S. 555) die einzelnen Kulturen ihr besonderes Profil bewahren und einen fruchtbaren Austausch der jeweiligen Vorzüge initiieren können.

»Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden« (FA I, 10, S. 757). Der Aphorismus aus *Makariens Archiv* fasst bündig die moralische Leitmaxime aller ›Weltliteratur‹-Äußerungen zusammen. Soweit es um dieses Ideal einer weltweiten herrschaftsfreien Interaktion der Kulturen, Nationen, Institutionen und Individuen geht, ist das bekannteste ›Welt‹-Kompositum der Romanhandlung, »Weltfrömmigkeit« (FA I, 10, S. 514), das sozialpolitische Pendant zur ›Weltliteratur‹. Weltliterarische Aufgeschlossenheit soll im kulturellen Sektor bewirken, worauf die Haltung der Weltfrömmigkeit übergreifend als gesellschaftliche Einstellung zielt: ein weltbürgerliches Solidaritätsbewusstsein, das komplementär der (unbedingt zu bewahrenden) Einbindung in die nahen, vertrauten Sozialverbände zur Seite treten soll. Schon Kant, dem Goethe hier folgt,[7] hat 1795 in seiner Schrift *Zum ewigen Frieden* klargestellt, dass diese utopische Zielsetzung nicht auf den naiven Glauben an eine allgemeine menschliche Herzensgüte gebaut ist. Es wird uns vielmehr in einer wirtschaftlich, verkehrstechnisch und wissenschaftlich rasant zusammenwachsenden Welt auf lange Sicht nichts anderes übrigbleiben, als zu kooperieren. Die Verflechtung und wechselseitige Abhängigkeit der Nationen in der heraufziehenden Weltgesellschaft erlaubt keine Alternative, der Bestand an nur gemeinsam lösbaren Problemen erfordert abgesprochenes gemeinsames Handeln. Die Antriebskraft des Weltbürgers nach Kant ist nicht mehr einfach diffuse Menschenliebe, sondern ein neues »Bewusstsein kosmopolitischer Zwangssolidarisierung«.[8] Ein solches Fern-Bewusstsein ist nicht spontan gegeben, sondern muss förmlich eingeübt werden. Goethes Roman, so meine These, ist eine

6 *De facto* sind die Figuren ja kaum unterwegs, sondern reden und schreiben nur dauernd über das unausweichliche künftige Unterwegssein: »In den *Wj* [...] wird nicht gewandert, sondern angekommen oder aufgebrochen« (Heidi Gidion: *Zur Darstellungsweise von Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*. Göttingen 1969, S. 24). Das Personal des um Wilhelm zentrierten Erzählstrangs bewegt sich nicht in geographisch identifizierbaren, sondern in allegorischen Räumen: ›Bezirken‹, die bestimmte Lebensformen und Sozialbereiche im Übergang von traditionaler zu moderner Gesellschaft repräsentieren.

7 Vgl. Manfred Koch: *Weimaraner Weltbewohner. Zur Genese von Goethes Begriff ›Weltliteratur‹*. Tübingen 2002, S. 43-82.

8 Jürgen Habermas: *Die postnationale Konstellation. Politische Essays*. Frankfurt a.M. 1998, S. 88.

Darstellung des *übenden Lebens unter Bedingungen der Moderne*. Grundsätzlich erzeugt der Mensch sich selbst – seine Gegenstands- und Bedeutungswelt, sein Selbstverständnis – durch stete Einübung in bestimmte Lebensformen und die habituell mit ihnen verknüpften Einstellungen.[9] Goethes *Wanderjahre* führen im frühen 19. Jahrhundert das geradezu mechanische Einüben der überlebensnotwendigen kosmopolitischen Gesinnung vor, und zwar nicht zufällig in ostentativer Nähe zu jenem Brief des Abbé, der die neue ›Weltfrömmigkeit‹ beschwört. Ich meine das Marktfest in der Pädagogischen Provinz, eine allegorische Darstellung des modernen Weltmarkts, und zwar sinnigerweise als eines Welt-Pferdemarkts. Was im ganzen Roman für das Wilde, kaum Beherrschbare steht, charakterisiert das Geschehen auf diesem Tauschplatz: »Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durcheinander und man wüßte nicht zu unterscheiden ob Ware oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kauflustige zusammen, um Geschöpfe edler Abkunft, sorgfältiger Zucht sich zuzueignen« (FA I, 10, S. 517). Zugleich handelt es sich um eine Darstellung der modernen Weltkommunikationsgesellschaft: »Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören« (ebd.).

Die Kauf- und Verkaufsakte, die zunächst ›tumultuarisch‹ wirken, vollziehen sich im ruhigeren Medium des sprachlichen Austauschs. An den Weltmarkt ist eine internationale Verständigungsschule angeschlossen. Der Aufseher erläutert Wilhelm, dass und wie im Hinblick auf die ökonomische Weltversammlung »Sprachübung und Sprachbildung« (ebd.) Teil ihres Erziehungsprogramms seien. Jünglinge »aus allen Weltgegenden« seien bei ihnen untergebracht, die man »durch freie Sprachmitteilung […] einander zu nähern« trachte (FA I, 10, S. 518). Das Marktfest ist eine Art modernes Pfingsten: »[…] jeder Fremde [findet] in seinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung« (ebd.); trotz babylonischer Sprachenvielfalt gelingt die wechselseitige Mitteilung. Das restliche Jahr über wird jedoch »monatweise nur Eine Sprache im Allgemeinen gesprochen« (ebd.). Wie häufig in den *Wanderjahren* weist eine schnurrige Ordnungseinrichtung auf ein ernstzunehmendes Problem: Wird die sich bildende Weltkommunikationsgesellschaft ein Universum des Hin-und-Herübersetzens sein oder sich überwiegend in einer *Lingua franca* verständigen? Die Regel, jeden Monat eine andere Sprache zum verbindlichen Weltidiom auf Zeit zu machen, ist ein ironischer Hinweis auf die drohende Einsprachigkeit der Welt. Goethe hatte durchaus eine Vision vom ›Globalesisch‹ unserer Tage.

Fraglos ist die Pädagogische Provinz nicht als reale Erziehungsanstalt aufzufassen, wie man dies in der älteren Forschung bisweilen – mit unvermeidlich komischem Effekt – noch tat. Sie hat allegorischen Status und ähnlich wie im *Faust II* weist der Text auf dieses abstrakte Repräsentationsverfahren hin. Lenardo bezeichnet sie, den alten Sammler zitierend, als »eine Art von Utopien«, mit denen, »unter dem Bilde der Wirklichkeit, eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen« gemeint sei (FA I, 10, S. 406). Als utopischen Aufriss einer zu erhoffenden universellen weltbürgerlichen Gesinnung hat man das Marktfest denn auch vor allem gedeutet und es in Verbindung mit anderen prominenten Humanitäts-

9 Vgl. dazu neuerdings Peter Sloterdijk: *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*. Frankfurt a. M. 2009.

fiktionen Goethes gebracht (*Die Geheimnisse)*. Bleibt man dabei aber stehen, geht der wichtigste Aspekt dieser Globalisierungsallegorie verloren. Denn explizite Lehren, die den *Sinn* der zu erlernenden Haltungen erläutern, werden in der Pädagogischen Provinz permanent zurückgestellt oder in ironisches Zwielicht getaucht. Stattdessen liegt alles Gewicht auf dem Einüben, pointiert gesagt: dem körperlichen Training von weltgesellschaftsadäquaten Verhaltensweisen. Es geht also nicht darum, dass irgendwelche Zöglinge in irgendwelchen Lehrinstituten konkret ein solches Gebärden-, Gesangs- und Sprachsystem nahegebracht bekommen. Die Pädagogische Provinz ist vielmehr eine Allegorie von Lernprozessen, denen die Menschheit in den kommenden Jahrhunderten zwangsläufig unterworfen sein wird. Weltbürgerliche Gesinnung wird sich pragmatisch ergeben. Salopp formuliert: Die Weltgesellschaft muss zur Gewohnheit werden, sie muss habitualisiert werden als leiblich verankertes Bündel von Umgangsformen, Einstellungen und Redeweisen. Das Dauerexerzitium, das die Menschen auf dem Weg zu einer solchen routinierten ›Weltfrömmigkeit‹ vollziehen werden, spiegelt die Pädagogische Provinz als von oben angeleitete Körper-, Seelen- und Geist-Gymnastik. Die einzelnen Übungen werden dabei, wie erwähnt, niemals ironiefrei dargestellt. Entscheidend ist der Übungscharakter selbst, das Sich-hinein-Präparieren in Lebenstechniken, die erlauben, den Anforderungen der entfesselten Moderne standzuhalten. Im Zentrum dieser Techniken steht wiederum Mobilität: die Fähigkeit, sich mental mit einiger Geschicklichkeit zwischen den Handlungssystemen der modernen Gesellschaft zu bewegen, die widerstreitenden Ansprüche, die an den Einzelnen als Wirtschaftssubjekt, als Liebenden, als sinnbedürftiges religiöses Wesen, als Kunstinteressierten etc. gestellt werden, so auszubalancieren, dass die unvermeidlichen Zerrissenheitsgefühle nicht in den Untergang treiben.

Teil der mentalen Beweglichkeit ist das Sich-Einstellen auf die – wie Gesellschaftswissenschaftler es nennen würden – moderne Soziallogik der Nahentfernung. Die Figuren der *Wanderjahre* sind in jeder konkreten Gesprächssituation, an jedem bestimmten Ort zugleich eingebunden in übergreifende Netzwerke, die ortsunabhängig und ihrerseits beweglich sind. Die geheime Lenkung der Turmgesellschaft in den *Lehrjahren*, die immer wieder durch das persönliche Erscheinen von Emissären bezeugt wird, geht in den *Wanderjahren* gänzlich über in eine verwirrende Zirkulation von Texten. Entsprechend deutlich – und natürlich wiederum ironisch – werden die spezifischen Bedingungen und Probleme des Daueranschlusses an die Medien des Fernverkehrs vorgeführt: »Der Bote! Der verwünschte Bote« (FA I, 10, S. 337), der nicht warten will und den Briefschreiber (Hersilie) zum Abbrechen, zu einer besonders lakonischen Mitteilungsart, zum Aufschub, zur Berichterstattung in Häppchen zwingt. Wilhelm Meister, der unheldische Held, ist insofern tatsächlich die Zentralfigur des Romans, als er selbst über weite Strecken als Bote fungiert.

Da die Menschen zunehmend in überregionale, letztlich internationale Handlungsketten verstrickt sind, entscheidet auch nicht mehr die unmittelbare Umwelt über den Stellenwert ihrer jeweiligen Pläne und Taten. Wilhelm wird geradezu darauf getrimmt, seine Erfahrungen, Überzeugungen und Wünsche beständig zu verschriftlichen und Stellungnahmen seiner verstreuten Korrespondenten einzuholen. Was für die Äußerungen des Einzelnen gilt – dass sie in einen weitgespannten Um-

lauf gebracht und von mehreren fernen Instanzen beurteilt werden –, gilt auch und erst recht für kulturelle Zeugnisse. Werke der Kunst wie der Wissenschaft sind in der neuesten Zeit gleichermaßen auf »Zustimmung aus der Ferne und Fremde« (FA I, 10, S. 381) angewiesen. Die Bereicherung der Perspektiven durch die vervielfältigten fremden Blicke aufs Eigene hat Goethe für einen der positiven weltliterarischen Effekte gehalten. Was in der Pädagogischen Provinz am Beispiel der wechselseitigen Erhellung der Künste demonstriert wird – ein Dichter ›verlebendigt‹ die Statue eines Bildhauers durch eine bewunderungswürdige exegetische Rede (FA I, 10, S. 526f.) –, lässt sich durchaus übertragen auf das wechselseitige Auslegen der Nationalliteraturen. Durch Übersetzungen und Kommentare des Auslands kann sich ein völlig neuer Zugang zum eigenen Schrifttum ergeben: »Und die Taten mancher Jahre / Gehn dir in dem Nachbar auf« (FA I, 10, S. 527).

III.

Doch zurück zu den Exerzitien der Pädagogischen Provinz. Deutet man sie, wie vorgeschlagen, als leibliche Habitualisierung weltgesellschaftsadäquater Verhaltensweisen, dann ist über die Bewertung dieser Entwicklung noch nicht viel gesagt. Was steht im Vordergrund: der Zwangscharakter, die gewaltsame Unterwerfung unter die Imperative der Modernisierung oder die freie, präventive und dadurch (mehr oder weniger) souveräne Anerkennung der Grenzen, die den Individuen durch die zunehmende Rationalisierung ihrer Lebenswelt auferlegt werden? Darauf zielt bekanntlich Goethes Entsagungsbegriff: Es geht um eine auf Wahrung von ›Heiterkeit‹ ausgerichtete Lebenskunst-Technik, eine Diätetik der Affektregulierung, die, so weitgehend wie möglich, Enttäuschungsvermeidung garantieren soll. Wer nichts Unerreichbares begehrt, erspart sich den Schmerz der ausbleibenden bzw. den Schock der katastrophal verweigerten Befriedigung. Auffällig viele Figuren der *Wanderjahre* – Wilhelm, Lenardo, Odoard, die pilgernde Törin – sind ja Traumatisierte.

Schon Thomas Mann hat 1921 in Bezug auf die Pädagogische Provinz, bei aller Hymnik auf Goethes »herrlichen und weisen […] Traum von Erziehung und Jugendbildung«, unmissverständlich auch vom »musisch durchheiterte[n] Militarismus« dieses Bezirks gesprochen.[10] Heute, unter dem Eindruck des Leitbilds Foucault, wird kaum ein Leser mehr den physischen Drill dieser Sozialisationsmaschinerie ignorieren. Dass der Roman sich nicht nur hier geradezu genüsslich in der Beschreibung subtiler Zwangsarbeits- und Kontrollsysteme ergeht, ist evident. Ein »Hauch von Gulag«, schrieb Adolf Muschg im Goethejahr 1982, wehe um die ideale Gemeinschaftlichkeit der *Wanderjahre*-Bünde.[11]

Aber natürlich macht es sich auch zu leicht, wer nun überall nur Disziplinartechnologien entdeckt. »Früher oder später«, so Muschgs beherzigenswerter Hin-

10 Thomas Mann: *Goethe und Tolstoi* [1921]. In: ders.: *Essays*. Bd. 2: *Für das neue Deutschland 1919-1925*. Hrsg. von Hermann Kurzke u. Stephan Stachorski. Frankfurt a.M. 1993, S. 45-84; hier S. 74 u. 77.

11 Adolf Muschg: *»Bis zum Durchsichtigen gebildet«. »Wilhelm Meisters Wanderjahre«* [1982]. In: ders.: *Goethe als Emigrant*. Frankfurt a.M. 1986, S. 105-143; hier S. 114.

weis, »erweckt der Roman jedem Satz einen Gegensatz«.[12] In einem 1992 erschienenen Aufsatz hat Jürgen Barkhoff gezeigt, dass die berühmten Grußgebärden der Provinzzöglinge, die die neuere Forschung vor allem als disziplinierende Körpertechniken, als systematisches Verbiegen der Menschen bei ihrer Einpassung ins stählerne Gehäuse der Moderne gedeutet hatte, in Wahrheit ins Zentrum von Goethes Anthropologie führen.[13] Sie bilden zeichenhaft jene Vertikalachse, mit der der Roman wieder und wieder konfrontiert, die seinen Anfang und sein Ende dominiert: am Anfang als Landschaftsentwurf, in dem Wilhelm zwischen hoher »Sonne« und »Felsengründen« positioniert wird (FA I, 10, S. 263), am Ende in der Figuration des aufrecht stehenden »Ebenbild[es] Gottes« »auf dem Wechselwege vom Orkus zum Licht« (FA I, 10, S. 745). Der Mensch als Mittelwesen ist nicht nur auf die kosmische Weite ›oben‹ und die terrestrische Enge ›unten‹ bezogen, sondern stellt sie als Rhythmus von konzentrativen, ›verselbstenden‹ und weitenden, ›entselbstigenden‹ Vollzügen am eigenen Leib dar. Dieses aus dem Hermetismus übernommene Modell steht, wie Barkhoff überzeugend darlegt, hinter der Gebärdensprache der Pädagogischen Provinz. Sie wäre somit geradezu das Einüben von Haltungen, die den Menschen in Verbindung mit seinen natürlichen Energiequellen halten. Das gesellschaftliche Moment – die Ehrfurcht vor seinesgleichen[14] – soll sich aus diesen fundamentalen Ressourcen speisen. In gewissem Sinn ist der ganze Roman eine einzige Versuchsanordnung, den Menschen, wenn er gestürzt, verletzt, ›beschädigt‹ ist, wieder in diese vertikale Stellung zu bringen – ein Unternehmen, so könnte man sagen, zur Rettung des aufrechten Gangs unter den niederdrückenden Bedingungen der Moderne. Die *Wanderjahre* sind über weite Strecken ein Wiederbelebungs- und Verjüngungsroman, der von der Möglichkeit handelt, die Wunden des industriellen Fortschritts zu heilen. Denkt man an das Schlussbild mit dem aufrecht stehenden Paar, in dem der ›alte‹ Vater den jungen Sohn dem Tod entrissen hat und sie nun beide, wie zeitentrückte Brüder, aus dem Naturzusammenhang (das mit dem Wasser vereinigte Blut!) wieder hervortreten, wird klar, dass der *Wanderer*-Roman – nur scheinbar paradox – auch ein Epos über das Stand-Halten, das Immer-wieder-Stand-Fassen in den Turbulenzen des neuen, ›veloziferischen‹ Zeitalters ist.

Wie aber soll man die beiden Ebenen miteinander verbinden: Kasernenhofdrill auf der einen, pathetisches Bild für die Stellung des Menschen im Kosmos auf der anderen Seite? Denn beide Lektüren haben ihre eigene Evidenz, keine kann zugunsten der anderen ausgeblendet werden. Goethe gelingt es – das ist das Faszinosum des Stils der *Wanderjahre* –, zugleich ironisch und feierlich zu sein. Der Roman bietet keine Lösung, keine Lebensrezepte, sondern präsentiert Vexierbilder, Kippfiguren. Der flexible (das heißt wörtlich: biegbare) Mensch der modernen Leistungsgesellschaft hat je und je die Chance, sich als schönes Naturwesen, als »herrlich[es] Ebenbild Gottes« (FA I, 10, S. 745) wiederzuentdecken.

12 Ebd., S. 121.

13 Vgl. Jürgen Barkhoff: *Goethes Ehrfurchtsgebärden in den »Wanderjahren« als Anthropologie vom Leibe her.* In: ders., Eda Sagarra (Hrsg.): *Anthropologie und Literatur um 1800.* München 1992, S. 161-186.

14 Vgl. die häufig interpretierte Erläuterung der vier Ehrfurchten (FA I, 10, S. 420ff.).

IV.

Die einzige Stelle der Rahmenhandlung, die konkret auf die ›Weltliteratur‹-Äußerungen Bezug nimmt, findet sich gleich im I. Buch: die Einleitung zur Novelle *Die pilgernde Törin*. Diese von Goethe aus dem Französischen übersetzte Erzählung[15] steht in der Fassung von 1821 im drittletzten Kapitel; vorgetragen wird sie dort von Friedrich, aus einem »Heft«, das ihm Lenardo »aus dem reichen Schatze seiner Sammlung anvertraut« habe (FA I, 10, S. 200). In der Fassung von 1829 rückt der Text weit nach vorn. Es ist die erste wirkliche Einlage, die nun von Hersilie präsentiert wird (in der Romanfiktion ist sie auch die Übersetzerin). Sie lässt Wilhelm »vor Schlafengehen« (FA I, 10, S. 310) das Manuskript zukommen. Zuvor hat sie dem Neuankömmling die Bewohner des Oheim-Schlosses als europäische Lesegesellschaft vorgestellt:

> Nach vorläufigem allgemeinem Gespräch ergriff Hersilie Gelegenheit zu sagen: »damit der Fremde desto schneller mit uns vertraut und in unsere Unterhaltung eingeweiht werde, muß ich bekennen, daß bei uns viel gelesen wird, und daß wir uns, aus Zufall, Neigung auch wohl Widerspruchsgeist, in die verschiedenen Literaturen geteilt haben. Der Oheim ist für's Italienische, die Dame hier nimmt es nicht übel, wenn man sie für eine vollendete Engländerin hält, ich aber halte mich an die Franzosen, sofern sie heiter und zierlich sind. Hier, Amtmann Papa erfreut sich des deutschen Altertums, und der Sohn mag denn wie billig dem neuern, jüngern seinen Anteil zuwenden. (FA I, 10, S. 309)

Hersilies Ausführungen klingen, als habe Goethe ihr eine Satire auf seinen zwei Jahre zuvor initiierten ›Weltliteratur‹-Diskurs in den Mund gelegt (oder sich vorausschauend lustig gemacht über die Etablierung von Nationalphilologien – mit Unterabteilungen für ›ältere‹ und ›neuere‹ Literatur). Der Bürokratismus der Zuständigkeiten entspricht der allgemeinen Pedanterie, mit der der Oheim sein Reich verwaltet. Jede Nationalliteratur hat ihr Schubfach, versehen mit Etiketten zu den jeweiligen Besonderheiten; daraus entnimmt der Spezialist, in diesem Fall die Galloromanistin Hersilie, die mitteilenswerten Geschichten.

Doch auch hier greift eine Interpretation, die nur das Skurrile der Ordnungsmaßnahmen hervorhebt, zu kurz. Schließlich war der alte Goethe selbst ein Liebhaber von Tabellen, Klassifikationen und Schemata,[16] der 1830 eine Übersichtsskizze zur »Europäische[n], d. h. Welt-Literatur« entwarf, die die Eigenheiten der »Deutsche[n]«, »Franzosen«, »Engländer«, »Schottländer« und »Italiäner« festhalten sollte (FA I, 22, S. 724 f.). Im Romankontext scheint solch penible Registrierung

15 Vgl. zur Vorlage und zu Goethes Übersetzungsverfahren Norbert Oellers: *Goethes Novelle »Die pilgernde Törin« und ihre französische Quelle*. In: GJb 1985, S. 88-104.

16 Spätestens ab den zwanziger Jahren präsentiert sich Goethe gern als pedantischer Kanzlist jenes Kulturinstituts, zu dem er mittlerweile geworden war. »Die Behandlung von Verwaltungsgeschäften bietet ihm das Modell und die Technik für die Organisation seiner persönlichen Existenz. […] Dem alten Goethe ist die geschäftsmäßige Behandlung aller Dinge zur Routine geworden« (Ernst Robert Curtius: *Goethes Aktenführung*. In: ders.: *Kritische Essays zur europäischen Literatur*. Bern 1954, S. 57-69; hier S. 61 f.).

auch notwendig. Im Oheim-Bezirk »zirkuliert«[17] nämlich eine derartige Fülle von Schrifttum, dass nur ein akkurates Verwaltungssystem erlaubt, einigermaßen den Überblick zu behalten. Das Land des Oheims ist, wie Manfred Karnick treffend formuliert hat, eine »Mitteilungsprovinz«,[18] die den neuen Weltzustand der universellen Verschriftlichung aller Lebensvollzüge, der Dauerpublikation von Nachrichten verschiedenster Art widerspiegelt. Die literarischen Texte sind auch hier nur ein kleiner Bestandteil des gewaltigen Textstroms, der um die Welt geht.

Literatur aber steht ein – das zeigt die Anlage der Hersilie-Erzählung – für das, was in diesem entfesselten Kommunikationsbetrieb nicht mitgeteilt werden kann: die Liebe. Das Abendessen, bei dem Hersilie die Schlossbewohner und ihre Lektüren vorstellt, markiert den Beginn ihrer Beziehung zu Felix: »Indessen war die Richtung der feurigen Blicke des schönen Felix Hersilien keineswegs entgangen« (FA I, 10, S. 309). Der Roman erweitert den Blickwechsel zu einer Sündenfall-Erzählung. Hersilie reicht Felix einen Apfel, er schneidet sich in seiner Erregung beim Schälen tief in den Daumen: »Das Blut floß lebhaft« (FA I, 10, S. 309 f.). Hersilie als Amateur-Wundärztin hilft »mit englischem Pflaster aus ihrem Besteck« (ebd.). Es ist die erste der zahlreichen Verletzungen des wilden Felix und die erste Stelle im Roman, in der Blut fließt. Der Ausbruch sexuellen Begehrens wird als Urszene nach dem Alten Testament vorgeführt, die in einem intrikaten Spannungsverhältnis zur vorangegangenen Liebes-Urszene nach dem Neuen Testament steht (Joseph und Maria). Die anschließende Novelle nimmt die Motivik des Sündenfalls wie die der »Feuerblicke« zwischen Mann und Frau wieder auf: im frivolen Lied der pilgernden Törin,[19] deren Geschichte gleichermaßen von der Unmöglichkeit handelt, dem Liebesverlangen vorbehaltlos nachzugeben, wie von der, es zu ersticken. Bis auf die Entgleisung der Pilgerin entspricht die Novelle dem französischen Formideal der Leichtigkeit, der Wahrung des ›guten Geschmacks‹. Das Melancholische, Pathologische wird nur untergründig spürbar. »Heiter und zierlich« in dem trivialen Sinn, den Hersilies Nationalcharakteristik nahelegt, ist sie aber gewiss nicht. An dem Punkt, an dem der Roman erstmals explizit Literatur als Unterhaltungsmittel einer wohlgeordneten, disziplinierten Gesellschaft ins Spiel bringt, ist schlagartig auch der Liebeswahn, die Dämonie des Eros präsent. Im Funktionsgetriebe der *commercial society* des aus Amerika heimgekehrten, puritanischen Oheims bringt die Literatur – gerade auch die einer auf *bienséance* verpflichteten Nation – wieder zu Bewusstsein, wie aussichtslos das Projekt ist, den Verzückungen und Traumata der Liebe entsagen zu wollen.

17 Vgl. Wilhelms dadurch inspirierte Reflexion über das schreibselige Zeitalter (FA I, 10, S. 339).

18 Manfred Karnick: *»Wilhelm Meisters Wanderjahre« oder die Kunst des Mittelbaren. Studien zum Problem der Verständigung in Goethes Altersepoche*. München 1968, S. 67.

19 »Der arme Freund ist ausgezogen, / Beinah wie Adam bloß und nackt. // Warum auch ging er solche Wege / Nach jenem Apfel voll Gefahr! / [...] // Ich las in ihren Feuerblicken« (FA I, 10, S. 315).

DENNIS F. MAHONEY

»Ubi bene, ibi patria« oder: Amerika, hast du es besser?

Im 11. Kapitel des 3. Buches von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* berichtet »der Sammler und Ordner dieser Papiere« (FA I, 10, S. 690) von den Ergebnissen eines Gesprächs zwischen Wilhelm und seinem Schwager Friedrich über die Pläne des Auswandererbundes für ihre amerikanischen Siedlungen. Diese Mitteilungen enthalten Details über Judenfeindlichkeit und polizeistaatliche Überwachung, die in den letzten Jahrzehnten manche Goetheforscher stutzig gemacht haben. Wynfrid Kriegleder beschreibt das in seiner Untersuchung *Wilhelm Meisters Amerika* so: »An der christlichen Religion wolle man festhalten, Juden werden nicht geduldet. Die weiteren Erläuterungen Friedrichs lassen das Bild eines zwar wohlgeordneten, aber doch autoritären Utopia entstehen«.[1] Diese dunklen Untertöne in der amerikanischen Auswanderungsutopie werden begreiflicher, meine ich, wenn man die Hauptquellen von Goethes Wissen über die Vereinigten Staaten zur Zeit der Umarbeitung der 1. Fassung der *Wanderjahre* berücksichtigt: das Reisetagebuch der Jahre 1825/26 des Herzogs Bernhard von Weimar und historische Romane von James Fenimore Cooper wie *The Pioneers* (1823). Sowohl im Reisebericht als auch in Coopers Romanen erscheint Amerika als ein Land, in dem Eingeborene an den Rand geschoben und Schwarze misshandelt werden. In *The Pioneers* ignorieren die Siedler die halbherzigen Einwände von Marmaduke Temple und vernichten Wälder und Tiere sinn- und achtlos. Aber ein Blick auf das Kolonisationsprojekt im 5. Akt von *Faust II* zeigt, dass auch die Alte Welt gegen die ungebremste Expansion und Unterjochung von Mensch und Natur nicht gefeit ist. Gibt es in Goethes Alterswerk konkrete Indizien für wahrhaft weltbürgerliches Denken und Handeln?

In seiner großen Rede am Ende der ersten Fassung von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* (1821) ermuntert Lenardo die anderen Mitglieder des Wandererbundes mit allgemeinen Betrachtungen über die Vorzüge des tätigen Wanderns als Hauptprinzip des Lebens. Dabei vertritt er die Meinung: »Man hat gesagt und wiederholt: wo mir's wohlgeht ist mein Vaterland! doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: wo ich nütze ist mein Vaterland!«

1 Wynfrid Kriegleder: *Wilhelm Meisters Amerika. Das Bild der Vereinigten Staaten in den »Wanderjahren«*. In: *Jb. des Wiener Goethe-Vereins* 95 (1991), S. 15-31; hier S. 24. Vgl. auch Wilhelm Voßkamp: *Utopie und Utopiekritik in Goethes Romanen »Wilhelm Meisters Lehrjahre« und »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*. In: *Utopieforschung. Interdisziplinäre Forschungen zur neuzeitlichen Utopie*. Hrsg. von Wilhelm Voßkamp. 3 Bde. Stuttgart 1982, Bd. 3, S. 227-249. Zum Thema Antisemitismus vgl. Karin Schultjer: *Beyond the Wandering Jew: Anti-Semitism in »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*. In: *The German Quarterly* 77 (2004), S. 389-407.

(FA I, 10, S. 252).[2] Lenardos Verwendung der Bezeichnung »Spruch« macht darauf aufmerksam, dass es hier um ein Stück Kulturgut geht, das für die Gegenwart sinnvoll angewendet werden soll. Im 5. Buch der *Tusculanen* unterstützt Cicero seine Argumentation, ein Leben im Exil sei keine Schmach, indem er einen Vers des römischen Tragikers Pacuvius zitiert: »Pátria est, ubicumque ést bene« (das Vaterland ist überall, wo es gut ist).[3]

Diese von Cicero überlieferten Aussagen waren Humanisten im weitesten Sinn des Wortes geläufig. So verwendet Georg Forster die Kurzform von »Pátria est, ubicumque ést bene« im Brief vom 21. November 1792 an seinen Berliner Verleger Christian Friedrich Voß als Antwort auf dessen Mahnung, Forster solle ein guter Preuße bleiben und sich an der Französischen Revolution in Mainz nicht aktiv beteiligen:

> Ich habe als Gelehrter in England gelebt, eine Reise um die Welt getan, hernach in Kassel, in Wilna und zuletzt in Mainz meine geringen Kenntnisse mitzuteilen gesucht. Wo ich jedesmal war, bemühte ich mich, ein guter Bürger zu sein; wo ich war, arbeitete ich für das Brot, welches ich erhielt. Ubi bene ibi patria, muß der Wahlspruch des Gelehrten bleiben; er bleibt es auch des freien Mannes, der in Ländern, die keine freie Verfassung haben, einstweilen isoliert leben muß.[4]

Goethe hat Forsters Sympathien für die Französische Revolution bekanntlich nicht geteilt. Aber es ist bezeichnend für seine Auffassung von Republikanismus, dass er bei der Umarbeitung von *Wilhelm Meisters Theatralische Sendung* Lothario »unter den Fahnen der vereinigten Staaten« im Unabhängigkeitskrieg kämpfen lässt (FA I, 9, S. 627). Im 7. Buch der *Lehrjahre* erkennt Lothario allerdings, dass er durch

2 Die Formulierung in der 2. Fassung der *Wanderjahre* unterscheidet sich nur durch das Einfügen von Anführungszeichen bei den jeweiligen Sprüchen: »Man hat gesagt und wiederholt: ›wo mir's wohlgeht ist mein Vaterland!‹ doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: ›wo ich nütze ist mein Vaterland!‹« (FA I, 10, S. 667; 3. Buch, 9. Kapitel).

3 *Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri V*. Mit Benützung von Otto Heines Ausgabe erklärt von Max Pohlenz. Zweites Heft: *Libri III-V*. Erklärt von Otto Heine. Fotomechanischer Nachdruck der 4. Aufl. von 1929. Stuttgart 1957, S. 153. Im Kommentar auf derselben Seite verweist Pohlenz, der diese Sentenz für sprichwörtlich bei den Griechen und Römern hält, auf eine Stelle bei Aristophanes (*Plutos*, 1151), die bei Büchmann folgendermaßen übersetzt wird: »Vaterland ist jedes Land, wo es einem gut geht«. In: *Büchmann. Geflügelte Worte*. Neu bearbeitet u. hrsg. von Hanns Martin Elster. Stuttgart 1957, S. 326. Für das Thema *Goethe – der Weltbürger* ist die unmittelbar folgende Bemerkung von Cicero auch von Bedeutung: Als Sokrates einmal gefragt wurde, zu welchem Land er sich zähle, erwiderte er, zur Welt (»Mundanum«), da er sich für einen Einwohner und Bürger der ganzen Welt hielt (»totius enim mundi se incolam et civem arbitrabatur«; Cicero, Bd. 2, S. 153). Den Hinweis auf Cicero und dessen Erläuterung verdanke ich meinen Kollegen Brian Walsh und Mark Usher.

4 Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 21.11.1792; in: Georg Forster: *Werke in vier Bänden*. Hrsg. von Gerhard Steiner. Bd. 4: *Briefe*. Frankfurt a. M. 1970, S. 792-798; hier S. 792 f.

diesen Kriegsdienst in Amerika seine Güter und Verpflichtungen in Deutschland vernachlässigt hat, und kommt daher zu dem Schluss: »*hier, oder nirgends ist Amerika!*« (FA I, 9, S. 808).[5] Mit anderen Worten: Die Ideale, für die er in Übersee gekämpft hat, können zu Hause genauso gut errungen werden, oder sie sind Hirngespinste. Aber auch der nüchterne Jarno hat eine Reise nach Amerika vor, »um die guten Verhältnisse zu benutzen, die sich unser Freund [Lothario] bei seinem dortigen Aufenthalt gemacht hat«, und lädt Wilhelm zur Mitfahrt ein (FA I, 9, S. 945). Wenngleich Amerika in den *Lehrjahren* ein Nebenthema ist, so haben solche Bemerkungen für eine ausgedehntere Behandlung dieses Motivs in den *Wanderjahren* die Weichen gestellt.

In der ersten Fassung der *Wanderjahre* fehlen noch konkrete Angaben zum Ziel des Wanderns (im Gegensatz zum Auswandern; siehe FA I, 10, S. 199). In Lenardos Rede heißt es lediglich: »[…] die Zeit ist vorüber wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wissenschaftlicher, weislich beschreibender, künstlerisch nachbildender Weltumreiser sind wir überall bekannt genug, daß wir ohngefähr wissen was zu erwarten sei« (FA I, 10, S. 257). Entscheidende Impulse für die Konkretisierung des amerikanischen Aussiedlungsprojekts in den *Wanderjahren* erhält Goethe vor allem von der Reise durch die Vereinigten Staaten, die Herzog Bernhard von Weimar 1825/26 unternommen hat. Bernhards Beschreibungen der Siedlungen New-Harmony von Robert Owen in Indiana und Economy des Württembergischen Pietisten Georg Rapp bei Pittsburgh, Pennsylvania, auf die bereits Ernst Beutler aufmerksam gemacht hat,[6] sind für die Entwürfe der amerikanischen Siedlungsprojekte in den *Wanderjahren* zweifellos von großer Bedeutung, aber sie haben die Aufmerksamkeit der Forschung von anderen Teilen des Reisejournals abgelenkt. In einem Brief des Abbés an Wilhelm im 2. Buch der umgearbeiteten *Wanderjahre* geht es beispielsweise um einen geplanten Kanal, der sich sowohl durch diejenigen Länder ziehen wird, die Lenardo von seinem Oheim bekommt, als auch durch die Besitzungen der Turmgesellschaft in Amerika (FA I, 10, S. 513). Erich Trunz und Hans-Georg Dewitz beziehen diese Stelle auf einen geplanten Kanal zwischen den Flüssen Mississippi und Ohio, von dem Bernhard berichtet, da sich dieser in der Nähe von Owens New-Harmony befinden werde (HA 8, S. 621; FA I, 10, S. 1132 f.).[7] Bei diesem Kanalprojekt geht es allerdings lediglich um eine kurze Strecke an der Mündung von Mississippi und Ohio. Wenn man ferner berücksichtigt, dass die Ländereien von Lenardos Oheim und Lothario, bzw. der Turmgesellschaft, notgedrungen innerhalb der ursprünglichen dreizehn Kolonien liegen müssten, da zur Zeit des Siebenjährigen Krieges die Gegend um das

5 Laut Wilhelm Voßkamps Kommentar zu dieser Stelle geht es auch hier um die Übernahme klassischen Gedankenguts: »Lotharios Formulierung geht auf eine Redewendung zurück, die Goethe den *Episteln* des Horaz (I, 17, 39) entnahm: ›Hier oder nirgends ist, was wir suchen <erstreben>‹« (FA I, 9, S. 1477).

6 Ernst Beutler: *Von der Ilm zum Susquehanna. Goethe und Amerika in ihren Wechselbeziehungen*. In: ders.: *Essays um Goethe*. Bremen [6]1962, S. 580-629; hier S. 616 f.

7 *Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826*. Hrsg. von Heinrich Luden. 2 Teile. Weimar 1828 (künftig zitiert: Bernhard 1 bzw. 2), Teil 2, S. 131.

heutige Pittsburgh die oberste westliche Grenze des britischen Einflussgebietes war, wären ländliche Gebiete in Pennsylvania oder New York (mit seinem Erie-Kanal) als Ziel des Auswandererbundes eher geeignet.[8]

1825 wird der Erie-Kanal vollendet, der New York City und den Hudsonfluss mit den Großen Seen verbindet und damit den Transport von Menschen und Gütern in den Mittleren Westen der Vereinigten Staaten und zurück wesentlich erleichtert. Bernhard verfolgt den Kanal auf seinen 362 Meilen mit 83 Schleusen von Albany bis Buffalo, New York, wobei er beobachtet, wie Siedlungen innerhalb sehr kurzer Zeit zu florierenden Gemeinden werden. Da heißt es zum Beispiel über Rochester, New York: »Im Jahre 1812 stand noch kein einziges Haus; man sah Nichts, als Wald; den *acre* konnte man für 1 ¼ Dollar kaufen. Jetzt ist *Rochester* eine der blühendsten Städte im Staate *New York* [...] und zählt gegen 4000 Einwohner«.[9] Kurz vor seiner Ankunft in Rochester erkennt er allerdings an der indianischen Niederlassung Oneida, wer für diesen Fortschritt zahlt, indem er zum ersten Mal auf seiner Reise in Amerika bettelnde Kinder erblickt. Bernhard berichtet, die Niederlassung sei »von dem Reste des ehemaligen sehr mächtigen *Oneida*-Stammes angelegt, die ihren Landsleuten, welche vor der Civilisation flüchteten, nicht nach den westlichen Gegenden folgen wollten, und die nun, ein jämmerliches Volk, gleich einer Zigeunerbande, von ihren Nachbarn verachtet und gedrückt werden«.[10] Eine derartige Stelle mag Goethe veranlasst haben, im Bericht über den Oheim von Lenardo im 7. Kapitel des ersten Buchs der umgearbeiteten *Wanderjahre* dessen Entschluss zu schildern, lieber aus Pennsylvania in das bereits besiedelte Europa zurückzukehren, »als daß ich mich mit den Irokesen herumschlage um sie zu vertreiben, oder sie durch Kontrakte betriege, um sie zu verdrängen, aus ihren Sümpfen, wo man von Mosquitos zu Tode gepeinigt wird« (FA I, 10, S. 344). Es waren allerdings keine Sümpfe, aus denen die mit den Briten alliierten Irokesen-Stämme im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg vertrieben wurden, sondern ihre Dörfer und fruchtbaren Felder im westlichen New York. Der Vertrag von Fort Stanwix im Herbst des Jahres 1784, der praktisch den Bund der Irokesen auslöste, war die Vorbedingung nicht nur für den späteren Bau des Erie-Kanals, sondern auch für die Entwicklung der Siedlung von Cooperstown, die James Fenimore

8 Zu den schwankenden Grenzen zwischen Kolonien wie Pennsylvania und New York im 18. Jahrhundert vgl. Mark Harris: *Pennsylvania's Border at Lake Champlain: Borders and Contexts in Colonial North America*. In: *Historical Reflections / Réflexions Historiques* 32 (2006), S. 493-501. Zu Pennsylvania und New York als mögliche Bezugsbilder für das amerikanische Aussiedlungsprojekt vgl. Gert Niers: *Wilhelm Meisters Blick übers Meer: Einige Anmerkungen zu Goethes Amerikabild*. In: *Mit Goethe Schule machen?* Hrsg. von Peter Pabisch. Bern 2002, S. 55-73; hier S. 68-72. Zu Goethes Amerikabild vgl. ferner Klaus F. Gille: *»Amerika, du hast es besser«. Goethe und die Neue Welt*. In: *Weimarer Beiträge* 51 (2005), Heft 2, S. 270-283. Zu Goethes Wissen über die Vereinigten Staaten in den Jahren vor dem Anfang der Arbeit an den *Wanderjahren* vgl. Harold Jantz: *America and the Younger Goethe*. In: *Modern Language Notes* 97 (1982), S. 515-545.

9 Bernhard 1 (Anm. 7), S. 126.

10 Ebd., S. 122f.

Coopers Vater 1786 gegründet hat und die den Schauplatz für die *Pioneers* bildet. Im Falle der Oneidas – die im Gegensatz zu den Mohawks, Senecas, Cayugas und Onondagas auf Seite der Amerikaner gekämpft hatten – war die Geschichte noch trauriger.[11]

Die Vertreibung der Irokesen gehört zur (verdrängten) Geschichte der Vereinigten Staaten. Wie man Einheimische »durch Kontrakte betriege«, erfährt Bernhard, als er im Südstaat Georgia ist. Die dort lebenden Creek-Indianer hatten zwar wegen ihrer Unterstützung der britischen Seite im Krieg von 1812 bis 1814 beträchtliche Länder abtreten müssen, waren aber noch im Besitz ihres eigenen Territoriums. Bernhard berichtet von ihrer aristokratisch-republikanischen Verfassung, von dem relativ guten Zustand der Brücken auf ihrem Land, verglichen mit dem Bundesstaat Georgia, und von der Tatsache, dass es den »Negern« bei den Creeks sehr gefällt, auch wenn sie Sklaven sind, da sie dort mehr wie Gleiche behandelt würden als bei den Weißen.[12] Er berichtet aber auch über einen aktuellen Streit zwischen dem Bundesstaat Georgia und den Vereinigten Staaten:

> Der Staat *Georgia* hat mit einem der Chefs der *Creeks*, *M'Intosh*, einen Tractat wegen Abtretung dieses Landes geschlossen; die Nation, unzufrieden mit diesem Tractat und keineswegs disponirt, ihr Land abzutreten, behauptete, betrogen zu sein, und schlug *M'Intosh* todt. Die V. St. nahmen sich der Indianer an, und man giebt den Commissarien des Staats *Georgia* abscheuliche Betrügereien gegen die Indianer Schuld. Der Congreß wird jetzt über diese Sache entscheiden.[13]

Bernhard konnte es damals nicht wissen, aber diese Episode bildet die Vorgeschichte zum sogenannten »Indian Removal Act« des Jahres 1830 in der Amtszeit des Präsidenten Andrew Jackson, der früher als General gegen die Creek-Indianer gekämpft hat: Alle indianischen Nationen im Osten der USA hatten nun auf die westliche Seite des Mississippi auszuwandern, und zwar meist ohne Vergütung für die zurückgelassenen Besitztümer. Wie die Cherokee-Indianer wurden auch die Creeks gezwungen, aus Georgia und Alabama wegzuziehen und im heutigen

11 So heißt es beispielsweise in David Baillie Wardens *Statistical, Political, and Historical Account of the United States of America; from the Period of their first Colonization to the Present Day*, das sich in Goethes Bibliothek befindet: »In the revolutionary war of the United States, all of the confederated nations except the Oneidas and the Tuscaroras, joined the English standard« (Edinburgh 1819, 3, S. 528). Diese Aussage ist faktisch richtig, verschweigt jedoch den Beitrag der Oneidas bei kritischen Schlachten des Unabhängigkeitskriegs wie Oriskany und Saratoga. Solch selektives Erinnern erklärt die Überraschung der neuen Siedler, als der im Juni 1825 durchreisende Marquis de Lafayette bei seiner Besichtigung von Oriskany und der neugegründeten Stadt von Utica, New York, am Erie-Kanal fragte, ob seine alten Freunde, die Oneidas, noch in dieser Gegend wohnten, und sie sofort erkannte, als einige Veteranen aus der Umgebung herbeigerufen wurden. Vgl. dazu Joseph T. Glatthaar, James Kirby Martin: *Forgotten Allies: The Oneida Indians and the American Revolution*. New York 2006; hier S. 289-316.

12 Bernhard 2 (Anm. 7), S. 27 f.

13 Ebd., S. 26.

Oklahoma zu wohnen; während der Reise auf dem sogenannten »Tränenpfad« (Trail of Tears) sind viele unterwegs gestorben.[14]

Innerhalb der Pläne für die amerikanische Siedlung in den *Wanderjahren* steht der skurril klingende Satz: »Branntweinschenken und Lesebibliotheken werden bei uns nicht geduldet« (FA I, 10, S. 690). Ob das Verbot von Lesebibliotheken die künftigen Siedler in Amerika vor denjenigen »Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten« (FA I, 2, S. 739) bewahren soll, die Goethe am Schluss des Gedichts *Den Vereinigten Staaten* erwähnt, sei dahingestellt. Aber Branntweinschenken bilden ein durchweg ernstzunehmendes Motiv in Bernhards Reisebeschreibung. Bei einer dieser Kneipen (noch nicht auf indianischem Gebiet in Georgia) trifft Bernhard »eine Menge betrunkener Indianer und einige Neger, die sich der Weihnachtswoche erfreuten«. Gegen Whiskey führen acht Indianer für Bernhards Gruppe den sogenannten Kriegstanz aus. Als einige Alte dieses Benehmen vor Weißen übelnehmen und den jungen Leuten zurufen, bringt der Bruder des Indianer-Agenten Herr Crowell (der selbst ein Kneipenbesitzer ist) sie leicht mit Whiskey zum Schweigen.[15] Wie in den Romanen von Cooper ist das sogenannte Feuerwasser der Weißen ein Mittel, die Einheimischen zu degradieren und gefügiger zu machen.[16]

Die Gegenwart von Schwarzen bei diesen Feierlichkeiten deutet ebenfalls auf die damals im Süden der USA übliche Praxis, die Sklaven während der Weihnachtszeit zum exzessiven Essen und Trinken zu ermuntern, um sie während des restlichen Jahres umso effektiver unter Kontrolle zu halten.[17] Ohne diese Hintergründe zu ahnen, bemerkt Bernhard die Nähe zur vormodernen Art der Weihnachtsfeier in Europa: »Mehrere der einzelnen Häuser, an welchen wir vorbei kamen, sind Branntweinschenken – *grog shops*, – in welchen die Nachbaren den 3. Weihnachtsfeiertag verjubelten. *Tout comme chez nous*, dachte ich, und wähnte mich in europäischen Ländern«. Dann erblickt Bernhard auf der Straße eine barfüßige Schwarze, die neben ihren beiden reitenden Eigentümern einen Sack Pferdefutter trägt, obwohl die Pferde nicht schwer beladen sind, worauf er mit Entrüstung bemerkt: »Da sah ich, daß ich mich nicht in Europa befand, und mit Freuden!«[18]

In ihrer gehaltreichen Untersuchung zu inhaltlichen und strukturellen Ähnlichkeiten zwischen den *Wanderjahren* und Bernhards Reisetagebuch stellt Waltraud

14 Vgl. das Kapitel *Removal* in Stuart Banner: *How the Indians Lost Their Land: Law and Power on the Frontier*. Cambridge, MA 2005, S. 191-227; zum Treaty of Indian Springs vom Jahre 1825, worauf Bernhard anspielt und der in einer Geheimklausel William McIntosh $ 25,000 versprach, siehe S. 197f.

15 Bernhard 2 (Anm. 7), S. 26f.

16 In *The Last of the Mohicans* (1826) begründet beispielsweise der Hurone Magua, warum er einen solchen Hass gegen Colonel Munro hegt, dessen Töchter er gefangen genommen hat. Von Frankokanadiern in den Alkoholgenuss eingeweiht, wurde er wegen dieser Sucht von seinem Stamm vertrieben, bis er mit den Mohawks für die britische Kolonialmacht gekämpft hat, wo ihn der britische Kommodant Munro wegen seines Alkoholkonsums auspeitschen ließ: »[...] is it justice to make evil and then punish for it?« In: James Fenimore Cooper: *The Last of the Mohicans*. New York 2003, S. 115.

17 Vgl. das Kapitel *Wassailing Across the Color Line: Christmas in the Antebellum South* in Stephen Nissenbaum: *The Battle for Christmas*. New York 1997, S. 258-300.

18 Bernhard 2 (Anm. 7), S. 25.

Maierhofer fest, »Bernhards Bemühen um Genauigkeit schließt Negatives und Häßliches ein«, wozu sie auch »Sklavenhandel, das Elend der Schwarzen [...] und Betrunkene« zählt.[19] Als Unterstützung ihrer These, dass sich Bernhard jedoch mit politischen Urteilen zurückhalte, vor allem über die Sklaverei, zitiert Maierhofer die folgende Bemerkung: »Es kommt mir nicht zu, mich über diesen delicaten Gegenstand zu äußern«.[20] Man darf aber nicht außer Acht lassen, dass sich Bernhard zu der Zeit in Baltimore, Maryland, befindet, d.h. beim Eintritt in den ersten der Südstaaten. Je länger Bernhard im Süden der USA verweilt, wo die Sklaverei zum Alltag gehört, umso offensichtlicher wird seine Ablehnung der Sklaverei und ihrer brutalisierenden Wirkung auf alle Einwohner – egal ob sie Weiße oder Schwarze, Amerikaner oder Europäer sind.[21] Auch ist die Missachtung der schwarzen Bevölkerung keine bloße Angelegenheit der Südstaaten. Während seines ersten Aufenthalts in New York City im Herbst 1825 stellt Bernhard fest, dass die dort lebenden Schwarzen, auch wenn sie Freie sind, »fast wie die indischen Parias zu leben gezwungen sind. [...] Ja, die Soldaten dürfen nicht einmal von gemischtem Blute sein!«.[22]

Viele andere Beispiele von Rassendiskriminierung ließen sich aufzählen. Worauf es für unsere Zwecke ankommt, ist die Tatsache, dass Goethe beim Lesen dieses Reisejournals von einem Staat erfährt, der alles andere als das Land von Milch und Honig ist, »was für Europäer und namentlich für Deutsche, die V. St. im Ganzen sind«,[23] wie es Bernhard gegen Ende seiner Reise formuliert. In einem Brief vom 22. April 1826 an Großherzog Carl August bittet Goethe darum, die Teile des Reisetagebuchs lesen zu dürfen, die Bernhard seinem Vater geschickt hat (FA II, 10, S. 371).

19 Waltraud Maierhofer: *Perspektivenwechsel. Zu »Wilhelm Meisters Wanderjahren« und dem amerikanischen Reisetagebuch Bernhards von Sachsen-Weimar-Eisenach*. In: *Zeitschrift für Germanistik* N.F. 5 (1995), Heft 3, S. 508-522; hier S. 514. Für eine eingehende Besprechung des Reiseberichts, die neben Bernhards Interesse an militärischen und technologischen Details auch dessen Kritik an der Sklaverei behandelt, vgl. Edward T. Larkin: *Herzog Karl Bernhards Nordamerikareise (1825-1826): Militärs, Maschinen und Menschen*. In: Alexander Ritter (Hrsg.): *Amerika im europäischen Raum um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. Wien (im Druck).

20 Bernhard 1 (Anm. 7), S. 251; Maierhofer (Anm. 19), S. 516.

21 So bemerkt er während seines mehrwöchigen Aufenthalts in New Orleans: »Fast täglich sieht man Beispiele von der niederträchtigen Behandlung, welche die armen Neger erfahren. Ich mag davon nicht sprechen. Aber einen besonderen Auftritt, der mich – am 22. März – auf das Tiefste indignirte, kann ich nicht übergehen«. Es geht um einen Franzosen in jenem Gasthaus, in dem Bernhard wohnt. Ungehalten darüber, dass sein Verlangen nach Waschwasser nicht sofort erfüllt wird, schlägt dieser eine junge Dienerin, die anderswo im Hause beschäftigt ist, ohne Vorwarnung ins Gesicht. Nachdem sie sich wehrt, sieht er zu, dass die Wirtin des Hauses dem Mädchen 26 Hiebe mit dem Ochsenriemen geben lässt. Die Wirtin treibt es ihrerseits so weit, dass sie den Geliebten des Mädchens, einen im Hause dienenden schwarzen Sklaven, zwingt, seiner Braut die Hiebe aufzuzählen. In einer Fußnote bedauert Bernhard, den Namen des Franzosen nicht angemerkt zu haben, »um seine schändliche Handlung der Publicität übergeben zu können«. In: Bernhard 2 (Anm. 7), S. 104f.

22 Bernhard 1 (Anm. 7), S. 200.

23 Bernhard 2 (Anm. 7), S. 219f.

Während Goethe Ende Juni 1826 gerade dabei ist, die erste Fassung der *Wanderjahre* zu überarbeiten, beginnt er Anfang Juli mit der Lektüre des Reisejournals des Herzogs vom 30. September bis zum 15. November 1825, das die Strecke zwischen New York City und Washington D.C. behandelt. Mit der Rückkehr des Herzogs nach Europa im Juli 1826 und seinem anschließenden Besuch in Weimar bis Oktober ergibt sich die Möglichkeit, das Reisejournal als Ganzes zu lesen und eine Veröffentlichung als Buch anzuregen, die 1828 zustande kommt, mit dem Jenaer Geschichtsprofessor Heinrich Luden als Herausgeber.

Die Monate September und Oktober 1826 sind aber auch der Beginn von Goethes intensiver Beschäftigung mit den Romanen James Fenimore Coopers. Innerhalb von sechs Wochen liest er sowohl die beiden ersten Lederstrumpf-Romane, *The Pioneers, or The Sources of the Susquehanna* (1823) und *The Last of the Mohicans* (1826) – deren Schauplätze er teilweise von Bernhards Reisebeschreibung kennt – als auch zwei Romane, die Episoden aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg darstellen, *The Spy* (1821) und *The Pilot* (1824). Nicholas Saul hat die Hinweise von Ernst Beutler, Jane K. Brown und anderen Forschern verfolgt und Goethes Cooper-Lektüre in den Kontext seiner Gedanken zu Kolonisation und Amerika gestellt.[24] Als Ergänzung zu Sauls allgemeinen Bemerkungen über Goethe und Cooper möchte ich vor allem *The Pioneers* näher untersuchen, zumal wir aus Goethes Tagebucheintragungen vom 30. September und 1. Oktober 1826 wissen, dass er nach fortgesetzter Lektüre der »Quellen des Susquehanna« (so der Untertitel zu *The Pioneers*) den »Cooperischen Roman zum zweitenmal angefangen und die Personen ausgeschrieben. Auch das Kunstreiche daran näher betrachtet, geordnet und fortgesetzt« hat (FA II, 10, S. 419).

Im zweiten Kapitel von *The Pioneers* liefert Cooper eine Beschreibung der Familiengeschichte von Judge Marmaduke Temple, dem Gründer von Templeton, die Ähnlichkeiten mit der Ahnenreihe des Oheims im 7. Kapitel des ersten Buchs der umgearbeiteten *Wanderjahre* hat. Wie der Großvater des Oheims war der Ahnherr von Marmaduke Temple sowohl Emigrant nach Pennsylvania als auch Freund und Glaubensgenosse von dessen Gründer William Penn. Während es vom ersten Temple heißt, »[h]e became the master of many thousands of acres of uninhabited territory«,[25] nutzt der Vater des Oheims ebenfalls die günstige Gelegenheit, Land zu erwerben, ehe sich der Strom der Kolonisation nach Westen bewegt: »Ganze sogenannte Grafschaften standen noch zu Kauf an der Grenze des bewohnten Landes, auch der Vater unseres Herrn hatte sich dort bedeutend angesiedelt« (FA I, 10, S. 343). Während aber der Oheim der *Wanderjahre* nach Europa zurückkehrt und dort seine eigene Art von Grafschaft im Geiste des aufgeklärten Absolutismus etabliert, versinken die Nachkommen des ersten Temple allmählich in Armut, bis der Vater des Marmaduke Temple durch eine vorteilhafte Ehe erneut zu Wohlstand kommt. Marmaduke verwaltet wiederum Land und Geld eines Schulfreundes,

24 Nicholas Saul: *Goethe and Colonisation: the »Wanderjahre« and Cooper*. In: *Goethe and the English-Speaking World*. Hrsg. von Nicholas Boyle and John Guthrie. Rochester 2002, S. 85-98.

25 James Fenimore Cooper: *The Pioneers*. Introduction to the new edition by Hugh MacDougall. New York 2006, S. 16.

dessen Vater als Major in der britischen Kolonialarmee zu stolz ist, um am Handel teilzunehmen. Und wie der Vater von James Fenimore Cooper zu stark verbilligten Preisen die konfiszierten Länder von englischen Loyalisten bekommen hat, auch vom Sohn Benjamin Franklins, um schließlich in dem von ihm selbst geplanten und verwalteten Cooperstown zu Reichtum und politischer Macht zu kommen, profitiert Marmaduke Temple von den Unruhen des Unabhängigkeitskrieges und bereichert sich an Land und Geld.[26]

Bei erneuter Lektüre der *Pioneers* erklärt dieses zweite Kapitel viele Rätsel des Romananfangs am Heiligabend des Jahres 1793, wie Goethe festgestellt haben wird. Dort begegnen Marmaduke Temple und sein einziges Kind, Elizabeth, bei der Schlittenfahrt nach Templeton im Wald nicht nur dem siebzigjährigen »Lederstrumpf« Natty Bumppo, sondern auch einem unbekannten Jüngling, den Temple versehentlich mit einer Gewehrkugel trifft, als er, Lederstrumpf und dessen junger Freund fast gleichzeitig nach einem Reh zielen. Zunächst feilscht Temple um die Ehre, das Reh getötet zu haben, und dann um den Kauf des Tieres, bis der Jüngling seine Wunde zeigt. Erschrocken nimmt Temple den Jüngling im Schlitten mit, damit die Wunde im Dorf behandelt werden kann, wobei er nicht versteht, wieso Jäger und Jüngling dieses Angebot mit soviel Unwillen akzeptieren. Erst gegen Ende des Romans stellt sich heraus, dass der Jüngling Oliver Effingham ist, der Sohn von Temples Schulfreund, dem das Land um Templeton ursprünglich gehört hat, während Natty Bumppo Major Effingham, Olivers Großvater, in der amerikanischen Variante des Siebenjährigen Krieges gedient hat. Sie sehen in Temples Verhalten Heuchelei und Unehrlichkeit. Lederstrumpf reagiert, als Temple beiden Jagdrecht auf seinem Revier gewährt, mit der Bemerkung: »There's them living who say, that Nathaniel Bumppo's right to shoot in these hills, is of older date than Marmaduke Temple's right to forbid him«.[27] Gemeint ist hier der alte Effingham, den sein Enkel und Natty wegen dessen verwahrlosten Gemütszustands in der Hütte des Jägers verbergen und der erst am Ende des Romans zum Vorschein kommt. Da stellt sich heraus, dass Marmaduke Temple doch ehrlich gehandelt hat und mehr als glücklich ist, wenn die umstrittenen Familienbesitztümer durch die Ehe von Oliver und seiner Tochter Elizabeth vereinigt werden. Und da Major Effingham Adoptivsohn des Delaware-Indianers Chingachgook war, dessen Leben er im Krieg gerettet hat und der am Ende des Romans in dasselbe Grab wie Effingham gelegt wird, gibt es eine Art Symbiose von Altem und Neuem, wie die historischen Romane von Walter Scott sie entwickelt haben.[28]

26 Zum realgeschichtlichen Hintergrund von *The Pioneers* vgl. Alan Taylor: *William Cooper's Town: Power and Persuasion on the Frontier of the Early American Republic*. New York 1995.

27 Cooper (Anm. 25), S. 11.

28 Vgl. insbesondere das Kapitel *J. F. Cooper and Eastern European and African American Intellectuals: Borders and Depths of Multiculturalism* in Vergil Nemonianu: *The Triumph of Imperfection: The Silver Age of Sociocultural Moderation in Europe, 1815-1848*. Columbia 2006, S. 85-110. Auch die beiden Kapitel über *Absorbing Modernization: The Dilemmas of Progress in Goethe's »Faust II«* und *From Goethe to Guizot: The Conservative Contexts of Goethe's »Wilhelm Meisters Wanderjahre«* sind sehr zu empfehlen (S. 37-52, 53-63).

Aber nicht alle Einwohner von Templeton werden so harmonisch in das Gemeindeleben integriert. Die erste Person, die im Roman namentlich erwähnt wird, ist »Aggy«[29] bzw. Agamemnon, ein zwanzigjähriger schwarzer Sklave – nominell der Diener von Marmaduke Temples großmäuligem Vetter Richard Jones, aber eigentlich das Eigentum von Temple, der wegen seiner Herkunft als Quäker dies lieber nicht zeigen will. Um herauszufinden, wer das Reh geschossen hat, da Marmaduke Temple vorgibt, er habe das getan, droht Jones dem Sklaven mit der Auspeitschung, wenn er die Wahrheit nicht sagt.[30] Temple erweist sich nicht nur in dieser Episode als vermeintlicher Anführer der Siedler, der nicht in der Lage ist, das zu verhindern, was er für verderblich hält. Im Frühjahr nimmt er selbst an der massenhaften Vertilgung von Tauben und Fischen teil, auch wenn er hinterher zum Fischfang bekennt: »This is a fearful expenditure of the choicest gifts of providence«.[31] Wenn aber Lederstrumpf, der nur das jagt oder fischt, was verzehrt werden kann, und alles darüber hinaus für sündhafte Vergeudung hält, ein Reh außerhalb der von Temple etablierten Jagdsaison erlegt, wird er auf Betreiben von Richard Jones verklagt und eingesperrt; vorher setzt Natty seine Hütte, in der er Temple bei dessen erster Besichtigung seines neuerworbenen Territoriums beherbergt hat, lieber in Brand und Asche, als dass er eine Hausdurchsuchung zulässt. Templetons Tochter Elizabeth hilft Oliver, Lederstrumpf zu befreien, der sie vor demjenigen Angriff eines Panthers gerettet hat, der Goethe zur Umfunktionierung dieses Motivs in seiner *Novelle* inspiriert hat.[32] Natty rettet ihr Leben ein zweites Mal vor dem Feuer im Wald, das die übereifrigen Dörfler anzünden, als sie in der Nacht nach ihm suchen, aber der Lebenswille seines Freundes Chingachgook erlischt, und er geht mit Freuden ins Jenseits. Am Ende des Romans verlässt Coopers Held die Gegend von Templeton. Er erscheint westlich des Mississippi als 87-jähriger Trapper in dem Roman *The Prairie* (1827), den Goethe in dessen Erscheinungsjahr mit Anteilnahme und Bewunderung gelesen hat (FA II, 10, S. 998). Ob Lederstrumpf diese Flucht vor der Zivilisation gelingen wird, ist mehr als unwahrscheinlich, denn fast das Erste, was die Familie des Aussiedlers Ishmael Bush tut, wenn der Trapper sie auf ein Nachtquartier mit Wasser und Deckung verweist, ist, die Bäume zu fällen.

Ob und wie Goethe Coopers Romane zur konkreten Gestaltung des amerikanischen Siedlungsprojekts in einem eventuellen dritten *Wilhelm Meister*-Roman verwendet hätte – Schiller hatte ja in seinem Brief an Goethe vom 8. Juli 1796 mehr Klarheit über Wilhelms Entwicklung zur »Meisterschaft« (SNA 28, S. 251) ge-

29 Cooper (Anm. 25), S. 5.
30 Ebd., S. 44.
31 Ebd., S. 252.
32 Honorios Bezähmung seiner Leidenschaft in Goethes *Novelle*, die ursprünglich für die *Wanderjahre* geplant war und von der Cooper-Lektüre im Herbst 1826 profitiert hat, erinnert ebenfalls an Olivers spätere Worte zu Elizabeth: »I have been driven to the woods in despair; but your society has tamed the lion within me«; Cooper (Anm. 25), S. 408. Zur Einwirkung von *The Last of the Mohicans* auf Goethes *Novelle* vgl. Jane K. Brown: *The Tyranny of the Ideal: The Dialectics of Art in Goethe's »Novelle«. Studies in Romanticism* 16 (1980), S. 217-231; vor allem S. 228-230.

wünscht –, darüber kann man nur spekulieren.[33] Eine versöhnliche amerikanische Fortsetzung der Geschichte von Lenardo und der von dessen Oheim enteigneten Susanne (FA I, 10, S. 733) wäre immerhin eine produktive Verarbeitung der Liebesgeschichte von Oliver Effingham und Elizabeth Temple. Aber ein anderes Alterswerk von Goethe behandelt das Thema der Kolonisation in einem tragischen Kontext, und zwar der 5. Akt von *Faust II*. Dort sind wir auf der anderen Seite des Atlantik am Rande des Heiligen Römischen Reiches, wo Faust ein weltweites Imperium entwickelt und wo es einen großen, geradgeführten Kanal gibt, der aber laut Baucis »Menschenopfer« (V. 11127) gefordert hat (FA I, 7.1, S. 429-431).[34] Verglichen mit der Vertreibung und Ermordung von Baucis und Philemon bei der von Mephisto verursachten Einäscherung ihrer Hütte, geht es Lederstrumpf am Ende von *The Pioneers* relativ gut, und Marmaduke Temple ist ein viel gütigerer Gutsbesitzer und Patron als Faust, aber auch er leidet an der klaffenden Diskrepanz zwischen seinen hochfliegenden Plänen und deren Realisierung. Es ist bezeichnend, dass sich unter den Büsten von Homer, Shakespeare, George Washington und Benjamin Franklin, die Temples Wohnraum zieren, eine nichtdefinierbare Gestalt befindet. Temples Vetter Richard Jones beschreibt die Büste so: »[...] it was Julius Cæsar or Dr. Faustus; there were good reasons for believing either«.[35]

Am Ende seiner Abhandlung über Goethe und Amerika in ihren Wechselbeziehungen berichtet Ernst Beutler über die Rezeption von *Faust II* in St. Louis, Missouri, während des späteren 19. Jahrhunderts. In einem *Faust*-Kommentar von Denton J. Snider heißt es über dessen Titelfigur: »[...] er wird d e r Amerikaner und macht einen weiten Kontinent bewohnbar für eine verständige Menschheit [verständig im Gegensatz zu den Indianern]«.[36] In einem 1962 verfassten, 1982 wiederabgedruckten Aufsatz über Goethes Vision einer neuen Welt kann Oskar Seidlin ebenfalls der Versuchung nicht widerstehen, Fausts Schlussvision als eine verkappte Darstellung von Amerika zu deuten.[37] Gegen derartige Verklärungen des sogenannten ›Faustischen‹ sind in den letzten Jahrzehnten Leser und Forscher skeptischer geworden. Man denke z. B. an Hans R. Vagets Deutung von *Faust II* im Zuge der ideologischen Indienstnahme des goetheschen Dramas in der DDR.[38] Egal, ob man

33 Nicholas Saul macht auf Goethes Besprechung eines 1822 erschienenen Berichts des Pastors Ludwig Gall über seine enttäuschenden Erfahrungen in Amerika aufmerksam, worin Goethe künftigen deutschen Schriftstellern Vorschläge zu besserer Darstellung der Emigration erteilt und explizit auf Cooper verweist; Saul (Anm. 24), S. 95 f.

34 Zum Thema Kolonialismus in *Faust* und den *Wilhelm Meister*-Romanen vgl. John K. Noyes: *Goethe on Cosmopolitanism and Colonialism: Bildung and the Dialectic of Cultural Mobility*. In: *Eighteenth-Century Studies* 39 (2006), S. 443-462. Vgl. auch Franziska Schößler: *Progress and Restorative Utopia in »Faust II« and »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*. In: *A Companion to Goethe's »Faust«: Parts I and II*. Hrsg. von Paul Bishop. Rochester 2001, S. 169-193.

35 Cooper (Anm. 25), S. 52.

36 Beutler (Anm. 6), S. 625.

37 Oskar Seidlin: *Goethe's Vision of a New World*. In: *Goethe Proceedings: Essays Commemorating the Goethe Sesquicentennial at the University of California, Davis*. Hrsg. von Clifford A. Bernd. Columbia 1982, S. 23-34; hier S. 25.

38 Hans R. Vaget: *Goethe's »Faust« Today: A ›Post-Wall‹ Reading*. In: *Interpreting Goethe's »Faust« Today*. Hrsg. von Jane K. Brown et al. Columbia 1994, S. 43-58.

die Deutungen von Seidlin oder Vaget plausibler findet, beide sind ein Zeichen der schier unvermeidlichen Tendenz, literarische Werke im Bezug auf aktuelle Geschehnisse zu deuten.[39]

Angesichts der Tatsache, dass die Konferenz *Goethe – der Weltbürger* zur gleichen Zeit wie Barack Obamas Besuche in Kairo, Dresden und Buchenwald stattfindet,[40] besteht demnach die Möglichkeit, die von Goethe gelesenen oder selbst verfassten Amerikabilder im Sinne einer weltbürgerlichen Verwirklichung von »ubi bene, ibi patria« zu betrachten. In *The Prairie* verzichtet der alte Natty Bumppo auf die Anwendung seines Gewehrs gegen mögliche Feinde; sowohl in diesem Roman als auch in *The Last of the Mohicans* und *The Pioneers* vermittelt und übersetzt er für die jeweils dargestellten Weißen und Indianer. Was Goethe angeht: Noch bevor Wilhelm seine Reise in die neue Welt beginnt, bewährt er sich als Wundarzt und rettet wie Philemon und Baucis das Leben eines Ertrinkenden. Wilhelms Rettung seines Sohnes Felix ist zweifelsohne eine Kontrafaktur zur Geschichte des ertrunkenen Fischerknaben am Ende des zweiten Buches der *Wanderjahre*, aber vielleicht auch ein Anklang an die Episode in *The Pioneers*, wo Natty, Chingachgook und Oliver im Kanu sehen, wie die Siedler Tausende von Fischen in ihrem Netz fangen – viel mehr, als sie verzehren können. Nattys Anklage dieser Tat – »I call it sinful and wasty to catch more than can be eat«[41] – haben wir schon erwähnt, nicht aber seine geistesgegenwärtige Rettung eines Fischers, der aus seinem Boot gefallen und untergegangen ist. Dieser gibt Natty am Strand die Hand und erklärt: »There's them that says you're an Indian and a scalper, but you've sarved [sic!] me a good turn, and you may set me down for a friend«.[42] Auf jeden Fall darf Lenardos Übersetzung von »Ubi bene, ibi patria« sowohl auf Coopers Hauptgestalt als auch auf Wilhelm Meister angewendet werden: »[…] wo ich nütze ist mein Vaterland!«

39 So weist Klaus Gille am Ende seiner ergiebigen, im Jahre 2005 erschienenen Studie zum Thema *»Amerika, du hast es besser«* darauf hin, wie heutige Goetheleser, »angesichts einer erneuten Konfrontation von Alter und Neuer Welt, die Goetheschen Positionen neu bedenken und im Lichte [ihrer] Erfahrungen erwägen müssen. […] Wer will, mag in Goethes Gemeinschaften [in den *Wanderjahren*] die Ursprünge des religiösen und juristischen Fundamentalismus entdecken, der das Bild Amerikas in der Welt heute bestimmt. […] Aber vielleicht verhilft uns die Beschäftigung mit Goethes Amerikabild doch zu der historischen Tiefenschärfe, die in den heutigen Polemiken nicht immer aufscheint«; Gille (Anm. 8), S. 280f.

40 Die Teilnehmer der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2009 werden sich daran erinnern, wie man überall in den Straßen Weimars Europawahlplakate der Grünen sehen konnte, die Barack Obama mit einer Gießkanne in der Hand darstellten und mit den Sprüchen »Fight Climate Change« und »Welcome to Weimar, Mr. President« versehen waren.

41 Cooper (Anm. 25), S. 258.

42 Ebd., S. 266.

TERENCE JAMES REED

*Goethe – der Weltbürger als Weltleser. Lektüre als Akzeptanz des Fremden**

His native Soyl was the Four parts o' th' Earth;
All *Europe* was too narrow for his Birth.

John Dryden[1]

I see all of us reading ourselves away from ourselves,
straining in circles of light to find more light [...]

Billy Collins[2]

Nach Stand und Würden allerseits hochgeehrte Zuhörer!

Nehmen Sie bitte mit dieser Anredeform vorlieb, sie ist historisch authentisch und führt unmittelbar in das Thema ein. Der Philosoph Christian Wolff hat sie seiner *Rede von der Sittenlehre der Sineser*, 1721 in Halle gehalten, vorangestellt. Darin hat er gezeigt, wie die Moral der Sineser – also der Chinesen – ohne transzendente Offenbarung durch die natürlichen Kräfte der Menschen zustande gekommen sei.[3] An den Chinesen habe man sehen können, dass der freie Wille und die Vernunft den Menschen zu guten Handlungen hinreichend motivierten.[4] Konfuzius wird dabei in einem Atem mit Moses, Mohammed und Christus genannt.[5] Wolff hatte also sein Netz möglichst weit ausgeworfen, hatte sich aus verlässlicher Quelle über die Sitten dieses entferntesten Volkes informiert, sich gleichsam in die Welt eingelesen.[6] Er war als ›Weltweiser‹ – so nannte man damals einen Philosophen – auf dem Weg zum Weltbürger: Dieser Begriff war schon im 17. Jahrhundert aufgetaucht.

Harmlos genug, möchte man meinen. Es war jedoch gefährlich, so über den Tellerrand einer christlichen Gesellschaft zu blicken. Wolffs Argumente waren den christlichen Kollegen und Nachbarn zu starker Tobak. Die Halleschen Pietisten

* Der Vortrag ist aus einem Forschungsprojekt hervorgegangen, das durch den Leverhulme Trust großzügig finanziert wird.

1 Aus dem Gedicht *Upon the death of the Lord HASTINGS*. In: John Dryden: *The Poems and Fables of John Dryden*. Ed. by James Kinsley. Oxford u. a. 1962, S. 1.

2 Aus dem Gedicht *Books*. In: Billy Collins: *The Apple that astonished Paris. Poems by Billy Collins*. Fayetteville, London 1988, S. 31 f.; hier S. 32.

3 Christian Wolff: *Rede von der Sittenlehre der Sinesen*. In: *Das Weltbild der deutschen Aufklärung*. Hrsg. von Fritz Brüggemann. Leipzig 1930, S. 178 f.

4 Ebd., S. 183.

5 Ebd., S. 177.

6 Der Jesuit François Noel hatte sich »mehr als zwanzig Jahre mit der Besserung der vornehmsten Bücher des Sinesischen Reiches« beschäftigt, sie ins Lateinische übersetzt und zwei Jahrzehnte vor Wolffs Vortrag in Prag herausgegeben (ebd., S. 186).

haben den Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. bewogen, den ihnen unbequemen Denker sage und schreibe unter Todesandrohung von der Universität auszuschließen und des Landes zu verweisen. (Der aufgeklärte Nachfolger auf dem Thron, Friedrich II., der Große, sollte als eine seiner ersten Amtshandlungen Wolff nach Halle zurückberufen.)

Wovor hatte sich die Hallesche Engstirnigkeit gefürchtet? Im Besonderen vor der Infragestellung der dogmatischen Position, die Moral hänge unbedingt von christlich religiösem Glauben ab. Eine säkulare Alternative durfte nicht sein, schon gar nicht vom Katheder herunter öffentlich anerkannt werden. Allgemeiner gefasst jedoch lief es darauf hinaus, dass sich die Hallenser vor der Störkraft des Fremden, des Anderen gefürchtet haben. Die weite Welt war in ihrer Vielfalt bedrohlich. Man wollte innerhalb der eigenen Grenzen in Sicherheit sein.

Das ist ein bekanntes Syndrom. Die Abwehr des Fremden, der Wille zur Enge, zur Nestwärme, ist ein Urinstinkt des Menschen. Theologie ist nur die eine Abart existenzieller Beschränktheit. Der Mensch fängt ja immer unvermeidlich als Solipsist an, das heißt, es gibt für das neue sinnliche Wesen vorerst nur es selbst, *solus ipse*. Es wird in eine enge Welt hineingeboren, von der Mutterbrust aus geht der Blick allmählich in die Breite, es lernt die Familie kennen, dann das Dorf oder den Stadtteil, die Gegend, den Stamm, die Glaubensgemeinschaft, das Volk. Das sind immer breitere Kollektive, die gleichwohl im Verhältnis zu größeren Einheiten, zu einem jeweils vorstellbaren Ganzen – letztlich zu einer Welt voller fremder Länder und Leute – stets umgrenzt bleiben. Es sind immer nur Solipsismen in größerem Maßstab. Dabei wird das eigene Profil ebenso sehr durch Negationen wie durch positive Setzungen bestimmt, das Negierte nimmt fast zwangsläufig die Gestalt von Feindbildern an. Denn wer nicht für uns, nicht Teil *von* uns ist, muss doch wohl gegen uns sein, ist ja nicht im vollen Sinn Mensch, wie die Unsrigen es sind. Das oberste Prinzip heißt daher Treue zum eigenen Kollektiv. Offenheit dem Fremden gegenüber ist potenziell Verrat. Ein Weltbürger sei kein guter Staatsbürger, warnt noch 1762, mitten in der Aufklärung also, das Wörterbuch der Académie Française, der maßgeblichen Instanz der zivilisiertesten Nation Europas – nun, Kontinentaleuropas.[7]

Wie wird man unter solch starkem Konformitätsdruck dennoch Weltbürger? Nicht unbedingt aus Trotz und rebellischem Impuls. Es kann sich um den einfachen Wunsch nach Abwechslung handeln, um den Drang, Fremdes zu erfahren, um Neu-gierde. Das Eigene wird nicht unbedingt als schlecht, aber als ergänzungsbedürftig empfunden. Es mag bei etlichen Menschen ebenso sehr ein Urinstinkt sein, in eine weitere Welt hinauszuschauen und sich darin frei bewegen zu wollen. Für diese Menschen ist die Vielfalt nicht bedrohlich, sie macht vielmehr Appetit. Es ist insofern ein positiver Impuls, der nicht erst aus der Kritik an der heimatlichen Enge entsteht und schon gar nicht Verrat daran bedeutet. Es ist einfach eine Entwicklung über die Schwelle hinaus, vor der andere steckengeblieben sind. Die

7 »Un cosmopolite n'est pas un bon citoyen«; zit. bei Andrea Albrecht: *Kosmopolitismus. Weltbürgerdiskurse in Literatur, Philosophie und Publizistik um 1800*. Berlin 2005, S. 35.

Bezauberung durch das Fremde fängt erfahrungsgemäß in jungen Jahren und mit kleinen Dingen an: Jeder gedruckte Fetzen, auch nur eine in der Fremdsprache beschriftete Verpackung, übt einen Zauber aus. Die Neugierde kann sich zu einer fast erotischen Faszination intensivieren, die man später anderen zu vermitteln versucht, etwa als Lehrer oder als Übersetzer. Dem erotischen Moment trägt eine Maxime Goethes Rechnung, die lautet: Übersetzer – die ja im Zugänglichmachen des Fremden eine Schlüsselfunktion haben – seien »als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen: sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original«.[8] Mit einem etwas weniger gewagten Gleichnis heißt es bei Jacob Grimm, Über*setzen* sei ein Prozess des *Über*setzens: Es bedarf nur einer Akzentverschiebung bei der Aussprache,[9] um den einen Begriff zur Metapher für den anderen zu machen. Der Übersetzer ist dann ein Fährmann, der uns zum Ufer des fremden Textes bzw. den fremden Text zu unserem Ufer überzusetzen vermag.

Um aber bei Goethes anregenderer Metapher zu bleiben: Die liebenswürdige Schöne kann man sich ja ganz unverschleiert anschauen, man muss sich nur die Mühe machen, die Sprache des Originals zu lernen. Der junge Goethe hat dies mehrfach getan, anfangs dank einer Initiative seines Vaters. Es hat im Hause Goethe zum erwünschten »Allerlei des […] Lernens« (die Formulierung klingt bereits pädagogisch liberal) gut gepasst, dass sich ein »englischer Sprachmeister« gerade meldete, der »sich anheischig machte, innerhalb vier Wochen einen jeden […] die englische Sprache zu lehren und ihn so weit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiß weiter helfen könne«. Man hat's anscheinend auch termingerecht geschafft (nun, Englisch ist ja bekanntlich nicht schwierig), denn »der Lehrer schied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit«.[10] Dem Experiment sind im Rahmen des väterlichen Programms andere Sprachen gefolgt, nur wirkte deren mechanisch abwechselndes Studium für den Knaben ›verzettelnd‹. Er hat den Gedanken gefasst, sie alle zusammenzulegen in einem Briefroman »von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander entfernt und in der Welt zerstreut«, einander polyglott schreiben sollten, in Deutsch, Latein, Englisch, Italienisch. Mit dabei sein sollte auch ausgerechnet Jiddisch[11] – man weiß ja, wie fasziniert der Knabe Goethe von der Frankfurter Judengasse war. Das war freilich eine zweischneidige Faszination, denn diese Gasse gehörte (so wiederum *Dichtung und Wahrheit*) zu »den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten«. Die Welt, der man sich öffnen wollte, barg in diesem Fall eben auch Dunkles, Problematisches, »Schmutz« und »Zudringlichkeiten«. Es dauerte also eine Weile, bis sich Goethe allein in die Judengasse hineinwagte, auch musste er die gängigen, offiziell verbürgten antisemitischen Vorurteile seiner Umgebung – seines engen gesellschaftlichen Kollektivs – erst überwinden, um in den jüdischen Nachbarn »auch Menschen« zu erkennen, denen man »seine Achtung nicht versagen« konnte.

8 *Maximen und Reflexionen* 947 (HA 12, S. 499).
9 Jacob Grimm: *Über das Pedantische in der deutschen Sprache*. In: ders.: *Reden und Aufsätze*. Hrsg. von Wilhelm Schoof. München 1966, S. 102.
10 *Dichtung und Wahrheit* (HA 9, S. 122 f.).
11 Ebd., S. 123 f.

»Überdies«, heißt es noch, Stichwort Eros des Fremdartigen, »waren die Mädchen hübsch«.[12]

Der geplante mehrsprachige Roman ist nicht zustande gekommen, Briefe und Gedichte aber schon, die Goethe in Französisch und Englisch schrieb. Diese zeigen, dass sich der junge Goethe in den ihm bekannt werdenden Fremdsprachen weniger geübt als vielmehr getummelt hat. Seine Texte sind eindrucksvoll, selbst dort – vielleicht gerade dort – wo sie eher eigenwillig als korrekt sind. Man sieht, wieviel an spielerischen Möglichkeiten oder gar an charakterlicher und kreativer Substanz durch den Kontakt mit dem Fremden hinzugewonnen wird. Natürlich gewinnt durch Vergleich und Kontrast auch das Bewusstsein der eigenen Sprache: »Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen«, lautet eine andere späte Maxime.[13]

Der weltoffen umfassende Impuls musste bald, den Forderungen des Tages gemäß, präziser gezielt sein, ja parteilich werden. Goethes Schriftstellergeneration wandte sich bekanntlich von der französischen Kultur ab und der englischen zu. Tatsächlich rebellierte man nicht so sehr gegen das Französische an sich als vielmehr prinzipiell gegen Fremd*herrschaft*, kulturelle Bevormundung und Abhängigkeit vom Geschmack der Höfe, der herrschenden Klasse. Man handelte sich freilich eine andere Fremdbestimmung dafür ein. Es war aber eine *wesentlich* andere, die mit dem Geist einer eigentlich deutschen Kultur eine echte Affinität haben sollte – und schließlich durfte man sich ja in der Welt nach dem umschauen, was einem zusagte, und frei eine Wahl treffen. Eindrucksvoll auf jeden Fall ist, jenseits aller Programmatik, die Art des Kontaktes, den Goethe zu Shakespeare knüpft, denn es handelt sich um eine förmliche Offenbarung, die weit über das Nationale und Kulturpolitische hinausgeht: »[…] wie ich mit dem ersten Stücke fertig ward, stund ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen«.[14] Das war keine bloße Lektüre, es war ein visionäres Erlebnis, das fast schon an den Schriftzeichen der dramatischen Texte Shakespeares vorbei die Welt wahrzunehmen glaubte, wie sie eigentlich ist. »Und ich rufe: Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen«.[15]

Analog dazu ist die ebenso begeisterte Entdeckung alt*deutscher* Baukunst, wiederum als Reaktion auf eine kulturelle Orthodoxie, die die Gotik des Straßburger

12 »Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds ›Chronik‹ gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüt. Und ob man gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenturm an einer Bogenwand, zu ihrem Unglimpf, noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmutwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden« (HA 9, S. 149 f.).

13 *Maximen und Reflexionen* 1015 (HA 12, S. 508).

14 *Zum Shakespeares-Tag* (HA 12, S. 225). Es war im 18. Jahrhundert eine vieldiskutierte Frage, wie ein Blinder, dem das Gesicht wiedergegeben worden wäre, die Welt erleben würde.

15 Ebd., S. 226.

Baumeisters Erwin von Steinbach als ›unnatürlich‹, ›zusammengestoppelt‹, ›aufgeflickt‹, ›überladen‹ ablehnte – ein Vorurteil, das dem unmittelbaren Erlebnis eines unabhängigen jungen Weltlesers nicht standhalten konnte, als er das erste Mal vor das Straßburger Münster trat: »Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele«, der »aus tausend harmonierenden Einzelnheiten bestand«.[16]

Glaubt der junge Goethe bereits in Shakespeare einen »Freund« gefunden zu haben, dem er gern dienen würde wie Pylades dem Orest,[17] so hat ihm beim Besuch des Münsters der Geist Erwins in Person die Bauprinzipien seiner Kirche erklärt; »der Genius des großen Werkmeisters«, heißt es weiter, »lispelt' mir entgegen«.[18] Die Stimmung, die dieses imaginierte Geistertreffen erzeugt, spricht eine vertraute Sprache: »Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt, wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen«.[19] Da klingen sowohl die Hingerissenheit Ganymeds als auch die Naturbegeisterung Werthers unüberhörbar an. Natur und Kunst, sie scheinen sich schon beim jungen Goethe gar nicht zu fliehen. Alles Lesen und Schauen ist *Welt*lektüre, bei der obendrein der ›Text‹ der Welt und der Leser dieses Textes einander in gegenseitiger Attraktion geradezu *entgegen*kommen. Diese Doppelbewegung aufeinander zu ist ein Leitmotiv bei Goethes Wechselwirkung mit der Welt. Es kommt bei der Italienreise besonders deutlich zum Vorschein. Natur, Architektur, römische Geschichte – alles ›kommt‹ oder ›steigt‹ oder ›wächst‹ ihm entgegen.[20] Das Moment der Gegenseitigkeit wird auch im späten Rückblick auf seine zeichnerische Tätigkeit explizit: »Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken / Und Welt und ich, wir schwelgten im Entzücken«.[21]

Auffällig an beiden Episoden, der Shakespeare-Lektüre und der Münsterschau, ist die Absolutheit von Goethes Überzeugung, nunmehr Wirklichkeit im Griff zu haben, ob durch altenglische Augen die Menschennatur geschaut oder »aus starker, rauher, deutscher Seele« »das tiefste Gefühl der Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse« vermittelt wird.[22] Was für Goethe die Welt erschließen hilft, ist der unvoreingenommene Zugang zu den großen Vorgängern. Der Prozess ist bei aller Bescheidenheit schon halb identifikatorisch: »Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen«, heißt es in der Shakespeare-Rede, »haben wir den Keim in uns«.[23]

Dieses Gefühl von Dankbarkeit und Verwandtschaft bildet einen starken Gegenbeweis zur abenteuerlichen These des amerikanischen Anglisten Harold Bloom, dass jeder Autor an einer neurotischen Angst vor dem Beeinflusstwerden durch die

16 *Von deutscher Baukunst* (HA 12, S. 10f.).
17 *Zum Shakespeares-Tag* (HA 12, S. 226).
18 *Von deutscher Baukunst* (HA 12, S. 11).
19 Ebd., S. 12.
20 Vgl. Terence James Reed: *Pythagoräisches Stillschweigen, oder: Wie man Italien nicht beschreibt*. In: *Westöstlicher und Nordsüdlicher Divan. Goethe in multikultureller Perspektive*. Hrsg. von Ortrud Gutjahr. Paderborn 2000, S. 143f.
21 *Zu meinen Handzeichnungen. Einsamste Wildnis* (1821) (FA I, 2, S. 523).
22 *Von deutscher Baukunst* (HA 12, S. 14).
23 *Zum Shakespeares-Tag* (HA 12, S. 224).

Vorgänger leide. Dies führe dazu, dass er immer nur deren Werke falsch lesen und neu zu schreiben versuchen könne.[24] Bloom weiß zwar von einem Goethe, spricht sogar von dessen ›scheußlichem Selbstvertrauen‹[25] (›scheußlich‹ kann es doch nur darum sein, weil es Blooms Theorie untergräbt), trotzdem nennt er Goethe absurderweise einen der ›großen Verleugner des Einflusses‹.[26] Diese verkehrte Charakterisierung dient nur dazu, Goethes bereitwillige Akzeptanz fremder Anregung stärker ins Licht zu stellen. Dass solche Anregung – durch Pindar, Homer, Ossian und Shakespeare in der Jugend, durch die römischen Liebeslyriker in der Reifezeit, durch die persischen Dichter im Alter, ganz zu schweigen von dem Einfluss Linnés und Spinozas im naturwissenschaftlichen Bereich –, dass alle diese Begegnungen eine willkommene, sogar eine gesuchte Herausforderung an Goethes eigene Kreativität bedeutet haben, je stärker, desto fruchtbarer, weist auf einen ganz anderen, erzgesunden psychischen Mechanismus hin, der auf einem Gefühl der Gemeinsamkeit bis zur Brüderlichkeit beruht. Das Fremde ist schließlich nicht völlig fremd, es gibt ja Parallelen – der Zeitverhältnisse im Großen, der Lebenslage im Kleinen, der in den Grundzügen sich gleichbleibenden Menschennatur. Auch die Vielfalt hat also ihre Grenzen; wenn man offen und genau hinschaut, bieten sich immer Konstanten, Anhaltspunkte, Anheimelndes.

Mit ›Akzeptanz des Fremden‹ ist also zu wenig gesagt, es klingt zu negativ, zu halbherzig, zu sehr wie ein widerstrebendes Zugeständnis. Bei solchen Kulturbegegnungen kann es sich viel positiver um Selbstbestätigung oder Selbstentdeckung handeln – um einen Selbstbezug, der etwas ganz anderes ist als Solipsismus, da er die Entdeckung von Eigenem im Fremden involviert. Das ist nirgends so ausgeprägt wie bei Goethes Kontakt mit der klassischen Antike, der durch das Erlebnis Italiens erst richtig geknüpft wurde. Wie intensiv und bewusst ihm aus dieser Ecke etwas fehlte, wie sehr er sich danach sehnte, seine Kenntnisse der Antike zum eigentlichen Nach*leben* zu machen, beweist sein krankhafter Zustand in der letzten voritalienischen Zeit, wo er keinen antiken Text ohne Qual lesen konnte. Die Erfüllung stellte sich vor Ort sofort ein. Das wird in den *Römischen Elegien* rekonstruiert. Der neuangekommene Fremdling steht nur kurz vor den noch schweigenden Steinen Roms, bald kann er sich als glücklicher Liebhaber mit der legendär prompt zugreifenden Handlungsweise der heidnischen Götter, Göttinnen und Liebhaber identifizieren. Anfangs frohlockt er zwar bewusst als ein »Barbare«, der »Römischen Busen und Leib [beherrscht]«,[27] rasch jedoch fühlt er sich als legitimer Nachfolger der großen heimischen Liebeslyriker, Tibull, Properz und Catull, denen der Gott der Liebe einst denselben Dienst getan habe wie jetzt ihm. Das ist nicht mehr kulturelles Wissen, es ist Nacheiferung; nichts hindert, dass der Neuzeitliche es so treibt wie einst die Alten. Ja, dass man sie gemeinhin ›die Alten‹ nennt, sei irreführend: »War die Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten! / Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!«[28] Er fühlt sich so nahe wie nur möglich an die antike

24 Vgl. Harold Bloom: *The Anxiety of Influence: A Theory of Poetry*. New York 1973.
25 »appalling self-confidence« (Bloom [Anm. 24], S. 52).
26 »great deniers of influence« (ebd., S. 56).
27 2. *Römische Elegie* (FA I, 2, S. 155).
28 13. *Römische Elegie* (FA I, 2, S. 164).

Lebens- und Liebensweise herangekommen. Die weit auseinanderliegenden Zeiten Antike und Gegenwart sind zu einem Kontinuum zusammengeschmolzen. So enthält die Überschrift *Römische Elegien* wie schon der ursprüngliche Zyklustitel *Erotica romana* nicht bloß eine Ortsbezeichnung. Der Dichter hat sich eingefühlt, im vollen Wortsinn ein*gelebt*, ist wesentlich Römer geworden, bzw. der Unterschied Römer/Deutscher hat sich völlig aufgelöst. So muss es nicht etwa ›*Deutsch*-römische Elegien‹ heißen, wie es später ›*West*-östlicher Divan‹ und ›Chinesisch-*deutsche* Jahres- und Tageszeiten‹ heißen wird, weil diese späteren Schöpfungen einen interkulturellen Spagat bilden.[29]

Mehr will Goethe bei seinem orientalischen Spiel nicht geleistet haben. Er hat sich zwar gründlich, viel gründlicher als die meisten seiner Zeitgenossen, in die orientalische Kultur eingearbeitet,[30] hat die Gedichte des *Divan* mit Motiven und Anspielungen kundig durchsetzt und seine kostümierte Rolle virtuos durchgeführt. Doch will er dabei – so die Einleitung zu den *Noten und Abhandlungen* – lediglich »als ein Reisender angesehen […] werden«, der sich der fremden Kultur, Landesart, Sprache, Gesinnungen, Sitten, nach Kräften angepasst habe, jedoch »an einem eignen Akzent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich« bleibe.[31] (Auch das kennt man …) Es handelt sich dabei nicht nur um ein Defizit seinerseits, sondern auch um Vorbehalte der fremden Kultur gegenüber. Anders als im Fall der Antike bietet diese neue Kultur nicht nur Bestätigung und Ermutigung und schon gar nicht eine durch fremde Augen vermittelte absolute Wirklichkeit wie bei dem Erlebnis Shakespeares oder des Straßburger Münsters. Diesmal ist die Begegnung eine doppelte Herausforderung, einmal eine dem alternden Dichter erwünschte Anregung des poetischen Stoffwechsels, zugleich aber eine Anregung zu geistigem Widerstand.

Es gibt freilich auch hier den Kontakt zu einem großen Vorgänger, Hafis, an dem Goethes Interesse für den Orient allererst sich entzündet hat und in dessen Leben und Schaffen er so manches vorfand, was der eigenen Lage analog war. Sofort anheimelnd war auch der Glaube der alten Sekte der Parsen, der sehr gut zu Goethes eigener Weltanschauung passte.[32] Die Parsen hatten ihre Gottesverehrung »Auf das Anschauen der Natur« gegründet, sie waren Sonnenanbeter, aber darüber hinaus war es eine viel umfassendere »edle reine Naturreligion«, die »durchaus auf die Würde der sämtlichen Elemente« und »auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt« gegründet war[33] – insgesamt eine vernünftige, empirisch-konkrete Offenbarung, die sehr nach Goethes Geschmack war. Das war ebenfalls ihre praktische diesseitige Ethik, die im großen Gedicht *Vermächtnis altpersischen*

29 Den *Divan* nennt er präzisierend den »östliche[n] Divan des westlichen Verfassers« (zit. nach Anne Bohnenkamp, Goethe-Handbuch, Bd. 1, S. 312).

30 Detailliert zu Goethes Studien und Quellen siehe Bohnenkamp (Anm. 29), S. 309 ff.

31 Einleitung zu den *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des »West-östlichen Divans«* (HA 2, S. 127). Allerdings schwankt Goethes Rollenverständnis. In der Ankündigung im *Morgenblatt* 1816 heißt es, er »lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sei« (HA 2, S. 268).

32 Abschnitt *Ältere Perser* (HA 2, S. 135).

33 HA 2, S. 135 f.

Glaubens bündig formuliert (und gesperrt gedruckt) wird: »Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, / Sonst bedarf es keiner Offenbarung«.[34]

Mit den östlichen Erscheinungen, die Goethe zusagten, war es aber nicht getan, denn hinter ihnen lag eine Kultur, auf die er sich eingelassen hatte, mit der er irgendwie als Ganzem fertigwerden musste. So war das orientalische Abenteuer nicht nur das in Umfang und Tiefe ambitionierteste von allen Kulturbegegnungen Goethes, es war auch wegen Schwierigkeiten mit dem interkulturellen Verständnis das anstrengendste und problematischste. Gerade darum aber war es das allgemeingültigste, denn es betraf und bereicherte nicht nur sein Ich und sein Werk, sondern es war für das Phänomen Kulturbegegnung überhaupt aufschlussreich – und durch das am Ende erreichte Ergebnis beispielhaft.

Gewöhnlich ist nämlich die Rede von Goethes Affinität zum Orientalischen, von seinem Respekt vor dem Islam und dem Koran bei gelegentlicher Kritik daran. Das ist nicht falsch, dringt aber nicht über das Einerseits – Andererseits zum letzten Schluss seines Denkens vor. Wir gehen zunächst einmal von Hafis als Goethes Vertrauensmann aus, bei dem er sich leicht zu Hause fühlen konnte, denn Gleich und Gleich gesellt sich gern, Dichter zu Dichter, wenn auch in aller Bescheidenheit. Ehrfurcht vor dem Vorgänger spricht nämlich aus jeder Zeile; in einem Nachlassgedicht heißt es: »Hafis, dir sich gleich zu stellen, / Welch ein Wahn!«[35] Inhaltlich passte jedoch das Dichten und Denken des Persers perfekt zu Goethes eigenem, auch und gerade, dass Hafis bei aller Koranfestigkeit, was sein Name bezeugt, in Sachen Weinkonsum gar nicht orthodox war.[36] Gut so, denn wie hätte sich der Deutsche, der gern und reichlich Wein trank, mit einem Dichter anfreunden können, der sich an das muslimische Weinverbot gehalten hätte? Hinter dem Reiz der östlichen lyrischen Formen und Requisiten lag eben eine strenge religiöse Kultur, die dem freien europäischen Geist nicht munden konnte. Ganz schön frech also heißt es im *Schenkenbuch*, bewusst den bekannten Lehrsatz von der Ewigkeit des unerschaffenen Korans auf sich beruhen lassend, der Wein auf jeden Fall sei etwas Ewiges, der Trinkende blicke sogar »Gott frischer ins Angesicht« (HA 2, S. 90), mithin sei der Wein geradezu ein unmittelbarer Weg zu Gott.[37]

Noch gravierender für Goethe als das im Islam verpönte Weintrinken musste es sein, dass Mahomet ausgerechnet jene lyrischen Formen, die Dichtung selbst, missbilligt hatte. Entsprechend »stürmten« die Araber in ihrem religiös-militärischen Siegeszug »sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht nur überflüssige oder schädliche Schreibereien; sie zerstörten alle Denkmale der Literatur«. Freilich haben die Reste der von ihnen besiegten Kultur die Sieger später in ihren Bann gezogen, ähnlich wie Griechenland es dem siegreichen Rom angetan hat.[38] Es blieb gleichwohl bei einer konsequenten Abneigung Mahomets gegen alle Poesie. Der Tradition seines eigenen Stammes »überwarf« er »eine düstre Religionshülle«.[39] Auch

34 HA 2, S. 105.
35 HA 2, S. 121.
36 Der Weinkonsum war allerdings ein Bestandteil der Praktiken des Sufismus.
37 »Ob der Koran von Ewigkeit sei?« (HA 2, S. 89).
38 Abschnitt *Kalifen* (HA 2, S. 146).
39 Abschnitt *Araber* (HA 2, S. 130).

die urtypischen orientalischen Märchen, die die *Tausend und eine Nacht* enthalten, diese »Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft«, waren dem Religionsgründer suspekt, weil sie »den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen«.[40] Denn das sei das Gegenteil von Sinn und Sendung eines Propheten. Dieser sehe »nur auf einen einzigen bestimmten Zweck«, er wolle die Völker um eine Lehre »wie um eine Standarte« versammeln. Vonnöten dazu ist nur der Glaube. So muss der Prophet »eintönig werden und bleiben, denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es«.[41] Das ist geradezu ein Epigramm, das den Unterschied zwischen dem religiösen und dem säkular-dichterischen Weltblick genau trifft. Glaube ist sich selbst genug, die Gläubigen sollen weder nach rechts noch links schauen, sie sollen ja überhaupt nicht *schauen*. Schauen ist Sache des Dichters, der ebenso sehr wie der Prophet »von einem Gott ergriffen und befeuert«,[42] allein ganz anders dazu »berufen« sei, »die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen«.[43] Der sich als Dichter der Vielfalt der Welt verschrieben hat, stößt hier auf die rigorose Einfalt des Propheten. Aber als weltoffen aufgeschlossener Reisender musste er darauf gefasst sein, immer wieder auf die verschiedensten Beschränktheiten und Solipsismen zu stoßen, aus denen das Gesamtbild menschlicher Verhaltensweisen besteht.

Einem in der Aufklärung aufgewachsenen freien Geist wie Goethe konnte nichts fremder sein als ein Text, in dem steht: »Es ist kein Zweifel in diesem Buch«.[44] Gleichwohl will er dem Koran gerecht werden und ihm möglichst Positives abgewinnen. Man beobachtet, wie er abwägt und differenziert urteilt. Das Buch sei voller »grenzenlose[r] Tautologien und Wiederholungen«, so dass es »uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnötigt«.[45] Das Oft-daran-Gehen beweist das ernsthafte Engagement des Lesers, das mitten im Satz erfolgte Umschlagen von Angewidertsein in Verehrung registriert anschaulich das Wechselbad seiner Reaktionen. Ähnlich aus Bewunderung und Vorbehalt gemischt ist Goethes Urteil über den Stil des Korans, der »seinem Inhalt und Zweck gemäß streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben«[46] sei. Der Vorbehalt gilt dem politischen Zweck der erhabenen Rhetorik, den weltlichen Ambitionen, die Goethe von früh an bei geistigen Menschen suspekt waren.[47] Die rhetorische Intensität des Textes gehört zum Schema Prophet gegen Poet, ihr ist die historische Durchschlagskraft des Korans

40 Abschnitt *Mahomet* (HA 2, S. 145 f.).
41 HA 2, S. 143.
42 Ebd.
43 Abschnitt *Dschelal-Eddin-Rumi* (HA 2, S. 156).
44 Abschnitt *Mahomet* (HA 2, S. 143).
45 HA 2, S. 144.
46 Ebd.
47 Ebd., S. 144 f.; siehe *Dichtung und Wahrheit*, Ende des 14. Buchs (HA 10, S. 38 ff.), wo geschildert wird, wie aus der kritischen Reaktion des jungen Goethe auf die Bekanntschaft mit Johann Kaspar Lavater und Johann Bernhard Basedow der Gedanke gerade eines Mahomet-Dramas hervorgegangen ist. Vgl. Goethe an Lavater, 9. August 1782, und zu diesem Komplex Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a. M. 1988, S. 212 ff.

zuzuschreiben, der die Araber um die Standarte des Monotheismus versammelt, zusammengeschmiedet und ein geistig-weltliches Reich gegründet hat: »[es] darf sich über die große Wirksamkeit des Buches niemand verwundern«.[48]

Auf theologische Konzeptionen geht Goethe kaum ein, er berührt sie höchstens im Vorbeigehen. Dabei wird oft explizit oder implizit ein Seitenblick auf das Christentum geworfen, zumeist humoristisch. Es werden einmal zum Beispiel Motive aus beiden Religionen zu einem Märchen zusammengerührt, laut welchem Jesus das Evangelium als fertiges Produkt vom Himmel gebracht habe, dem Koran analog, der unmittelbar durch himmlisches Diktat entstanden und erst viel später aufgesetzt worden sein soll. Das erlaubt anschließend ein ironisches Wort über die unterschiedliche Aufnahmefähigkeit der Jünger Christi, die deren verschiedene Textfassungen zur Folge gehabt hat. Die Interpretationen dieser Texte und der darin berichteten Ereignisse müssen in demselben Maß divergieren, was zu den bekannten ausufernden theologischen Kontroversen geführt hat und immer noch führt: »[…] damit können sich die Christen / Bis zu dem Jüngsten Tage fristen«.[49] Solche Konfusion ist nicht dem Christentum allein vorbehalten. Auch der Koran wurde zum »Gegenstand der unendlichsten Auslegungen« und hat zu »spitzfindigsten Subtilitäten, […] grenzenlos abweichende[n] Meinungen« und »verrückte[n] Kombinationen« Anlass gegeben.[50] Die in beiden Religionen zentrale Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod wird im Gedicht *Höheres und Höchstes* leise karikiert – »Freuden, wie ich hier sie schlürfte, / Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten« –, bis am Schluss der Paradiesgedanke in weniger oberflächlich materieller Weise für voll genommen wird, zumindest im poetischen Spiel, und »im Anschaun ewiger Liebe / Wir verschweben, wir verschwinden«.[51] Das klingt fast schon mystisch, aber auch auf die Mystik wirft der Dichter einen skeptischen Blick, insbesondere um die Fehlinterpretation auszuräumen, Freund Hafis sei ein Mystiker gewesen, da er doch, richtig gelesen, »ohne fromm zu sein, selig« war.[52]

Bei all dem spürt man jedoch nichts von der Angriffslust eines programmatischen Aufklärers.[53] Die Beobachtungen zu beiden Religionen, im Prosa- wie im Gedichtteil, wirken wie von höherer Warte gemacht, von der aus jedwede Glaubensart nur

48 Abschnitt *Mahomet* (HA 2, S. 143).

49 »Vom Himmel steigend Jesus bracht'« (HA 2, S. 102).

50 Abschnitt *Hafis* (HA 2, S. 158).

51 Der vollständige Kontext: »Und so werdet ihr vernehmen, / Daß der Mensch, mit sich zufrieden, / Gern sein Ich gerettet sähe, / So da droben wie hienieden. // Und mein liebes Ich bedürfte / Mancherlei Bequemlichkeiten, / Freuden, wie ich hier sie schlürfte, / Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten« (HA 2, S. 116).

52 *Offenbar Geheimnis*, *Buch Hafis* (HA 2, S. 24). Zur Mystik heißt es noch im Abschnitt *Dschami* (HA 2, S. 160), dieser Dichter gebe »historisch Rechenschaft von allen den Torheiten, durch welche stufenweis der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, grasse Gestalten zum Vorscheine kommen«.

53 Eine Ausnahme bildet eine in den orientalischen Kontext herübergeholte Polemik gegen das Goethe immer unliebsame Kreuz (»Süßes Kind […]«; HA 2, S. 122), die er auf Abraten von Sulpiz Boisserée weggelassen hat. Auch da sind aber Behandlung und Ton eher intim-freundlich als öffentlich-aggressiv.

eine unter vielen anderen für Wahrheit ausgegebenen Sehweisen ist. Der Dichter gehört keinem der religiösen Lager an. Das Christentum war für Goethe längst zum Stil- und Motivbestand säkularisiert, während der Islam für ihn als einen in diesen kulturellen Breiten nur zu Besuch Weilenden nicht erst säkularisiert werden musste. So wiederholt sich im *Divan* die Konstellation jenes frühen Gedichts, bei dem der junge Goethe, »des Lebens froh«, zwischen zwei theologischen Disputanten sitzend, an einem feinen Mittagessen ungestört sich gütlich tut: »Prophete rechts, Prophete links, / Das Weltkind in der Mitten«.[54] Diese fröhlich-neutrale Mittelposition erlaubt, beide Glaubensarten, Christentum wie Islam, distanziert als typisch menschliche Erscheinungen zur Kenntnis zu nehmen[55] – ein phänomenologischer, anthropologischer Blick, der die Dinge kühl-objektiv zur Kenntnis nimmt, gern auch, wie die soeben angeführten Beispiele zeigen, humoristisch. Ihm wird ja von der Huri in einem der paradiesischen Dialoggedichte bescheinigt, »von freiem Humor« zu sein.[56] In den *Noten und Abhandlungen* werden die Materialien anthropologisch zusammengestellt, in den Gedichten des *Divan* wird damit gespielt. Solche ›ernsten Scherze‹ bedeuten die letzte Freiheit des säkularen Geistes.

Die Sammlung enthält aber auch unauffällig eingestreut das letzte Ergebnis der anthropologischen Untersuchung, das allen Ernstes vorgelegt wird. Aus dem Vergleich der unterschiedlichen Phänomene soll Gemeinsamkeit herausdestilliert werden und aus dieser Gemeinsamkeit die Sinnlosigkeit jedes religiösen Konflikts hervorgehen. »Wer sich selbst und andre kennt« – was eine einfache Definition der vergleichenden Anthropologie ist –, »Wer sich selbst und andre kennt, / Wird auch hier erkennen: / Orient und Okzident / Sind nicht mehr zu trennen«.[57] Um eine derartige Aussöhnung zu genießen, müssten Gläubige auf beiden Seiten allerdings bereit sein, den Standpunkt des neutralen Beobachters zu akzeptieren und zuzugeben, dass jede dogmatische Fixierung dumm ist, wenn man sich an den Buchstaben klammert, anstatt dahinter den tieferen Sinn zu suchen: »Närrisch, daß jeder in seinem Falle / Seine besondere Meinung preist! / Wenn Islam Gott ergeben heißt, / Im Islam leben und sterben wir alle«.[58] In diesem Rundumschlag auf verschiedene Formen menschlicher Kleinlichkeit wird eine Strophe deren internationaler Dimension gewidmet: »Und wo sich die Völker trennen / Gegenseitig im Verachten, / Keins von beiden wird bekennen, / Daß sie nach demselben trachten«.[59] Ähnlich gelagert ist der wohl bekannteste Spruch der ganzen Sammlung: »Gottes ist der Orient! / Gottes ist der Okzident! / Nord- und südliches Gelände / Ruht im Frieden seiner Hände«.[60] Wenn aber tatsächlich nur verachtet und gestritten wird, so klingt das allzu optimistisch, kann nicht die Menschen mitmeinen, sondern eben nur das »Gelände«, das noch immer kein Schauplatz des Friedens ist. Wiederum

54 »Zwischen Lavater und Basedow […]« (HA 1, S. 90). Vgl. Anm. 45!

55 Vgl. die Äußerung zur Entstehung der Institution Königtum: »[…] so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wohl mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe« (Abschnitt *Regiment*, HA 2, S. 138).

56 »Deine Liebe, dein Kuß […]« (HA 2, S. 114, V. 55).

57 Das steht freilich aus undurchsichtigen Gründen nur im Nachlassteil (HA 2, S. 121).

58 *Buch der Sprüche* (HA 2, S. 56).

59 »Keinen Reimer wird man finden […]« (*Buch des Unmuts*; HA 2, S. 43).

60 *Talismane*, *Buch des Sängers* (HA 2, S. 10).

spielend-ernsthaft ist der Dialog zwischen Huri und Dichter, ob dieser den Einlass in den Himmel verdient habe, ob er »unsern Mosleminen / Auch recht eigentlich verwandt?« Ob er, was als Bedingung verlangt wird, gekämpft habe? Ob er Wunden vorzeigen könne? Darauf die robuste Antwort: »Nicht so vieles Federlesen! / Laß mich immer nur herein: / Denn ich bin ein Mensch gewesen, / Und das heißt ein Kämpfer sein«.[61]

Durch diesen Nachweis der tiefsten Gemeinsamkeit alles menschlichen Lebens soll keine reine Abstraktion ›Mensch‹ zustande kommen, wie das gelegentlich in Texten der Aufklärung passiert, am bekanntesten in der Frage, die Lessings Nathan stellt: »Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, / Als Mensch?« Die Antwort lautet nicht unbedingt so, wie die rhetorische Frage es wahrhaben will.[62] Im *Divan*, Poesie wie Prosa, werden die konkreten Bestimmungen der einen Kultur mit einer völlig anderen konfrontiert, und zwar ohne dass versucht wird, die Schwierigkeiten für Verständnis und Sympathie, die dabei entstehen – wir haben einige vorgeführt –, unter den (orientalischen) Teppich zu kehren. Es handelt sich jedoch nach gewissenhafter Kenntnisnahme des Fremden darum, den festen Boden unter allen regionalen Belägen auszumachen.

Letztlich geht es, das dürfte klar sein, um das Prinzip der Toleranz, das zu den Grundforderungen der Aufklärung gehörte. Wie ist aber der Begriff zu verstehen? Immanuel Kant hat im Kernaufsatz zur Aufklärung paradoxerweise von dem »*hochmütigen* Namen der Toleranz« [Hervorhebung T. J. R.] gesprochen.[63] Das auf den ersten Blick rätselhafte Wort nimmt eben die Anmaßung aufs Korn, darüber entscheiden zu wollen, was am Gegenüber zu dulden oder nicht zu dulden sei. Eine Maxime Goethes schlägt in dieselbe Kerbe: »Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen«.[64] In diesem Sinn ist Toleranz besser als nichts, sie mag den sozialen Frieden, zumindest einen Burgfrieden ermöglichen, sie bleibt jedoch höchstens ein erster Schritt.

Wie ist aber die ›Anerkennung‹ zu verstehen, die jenseits des bloßen Duldens das Endziel sein soll? Doch wohl nicht als eine passiv achselzuckende Akzeptanz alles Fremden, gemäß dem laschen Prinzip ›andere Länder, andere Sitten‹, hinter die zu kommen man sich keine Mühe machen muss. Das ist zwar besser oder doch weniger schlimm als die andere Seite der Medaille, die blinde Abwehr des Fremden aus unerschütterlichem Vorurteil. Anerkennung jedoch heißt, das Fremde als eine Gegebenheit ernst nehmen, und das muss bedeuten: sich aktiv damit auseinandersetzen, frei kritisieren, Abstände und Unterschiede zur Sprache kommen lassen, fruchtbare Momente übernehmen und im Gegenzug Eigenes einbringen. Auf jeden Fall muss, ja darf der Kampf gegen Vorurteil und Fehlurteil das eigene Urteil

61 *Einlass*, *Buch des Paradieses* (HA 2, S. 110).

62 *Nathan der Weise*, II/5, V. 523 f. Weiter zu dieser Problematik siehe Terence James Reed: *Mehr Licht in Deutschland. Eine kleine Geschichte der Aufklärung*. München 2009, S. 89 f.

63 Immanuel Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* [1784]. In: ders.: *Werke*. Hrsg. von Ernst Cassirer. Bd. 4: *Schriften von 1783-1788*. Hrsg. von Artur Buchenau u. Ernst Cassirer. Berlin 1922, S. 167-176; hier S. 175.

64 HA 12, S. 385.

nicht unterbinden. Eine derartige Kombination ist es, die im Wesentlichen Goethes *Divan* vorführt: das ernsthafte Bemühen um Verständnis einer ausnehmend fremden Sphäre zusammen mit einem Kommentar, bei dem generös gelobt und genossen, aber auch kein Blatt vor den Mund genommen wird. Das entspricht im Grunde dem aufklärerischen Anliegen, das Zusammenleben der Menschen als eine offene Debatte zu gestalten, die offen und fair geführt wird, mit offenem Ausgang, aber mit dem Ziel eines letztendlichen Ausgleichs.

Früher dachte man sich den Weltbürger wohl eher als einen bemittelten Europäer, der die Welt bereiste und dabei Fremdes etwas herablassend zur Kenntnis nahm. Auch der Goethe des *Divan* war in der eigenen Vorstellung ein Reisender, erwies sich aber als einer, der die Weltschau ungemein vertiefte. In einer Zeit, als die Welt zu uns nach Europa gekommen und Bürger geworden ist, erscheint Goethes für die fremde Kultur offene Praxis erst recht als maßgeblich. Der Weltbürger und Weltleser Goethe ist uns immer noch voraus.

ABHANDLUNGEN

THOMAS GÄRTNER

Das Motiv der Hoffnung in Goethes Achilleisfragment

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der 1799 entstandenen *Achilleis* hat sich,[1] wie der Forschungsbericht von Elke Dreisbach zeigt,[2] in durchaus unverhältnismäßiger Weise vom fertiggestellten Text des ersten Gesangs abgekehrt und den Paralipomena, insbesondere den verschiedenen Skizzen des Werkganzen und den damit verbundenen Spekulationen über die geplante Fortführung des Epos, zugewendet.

Die hier vorgelegten Beobachtungen konzentrieren sich dagegen auf den vorliegenden ersten Gesang und speziell auf die verschiedenen Gestaltungen des Motivs der Hoffnung, das jedoch seinerseits ein wichtiges Verbindungsglied bilden dürfte zu der unerwarteten Fortführung der epischen Handlung mit der Liebe Achills zu Polyxena gemäß Dictys Cretensis, wie sie Goethe den Paralipomena zufolge vorschwebte.[3]

In der Götterversammlung, die im Zentrum des abgeschlossenen ersten Gesangs steht,[4] ergibt sich eine vor dem homerischen Hintergrund geradezu paradoxe Umkehrung: Achills Mutter Thetis, die im ersten Iliasgesang den obersten Gott Zeus

1 Die statianische *Achilleis* scheint als Vorbild keine Rolle zu spielen, da Goethe zum Zeitpunkt der Abfassung seiner *Achilleis* (1799) die Dichtungen des Statius noch nicht kannte; seine erstmalige Statius-Lektüre lässt sich auf den März des Jahres 1813 datieren (vgl. Ernst Grumach: *Goethe und die Antike*. Potsdam 1949, S. 393 f.).

2 Elke Dreisbach: *Goethes »Achilleis«*. Heidelberg 1994, S. 2-9. Neuere Arbeiten: David Constantine: *»Achilleis« and »Nausikaa«. Goethe in Homer's world*. In: *Homer*. Ed. by Katherine C. King. New York 1994, S. 111-131; Elisabeth Scheele: *L'exaltation de la mort et l'exaltation de la vie chez Homère, dans l'»Achilléide«, les »Paralipomena à l'Achilléide« de Goethe et dans »La guerre de Troie n'aura pas lieu« de Jean Giraudoux*. In: *Neohelicon* 27 (2000), S. 133-163.

3 Vgl. Wolfgang Schadewaldt: *Goethes »Achilleis«*. In: ders.: *Goethestudien. Natur und Altertum*. Zürich 1963, S. 301-395; hier S. 346 ff. Zu den Umständen von Goethes Ausleihe eines Exemplars des Dictys Cretensis aus der Weimarer Bibliothek am 23. Dezember 1797 vgl. Dreisbach (Anm. 2), S. 21 und 77 f.; zu den von Goethe gegenüber Dictys geplanten Änderungen der Polyxena-Handlung gemäß den Paralipomena vgl. Dreisbach, S. 109 ff. Ferner existiert unter den Paralipomena ein unvollständiger Auszug Goethes aus dem Dictys Cretensis (Dreisbach, S. 169 ff.).

4 Zu dieser Makrostruktur des erhaltenen Textes vgl. Otto Regenbogen: *Über Goethes »Achilleis«*. In: ders.: *Kleine Schriften*. Hrsg. von Franz Dirlmeier. München 1961, S. 495-520; hier S. 507 f.

verzweifelt darum bittet, ihrem von Agamemnon gedemütigten Sohn eine Ehrung zu verschaffen, erscheint in der Götterversammlung ohne jegliche Hoffnung, noch etwas am bevorstehenden Tod Achills ändern zu können. Sie schwört am Anfang ihrer Unterhaltung mit der Zeusgattin Hera den unter den Unsterblichen heiligsten Eid, dass sie nicht versuchen will, das Todesschicksal Achills abzuwenden (V. 152 ff.). Andererseits scheint Zeus vom Tod Achills viel weniger überzeugt zu sein: Er tadelt Thetis geradezu, dass sie schon so früh alle Hoffnung aufgibt (V. 235 ff.). Diese tröstlich gemeinte Rede trägt Zeus wiederum heftigen Tadel von Seiten Heras ein (V. 268 ff.), die sich auf ein festes Geschick, eine sogenannte *Themis* beruft, wonach zunächst Achill sterben und dann Troja fallen muss.[5] Die Paradoxie wird schließlich dadurch gekrönt, dass die sich auf das vorgegebene Schicksal berufende Hera im ehelichen Streitgespräch in die Nähe der anarchischen Titanen gerät. Während sonst in der antiken Epik das Eingreifen einer Göttin zugunsten ihres sterblichen Günstlings geradezu eine typische Szene bildet,[6] sind hier die Voraussetzungen umgekehrt: Der oberste Gott Zeus muss die göttliche Mutter darauf aufmerksam machen, dass man die Hoffnung nie zu früh aufgeben darf.

Achill selbst ist (wie seine Mutter) überzeugt von seinem bevorstehenden Tod:[7] Vor der Götterversammlung ist er mit dem Bau von Patroklos' Grabmal beschäftigt, welches zugleich sein eigenes sein soll; nach der Götterszene trifft ihn Athene (in Gestalt seines Freundes Antilochos) bei der Überwachung dieses Baus an und beginnt mit ihm ein Gespräch, welches ihn durch die Aussicht auf unsterblichen Ruhm erfreuen soll.

Es ergibt sich der Verdacht, dass – zumindest im Rahmen des ersten Gesangs – die unbestimmte Haltung des Zeus gegenüber der Zukunft,[8] mit welcher er der Thetis die Hoffnung ans Herz legt, die Funktion hat, als eine Folie den Heroismus Achills um so deutlicher hervortreten zu lassen: Während Zeus Achills Mutter Thetis noch vage Mut zu machen sucht, hat sich Achill selbst längst in sein Geschick gefügt. Während die Götter noch über seinen Tod streiten, hat der Held schon mit dem Leben abgeschlossen. Entfernt vergleichbar ist die aulische Iphigenie bei Euripides: Die Kriegshelden streiten noch über ihre Opferung, während sie sich mit dem Tod bereits abgefunden hat.

5 Nach Karl Reinhardt: *Tod und Held in Goethes »Achilleis«*. In: ders.: *Von Werken und Formen. Vorträge und Aufsätze*. Godesberg 1948, S. 311-347; hier S. 323, spaltet sich die Götterversammlung »in Anhänger des ›Schicksals‹ und der ›Hoffnung‹«.

6 Nur wenige Belege neben dem ersten Iliasgesang: Verg. Aen. I 223 ff. (Venus legt bei Jupiter Fürbitte für Aeneas ein); Ov. met. XV 803 ff. (Venus versucht die Ermordung Caesars zu verhindern); Stat. Achill. I 49 ff. (Thetis versucht Neptun dazu zu bringen, die Schiffe des Paris zu vernichten, um Achill zu schützen). Am ehesten vergleichbar ist der Resignation der goetheschen Thetis Sil. Pun. XVII 357 ff., wo Juno ausdrücklich darauf verzichtet, das Schicksal (das Hannibal eine Niederlage gegen die Römer verheißt) verändern zu wollen, sondern nur um sein Leben bittet. Bei Stat. Theb. IX 663 ff. kann Diana dem Parthenopaeus nur noch ein *decus extremum* verschaffen.

7 Dreisbach (Anm. 2), S. 212, zeigt, dass diese Haltung prinzipiell derjenigen des homerischen Achill entspricht, bei Goethe jedoch entsprechend der zentralen Bedeutung von Achills Tod für die *Achilleis* stärker in den Mittelpunkt rückt.

8 Zur Problematik der Haltung des goetheschen Zeus vgl. Dreisbach (Anm. 2), S. 202 ff.

Diese Kontrastwirkung, die die Haltung des Zeus gegenüber derjenigen des Achill ausüben soll, lässt sich insbesondere an den beiden Stellen nachvollziehen, an denen Zeus und Achill über das Wesen der menschlichen Hoffnung reflektieren. Zeus hält Thetis entgegen (V. 235-250):

235 Selber sprichst du dem Sohn das Leben ab, thörig verzweifelnd?
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die schmeichelnde Göttinn,
Angenehm vor vielen die, als getreue Dämonen,
Mit den sterblichen Menschen die wechselnden Tage durchwallen.
Ihr verschließt sich nicht der Olymp, ja selber des Aïs
240 Grause Wohnung eröffnet sich ihr, und das eherne Schicksal
Lächelt, wenn sie sich ihm, die Holde, schmeichlerisch andrängt.
Gab doch die undurchdringliche Nacht Admetos Gemahlinn
Meinem Sohne zurück, dem unbezwingbaren? stieg nicht
Protesilaos herauf die trauernde Gattinn umfangend?
245 Und erweichte sich nicht Persephone, als sie dort unten
Hörte des Orpheus Gesang und unbezwingliche Sehnsucht?
Ward nicht Asklepios Kraft von meinem Strahle gebändigt,
Der, verwegen genug, die Todten dem Leben zurückgab?
Selbst für den Todten hofft der Lebende. Willst du verzweifeln,
250 Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?[9]

Das Nebeneinander der beiden Exempel[10] Protesilaos (V. 243 f.) und Orpheus (V. 245 f.) für die selbst den Tod noch überwindende Hoffnung verweist auf ein klassisches Vorbild, nämlich das zum Corpus der umstrittenen Seneca-Epigramme gehörende Gedicht (AL 413 SB = 415 R.), das in der Handschrift überschrieben ist mit den Worten *de spe queritur per exempla* und sich als Vorbild einer solchen Beispielreihe geradezu anbietet, V. 43-46:

Quid non spes audet? Priamo post Hectora mansit;
Spes fuit uxori, Protesilae, tuae.
45 Orpheus infernas speravit tollere leges
Tartareum et cantu flectere posse canem.[11]

Während in diesem Gedicht, wie die lateinische Überschrift durch *queritur* andeutet, die Hoffnung in ein tendenziell eher negatives Bild gefasst wird, insofern sie Menschen zu reichlich abstrusen Dingen verleitet, haben die vier bei Goethe versammelten Beispiele (Alkestis, Protesilaos, Orpheus, Asklepios) eine recht ermutigende Aussagerichtung: In allen vier Fällen gelingt es, Tote wieder zu erwecken (wenn auch teilweise nur sehr kurzfristig).

9 Hier und im Folgenden zitiert nach: Johann Wolfgang von Goethe: »*Achilleïs*«. In: ders.: *Werke*. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin unter Leitung von Ernst Grumach: *Epen*. Bd. 1. Berlin 1958, S. 281-307; hier S. 292.

10 Allgemein zum Katalog vgl. Scheele (Anm. 2), S. 145.

11 Was würde die Hoffnung nicht wagen? Dem Priamus blieb sie nach Hektors Tod erhalten. Auch Deiner Gattin, Protesilaus, war sie zugegen. Orpheus hoffte, die Gesetze der Unterwelt beseitigen und durch seinen Gesang den Höllenhund umstimmen zu können (Übersetzung hier und im Folgenden Thomas Gärtner).

Eine solche Reihe von Exempeln für die erfolgreiche Hoffnung, Tote ins Leben zurückzuholen, wollte der Verfasser des lateinischen Gedichts gewiss nicht geben: Genau genommen gehört bei ihm nur Orpheus in diesen Bereich; mit der Hoffnung von Protesilaos' Gattin meint er wahrscheinlich deren vergebliche Hoffnung, ihren Mann trotz katastrophaler Vorzeichen doch noch aus Troja heimkehren zu sehen. Dagegen den Vers 44 »auf den Mythos von der zeitweiligen Rückkehr des Protesilaus aus der Unterwelt« zu beziehen, wäre eine weiter abliegende Deutung, welche Joachim Dingel,[12] der letzte Kommentator der sogenannten Seneca-Epigramme, aber für ›immerhin möglich‹ hält (»Über die Hoffnung Laodamias läßt sich in diesem Fall allerdings nur spekulieren«), insbesondere in Anbetracht des folgenden Orpheus-Beispiels, wo sich die Hoffnung evidentermaßen auf eine Erweichung der Unterweltsgottheiten bezieht.

Goethe dürfte sich dieses Gedichts erinnert haben, als er Exempel für den Vordersatz seines *argumentum a minore ad maius* »Hoffnung sogar für Tote, aber erst recht für Lebende« (V. 249 f.) suchte. In diesem geistigen Zusammenhang liegt eine ›postmortale‹ Ausdeutung des Protesilaos-Beispiels wiederum sehr nahe. Indem die beiden Beispiele zwischen zwei weitere Beispiele gelungener Totenerweckung eingeschoben werden, ändert sich zugleich, wie gezeigt, die Richtung der ganzen Exempelgruppe.

Ein wesentlich ungünstigeres Bild von der Hoffnung zeichnet dagegen Achill im Gespräch mit Athene (V. 595-608):[13]

595 Damals war beschlossen der unvermeidliche Jammer
Allen sterblichen Menschen, die je die Erde bewohnen,
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,

12 Joachim Dingel: *Senecas Epigramme und andere Gedichte aus der »Anthologia Latina«*. Ausgabe mit Übersetzung und Kommentar. Heidelberg 2007, S. 194 f. Vgl. auch den Sonderkommentar von Michael S. Armstrong: *»Hope the deceiver«. Pseudo-Seneca »De spe«*. In: *Spudasmata. Studien zur Klassischen Philologie und ihren Grenzgebieten* 70 (1998). Armstrong, S. 167 ff., entscheidet sich aus ähnlichen Erwägungen heraus wie Dingel für die Erklärung, dass sich *Spes* auf die Hoffnung der Laodamia, bevor sie vom Tod des Protesilaos erfährt, also letztlich auf die Situation des ovidischen Heroidenbriefs, bezieht. Armstrong erwägt jedoch auch einen Bezug der Hoffnung auf die spätere Situation, als Laodamia ihren gefallenen Gatten aus der Unterwelt herbeiwünscht. Außerdem verweist er auf fr. 650 aus dem Protesilaos des Euripides (πόλλ' ἐλπίδες ψεύδουσιν ἄλογοι [Gesner: ψεύδουσι κἄλογοι codd.] βροτούς), wo der Bezugspunkt der ἐλπίδες ἄλογοι (sofern richtig überliefert) im Laodamia-Mythos ungeklärt bleibt (erwogen wurde die nichtige Hoffnung, das Bildnis, welches nach Protesilaos' endgültigem Verschwinden in die Unterwelt von Laodamia als Ersatzobjekt geschaffen worden war, zum Leben erwecken zu können). – Armstrong zitiert ferner das Gedicht *Laodamia* des englischen Dichters William Wordsworth (1770-1850), der wenig später als Goethe (im Jahr 1814) ebenfalls von der Hoffnung der um eine zeitweilige Rückkehr ihres gefallenen Gatten betenden Laodamia spricht (vielleicht auch unter dem Einfluss von *de spe*): »With sacrifice before the rising morn / Vows have I made by fruitless hope inspired; / And from the infernal Gods, 'mid shades forlorn / Of night, my slaughtered Lord have I required«.

13 Dreisbach (Anm. 2), S. 215 ff., charakterisiert diesen Dialog der Athene mit Achill als »mäeutisch«.

Trügend selbst durch himmlischen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders
600 Quelle zu fließen geneigt, des ruhigsten Hauses Verderber.
Neid und Herrschsucht und Wunsch des unbedingten Besitzes
Weit vertheileten Guts, der Herden, so wie des Weibes,
Die ihm göttlich scheinend gefährlichen Jammer ins Haus bringt.
Und wo rastet der Mensch von Müh' und gewaltigem Streben,
605 Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit schicklicher Furche durchziehet?
Überall sind Gefahren ihm nah, und Tyche, der Moiren
Älteste, reget den Boden der Erde so gut als das Meer auf.[14]

Das Bild der ›trügerischen Hoffnung‹ manifestiert sich im Streben nach Besitz (V. 601 f.), in der Seefahrt (V. 604 f.) und im Landbau (V. 605 f.). Auch in der solonischen Musenelegie ist die Rede von nichtigen Hoffnungen (fr. 13, 33-36):

θνητοὶ δ' ὧδε νοέομεν ὁμῶς ἀγαθός τε κακός τε,
† ἐνδηνην † αὐτὸς δόξαν ἕκαστος ἔχει,
πρίν τι παθεῖν· τότε δ' αὖτις ὀδύρεται· ἄχρι δὲ τούτου
χάσκοντες κούφαις ἐλπίσι τερπόμεθα.[15]

In exakt übereinstimmender Reihenfolge begegnen unmittelbar hintereinander die Exempel Besitzstreben, Schiffahrt und Landbau (41-48):

εἰ δέ τις ἀχρήμων, πενίης δέ μιν ἔργα βιᾶται,
κτήσασθαι πάντως χρήματα πολλὰ δοκεῖ.
σπεύδει δ' ἄλλοθεν ἄλλος· ὁ μὲν κατὰ πόντον ἀλᾶται
ἐν νηυσὶν χρήζων οἴκαδε κέρδος ἄγειν
45 ἰχθυόεντ' ἀνέμοισι φορεόμενος ἀργαλέοισι,
φειδωλὴν ψυχῆς οὐδεμίαν θέμενος·
ἄλλος γῆν τέμνων πολυδένδρεον εἰς ἐνιαυτὸν
λατρεύει, τοῖσιν καμπύλ' ἄροτρα μέλει.[16]

Der »Wunsch des unbedingten Besitzes« mutet fast wie eine wörtliche Übersetzung des griechischen κτήσασθαι πάντως χρήματα πολλὰ δοκεῖ (›er meint, auf welche Weise auch immer viel Geld erlangen zu können‹) an. Und nach dem Ende der eigent-

14 Goethe (Anm. 9), S. 305.

15 Wir Sterblichen sind so gesinnt, Gute wie Böse, dass die Erfolgserwartung, die ein jeder hegt, zur Wirklichkeit werde [?], bevor uns dann etwas Unerwartetes zustößt – dann jammern wir wieder. Bis dies aber geschieht, lassen wir uns in unserer törichten Einfalt von nichtigen Hoffnungen ergötzen.

16 Wenn aber einer mittellos ist und ihn die Sorgen der Armut bedrängen, so meint er, auf welche Weise auch immer viel Geld erlangen zu können. Es bemüht sich der eine auf diese, der andere auf jene Weise: Der eine irrt über das fischreiche Meer, auf dem Schiff Gewinn nach Hause zu bringen wünschend, von ungünstigen Winden einhergetragen, seinem Leben keine Schonung gewährend. Ein anderer beackert die baumreiche Erde und plagt sich über das Jahr hin, sich um den gekrümmten Pflug bekümmernd.

lichen Exempel fehlt auch bei Solon weder der Hinweis auf die allgegenwärtigen Gefahren noch der auf die Moire (63-66):

Μοῖρα δέ τοι θνητοῖσι κακὸν φέρει ἠδὲ καὶ ἐσθλόν·
δῶρα δ' ἄφυκτα θεῶν γίγνεται ἀθανάτων.
πᾶσι δέ τοι κίνδυνος ἐπ' ἔργμασιν, οὐδέ τις οἶδεν,
πῇ μέλλει σχήσειν χρήματος ἀρχομένου.[17]

Die Konsequenz, die der goethesche Achill aus diesen allgegenwärtigen Unwägbarkeiten zieht, ist seine persönliche Präferenz für das Los eines stets dem Tod ins Auge blickenden Kriegers (V. 609-611).

In diesem Motivfeld lassen sich im Übrigen in der *Achilleis* noch weitere Spuren der fragmentarisch erhaltenen frühen griechischen Elegie finden. Der vermeintliche Antilochos redet seinem Freund Achill den frühen Tod schön (V. 517-526):

Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneia's,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
520 Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
525 Allen künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.[18]

Aus moderner Sicht ist hier der Begriff ›Sehnsucht‹ auffällig, der sowohl in nominaler (V. 524) als auch in adjektivischer Form (V. 519 »ersehnet«) das Verhältnis der Nachwelt zu dem jung gestorbenen Krieger bezeichnet. Beides ist bei Kallinos (fr. 1, 12-21) mit πόθος bzw. ποθεινός vorgegeben:

οὐ γάρ κως θάνατόν γε φυγεῖν εἱμαρμένον ἐστὶν
ἄνδρ', οὐδ' εἰ προγόνων ἦι γένος ἀθανάτων.
πολλάκι δηϊοτῆτα φυγὼν καὶ δοῦπον ἀκόντων
15 ἔρχεται, ἐν δ' οἴκωι μοῖρα κίχεν θανάτου,
ἀλλ' ὁ μὲν οὐκ ἔμπης δήμωι φίλος οὐδὲ ποθεινός·
τὸν δ' ὀλίγος στενάχει καὶ μέγας ἤν τι πάθηι·
λαῶι γὰρ σύμπαντι πόθος κρατερόφρονος ἀνδρὸς
θνήσκοντος, ζώων δ' ἄξιος ἡμιθέων·
20 ὥσπερ γάρ μιν πύργον ἐν ὀφθαλμοῖσιν ὁρῶσιν·
ἔρδει γὰρ πολλῶν ἄξια μοῦνος ἐών.[19]

17 Die Moire bringt den Sterblichen Schlechtes und Gutes; den Geschenken der unsterblichen Götter kann man aber nicht entkommen. Auf allen Werken lastet aber eine Gefahr, und niemand weiß, wie er fahren wird, wenn eine Sache gerade beginnt.

18 Goethe (Anm. 9), S. 302f.

19 Für keinen Menschen ist es jemals bestimmt, vor dem Tod zu entkommen, auch nicht, wenn er von den unsterblichen Göttern abstammt. Oftmals ist einer dem feindlichen Kampf und dem Getöse der Speere entkommen und dann erreichte ihn im eigenen Haus

Goethe füllt die allgemeinen Reflexionen des archaischen Elegikers mit mythisch-personalem Inhalt: Der Achill entgegengesetzte Typus des eines natürlichen Todes sterbenden Greises wird bei ihm von Nestor vertreten, dem allerdings im Gegensatz zu dem griechischen Vorbild (V. 14) keinerlei Kriegsflucht nachgesagt werden darf (er heißt im Gegenteil »reisig«). Das Motiv der mangelnden Totentrauer für einen solchen Menschen (vgl. bei Kallinos V. 16) wirkt besonders eindrucksvoll im Munde des eigenen Sohns.

Ferner hat Goethe an die Stelle der Achtung durch die eigene Polisgemeinschaft (οὐκ ἔμπης δήμωι φίλος οὐδὲ ποθεινός bzw. λαῶι γὰρ σύμπαντι πόθος κρατερόφρονος ἀνδρὸς) entsprechend dem in Athenes Argumentation zentralen Ruhmgedanken die Hochschätzung durch die Nachfahren gesetzt (»jung den Künftigen, ewig ersehnet« bzw. »erregt unendliche Sehnsucht / Allen künftigen auf«; Hervorhebungen Th. G.). Der archaische Dichter bleibt in seinen Vorstellungen über Postmortalität ganz dem Hier und Jetzt verhaftet, während Goethe das klassische Unsterblichkeitsideal adaptiert. Abgeschlossen wird die Perikope in beiden Fällen durch den Gedanken der Hochschätzung der Taten durch die anderen (ἔρδει γὰρ πολλῶν ἄξια μοῦνος ἐών bzw. »Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht«; Hervorhebungen Th. G.).

Schließlich darf man in der Formulierung »Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht / Allen künftigen auf« (V. 524 f.),[20] insbesondere im Partizip »fallend«, noch einen deutlichen Nachklang von Tyrtaios fr. 10, 27-30, vernehmen:

> [...] νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν,
> ὄφρ' ἐρατῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχηι,
> ἀνδράσι μὲν θηητὸς ἰδεῖν, ἐρατὸς δὲ γυναιξὶ
> ζωὸς ἐών, καλὸς δ' ἐν προμάχοισι πεσών (sc. νέος).[21]

Über die Dichtung des Tyrtaios äußert sich Goethe in den Gesprächen mit Eckermann vom 24. September 1827: Er setzt sie lobend der modernen »Lazareth-Poesie« gleich, insofern sie »nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Muth ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen«.[22] Daher kann es nicht wundernehmen, dass der Athene, die mit ihrer Rede Achill ermutigen will, Formulierungen des Tyrtaios (und Kallinos) in den Mund gelegt werden.

das Todesgeschick. Der Letztere aber ist ganz und gar nicht beliebt beim Volk und wird von diesem nicht sehnsüchtig vermisst; den Erstgenannten aber bejammert der Geringe wie der Große, wenn ihm etwas zustößt. Denn das gesamte Volk hat Sehnsucht nach einem Mann von gewaltiger Gesinnung, wenn er stirbt; solange er aber lebt, hat er den Wert von Halbgöttern. Denn wie einen schützenden Turm sieht man ihn vor Augen: Obwohl er allein ist, vollbringt er Leistungen, die vieler Kämpfer wert sind (Hervorhebungen Th. G.).

20 Vgl. hierzu Constantine (Anm. 2), S. 126; Scheele (Anm. 2), S. 149.

21 [...] für junge Leute aber ziemt sich alles, solange sie die glänzende Blüte der lieblichen Jugend hält: Für Männer ist der Jüngling stattlich anzusehen, für Frauen lieblich, solange er noch lebt, ferner schön, wenn er im Kreise der Vorkämpfer gefallen ist (Hervorhebungen Th. G.).

22 Zit. nach Grumach (Anm. 1), S. 219.

Doch kehren wir noch einmal zurück zum Motiv der Hoffnung, welches Goethe seine Figuren Zeus und Achill durch Anklänge an eine lateinische bzw. an eine griechische Beispielsammlung mit so diametraler Wertigkeit hat ausgestalten lassen: Zeus sieht in der Hoffnung (in Abwandlung des lateinischen Gedichts *de spe*) eine Kraft, die den Menschen selbst in denkbar aussichtslosen Situationen noch berechtigtermaßen eine Wendung zum Besseren erwarten lässt; Achill dagegen sieht in ihr (in Anlehnung an Solons Musenelegie) einen Antrieb, der die Menschen zu allerlei Bemühungen bewegt (man könnte geradezu von einer positiven Ausgangserwartung sprechen), deren letztlicher Erfolg doch stets noch durch die Moire gefährdet wird. Nach Rudolf Pfeiffer entspräche nur die letztere, negative, der solonischen Musenelegie entsprechende Auffassung der Hoffnung dem griechischen Wesen des Begriffs ἐλπίς.[23] Wer von den beiden Figuren Zeus und Achill hätte mit seiner Auffassung vom Wesen der Hoffnung wohl im weiteren Verlauf des Epos Recht behalten?

Die Antwort auf diese Frage lautet wahrscheinlich: Beide – aber in verschiedener Hinsicht. Zeus' Rat an die ob der Selbstaufgabe Achills verzweifelte Thetis, niemals die Hoffnung fahrenzulassen, die selbst Tote noch zum Leben zu erwecken vermag, sollte sich durch die plötzliche Liebe Achills zu Polyxena bestätigen, durch die in dem Peliden völlig unerwarteterweise der Lebenswille wieder aufkeimt.[24] Dagegen sollte sich Achills pessimistischere Einschätzung der Hoffnung als eines Agens, welches Menschen zu jeder Art von Handlungen antreibt und sie somit in die ständige Gefahr des Scheiterns bringt, bestätigen, und zwar durch seinen hoffnungsvollen Versuch, seine Liebe zu Polyxena zu verwirklichen, der ihn in den (inzwischen nicht mehr erhofften) Tod führt.[25] Insofern spricht Achill de facto über sein eigenes Geschick, wenn er den bei Solon vorgegebenen »Wunsch des unbedingten Besitzes« (V. 602) ausweitet: über materielles Eigentum hinaus auf die Frau, »Die ihm göttlich scheinend gefährlichen Jammer ins Haus bringt« (V. 603).

23 *Goethe und der griechische Geist*. In: Rudolf Pfeiffer: *Ausgewählte Schriften. Aufsätze und Vorträge zur griechischen Dichtung und zum Humanismus*. Hrsg. von Winfried Bühler. München 1960, S. 235-255; hier S. 244: »Die ἐλπίς, die Goethe in freiester Weise den vier alten [orphischen] Urworten angefügt hat, ist in frühgriechischer Zeit [wie bei Solon] die trügerische Illusion, eine Lockung in Wirrnis und Gefahr. Als Treiberin, Trösterin, als Überwinderin der Schicksalsschranken, der Moira und der Ananke, als Gewähr innerer Freiheit ist sie ein *goethisches* Urwort, und daß diese völlig unepische Anschauung in die epische *Achilleis* eindringen durfte, zeigt eben wieder, daß die sogenannten antikisierenden Dichtungen nicht weniger goethisch sind als alle anderen«.

24 Vgl. Schadewaldt (Anm. 3), S. 348f.: Die zwei »Hauptlinien« der *Achilleis* sind »das Wissen des Achilleus um seinen Tod und seine Liebe zu Polyxena«; [...] Goethe vielmehr [hat] die beiden Linien im Laufe des Gedichts so miteinander verflochten, daß die Liebeslinie die Todeslinie *retardiert*«. Etwas anders formuliert Reinhardt (Anm. 5), S. 336f.: »der jähe Umschwung [...] aus einem Extrem ins andere: aus dem Jenseits in das Diesseits, aus der Todesweihe in die ›Leidenschaft‹, aus grenzenlosem Aufgehen im Gedanken an den Nachruhm in ein grenzenloses Aufgehen in der ›Liebe‹ und im ›Augenblick‹«.

25 Vgl. Dreisbach (Anm. 2), S. 112: »Die Tragik seines Lebens besteht darin, daß er durch sein eigenes Handeln, indem er sein Schicksal vergißt, sich um so sicherer dem Verhängnis ausliefert«.

GERHARD KAISER (Freiburg i. Br.)

Kann Klassik widerrufen werden? Gerhart Hauptmanns Iphigenie in Hitlers Weltkrieg

Am 15. November 1941, dem 79. Geburtstag Gerhart Hauptmanns, wurde seine Tragödie *Iphigenie in Delphi* am Berliner Staatlichen Schauspielhaus uraufgeführt. Europas Festland war zu dieser Zeit weithin von Hitlers Armeen besetzt. Die deutschen Truppen standen vor Moskau und Leningrad. Im Oktober hatten die Judendeportationen aus dem Reich begonnen. Der Höhepunkt deutscher Macht und damit ihre Fallhöhe war erreicht. Der Feldzug im Osten erstarrte gerade im russischen Winter. Im Dezember erklärte Hitler in rasender Hybris den Vereinigten Staaten den Krieg. In dieser Situation fand an der führenden Bühne der Reichshauptstadt eine Premiere statt, die unter der Intendanz von Gustaf Gründgens und der Regie von Jürgen Fehling die Elite des deutschen Theaters aufbot. Hauptmann galt mit seinen frühen naturalistisch-sozialkritischen Dramen als ein ›Roter‹ und war Repräsentationsfigur schon der Weimarer Republik gewesen. Seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte er laviert, aber bei allem wechselseitigen Misstrauen war Hauptmann, ähnlich wie Gründgens, als kulturelles Aushängeschild für das Regime wichtig. Die führende Militärmacht konnte mit seiner Hilfe als kulturelle Weltmacht glänzen. Das Volk der Dichter und Denker in Waffen, die Großdiktatur, hatte einen zeitgenössischen deutschen Großdramatiker vorzuweisen. Der wiederum legte die Hand schwer auf einen der prominentesten Stoffe der Weltliteratur, speziell der antiken und der deutschen Klassik: den Atriden-Mythos.

Dabei setzte Hauptmann von einer Schlusskatastrophe her ein und fügte allmählich drei in der Handlung vorhergehende Stücke mit der *Iphigenie in Delphi* zu einer Tetralogie zusammen. Auch die Tetralogie als Form kam aus der Antike, umfasste dort aber für gewöhnlich drei Tragödien und ein Satyrspiel. Die *tragische* Tetralogie mit durchlaufender Handlung – da stand wohl, wenn nicht programmatisch, so doch in Hauptmanns alles mit allem verwebender, nach dem Höchsten greifender produktiver Phantasie neben der Antike der so ungemein deutsche *Ring des Nibelungen* von Richard Wagner im Hintergrund. Und endete nicht der *Ring* mit einer *Götterdämmerung*? Hauptmann registrierte das Knistern im historischen Kräftegefüge seismographisch und reagierte auf die Zeiterschütterung mit der Sensibilität, Emotionalität und Phantasie, die seit dem Naturalismus seinen literarischen Rang ausmachten. Als Beute im Triumphzug der Macht mitgeschleppt, murmelte er schon seherisch vom Ende. Im Fazit der Geschichte eines mythischen Geschlechterfluchs, vergleichbar dem Nibelungenfluch, zog er ein düsteres Fazit der Geschichte überhaupt. Aber während Wagners *Götterdämmerung* den Weltuntergang als heroisches Feuerwerk wabern ließ, dem auch Hitlers Untergangsphantasien stilistisch zuneigten, endet Hauptmanns Atriden-Tetralogie in tiefster Zweideutigkeit. Im Ausgang seiner delphischen *Iphigenie* bahnt sich nach unausdenklichen Verbrechen die Entsühnung und Reinigung des gottverfluchten

mykenischen Königtums der Atriden an. Pompöse religiöse Versöhnungsrituale entfalten sich, aber Iphigenie, Artemispriesterin aus gleichem Hause und Inbegriff aller Erlösungshoffnungen, durchkreuzt sie radikal, indem sie während des Erlösungs- und Krönungsfestes einsam und unbeachtet sich und das Kultbild der Göttin durch einen Sprung in den Abgrund zerschmettert. Der Glanz der kultisch-politischen Großkundgebung, die salbungsvolle Priesterrede von Opfertod und Vergötterung sind Talmi. Die Wahrheit ist das Entsetzen.

Die Geschichte überholte den Tragiker Hauptmann. Nachdem das Ziel seiner Atriden-Tetralogie schon mit diesem entstehungszeitlich frühesten, von der Bühnenhandlung her letzten Stück erreicht war, knüpfte er in den Jahren des deutschen Untergangs an den zeitlich vorhergehenden Handlungsknoten des Unheils-Netzes. Zu seinem 81. Geburtstag, am 15. November 1943, während Berlin in Schutt und Asche des totalen Krieges zu versinken begann, wurde die dramatische Exposition des Verhängnisses, *Iphigenie in Aulis*, am Wiener Burgtheater uraufgeführt. »[…] der Wahnsinn herrscht! / Ganz Hellas ist sein fürchterlicher Herd«.[1] Die Doppelbödigkeit und finstere Aktualität solcher Sätze dürfte nur schwer überhörbar gewesen sein. Postum erschienen die Zwischenglieder – *Agamemnons Tod* und *Elektra* – 1948 im zerstörten Berlin auf der Bühne. Heute ist Hauptmanns Atriden-Tetralogie so gut wie vergessen – zu Unrecht. Auch der späte Hauptmann vermochte eine enorme theatralische Präsenz, große Kraft der Figuren- und Situationserfindung und der Sprache zu erreichen, vor der viele kurzlebige Effekte der deutschen Gegenwartsdramatik verblassen müssten. Vor allem aber gibt es wenig so Aufschlussreiches über die Bedeutung der Literatur in der Selbstverständigung menschlicher Gesellschaften wie die weltliterarische Kette der Dramatik, die vom Atriden-Mythos ausgeht. Sie reicht von Aischylos, dem Gründungsvater des europäischen Dramas, bis ins Drama unserer Tage, über Seneca, Racine, Hugo von Hofmannsthal und andere hin zu Jean Paul Sartre und Eugene O'Neill. Gerhart Hauptmann spricht ein Epochenwort in diesen Auseinandersetzungen mit einem Sagenkreis, der schon für das geniale Volk der Griechen modellhaft Grundfragen der menschlichen Existenz und Geschichte thematisierte. Und genau dazu dienen Geschichten: Sie stellen Ereignisse und Konstellationen dar, die stetig zu neuen Anstrengungen des Denkens anreizen, ohne dass sie endgültig zum Ziel führen könnten. Manche dieser unerschöpflichen, weil unauslotbaren Geschichten werden immer wieder im Lauf der Zeiten literarisch aufgegriffen, umgeformt und dabei umgedeutet.

Angesichts von Hauptmanns Atriden-Tetralogie stellt sich nun die Frage, ob, wann und worin solche Neuformungen hinter ältere Gestaltungen zurückfallen können oder, umgekehrt gesagt, ob es klassische Ausprägungen eines Stoffes gibt – nicht im Sinne ›ewiger‹ Gültigkeit, sondern derart, dass die Gunst einer historischen Stunde es erlaubt haben könnte, dichterisch eine Vorstellung vom Menschen mit weiter Zukunftsstrahlung, Fruchtbarkeit und sogar Vorbildlichkeit zu artikulieren. Die Initialzündung für Hauptmanns Tetralogie war ein Lektürefund des Meisters, Goethes Handlungsskizze für eine *Iphigenie in Delphi*; aber dieser löste beim

1 Gerhart Hauptmann: *Iphigenie in Aulis* (III, 1). In: ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Hans-Egon Hass. Bd. 3: *Dramen*. Darmstadt 1965, S. 900.

modernen Dramatiker eine Tiefenbewegung aus, die in der Krise der deutschen Geschichte auf den Widerruf einer weltliterarischen dramatischen Deutungstradition hinauslief. Die Kulmination – das war Goethes *Iphigenie in Tauris*, das tatsächlich von ihm ausgeführte und nicht nur entworfene Atriden-Drama. Und in Goethes *Iphigenie* liegt auch schon im Voraus – wie ich zeigen möchte – der Widerruf von Hauptmanns Widerruf.

Beispielhaft zeigt sich in der Möglichkeit eines solchen vorweggenommenen Widerrufs, dass Literatur nicht einfach im Fluss der Geschichte mitgeschwemmt wird, dass sie als literarische Tradition nicht lediglich Hintergrundgeräusche ins Aktuelle einfließen lässt, dass sie nicht ohne weiteres der Verfügung und dem Urteil der Späteren unterliegt, sondern dass sie ihrerseits die Nachfahren als Verschleuderer und Zerstörer humaner Substanz, als Verirrte und Verarmte zur Rechenschaft fordern kann. Realgeschichtsschreibung erzählt linear von Ereignissen und deren Folgen; Literaturgeschichtsschreibung muss eine Doppelperspektive entwickeln, weil sie von literarischen Fiktionen handelt. Sie stehen zwar auch in einer geschichtlichen Folge und geschichtlichen Abhängigkeiten, sind auch von ihrem Entstehungszusammenhang geprägt und antworten auf ihre Zeit; zugleich aber sind sie als Gebilde in sich abgeschlossen und von der umgebenden Realität abgehoben, denn Poiesis ist nicht Praxis. Und deshalb vermag Dichtung die Zeit in zweifacher Weise zu durchgreifen. Indem fiktionale Gebilde ein Publikum ansprechen, entlassen sie Appelle, ja sogar kritische Infragestellungen aus sich, die bei bedeutenden Werken in die Zukunft reichen und noch ein Publikum der Nachwelt ›angehen‹. Darüber hinaus verhalten sie sich über die Zeiten hinweg nach vorwärts und rückwärts konfrontativ oder korrespondierend zu anderen Dichtungen und deren Antworten auf ihre Zeit. So führen die großen Werke der Literatur ein unendliches Geistergespräch und sind Zeitgenossen vieler Zeiten. Poiesis ist nicht Praxis, aber derart wirkt Poiesis in Praxis hinein.

Wie in der Kain-Abel-Geschichte des Alten Testaments, wie in Wagners *Nibelungen* geht es auch in der Atridensage um die wechselseitige Zerfleischung von Menschen, die doch Brüder sind, in Macht-, Besitz- und Prestigefragen; es geht um sachlich unschlichtbare Konflikte und die Möglichkeit ihrer Versöhnung; es geht um die Verstrickung des Menschen in Vorgegebenheiten von weither und die Chance, aus ihnen heraus ins Freie zu treten, einen Neuanfang zu finden. Im Fall des Atridengeschlechts stellt sich diese Vorgabe dar als göttliche, in der Generationenfolge fortwirkende Verfluchung gewaltiger Menschen und Herrscher, die durch Maßlosigkeit, die Überschätzung menschlicher Möglichkeiten überhaupt, freveln. Es ergibt sich eine Kette der Verfehlung und Vergeltung von Generation zu Generation, deren Endglieder in der griechischen Atriden-Dramatik dargestellt sind, und bereits diese Dramatik verdankt ihren Rang einer Gunst des historischen Augenblicks: Aus chorischen religiösen Kultspielen hervorgewachsen, entsteht das antike Drama in der Blütezeit Athens seit den Perserkriegen, indem einem dem Chor konfrontierten Solisten zwei weitere Einzelfiguren sprechend und agierend zur Seite treten.

Bleibt die religiöse Einbindung dem griechischen Drama als Weihespielcharakter erhalten, so formiert sich beim Zusammentreffen menschlicher und göttlicher Gestalten im theatralischen Spiel ein Geist der streitbaren, aber auch um Auswege und

Ausgleich bemühten Argumentation, die an Gerichts- und Volksversammlungen der Polis erinnert, nur dass in der Tragödie die Streitfragen immer wieder aus dem Rahmen praktischer Lösbarkeit herausfallen, ins Unabsehbare münden und ins Unvordenkliche des Gott-Mensch-Verhältnisses zurückreichen. Als personifizierte Lebensmächte können die dargestellten Götter nicht nur mit den Menschen, sondern auch untereinander in Zwiespalt geraten. Im Dialog nehmen sie den Duktus menschlicher Kommunikation an, so wie umgekehrt von Aischylos über Sophokles bis zu Euripides, also innerhalb von wenig mehr als sechzig Jahren, die Menschen auf der Bühne aus der psychischen Stummheit von Werkzeugen göttlicher Fügung erwachen zu Selbstrechtfertigung, Motivationsäußerung und reaktiver Offenheit. Im Rahmen göttlicher Macht emanzipieren sie sich zu Mitträgern und Mitverantwortern der Weltordnung.

Diese Entwicklung zeigt sich markant an zentralen Punkten der antiken Atriden-Dramatik, wo eine Möglichkeit der Lösung des Geschlechterfluchs, eine Öffnung des Lebenshorizonts der Verstrickten mithin, in den Bereich der Darstellung tritt. 458 vor Christus bringt Aischylos, der erste der griechischen Klassiker, eine Orestie auf die Bühne, die drei Mordfälle im engsten Kreis der Atriden-Familie verknüpft: Weil der König und Feldherr Agamemnon seine Tochter Iphigenie als Menschenopfer der Göttin Artemis dargebracht hat, die das Auslaufen der griechischen Kriegsflotte zum Trojanischen Krieg zunächst verhinderte, ermordet zehn Jahre später seine Ehefrau Klytemnästra gemeinsam mit ihrem Liebhaber Aigisth den siegreichen Heimkehrer und wird dafür von ihrem gemeinsamen Sohn Orest umgebracht. Gattenmord für Kindesmord, Muttermord für Gattenmord also. Aus dem grässlichen Geschehen erwächst ein Götterkonflikt. Denn der Lichtgott Apoll hat den Agamemnon-Sohn zum Rächer des Vatermords ausgesandt und entsühnt ihn vom Muttermord; aber die Erinyen, uralte unterweltlich-erdhafte Rachegöttinnen, verfolgen den Muttermörder unerbittlich weiter. Der Streitfall wird verhandelt vor dem athenischen Gerichtshof, dem Areopag, vor menschlichen Richtern also, aber durch das Eingreifen der Stadtgöttin Athene entschieden, die aus dem Haupt des Zeus entsprungen ist und deshalb der Männerwelt nahesteht. Sie stiftet eine Götterversöhnung zugunsten Orests und zum Ruhm der Athener, die mit Göttern über Götter zu Rat sitzen dürfen. Die Rachegöttinnen dulden Orests Entsühnung und erhalten als versöhnte Eumeniden einen ewigen Kult direkt beim Areopag. Der Widerstreit einer älteren mutterrechtlichen und einer jüngeren vaterrechtlichen Götterordnung und damit der Götterfluch über die Atriden ist gelöst – durch Versöhnung.

412, sechsundvierzig Jahre nach Vollendung der Orestie des Aischylos, nimmt Euripides, der jüngste der großen attischen Tragiker, das Versöhnungsthema der Atridensage wieder auf – in seiner *Iphigenie in Tauris*, gleichfalls dem Endstück einer Trilogie. Er greift dafür auf einen bei Aischylos nicht zum Tragen kommenden Bestand des Mythos zurück. Danach ist bei der Opferung Iphigenies in Aulis durch ihren Vater Agamemnon die Jungfrau nur scheinbar getötet, in Wirklichkeit aber von der Opferempfängerin Artemis als Priesterin an ihr Heiligtum in Tauris auf der heutigen Krim entrückt worden. Wie bei der Abraham-Isaak-Opferungs-Geschichte des Alten Testaments wird ein Tieropfer für das Menschenopfer substituiert – dort ein Schaf, hier eine Hirschkuh, das heilige Tier der Artemis. Das ist ein Nachhall

des alten Kulturschritts vom Menschen- zum Tieropfer und tatsächlich ist es bei Euripides ein Zeichen des taurischen Barbarentums, ein zunächst auch Iphigenie beirrendes Missverständnis des Götterwillens, dass Iphigenie in Tauris als Artemispriesterin hierher verschlagene Fremde, vor allem Griechen, als Todesopfer der Göttin zu weihen hat.

Dem Fortspinnen der Iphigenie-Handlung entspricht bei Euripides eine Fortsetzung der Orest-Handlung, die erst das Zusammentreffen der Geschwister ermöglicht: Beim Areopag-Prozess, der in der aischyleischen Trilogie die Versöhnung bringt, verweigert eine Gruppe der Erinyen die Annahme des Richtspruchs und verfolgt Orest weiter, der am Apollo-Tempel von Delphi bei seinem göttlichen Auftraggeber und Schutzherrn Rettung sucht. Hier wird ihm das Orakel zuteil, er werde endgültig Entsühnung finden, wenn er das Kultbild der Artemis, der Schwester des Apoll, aus Taurien nach Athen entführe. Der Atridenfluch scheint sich fortzusetzen, als demgemäß der von den Erinyen verfolgte Muttermörder in Tauris auftaucht, um das Kultbild der Göttin zu rauben. Denn er wird von den Taurern gefangen genommen und der Priesterin Iphigenie zur kultischen Tötungshandlung übergeben. Der Tochtermord, Gattenmord, Muttermord scheint sich nun im Brudermord durch die Schwester vollenden zu sollen und abermals erscheint Apoll als Knüpfer des Verhängnisses. Doch wiederum greift wie bei Aischylos – und auch bei Euripides zum höheren Ruhm Athens – die Stadtgöttin Athene rettend ein. Sie beendet als *dea ex machina* durch ihren Schiedsspruch den blutigen Kult in Taurien, indem sie selbst die Überführung des Artemisbildes nach Attika verfügt und damit die Rettung der atridischen Geschwister und die Reinigung Orests bewirkt. Hier wie bei Aischylos ist der Geschlechterfluch am Ende durch die Götter aufgehoben, aber der Konflikt wird nicht wie dort zwischen Göttern ausgetragen; die Erinyen können zwar Orest verfolgen, treten aber als Verfolger im Drama nicht auf und erhalten keine Stimme. Bei Euripides ermöglichen Apoll, Artemis und Athene zusammen die menschliche Erfüllung eines Götterauftrags, der das Letzte abverlangt. Der offene Streit zwischen Griechen und Taurern bleibt im menschlichen Bereich und gewinnt dadurch größere Eigenständigkeit. Der Menschenopfer wird nicht mehr gedacht. In Griechenland wird ein hellerer Kult beginnen als in Tauris. Aus dem Mythos vom göttlichen Geschlechterfluch wächst wiederum das Drama einer Kultstiftung, die – als Ende des Menschenopfers – auch Kulturstiftung ist, wie denn die Griechen überhaupt Kulturstiftungssagen liebten.

Soweit Euripides. Mehr als 2000 Jahre später, nach einer langen vorhergehenden Rezeptionsgeschichte des antiken Stoffs, rebarbarisiert Hauptmann diese Antike. Schon sein *Griechischer Frühling* von 1908 nimmt anti-klassische Tendenzen Bachofens, Nietzsches und der Jahrhundertwende auf – man denke an Hofmannsthals *Elektra* in der Richard-Strauß-Vertonung. Hauptmann hebt Verbrechen, Blutschande und Blutrausch als Grundschicht der griechischen Tragödie hervor, entreißt sie dem Mythos, der Stilisierung und der religiösen Dimensionierung und wendet sie ins Hautnahe und Aggressive des aktuellen sozialkritischen Milieudramas – so in den *Ratten* von 1911. Das letzte Wort des alten Hauptmann zur Antike aber entspringt dem hitlerschen Weltkrieg und reagiert auf ihn. Die naturalistische Krassheit und Dumpfheit wird ins klassische Drama rückverpflanzt. In der Menschheitstragödie der Atriden-Tetralogie werden archaisierte Griechen archai-

sierten Göttern ausgeliefert. Während Euripides den Menschenopfer-Kult vor allem den Taurern anlastet, den Druck des griechischen Heeres zur Opferung Iphigenies nur indirekt darstellt und vor allem Agamemnon durchgehend rational, wenngleich wankelmütig, argumentieren lässt, stellt Hauptmann in seiner *Iphigenie in Aulis*, dem Expositionsdrama, mit greller Eindringlichkeit den massenhysterischen Rückfall der Griechen zur religiösen Menschenschlachtung dar, wie er die Stimme der Menschlichkeit und Vernunft überwältigt und zuletzt am tiefsten Agamemnon ergreift. Die Griechen driften mit der Opferung Iphigenies in die Vorzeit zurück. Bei der *Iphigenie in Delphi*, dem Schlussstück, äußert sich die Verdüsterung am stärksten da, wo Hauptmann den von Euripides nicht entfalteten Widerspruch im Handeln der Artemis aufgreift: Indem sie Iphigenie in ihr taurisches Heiligtum entführt, rettet sie ein ihr dargebrachtes Opfer, aber nur, damit ihr später durch dessen Hand viele Opfer fallen. Diese Ambivalenz der Göttin prägt ihre Priesterin Iphigenie bis in ihr rätselhaftes archaisches Lächeln und ihr hieratisch formalisiertes Auftreten. Das Menschenopfer, bei Hauptmanns Griechen Ausfluss eines religiösen Massenwahns, ist bei der taurischen Artemispriesterin Iphigenie kultische Wiederholungshandlung geworden, mit der sie sich identifiziert, und während die euripideische Iphigenie lediglich die Weihung zum Tod vorzunehmen hat, bedeutet das bei Hauptmanns Iphigenie tatsächliche Schlachtung durch die Priesterin. Von Orest und Pylades nach Griechenland heimgeführt, kommt sie nicht aus der Fremde, sondern in die Fremde, ist sie eher entführt als befreit. Ihre Abwesenheit bei der prunkstarren Reinigungs-, Triumph- und Königsfeier, dazu die Kontrapunktik ihres gnadenlosen Selbstmords machen diese Zeremonie zu einem hohlen Staatstheater, das im Zeichen der geschwisterlichen Vereinigung von Apoll und Artemis-Hekate, unter dem Brausen dionysischer Ekstasen, eine Art Totalversöhnung inszeniert.

Bei alledem hütet Iphigenie in dem von Orest und Pylades nach Delphi geraubten Kultbild der Artemis eine finster-fetischhafte Figur. In der griechischen Mythologie gibt es merkwürdige Kontrastbeziehungen innerhalb der Götterwelt, so die der hellen jungfräulichen Artemis zu der Unterweltgöttin Persephonaia und zu Hekate, einer chthonischen Urgottheit mit Schlangen im Haar und dem unreinen Hund als Attribut. Sie reicht in den Grund zurück, wo Gebären und Töten, Heilen und Vergiften aufeinander verweisen. Hauptmann überlagert seine Artemis mit dem Schatten der Hekate so schwer, dass die Umrisse der Göttinnen ineinander verschwimmen, ja, er aktiviert sogar vorklassische religiöse Vorstellungen der Griechen von einer chthonischen Göttin Iphigenaia, die nicht in den olympischen Götterhimmel eingegangen ist, und lässt seine Priesterin Iphigenie in die Aura der Göttin einrücken. Hekate lastet schon über Hauptmanns *Iphigenie in Aulis* durch die Anwesenheit eines rätselhaften, Gestank und Hundegejaule absondernden Totenschiffs, das am Ende die dem Opfer entzogene Iphigenie als priesterliche Repräsentantin der Göttin nach Tauris entführt.

Kurz vor ihrer Selbsttötung in Delphi kommt es zu einer Erkennungsszene zwischen der zurückgeholten Iphigenie und ihrer Schwester, in deren Verlauf auch bei der Priesterin wie durch einen Riss menschlich-psychologische Motivationen aufblitzen – Hass auf die Griechen, die sie verraten haben, Angst wegen der Opferung ihrer Landsleute in Tauris, Furcht vor einem Stimmungsumschwung zu Lasten der überlebenden Atriden. Aber dieses Fenster in ein verzweifeltes Menschenherz

schließt sich wieder. Iphigenie stilisiert sich zu einer Vollendung ihres Priestertums im Selbstopfer, das einverständig den Willen ihrer Göttin zu vollziehen meint. Durch delphisches Orakel in Aulis zum Opfer für Artemis-Hekate ersehen, von ihr zur priesterlichen Menschenschlächterin in Tauris eingeübt, nach dieser grauenvollen Indienstnahme schließlich in Delphi, zum Tod geneigt, als Opfer der Göttin gefallen – das ist die Kreisfigur einer endlosen Fortpflanzung des Götterzorns, der die Lebenden zu Toten auf Urlaub macht. »Ins Frenetische« steigert sich mittlerweile der Volksjubel bei der Lorbeerkrönung des entsühnten Orest – so die Bühnenanweisung. Phrenesie, das griechische Stammwort, heißt Irrsinn. Hauptmanns Formulierungs-Maximalismus erinnert an die NS-Phraseologie für den Taumel der Massenkundgebungen des Dritten Reichs bis zu Goebbels berüchtigter Sportpalastrede von 1943. Er lässt ahnen, dass der Dramatiker mehr als nur der Chronist des Zeitgeists ist; er ist auch dessen Seismograph, dessen Ausschlagsgenauigkeit aus der Tiefe seiner Erschütterbarkeit und damit der Intensität seiner Teilhabe an den Schwingungen des Zeitgeists fließt.

In Hauptmanns *Iphigenie in Delphi* wird nicht nur das klassische griechische Drama in eine blutrünstige Archaik, in eine Ohnmacht menschlichen guten Willens und menschlicher Vernunft zurückgenommen; noch tiefer widerfährt dieser Widerruf der deutschen Klassik in der Gestalt von Goethes *Iphigenie auf Tauris*. Goethe knüpft bei seiner Umdichtung der euripideischen *Iphigenie auf Tauris* gleich Hauptmann bei der Frage an, wie Iphigenie mit ihrer schrecklichen Aufgabe umgeht, Menschen rituell zur Opferung zu führen. Doch wo Euripides die Priesterin widerstrebend ihren Dienst tun lässt, wo Hauptmanns Iphigenie innerlich erfriert, da bildet Goethe Handlung und Motivation charakteristisch um. Seine Iphigenie hat mit dem Antritt ihres Priesteramts in der Fremde die Taurier dazu gebracht, ihre Menschenopfer an Diana-Artemis zu sistieren, und erst als Iphigenie die Werbung von deren König Thoas definitiv zurückweist, verfügt dieser deren Wiedereinführung. Die Griechin hat also bei den Barbaren humanisierend gewirkt und diese haben sich der Stimme der Menschlichkeit zugänglich gezeigt. Illusionistischer Aufklärungsglaube der Klassik, wie man, von Hauptmann her gesehen, meinen könnte? Mitnichten. Die dichterische Größe Goethes liegt darin, dass die bei ihm dargestellte humane Bildungsfähigkeit des Menschen den Konflikt nicht entschärft, sondern im Krisenmoment emotional aufs äußerste auflädt. Die von Iphigenie erreichte Aussetzung des Fremdenopfers führt geradewegs dazu, dass der Widerruf des Königs bei ihrer Eheverweigerung sie mit doppelter Härte trifft, denn die ersten Griechen, die Iphigenie nun opfern soll, sind, wie sich herausstellen wird, ihr Bruder Orest und dessen Freund Pylades. Nicht nur erfährt Orest bei Goethe auf offener Bühne, mit eminenter theatralischer Vergegenwärtigungsmacht also, die letzte Heimsuchung durch die Erynien, eine kathartische Krise zwischen Leben und Tod, Wahnsinn und ›Aufklärung‹. Nicht nur wird die Vorgeschichte der antiken und der neuzeitlichen Atriden-Dramatik, die göttliche Verfinsterung des Tantalidengeschlechts, bei Goethe in einer Erzählung Iphigenies eindringlich und erschütternd vergegenwärtigt; in ihrer tiefsten Not singt sie den Parzen ein Lied zu, dessen Anklage und Verzweiflung im Blick auf die Götter bei Euripides seinesgleichen nicht hat.

Vor allem aber: Mit der Einbeziehung der Taurier, die bei Euripides bloße Handlungsträger bleiben, in den Innenraum des Konflikts gewinnt Iphigenies Seelenqual

eine bei Euripides noch unerschlossene Dimension. Bei ihm verantworten Apoll als Auftraggeber des Kultraubs und Athene als *dea ex machina* mit ihrem Richtspruch das bedenkenlose Vorgehen der Griechen gegen die Taurier. Wenn später Hauptmann Iphigenies Psyche als Ort der Verwüstung durch das Menschenopfer entdeckt, dann geht ihm Goethe mit entgegengesetztem Akzent voraus, indem er Iphigenies Seele zum Kampfplatz einer zerreißenden Entscheidung macht, die sie auf sich nimmt, ohne sich hinter dem Spruch des delphischen Orakels zu verstecken: entweder das Entkommen der gefangenen Griechen unter Orest mit dem Kultbild durch Verrat gegen die Taurier zu ermöglichen und sie dadurch in verzweifelte Barbarei zu stürzen oder aber die Taurier in den griechischen Entführungsplan einzuweihen und damit nicht nur das eigene Leben, sondern auch das ihres Bruders, des letzten männlichen Atriden, und aller anderen Griechen seines Schiffs auf ein aussichtsloses Spiel zu setzen.

Wie bei Hauptmann der Atridenfluch weiterwirkt und den Selbstmord Iphigenies bewirkt, so scheint er auch in dieser fürchterlichen Alternative weiterzuwuchern. Indem Iphigenie bei Goethe in diesem Dilemma den Tauriern die Wahrheit preisgibt, liefert sie sich Folgen aus, die sie nicht in ihrer Hand behalten kann. Aber indem sie sich derart ausliefert, erzielt sie mit einem einsamen Schritt ins Dunkle eine Selbstverantwortung und Selbstbestimmung, eine Freiheit und Autonomie des Menschen, die völlig modern sind. Sie ist so bei Euripides undenkbar, bei Hauptmann hingegen, dessen Figuren von den Situationen geradezu vor sich her geschoben werden, wieder verloren. Und doch steht auch Iphigenie, wie alle Figuren des Dramas bei Goethe, in einem religiösen Bezug und ohne ihre Gebetswendung im entscheidenden Augenblick fehlten ihr Kraft und Legitimation zu ihrem verwegenen und fast selbstmörderischen Schritt. Der Kern ihres rebellischen Gebets und ihrer betenden Rebellion ist nicht einfach die Bitte um Rettung, sondern die Herausforderung der Götter: »Rettet mich, / Und rettet euer Bild in meiner Seele!«[2] In dieser Wendung begreift sie sich, den Menschen, als Träger des Göttlichen in der Welt. Im Menschen stehen die Götter auf dem Spiel. Geht Iphigenie unter, dann ist auch das Göttliche in der Welt verloren, denn der Mensch ist dessen Manifestation.

Die letzte innere Not zwingt und befähigt sie, im Gebetsmonolog eine menschliche Relation zum Göttlichen in Worte zu fassen, die sie von vornherein in ihrem Handeln gelebt hat: Weil nur im Menschen der Gott erscheinen kann, arbeitet sie ihn in sich heraus, erscheint in der Priesterin der Diana die Göttin Diana selber, mit der Macht, die Taurier vorerst vom Opfer abzuwenden, mit der Macht, den von den Erinyen gehetzten Bruder Orest schon vor der delphischen Reinigungshandlung aus seinem Paroxysmus einer Heilung zuzuwenden, mit der Macht schließlich, damit in Orests sich aufhellendem Geist das richtige Verständnis des dunklen Orakels zu ermöglichen, das allseits Frieden und Versöhnung bringen kann. Zunächst wagt sie in der Ausweglosigkeit die Wahrheit wie gegen eine Wand und insofern ist ihr Handeln die radikale Herausforderung des Weltlaufs. Wie sollte denn der taurische König die Griechen mit dem Kultbild der Göttin ziehen lassen können, selbst wenn er es wollte? Die Identität des Volks der Taurier hängt am Kult der Diana wie die der Athener am Kult der Polis-Göttin Athene.

2 Johann Wolfgang Goethe: *Iphigenie auf Tauris*, IV, 5 (WA I, 10, S. 74, V. 1716 f.).

Doch jetzt, die Schwerter schon gezogen, an einem Knoten des Konflikts, den bei Euripides nur noch die Göttin als *dea ex machina* lösen kann, geht Orest, sehfähig geworden durch die Heilungskrise, das Licht auf. Der delphische Spruch besagt bei Goethe: Orest möge als Bedingung für die Entsühnung durch Apoll die Schwester aus Tauris nach Delphi heimholen. Die Schwester – das hieß für Orest bis jetzt: Apolls göttliche Schwester Diana, ihr Kultbild also. Nun plötzlich versteht er neu. Die Schwester, die er heimholen soll, ist nicht das Kultbild der Diana, sondern *seine* Schwester, die Dianapriesterin Iphigenie. Schon als dichterischer Trick wäre das ein großartiger Befreiungsschlag, den bei Euripides nur die Göttin Athene führen kann, ein viel näher liegendes und schlüssigeres Quidproquo auch, als es Racine in seiner *Iphigénie* zur Lösung der Verwicklung eingefallen ist: Bei ihm gibt es eine zweite, tatsächlich vom Orakel gemeinte Iphigenie, eine intrigante Liebende aus dem Geschlecht der Helena, die das delphische Orakel geopfert sehen will und die am Ende als Gescheiterte sich selbst am Altar umbringt. Bei Goethe hingegen ist Orests konfliktlösendes Neuverständnis der Orakelrede von der Heimholung der Schwester nicht nur die Aufklärung einer Verwechslung, sondern der Aufschluss des letzten Wahrheitshorizonts in seinem Drama. Was ein bloßes Missverständnis scheint, ist eine Identifizierung. Im wahren Menschen, und nirgends sonst, wird das Göttliche wahrhaft wirklich. Iphigenie ist die menschgewordene Göttin, als Schwester des Orest Schwester des Apoll. Nur oberflächlich ähnelt dieser Menschwerdung des Göttlichen bei Goethe Hauptmanns magische Repräsentanz der göttlichen Iphigenaia durch die menschliche Iphigenie. Tatsächlich öffnet sich gerade hier am weitesten der Gegensatz: Bei Goethe werden Sterbliche den Göttern gleich, bei Hauptmann regrediert der Mensch durch magische Identifikation zum Simulacrum ›unmenschlicher‹ Götter. Diese Götter und ihr Fluch sind ihm Superzeichen eines endgeschichtlichen, das Ende in den Anfang zurückschlingenden Unheils, das er in der katastrophischen geschichtlichen Lage wittert, die auch ihn zu verschlingen droht.

Wenn Goethe von einer Frau, von Iphigenie, die Lichtspur ausgehen lässt, die zu Orest, von Orest zu Thoas überspringt und menschliches Miteinander erzeugt, das fähig ist, den Bann des durch die Zeiten fortwirkenden Unheils zu brechen, dann äußert sich darin eine Symbolik des Weiblichen, die eine maßgebliche Ausformung der Geschlechterphilosophie der deutschen Klassik ist. Die patriarchalische Ausschließung der Frau von der Praxiswelt des Mannes schlägt um in eine sittliche Maßgeblichkeit der Frau, die im Verborgenen und aus dem Verborgenen geschichtlich wirksam und heilsam ist. Das geschieht, weil ihre Vernunft weder operational noch abstrakt arbeitet, sondern sich situativ vortastet. Es ist die doppelt ausgezirkte Iphigenie – Frau in einer Männerwelt und jungfräuliche Priesterin in einer biologischen Welt des Gebärens und Verschlingens –, die das Dilemma der männlich geprägten Praxissphäre, Hammer oder Amboss zu sein, übersteigt und sich als Kompass erweist. Ihr Priestertum ist Repräsentanz des Göttlichen im Menschen.

Auch Goethe war, wie Hauptmann, Zeitgenosse einer geschichtlichen Wende – der Französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege, der beginnenden industriellen Revolution –, aber das war, bei allen Schrecken, die Geburt eines neuen Zeitalters und: Goethe genoss lange die Gunst, Zuschauer gleichsam in der Loge der Geschichte zu sein. So sind seine deutenden Signale ganz anderer Art als die Hauptmanns. Sie sind nicht impressionistische Auslieferung an einen europäisch

ubiquitären Fundus von Überlieferungen, sondern aktive Transformation der ihn – seine Zeit und seinen Ort – prägenden geistesgeschichtlichen Traditionen. Er hat das im deutschen Kulturraum reformatorisch durchgearbeitete und deshalb stark gegenwärtige Christentum und die Aufklärung in einer tiefen wechselseitigen Infragestellung und Durchdringung erlebt und die streithafte Verschmelzung in seinem eigenen Werk zu einem Höhepunkt geführt. Der Geschlechterfluch der Atriden als Bild der Erbsünde, die Menschwerdung Gottes in Iphigenie als repräsentativem Menschen, der Rückgriff auf Hiobs Gottesanklage in Iphigenies forderndem Gebet an die Götter – auch das sind dichterische Neuformulierungen des Alten aus der Spezifik einer geschichtlichen Stunde. Dabei liegt in der literarischen Rezeption zugleich eine durchgreifende Umformulierung der Aufklärung ebenso wie der theologischen Überlieferung: In Jesus Christus ist nach christlichem Glauben Gott Mensch geworden, um den an seine Sündhaftigkeit verlorenen Menschen zu erlösen. In Iphigenie hat der Mensch *in sich* das Göttliche freigesetzt und erlöst sich darin selbst. Dabei meint Erlösung hier mehr und weniger als gesellschaftlich-politische Freiheit. Weniger, weil in diesem Begriff die Dimension der politischen Freiheit unentfaltet ist; mehr, weil ihm eine Vorstellung von Versöhnung des Menschen mit sich und der Welt innewohnt, deren Pathos auch im politischen Raum bis hin zum *Kommunistischen Manifest* nie verstummt ist und verstummen darf. Auf Hiobs Frage nach Gottes Gerechtigkeit gibt der im göttlichen Namen handelnde Mensch die Antwort. In diesem Geschehen scheint auch das philosophisch formulierte Theodizeeproblem der Aufklärung verwandelt auf, umgesetzt in die Pragmatik des Dramas und in einen Anspruch an den Menschen.[3]

3 Wolfgang Wittkowski (*Goethe. Homo homini lupus – Homo homini deus. Über deutsche Dichtungen* 2. Frankfurt a. M. u. a. 2004; dort das Iphigenie-Kapitel) und andere neuere Interpreten vernachlässigen sowohl den in der griechischen Tragödie vorgegebenen mythischen Bezug auf die antiken Götter als auch die hier und andernorts, etwa in der Prometheus-Hymne, bei Goethe in der Rezeption der Antike stattfindende Auseinandersetzung mit dem Christentum-Judentum. Von der Verfinsterung her, die das Göttliche in beiden Traditionen annehmen kann – die Hiob-Anklage zieht sich schließlich bis zu Christi Gebet des Psalms 22 am Kreuz –, bedarf die Undurchdringlichkeit und Finsternis Gottes, die Iphigenie und die Griechen in einer Gotteskrise erleiden, keiner weiteren Erklärung. Die angeblich bei Goethe in Götterkritik eingekleidete Absolutismuskritik mag allenfalls ein leichter Beiklang sein. Vor allem wird die Iphigeniengestalt Goethes nur von ihrem geistesgeschichtlich-literaturgeschichtlichen Hintergrund her in ihrer aus dem Christentum kommenden und dabei doch das Christentum provozierenden Bedeutung und Funktion verständlich. In der Inkarnation des Göttlichen in Iphigenie offenbart – analog zur Inkarnation Gottes in Christus – das Göttliche ein neues Gesicht. Über den Abgrund hinweg, dass in Christus Gott Mensch wird, bei Iphigenie aber im Menschen das Göttliche erscheint, könnte man die Christusworte Joh 14,9: »Wer mich sieht, der sieht den Vater« zur Erläuterung von Orests neuem Orakelverständnis heranziehen, dass nämlich die »Schwester« nicht das Kultbild der Göttin, sondern Iphigenie meint. Wer Iphigenie sieht, sieht Artemis. Wie schon das alte Israel ging auch die Aufklärung, und somit Goethe, mit dem Theodizeeproblem schwanger. Hier, nicht im Absolutismusproblem, liegt der springende Punkt seiner *Iphigenie*. Das Drama von der Lösung des göttlichen Geschlechterfluchs durch das im Menschen verwirklichte Göttliche ist seine ›Lösung‹ des Theodizeeproblems.

Als bloße Ideengebilde wären solche Denkbilder vielleicht tot, wäre da nicht das dramatische Spiel, aus dem jederzeit diese programmatische Menschlichkeit als lebendige Wirklichkeit aufsteigen kann. Iphigenie hat in die absolute Gottesverfinsterung hinein, aber im Blick auf Thoas als Mitmenschen, das Wagnis der Wahrheit gestellt. Orest hat im Dunkeln die Wahrheit gefunden, auch er in Hingabe an die Situation: in der Herausforderung zum Zweikampf, im Blick in das Auge des anderen, in der Gefühlswahrnehmung, dass Thoas seinesgleichen ist, ein Mensch in seinem Recht und seiner Würde. Nicht auf fertige Wahrheiten läuft das zu, sondern auf dialogische Zielpunkte bis zum Schluss, dem wechselseitigen Lebewohl, in dem viel Schmerz mitschwingt und alles zu Sagende in ein fast Nichts des Sagens versammelt wird.

Behaupte einer, Theodor W. Adorno verallgemeinernd, nach Auschwitz sei ein solches Bild des Menschen nicht mehr möglich, weil nicht mehr tragfähig; aber dann wäre nach Auschwitz auch kein Menschsein mehr möglich. Trotzdem findet es statt. Man könnte sogar den Satz umkehren und sagen: Menschsein war immer unmöglich; trotzdem gibt es den Menschen, und nicht nur als evolutionären biologischen Sachverhalt. Als Rezept freilich taugt Goethes *Iphigenie* so wenig, wie Hauptmanns *Iphigenie* als historisch-soziale Zeitanalyse taugt. Es gibt Dichtung mit hoher analytischer Kraft – etwa der französische und englische Roman des 19. Jahrhunderts –, aber die Bedeutung und Funktion der Dichtung kann nicht in etwas liegen, worin ihr jeder gute Leitartikel überlegen sein mag. Ihre Einzigartigkeit besteht in ihrem Vermögen, die Gesamtheit unserer personalen Kräfte in Anspruch zu nehmen, indem sie Erfahrungen, Sehnsüchte, Entwürfe und Ängste unserer selbst und unserer Welt als Weltbilder imaginativ realisiert. So bringt Hauptmanns Atriden-Tetralogie eine entsetzliche Verzweiflung und Ohnmacht am deutschen Zustand suggestiv zum Ausdruck, aber nicht auf den Begriff. Man sollte diese Dramen spielen, weil alles in ihnen ist, Verzweiflung und Flucht in den Rausch der Verzweiflung, Ohnmacht und Flucht in die Ausrede der Ohnmacht, Götterfinsternis als Flucht vor der Einsicht in die Finsternis eines Systems verbrecherischer Ideologen und ideologisierender Verbrecher, das sich zu Deutschland, Deutschland zur Welt aufbauschte. Es ist alles darin außer dem Appell zur Nüchternheit und zum liebevollen Handeln. Der Pegel dieser Stimmung stieg seinerzeit unaufhaltsam. Das kann und muss nacherlebbar gehalten werden, wenn spätere historische Einsicht und ästhetische Kritik nicht bloße Besserwisserei sein soll. Hauptmanns Atriden-Tetralogie bietet das unvergessliche Schauspiel einer Dramatik, die sich selbstzerstörerisch in die Verzweiflung am historischen Geschehen hineinwühlt, das zuletzt den Dramatiker in seinen Strudel schlingt.

Auch bei Goethes *Iphigenie* liegt der Rang nicht im Zeitanalytischen; er liegt in der appellativen Kraft. Sie fasst sich zusammen im Symbol der Inkarnation des Göttlichen im Menschen, das auf der Grenze steht zwischen Christentum und idealistischer Idee von »der Menschheit Götterbild«,[4] wie Schiller formuliert hat. Auch Goethes *Iphigenie* ist Ausdruck einer historischen Lage, ist dabei spezifisch dramatischer Ausdruck noch aus einem tieferen Grund der literarischen Gattung Drama als Hauptmanns Atriden-Tetralogie. Diese hat ihre stärksten Momente in zeit- und

4 Friedrich Schiller: *Das Ideal und das Leben* (SNA 2.1, S. 396-400; hier S. 397).

handlungssprengenden Ekstasen, wogegen Goethe eine ebenso streithafte wie geduldige argumentative Dialogie ausfaltet. Hauptmann will, sich der Überwältigung ausliefernd, überwältigen. Goethes Weltentwurf der *Iphigenie* führt in eine dramatische Horizontöffnung. Seine Worte erzielen nicht nur und reflektieren Taten, wie im Drama üblich; die wichtigsten Taten sind hier Worte, die wichtigste Handlung des Dramas ist die Deutung eines delphischen Orakels: Der Mensch ist die Bewahrheitung Gottes. Durch diese Deutung ist Hauptmanns Widerruf der Klassik schon widerrufen von dem, was er zu widerrufen unternimmt. Denn Wahrheiten wie diese sind nicht einfach da oder nicht da; sie werden nicht als objektiv gegebene bewiesen; sie entstehen vielmehr dadurch, dass sie vom Menschen wahrgemacht werden, also durch Bewahrheitung, und Bewahrheitungen sind nicht widerrufbar. Das gilt erst recht, wenn sie im Medium der produktiven und evokativen Imagination hervortreten, als Bilder der Dichtung.

GERHARD KAISER (Göttingen)

Entschleunigung im Zeichen Goethes – ›Dichtungs-‹ und ›Lebenswissenschaft‹ in Günther Müllers »Morphologischer Poetik«

Zwischen 1943 und 1944 präsentiert der renommierte Literaturwissenschaftler Günther Müller die Grundzüge seiner vom Gestaltdenken Goethes inspirierten ›morphologischen Poetik‹ einer größeren Fachöffentlichkeit.[1] Bis zum Ende des Nationalsozialismus kann sich seine Poetik jedoch nicht mehr als ein resonanzträchtiges Konzept innerhalb der Literaturwissenschaft etablieren.[2] Auch nach 1945 sind es dann – verbunden vor allem mit dem anschlussfähigen Begriffspaar ›Erzählzeit – Erzählte Zeit‹ – eher die Überlegungen zum Zusammenhang zwischen ›Zeit und Erzählung‹ als deren ›morphologische‹ Einbettung, die die innerfachliche Reputation des bis 1956 in Bonn lehrenden Ordinarius als Vordenker der germanistischen Erzählforschung prägen.[3]

1 Günther Müller: *Goethes Elegie »Die Metamorphose der Pflanzen«. Versuch einer morphologischen Interpretation*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 21 (1943), S. 67-98 (im Folgenden im Fließtext als »GE« mit Seitenangaben zitiert nach dem Wiederabdruck in ders.: *Morphologische Poetik. Gesammelte Aufsätze*. In Verbindung mit Helga Egner hrsg. von Elena Müller. Tübingen ²1974, S. 356-387); ders.: *Morphologische Poetik. Blickpunkt und Umblick*. In: *Hélicon. Revue internationale des problèmes généraux de la littérature* V (1944), S. 1-22 (im Folgenden im Fließtext als »MP« mit Seitenangaben zitiert nach dem Wiederabdruck in ders.: *Morphologische Poetik. Gesammelte Aufsätze*. In Verbindung mit Helga Egner hrsg. von Elena Müller. Tübingen ²1974, S. 225-246); ders.: *Die Gestaltfrage in der Literaturwissenschaft und Goethes Morphologie*. Halle (Saale) 1944 (im Folgenden im Fließtext als »GM« mit Seitenangaben zitiert).

2 Mit der Anfang 1943 selbst beantragten vorzeitigen Versetzung in den Ruhestand, bei der es sich letztlich um eine Zwangspensionierung handelt (siehe dazu unten), muss Müller zudem gerade in der Hauptpublikationsphase seiner morphologischen Arbeiten auf jene ›Verteiler‹-Instanz der Lehre verzichten, die für den ob seines Charismas bei den Studierenden äußerst erfolgreichen Ordinarius von erheblicher Bedeutung ist (zum Lehrerfolg Müllers siehe Andreas Pilger: *Nationalsozialistische Steuerung und die »Irritationen« der Literaturwissenschaft. Günther Müller und Heinz Kindermann als Kontrahenten am Münsterschen Germanistischen Seminar.* In: Holger Dainat, Lutz Danneberg (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Nationalsozialismus*. Tübingen 2003, S. 107-126; hier S. 109 f.).

3 Siehe zur Rezeption der ›morphologischen Poetik‹ nach 1945 Rainer Baasner: *Günther Müllers morphologische Poetik und ihre Rezeption*. In: Wilfried Barner, Christoph König (Hrsg.): *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Frankfurt a. M. 1996, S. 256-267; hier S. 262 ff. Ralf Klausnitzer weist zu Recht darauf hin, dass aus »der kleinen Interpretationsgemeinschaft der in [Müllers] Bonner Oberseminar aufgenommenen Studenten […] eine bedeutende Erzählforschung hervor[ging], die ihre bleibenden Leistungen in Müllers Arbeiten zur ›Bedeutung der Zeit in der Erzählkunst‹

Die Frage, ob Müllers Entwurf einer ›morphologischen Poetik‹ auf breitere Zustimmung gestoßen wäre, hätten sich die historisch-politischen Verhältnisse, vor deren Hintergrund sie entstand, mit dem Zusammenbruch des NS-Regimes 1945 nicht gewandelt, mag ebenso spekulativ wie müßig sein.[4] Weniger spekulativ, wissenschaftshistoriographisch jedoch umso aufschlussreicher ist hingegen der an den programmatischen Texten rekonstruierbare Befund, dass Müllers ›Poetik‹, auch wenn einige ihrer Elemente bereits vor 1933 ihren Platz in seinem Denken haben, durch die Resonanzkonstellation zwischen 1933 und 1945 nachhaltig mitgeprägt wird. Als ein kognitiv anspruchsvolles und zugleich aufmerksamkeitsstrategisch versiertes Amalgam aus dichtungs- *und* lebenswissenschaftlichen Elementen[5] reagiert Müllers zu Beginn der 1940er Jahre präsentierte Konzeption zum einen auf die Tendenzen innerhalb der Disziplin in dieser Phase, indem sie sich mit Nachdruck als Dichtungswissenschaft inszeniert. Zum anderen reagiert Müller mit der lebenswissenschaftlichen Rückbindung dieser »Dichtungslehre«, die er – wie es etwa in einem Brief an die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) vom 2. November 1943

und Eberhard Lämmerts Dissertation *Bauformen des Erzählens* finden sollte« (Ralf Klausnitzer: *Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich*. Paderborn u. a. 1999, S. 229).

4 Fach*öffentliche* positive Würdigungen der Konzeption Müllers finden sich bis 1945 kaum. Im Gegenteil scheint, äußert man sich innerhalb der Disziplin überhaupt, Skepsis zu überwiegen. Emil Staiger etwa bezeichnet Müllers dritte Grundlagenarbeit zwar als »bedeutende Schrift«, die den »Bestrebungen des Trivium so nahe[steht]« (Emil Staiger: *Morphologische Literaturwissenschaft*. In: *Trivium* 2 (1944), S. 223-227; hier S. 223). Er moniert jedoch die Übertragung von aus der Naturbetrachtung gewonnenen goetheschen Begrifflichkeiten auf die Dichtung. Es zeigt sich nach Staiger, »wie verwirrend die aus Goethes Morphologie geschöpften Begriffe werden, wenn man sie so wie Günther Müller umbiegt und für andere Daseinsbereiche verwendet. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht, dass die deutsche Literaturwissenschaft gerade an dem engen Anschluss an Goethes Begriffe krankt, dass zumal der Begriff des Organismus die Köpfe verwirrt und das Urteil getrübt hat« (ebd., S. 226). Gegen den von Müller favorisierten Gestalt-Begriff setzt Staiger deshalb entschieden auf den sein eigenes Konzept bündelnden Begriff des Stils: »Schon der Begriff ›Gestalt‹ ist gefährlich, weil er auf die Anschauung bezogen ist und zunächst auch nur für das mit Augen zu Sehende gilt. Wir sagen lieber wie bisher ›Stil‹ und verstehen darunter jenes ›Wesen‹, das sich ebenso im Rhythmus, in der Syntax wie im Wortschatz und in den Gedanken offenbart« (ebd., S. 227). Der Distinktions- und Überbietungsgestus des Zürcher Ordinarius mag nicht zuletzt daher rühren, dass Müllers Konzeption zumindest in ihren dichtungswissenschaftlichen Bestandteilen dem Entwurf Staigers – wie er ja selbst zu Beginn seiner Rezension einräumt – durchaus sehr nahe steht und somit unmittelbar mit diesem um Aufmerksamkeit konkurriert.

5 Als »dichtungswissenschaftlich« sollen hier jene Konzeptionen von Literaturwissenschaft bezeichnet werden, die sich nachdrücklich auf die Dichtung selbst als genuinen literaturwissenschaftlichen Erkenntnis*gegenstand* berufen. »Lebenswissenschaftliche« Konzeptionen sind solche, denen Dichtung im Zeichen des »Lebens« oder des »Volkes« als *Mittel* zur Erkenntnis literaturüberschreitender Erkenntnisziele dient. Siehe dazu Gerhard Kaiser: *Grenzverwirrungen. Literaturwissenschaft im Nationalsozialismus*. Berlin 2008, S. 51-72. Die Unterscheidung zwischen Texten als Gegenstand oder als Mittel der Erkenntnis übernehme ich von Klaus Weimar: *Literaturwissenschaftliche Konzeption und politisches Engagement. Eine Fallstudie über Emil Ermatinger und Emil Staiger.* In: Dainat, Danneberg (Anm. 2), S. 271-286; hier S. 272.

heißt – »einstweilen als biomorphologisch bezeichnen möchte«[6] und mit der er »zum Ausbau einer organischen deutschen Dichtungslehre beizutragen«[7] verspricht, auch auf den zunehmenden Druck, der von wissenschaftspolitischer Seite auf ihn ausgeübt wird. Dieses im Zeichen ›Goethes‹ sich präsentierende, komplexe Ineinander von fachlichem Eigensinn und außerfachlich motivierten und orientierten Resonanzstrategien möchte der vorliegende Beitrag erhellen. Nach einem kurzen Blick auf den zeitgenössischen, wissenschaftspolitischen Kontext (*I.*) sollen deshalb jene Argumentationsstrategien nachgezeichnet und analysiert werden, mit denen der unter politischen Druck geratene (Ex-)Ordinarius sein Programm einer ›morphologischen Poetik‹ in Umlauf bringt. In diesem Zusammenhang sollen die Funktionsweisen der beiden ebenso zentralen wie voraussetzungsreichen Begriffe von Müllers Poetik – gemeint sind hier der Begriff der ›Dichtung‹ (*II.*) und der bei Goethe entlehnte Begriff der ›Gestalt‹ (*III.*) – sowie die wesentlichen Leistungsangebote einer solchen ›Morphologie‹ aufgezeigt werden. Müllers ›Morphologie‹ erweist sich dabei, so die abschließende These, als ein spezifisch bildungsbürgerliches Programm der Modernekompensation (*IV.*).

I. »Arbeiten auf dem Gebiete der Goethe-Forschung«: wissenschaftspolitischer Kontext

Nicht zuletzt der wissenschaftspolitische Druck führt dazu, dass Müller sein Konzept in einem fünfseitigen »Bericht über den Stand der Arbeiten« gegenüber der DFG legitimieren muss.[8] Bereits 1935 ist Müller die Prüfungsbefugnis entzogen worden, nachdem sich Beschwerden aus nationalsozialistischen Erzieherkreisen, die das katholische Fundament der Lehre und Forschung des charismatischen Gelehrten monieren, verdichtet haben.[9] Zwar lässt es der Münsteraner Ordinarius nach 1933 an Kollusionssignalen in seiner Lehre sowie in seinen Schriften nicht fehlen,[10] die Skepsis innerhalb des wissenschaftspolitischen und erzieherischen Feldes jedoch kann er nicht zerstreuen. Nach wie vor argwöhnt man, dass hier jemand

6 Günther Müller an die DFG, 30.10.1943; Bundesarchiv Koblenz (im Folgenden abgekürzt als BAK), R 73/13278.

7 Günther Müller an die DFG, 9.2.1944; BAK, R 73/13278.

8 »Bericht über den Stand der Arbeiten. (Arbeiten auf dem Gebiete der Goethe-Forschung)« vom 14.2.1944; BAK, R 73/13278.

9 Siehe zu den Vorgängen im Einzelnen und zum Folgenden Andreas Pilger: *Germanistik an der Universität Münster. Von den Anfängen um 1800 bis in die Zeit der frühen Bundesrepublik*. Heidelberg 2004, S. 367-414.

10 So bietet Müller etwa im Sommersemester 1934 erstmals auch ein Seminar zum Thema *Rasse und Stil* an (Pilger [Anm. 9], S. 370). Erste Anpassungssignale sendet Müller ebenfalls bereits 1934 in seinem im *Katholischen Pressedienst für Kultur, Dichtung und Leben* – so der Untertitel der Zeitschrift *Universitas* – veröffentlichten Beitrag *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft* (in: *Universitas* vom 15.11.1934), wenn er die »Geschichtlichkeit aller menschlich irdischen Geistäußerungen« für »gegeben« erklärt: »Damit ist ferner die Bindung aller menschlichen Äußerungen an körperliche Organe gegeben, das heißt zugleich die Umformung, die das Geistige durch die ›Zeitigung‹, die zeiträumliche Aktualisierung mittels der jeweils ganz bestimmten körperlichen Bedingtheiten erfährt. […] Die aufsteigende rassenkundliche Literaturbetrachtung wird auf

»unter nationalsozialistischer Ummäntelung« die Studenten mit seiner »katholische[n] Auffassung der Literaturgeschichte« im »ultramontanen zentrümlichen Geiste«[11] beeinflusse. Anfang der 1940er Jahre spitzt sich dann die Situation für Müller aufgrund fortgesetzter Denunziationen erneut zu. Nachdem der Beschwerdebrief einer Münsteraner Oberlyzeumslehrerin den Kurator der Universität erreicht hat, in dem diese bemängelt, dass die Deutsch-Referendarinnen, »die von der hiesigen Universität« kämen, »häufig eine weltanschauliche Einstellung« aufwiesen, »die vom erzieherischen Standpunkt aus zu schweren Bedenken Anlaß gibt«,[12] fühlt sich der für die Geisteswissenschaften zuständige Referent des Reichserziehungsministeriums (REM), Heinrich Harmjanz, zum Handeln genötigt. Da Harmjanz Müller jedoch als »ausgezeichnete[n] Germanist[en]«[13] schätzt und die Angelegenheit darüber hinaus aufgrund des erheblichen und ungebrochenen innerfachlichen Renommees des Münsteraner Ordinarius ein gewisses Maß an wissenschaftspolitischer Diplomatie erfordert, einigt man sich Ende 1942 auf einen Deal. Müller, der unter einer sich verschlimmernden Herzerkrankung leidet, soll die vorzeitige Versetzung in den Ruhestand beantragen und Münster verlassen. Im Gegenzug erklärt sich das REM bereit, durch Gewährung eines lebenslänglichen DFG-Stipendiums zur »Goetheforschung« die Differenz zwischen Müllers Professoren-Gehalt und seiner zukünftigen Pension[14] auszugleichen. Zudem wird Müller eingeräumt, dass er weiterhin publizieren darf.

Müller selbst hat diese Phase des intensivierten wissenschaftspolitischen Drucks wohl in »eine Art religiöse Krise«[15] gestürzt. Angesichts des Vorwurfs, er würde »die Studenten untragbar katholisieren«, habe er sich – wie er in Briefen an den Dekan der Münsteraner Fakultät sowie an den Philosophen und Mitherausgeber der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* Erich Rothacker 1942 versichert – »auf Grund persönlicher Erfahrung und sachlicher Erkenntnisbemühungen in qualvollen Jahren nicht nur von allem Kirchentum, sondern auch von allem konfessionellen Christentum abgewandt«.[16] Man wird kaum rekonstruieren können, wieviel an strategischer Schutzbehauptung in

eine Verbindung der typologischen und der historischen Fragestellung hinauskommen müssen«. An der Bedeutung der religiösen Voraussetzungen für literaturwissenschaftliche Konzeptionen lässt Müller hier allerdings noch keinerlei Zweifel.

11 So ein Bericht des stellvertretenden Gauleiters Westfalen-Nord an die Parteikanzlei; hier zit. nach Pilger (Anm. 9), S. 394.

12 Zit. nach Pilger (Anm. 9), S. 393.

13 Ebd.

14 In einem Schreiben der DFG vom 12. Oktober 1943 an Müller heißt es: »Sehr geehrter Herr Professor! Die Deutsche Forschungsgemeinschaft stellt Ihnen für Ihre Arbeiten auf dem Gebiete der Goetheforschung eine Forschungsbeihilfe in Höhe von monatlich RM 300.- (Dreihundert Reichsmark) für die Zeit vom 1. April 1943 bis zum 31. März 1944 unter dem Vorbehalt jederzeitigen Widerrufs zur Verfügung. […] Ueber eine Verlängerung über den 1. April hinaus wird die Forschungsgemeinschaft auf Grund eines bis zum 1. März einzureichenden eingehenden Berichtes über den Stand Ihrer Arbeiten Beschluss fassen« (BAK, R 73/13278). Nach Müllers am 9. Februar 1944 verfasstem Bericht ist die Beihilfe bis zum 31. März 1945 verlängert worden (BAK, R 73/13278).

15 Pilger (Anm. 9), S. 398.

16 Zit. nach Pilger (Anm. 9), S. 398.

diesem Bekenntnis steckt. Ablesbar an den zwischen 1943 und 1944 publizierten Texten ist jedoch ein nachhaltiger semantischer Umbau jener konfessionellen Konzeption von Literaturwissenschaft, die seine Schriften bis zum Ende der 30er Jahre noch bestimmt.[17] Als Resultat seiner – allerdings seit längerem vorbereiteten – »morphologischen Wendung«[18] präsentiert Müller das avancierte Konzept einer ›morphologischen‹ Literaturwissenschaft, die Elemente der Dichtungswissenschaft mit solchen der Lebenswissenschaft zu verbinden versucht.

II. Voraus-Setzungen 1: »Dichtung«

Es mag zunächst verwundern, dass innerhalb eines programmatischen Entwurfs, den sein Autor gegenüber seinen Geldgebern von der DFG legitimiert als »ein im Grunde biologisches Verstehen des schöpferischen Menschen und seiner Werke«,[19] dem Scharnierbegriff der Dichtung überhaupt noch eine gewichtige Funktion zukommt.[20] Und dennoch ist die – im Rahmen von Müllers Arbeiten übrigens nicht ganz neue[21] – Auffassung, dass die Dichtung selbst der genuine Erkenntnis*gegenstand* der Literaturwissenschaft sei, eine der beiden zentralen und expliziten Voraus-Setzungen auch der ›morphologischen Poetik‹. »Ein Gedicht«, so heißt es etwa einleitend in Müllers Beitrag *Goethes Elegie »Die Metamorphose der Pflanzen«*, »muß in seinem eigentümlich Dichterischen aufgenommen und ergründet werden« (GE, 356). Die Dichtung, so Müller den romantischen Topos von der Unerschöpflichkeit und Überlegenheit der Literatur in seinem zweiten Beitrag aufgreifend, »vermag das sonst Unfaßliche der Welt bis zu einem gewissen Grad zu

17 Zum ›semantischen Umbau‹ siehe Georg Bollenbeck, Clemens Knobloch (Hrsg.): *Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945*. Heidelberg 2001.

18 So Müller selbst seinen semantischen Umbau in einem Brief vom 24. Dezember 1942 an Rothacker charakterisierend (zit. nach Pilger [Anm. 9], S. 400). Freilich kursiert der Begriff der ›Morphologie‹ auch in literaturwissenschaftlichen Zusammenhängen schon länger. Bereits André Jolles charakterisiert im Rekurs auf Goethe sein Verfahren der »Formbestimmung, Gestaltdeutung«, das er in seiner einflussreichen Schrift über *Einfache Formen. Legende/Sage/Mythe/Rätsel/Spruch/Kasus/Memorabile/Märchen/Witz* ([1930], Darmstadt ²1958, S. 6f.) anwendet, als »morphologisch«.

19 Günther Müller an die DFG (Bericht über den Stand der Arbeiten), 9.2.1944 (BAK, R 73/13278). Hier betont Müller noch einmal ausdrücklich, dass es notwendig gewesen sei, »eine gewisse Vertrautheit mit den Grundlagen der heutigen Biologie zu erwerben«.

20 Als Scharnierbegriffe sollen hier solche Begriffe verstanden werden, die, wie etwa die Begriffe ›Dichtung‹, ›Volk‹ oder ›Leben‹, »als ›Boten‹ oder ›Fähren‹ zwischen fachlicher und öffentlicher Kommunikation dienen können, weil sie in beiden Feldern für zirkulationsfähige Inhalte stehen« (Clemens Knobloch: *Über die Schulung des fachgeschichtlichen Blickes: Methodenprobleme bei der Analyse des »semantischen Umbaus« in Sprach- und Literaturwissenschaft*. In: Bollenbeck, Knobloch [Anm. 17], S. 203-235; hier S. 209).

21 Bereits in seiner 1922 erschienenen Dissertation *Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Magie und Mystik in romantischer und klassischer Prägung* (Göttingen 1922) insistiert Müller, dass es Aufgabe des Literaturwissenschaftlers sei, nicht nur die umfassenderen ideengeschichtlichen Kontexte zu rekonstruieren, sondern auch das einzelne »Werk als selbständige Wirklichkeit, als eigenen Mikrokosmos« (S. 3) zu fokussieren.

sagen« (MP, 230). Sie mache den »eigensten Gegenstand der Literaturwissenschaft aus« (MP, 226), sei sie doch »nicht in erster Linie Vortrag theoretischer Einsichten oder Ausdruck seelischer Vorgänge oder Mitteilung dinglicher Beziehungen oder Ereignisse, sondern Gestalt von sozusagen eigenen Graden und Gnaden« (MP, 245).[22] Die ihre Eigenständigkeit sowie ihren Eigenwert begründende ontologische Differenz komme der Dichtung aufgrund ihrer Nicht-Referentialität und gleichsam interesselosen Selbstzweckhaftigkeit zu:

> Im Sprachgefüge ist durchweg ein Bedeutungsgefüge entworfen. Das außerdichterische Sprechen ist nun so geartet, daß die Bedeutungen unmittelbar über sich hinausweisen auf Dinge und Taten eines Hier und Nun. Wer Blumen zu kaufen oder einen Gegner zur Rechenschaft zu ziehen verlangt, wer von einem Geschehnis Bericht gibt oder einen Reiseplan entwirft, bildet Satz- und Bedeutungsgefüge. Aber er bildet sie nicht um der Gefüge willen, sondern mittels dieser Gefüge greift er in die Welt des Bedeuteten hinein, greift er nach Dingen und ruft Begebenheiten zwischen Dingen hervor. In der Dichtung dagegen reicht keine Hand aus den Bedeutungen in die Dingwelt hinein. Die Dichtung west nicht im Nun und Hier, sondern durch die Sprache im Hier und Nun verwurzelt wächst sie in einer Zeit- und Ortlosigkeit, die wir vorläufig nur als das [sic] eigentümlich dichterische Daseinsbereich angeben. (MP, 228 f.)

Es ist offensichtlich, dass sich Müller mit dieser Ontologisierung der Dichtung in jenen innerhalb der Literaturwissenschaft seit den späten 1930er Jahren stärker werdenden Diskurs einschreibt, in dem aus der zuvor gesetzten Eigenständigkeit der Dichtung die praktische Handlungsmaxime der »Interpretation« folgt.[23] Nicht zuletzt der Umstand allerdings, dass Müller ernsthaft bestrebt ist, diese Setzung reflexiv einzuholen, markiert die kognitive Differenz, die seine Konzeption auszeichnet gegenüber den Redeweisen vieler jener Akteure, die an diesem tendenziell sich verstärkenden Dichtungs-Diskurs partizipieren.

Mit Nachdruck innerfachlich adressiert, bezieht sich aber auch Müller in seiner dritten Grundlagenschrift auf die »zunehmende Pflege«, die die »Einzelinterpretation von Dichtungen […] in der fachlichen Forschung« findet, und auf die »neue Bereitschaft zur Interpretation von Dichtung als Dichtung« (GM, 8) als einen zentralen Ermöglichungszusammenhang seiner eigenen, morphologischen Konzeption.[24] So ist es auch strategisch folgerichtig, wenn er als eine zentrale Bedingung der morphologischen Dichtungsbetrachtung jene »Bereitschaft zu ganz ruhiger, versuchsfreudiger Einzelinterpretation« (GM, 66) einfordert, die er selbst in seiner Goethe-Interpretation bereits vorexerziert hat. Aus der »Zeit- und Ortlosigkeit«

22 Diesen Gedanken der dichterischen Begriffstranszendenz exemplifiziert Müller bereits zwei Jahre zuvor in seiner Interpretation von Goethes Gedicht *Schillers Reliquien* (siehe Günther Müller: *Goethe: »Schillers Reliquien«*. In: Heinz Otto Burger [Hrsg.]: *Gedicht und Gedanke. Auslegungen deutscher Gedichte*. Halle/Saale 1942, S. 140-151; hier vor allem S. 147).

23 Siehe dazu Kaiser (Anm. 5), S. 51-72, 655-669.

24 Es folgen Verbeugungen vor den »einschlägige[n] Bemühungen« (GM, 8) um Interpretation bei anderen zeitgenössischen Literaturwissenschaftlern wie Hermann Pongs, Paul Böckmann, Clemens Lugowski, Kurt May, Max Kommerell und Emil Staiger.

des dichterischen Sprachgefüges folgt für den (interpretierenden) Rezipienten gleichsam als Entschleunigungs-Imperativ und -Angebot die Forderung nach einem objektadäquaten »stille[n], beharrliche[n] Vertiefen« (GM, 66) in den Gegenstand.[25]

Allerdings lässt es Müller dabei nicht bewenden. Ihre spezifische Kontur erhält seine ›morphologische Poetik‹ ja erst dadurch, dass er die hier skizzierte dichtungswissenschaftliche Konzeptionskomponente wiederum mit einer lebenswissenschaftlich ausgerichteten Komponente unterfüttert. Als semantisches Verbindungsstück innerhalb seiner Theoriearchitektur fungiert dabei der zweite zentrale Scharnierbegriff seiner Programmatik, der aus Goethes Morphologie importierte Begriff der ›Gestalt‹.

III. Voraus-Setzungen 2: »Gestalt«

Mit dem Gestalt-Begriff versucht Müller jene »Grundfrage« zu beantworten, die er bereits 1939 eingangs seines Beitrags *Über die Seinsweise von Dichtung* aufgeworfen hat: »Auf welche Weise Dichtung Dasein hat, wie Dichtung existiert, das ist eine literaturwissenschaftliche Grundfrage; literaturwissenschaftlich im engsten Sinn, weil hier nicht nach Inhalten, Werten, geschichtlichen Zusammenhängen, Stilen gefragt wird, sondern nach der Seinsart von ›Literatur‹«.[26]

Die Frage, »[a]uf welche Weise Dichtung Dasein hat«, scheint aber nunmehr für Müller – jenseits der vielbemühten Tautologie »als Dichtung« – eine Antwort gefunden zu haben: die Erkenntnis der »Dichtung als Dichtung« (GM, 10), die zu den »Hauptaufgaben der Literaturwissenschaft gehört« (ebd.), bedeutet die Erkenntnis der Dichtung »als Gestalt« (ebd.). »Das also«, so versichert Müller,

> wäre die eigene Geisteswendung, die eine neue Ansicht des bekannten literaturwissenschaftlichen Gegenstandes gäbe und damit eine neue Methode forderte und die Aufstellung einer Dichtungsmorphologie wünschenswert machte: die Auffassung der Dichtungen als erstlich und letztlich gestalthafter Erscheinungen oder Gegebenheiten, die Auffassung der dichterischen Gestalten oder Formen als Ausgestaltungen und Bekundungen einer hervorbringenden und bildenden Kraft, in der wiederum sich dasselbe ewig Lebendige dartut, das uns in der Bildung und Umbildung organischer Naturen entgegentritt. (GM, 16)

Um eine »Geisteswendung«, zumindest aber um einen zentralen semantischen Umbau innerhalb der müllerschen Konzeption des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs handelt es sich hier in der Tat. Sicherlich, auch vor der ›morphologischen Wende‹ finden sich Versuche des Münsteraner Ordinarius, jenes thomistische Modell einer gradualistischen, stufenförmig aufgebauten und schließlich im

25 Zur didaktischen Handlungsanweisung gerinnt dieses Entschleunigungsangebot, das die Aufwertung der Einzelinterpretation einschließt, bisweilen in Müllers Auslegung von Goethes *Metamorphose*. So etwa, wenn es heißt: »Nicht ohne weiteres läßt sich der Ton finden, in dem das Gedicht gelesen werden will. Es wird gut sein, zunächst einmal die Verse ganz einfach aufzunehmen und dabei die bisherigen allgemeineren Überlegungen einigermaßen im Bewußtsein zu halten« (GE, 364).

26 Günther Müller: *Über die Seinsweise von Dichtung*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 17 (1939), S. 137-152; hier S. 137.

geistigen Sein und in Gott gipfelnden Seinsordnung, das seine Dichtungsauffassung nach seiner Konversion zum Katholizismus vor allem in den 20er Jahren prägt,[27] anschlussfähiger zu machen. Allerdings können weder die letztlich ornamental bleibende Integration von Elementen des Rasse-Diskurses noch die Berufung auf die »politische Gemeinschaft« von »Führer und Volk«[28] darüber hinwegtäuschen, »daß letztlich nicht der Nationalsozialismus, sondern weiterhin der Katholizismus der wirkliche Stützpfeiler im Denken Müllers war«.[29]

Erst die durch den politischen Anpassungsdruck und den völkischen ›Materialismus‹ innerhalb des nationalsozialistischen Weltanschauungskonglomerats sicherlich mitbedingte Wende zu jenem biologistischen Monismus, der der ›morphologischen Poetik‹ ihr spezifisches Gepräge gibt, stellt einen Bruch mit Müllers bisherigen Auffassungen dar.[30] Nunmehr rückt an die Stelle der bisherigen Hochwert- und Kontingenzbewältigungsinstanz ›Gott‹, auf die bei Müller als ordnungsstiftendes Moment selbst noch die Deutung jener Dichtungen ausgerichtet war, die von seiner Abwesenheit erzählen, dezidiert und ausnahmslos die ›Natur‹. Die »ästhetische Wirklichkeit«, so lautet jetzt das monistische Credo, sei »als eine der Erscheinungsformen des Lebens zu begreifen« (GM, 9).

Durch die Einführung des zweiten Scharnierbegriffs, mit dem er gleichsam eine Brücke von der Dichtungs- zur Lebenswissenschaft zu schlagen bestrebt ist, ergibt sich für Müller zunächst ein erhebliches logisches und resonanzstrategisches Problem. Hat er zunächst scheinbar sowohl auf programmatischer Ebene als auch in seiner interpretatorischen Praxis für eine ›reine‹ Dichtungswissenschaft optiert, so droht die Dichtung mit der Einführung des lebenswissenschaftlich imprägnierten Gestalt-Begriffes doch wieder vom Gegenstand zum bloßen Mittel der Erkenntnis – nämlich der zeitenüberdauernd wirksamen Produktivgesetze der Natur – degradiert zu werden. Müller hat diesen möglichen Vorwurf einer konzeptionellen Inkonsistenz durchaus vorausgesehen. »Wollte sich aber hier der Einwand erheben«, so räumt der Literaturmorphologe in seiner dritten Grundlagenschrift ein,

> daß mit dieser Geisteswendung [zur Gestalt; G.K.] denn doch wieder die leibhaftige Dichtung zu einem bloßen Hilfsmittel verflüchtigt würde, um etwas völlig Anderes gewahr zu werden, nämlich das gesetzliche Walten der ewigen Naturkräfte, so wäre zu erwidern: Allerdings liegt dies Walten in der Blickrichtung einer literaturwissenschaftlichen Morphologie. Aber es ist schwerlich eine Entwertung des Dichtwerks, wenn man ihm zumutet, den Blick zu solchen Wirklichkeiten führen zu können. Und es ist ein völliges Mißverständnis der

27 Zum Konzept einer katholischen Literaturwissenschaft siehe etwa Günther Müller: *Katholische Literaturwissenschaft?* In: *Jb. des Verbandes der Renaissance-Gesellschaften* 7 (1928/29), S. 52-58. Zu Müllers Konversion im Jahre 1920 siehe Pilger (Anm. 9), S. 136.

28 Günther Müller, Helene Kromer: *Der deutsche Mensch und die Fortuna.* In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 12 (1934), S. 329-351; hier S. 350.

29 Pilger (Anm. 9), S. 373.

30 Zum strukturellen Rest-Katholizismus auch innerhalb der morphologischen Poetik siehe jedoch unten.

> Goetheschen Auffassung, anzunehmen, daß die Dichtung zu einem leeren Schema, einem Hilfsgerät würde, wenn der Blick wirklich jenes Ziel anstrebt oder erreicht. Das ist ja gerade das Entscheidende der morphologischen Betrachtungsweise, daß sie die Gestalten nicht in Formeln verwandelt, die als das Eigentliche hinter oder unter den Erscheinungen ständen, daß sie vielmehr gerade und nur in den gestalthaften Erscheinungen selbst das Walten der ewigen Kräfte, das Erscheinen des Lebendigen sucht und in seiner Gesetzhaftigkeit zu durchdringen trachtet. Wohl besteht auch hier die von Goethe entdeckte Polarität des Lebens, und zwar hier in der Form eines unlöslichen Bezuges von Gesetz und Erscheinung. Aber die Erscheinung ist nicht etwas Unwesentliches im Vergleich mit den Kräften, die in ihr erscheinen. Die einzelne Dichtung wird also durch die morphologische Betrachtung nicht entwertet, sondern vielmehr überhaupt erst in ihrer ganzen lebendigen Fülle gewürdigt, im Sinn der [goetheschen; G. K.] Forderung: »Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre.« (GM, 16 f.)

Dichtung, so wird man Müller verstehen dürfen, *ist* – als Gestalt – Leben und deshalb gilt ihm eine morphologische Dichtungswissenschaft immer auch schon als Lebenswissenschaft. Indem Müller im Rückgriff auf Goethes umfassenden Natur-Begriff die Voraus-Setzung trifft, »daß die Kunst, also auch die Dichtung, nicht gegenüber der organischen Natur etwas Fremdartiges ist, sondern daß auch sie im Vollsinn ›Natur‹ ist; eine andere, eine zweite Natur« (GM, 15), verlegt er also das Leben *in* die Dichtung. Das verdoppelte Leistungsangebot dieses Konzeptes ist offensichtlich: Dadurch, dass die ›morphologische Poetik‹ die im Zeichen des ›Lebens‹ seit Jahrzehnten geforderte Re-Vitalisierung der Literaturwissenschaft gleichsam auf die Ebene des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches selbst überträgt, erlaubt sie die Konzeption einer lebenswissenschaftlichen Dichtungswissenschaft (oder, je nach Fokus, einer dichtungswissenschaftlichen Lebenswissenschaft), die nach dem Leben *in* und nicht *außerhalb* der Texte zu fragen berechtigt ist und die so, über die Abgrenzung und Aufwertung ihres Gegenstandsbereiches, weiterhin ihrer Autonomie versichert bleibt. Als ›morphologische Poetik‹, so wird man dieses Angebot zuspitzen können, dürfte Dichtungswissenschaft einerseits sie selbst bleiben und trotzdem zugleich das *surplus* einer über den Gestalt-Begriff inszenierten Lebensbezogenheit für sich verbuchen.

Dementsprechend verortet Müller seine Konzeption einer literaturwissenschaftlichen Gestaltforschung innerhalb jenes »neue[n] Aufbruch[s] biologischen Denkens auch in den Geisteswissenschaften«, der »in den Literaturwissenschaften die Forderung rege gemacht [habe], die Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu schließen« (GM, 7 f.). Die literaturwissenschaftliche Gestaltforschung, so versichert Müller, »wird […] auf einem begrenzten literaturwissenschaftlichen Gebiet hinter die Aufspaltung von Geistes- und Naturwissenschaften und von vielen anderen dogmatischen Fixierungen zurückfinden […] zu der Einheit des immerfort zeugenden und zerstörenden Lebens« (GM, 9).

Dabei ist zu bedenken, dass Müller auch mit dem Gestalt-Begriff keineswegs Neuland betritt, reiht er sich doch mit der auf diesem Begriff basierenden, lebenswissenschaftlichen Komponente seiner Programmatik ein in einen seit dem Beginn

des 20. Jahrhunderts wirksamen, nach 1920 vor allem in der neuen Leitdisziplin der Biologie intensivierten, letztlich aber interdisziplinären Diskurs. Im Rahmen dieses naturphilosophisch imprägnierten Diskurses zirkuliert der Gestalt-Begriff als Chiffre eines Wissenschaftsverständnisses, das angesichts eines durch die fortschreitende Differenzierung und den Komplexitätszuwachs bedingten »Verlust[s] von *Anschaulichkeit* und *Integrationsfähigkeit*«[31] (natur-)wissenschaftlicher Erklärungs- und Darstellungsverfahren auf ›Ganzheitlichkeit‹ und ›Organizität‹ setzt.

Erscheint dieser Gestalt-Diskurs, von naturwissenschaftlicher Seite aus gesehen, wie eine mit Weltanschauungs-Appeal ausgestattete, philosophische ›Aufrüstung‹ der eigenen, vornehmlich durch Mathematisierung und Logifizierung geprägten Kommunikationsstrukturen, so ist, von literaturwissenschaftlicher Seite aus gesehen, in gewisser Weise das Gegenteil der Fall. Hier ist es gerade auch die naturwissenschaftlich-biologische Aura des Gestalt-Begriffes, die ihn zumindest Müller als anschlussfähige Chiffre für die mögliche Verwissenschaftlichung seiner nicht zuletzt durch die Konkurrenz zu den Naturwissenschaften unter erheblichem Legitimations- und Innovationsdruck stehenden Disziplin erscheinen lässt. Dass für den zudem noch unter erheblichem wissenschaftspolitischen Legitimationsdruck stehenden Müller die politischen Aufmerksamkeitseffekte, die sich über eine solche Biologisierung der eigenen Redeweisen inszenieren lassen, attraktiv gewesen sein mögen, wird man sicherlich nicht ausschließen können. Offensichtlich ist es jedenfalls, dass dem Gestalt-Begriff innerhalb seiner Programmatik nicht zuletzt die Funktion zukommt, den Gegenstandsbereich sowie die Arbeitsmethoden der eigenen Disziplin zu empirisieren. Denn wenn die Dichtung »Sprachwirklichkeit und Naturwirklichkeit« (MP, 242) und als solche »im Vollsinn ›Natur‹« (GM, 15) ist, dann hat die morphologische Dichtungswissenschaft »anschauliche Erkenntnis« (GM, 18) durch »eine möglichst große Zahl von Einzelbeobachtungen« (GM, 46) zu gewinnen, was sie – ganz in den Spuren Goethes – »nur am Gegenstand selbst, nicht in freier Begriffskoppelung« (GM, 46) kann. Sowohl der Gegenstand literaturwissenschaftlicher Erkenntnis als auch die Methoden der Erkenntnisgewinnung zeitigen innerhalb von Müllers Programmatik eine im Sinne dieser Empirisierung konsequente ›Verleiblichung‹ der Semantik. Durch den Gestalt-Begriff werde

> der Formbegriff aus seiner Beschränkung auf den äußeren Umriß befreit. Er bezieht sich sowohl auf diesen als auf die innere Organisation, Gliederung und Auswirkung der Kräfte, und er versteht den Umriß gewissermaßen als die Oberfläche einer leibhaftigen Erscheinung. Das eigentümlich Dichterische würden wir somit als Form, als Gestalt auffassen in dem Sinn, in dem Gestalt besagt den »Komplex des Daseins eines wirklichen Wesens« [Goethe; G.K.]. (GE, 357f.)

31 Klausnitzer (Anm. 3), S. 420; siehe S. 420-459 zur Rekonstruktion der interdisziplinären Zirkulationsgeschichte des Begriffs vor und nach 1933. Müllers dritte Grundlagenschrift erscheint in der *Die Gestalt. Abhandlungen zu einer allgemeinen Morphologie* betitelten Schriftenreihe, die, herausgegeben von dem Kunsthistoriker Wilhelm Pinder, dem Botaniker Wilhelm Troll und dem Chemiker Karl Lothar Wolf, die Ergebnisse des seit 1942 regelmäßig stattfindenden Hallenser »Gestalt-Kolloquiums« dokumentiert. Müllers Abhandlung geht, wie er einleitend erwähnt, auf einen Vortrag im Rahmen dieses Kolloquiums zurück.

Die Einzelheiten eines Gedichtes werden dann für Müller zu »Fasern und Adern einer sprachgetragenen Leibhaftigkeit im Gesamtgefüge des Werdens« (GM, 374), vom »organische[n] Glied« (GE, 367) – statt von Strophe – ist die Rede, eine Wortfügung »wächst« als »Organ« in »das zweite [Glied] hinüber« (ebd.) und »auch die einzelnen Wörter« müssen »in ihrer farbigen Leibhaftigkeit« (GE, 376) aufgenommen werden. Einzelne Dichtungen wiederum verwirklichen sich »in einem Werden, das bei aller Verschiedenheit mit dem Wachsen einer Pflanze verglichen werden kann und das sich durch Metamorphosen vollzieht« (MP, 235). Die potentiell überschüssige Bedeutungskonstitution eines Gedichtes ist demzufolge das Resultat eines dichtungsspezifischen Wachstumsprozesses, der sich bei Müller wie die organologisierte Variante des hermeneutischen Zirkels liest:

> Das Nacheinander der Worte und Sätze bringt kein bloßes Hinzufügen von Begriffen, sondern wirkt im Ineinanderfügen von Bedeutungen ein außerhalb der Sätze stattfindendes Werden erscheinender Einheiten. Ein Teil wirkt auf alle, alle wirken auf jeden, und in diesem ausgewogenen Wechselspiel der Kräfte wächst von Metamorphose zu Metamorphose eine Gestalt heran. Sie ist nicht erst am Ende des Werks, sondern schon im Vollzug der ersten Metamorphose Gestalt, wie die Pflanze, das Tier in jedem Wachstumsstand Gestalt ist. (MP, 237)

Dieser Verleiblichung des literarischen Textes korrespondiert jene des Rezeptionsaktes, ist doch die Erkenntnis der jeweiligen ›leiblichen‹ Beschaffenheit eines dichterischen »Gebildes« nicht lediglich das Resultat eines kognitiven Aktes, sondern eine Einsicht, die sich erst »dem Ohr, dem Auge und dem verstehenden Sinn« (GE, 367) erschließt. Die »Sinnenhaftigkeit und Leibhaftigkeit« (MP, 228) der Dichtung, daran lässt Müller keinen Zweifel, erfordert den Einsatz ihres Interpreten als eines ›ganzen‹ Menschen, d.h. als Verstandes- *und* Sinnenwesen.[32] Erst unter der synästhetischen Hinwendung des Morphologen kann das Wort offenbaren, dass es im Gefüge der Dichtung, wenn auch nicht ›Fleisch‹, so doch zumindest Leib geworden ist. Denn

> dann sind das alles nicht mehr Wörter, wie sie im Wörterbuch stehen, sondern dichterische Verkörperungen einer liebenden Begegnung und Verbindung, die sich aus dem tiefsten Lebensgeheimnis erwachsen weiß und bereit ist, die »heilige Liebe« in der persönlichen Verwirklichung als eine Manifestation der ewigen Kräfte zu leben, deren geheimes Gesetz in der Betrachtung der Pflanzenmetamorphose sichtbar geworden ist. (GE, 383)

32 Dass Müllers Auffassung einer synästhetischen Interpretation ihre ideengeschichtlichen Wurzeln in der Ästhetik der Weimarer Klassik und ihrer Forderung nach dem ›ganzen Menschen‹ hat, liegt auf der Hand. Nicht nur Goethe entwirft ein solches Programm – etwa in den berühmten Versen der sechsten der *Römischen Elegien*, in denen es u.a. heißt: »ich denk und vergleiche, / Sehe mit fühlendem Aug, fühle mit sehender Hand« (FA I, 1, S. 89) –, sondern auch Schiller schreibt ja, z.B. in seiner Rezension *Über Bürgers Gedichte* (1791), der Literatur die Aufgabe zu, der »Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte« entgegenzuwirken, um das moderne Individuum zu einer ursprünglichen Einheit zurückzuführen (SNA 22, S. 245).

Eine Art Rest-Katholizismus, der seine teilweise gewandelten Denkstrukturen weiterhin prägt,[33] wird man hier bei Müller vermuten dürfen, auch wenn die Transsubstantiation des Wortes, das Fleisch geworden ist, sich im Rahmen der ›morphologischen Poetik‹ in einen Analogien heischenden Pannaturalismus verflüchtigt hat: Das Wort ist Gestalt, d. h. Sprachleib geworden.

»Dabei«, so heißt es an anderer Stelle mit deutlichem Abgrenzungsgestus gegenüber dem ›Spiritualismus‹ geistesgeschichtlich geprägter Konkurrenzmodelle, »wollen wir ganz absehen von dem scharfen Widerspruch, den eine spiritualistische, gegenorganische Deutung der menschlichen Geisteskräfte hier erhebt mit der Behauptung, daß Dichtung nicht von Keimkräften hervorgebracht werde, sondern vom Geist, der mehr oder weniger unabhängig über dem leibhaftigen Leben schwebe« (GM, 18).

Die ›morphologische Poetik‹ schließt zwar (dem Anspruch nach) den Spalt zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, beachtet aber nichtsdestoweniger die für den Denkstil der Literaturwissenschaft spezifischen Grenzen. Schon der Umstand, dass mit Goethe eine der zentralen Projektionsflächen des bildungsbürgerlichen und disziplinären Literatur-Pantheons als maßgebliche personale Referenz für die angestrebte Synthese von Natur- und Geisteswissenschaften fungiert, deutet auf Müllers Bestreben hin, die ›morphologische Poetik‹ nicht als Bruch mit dem fachspezifischen Denken zu inszenieren. Im programmatischen Rückbezug auf ›Goethe‹ personalisiert sich mithin jener Brechungseffekt innerhalb der morphologischen Theoriearchitektur, mit dem die in Aussicht gestellte Biologisierung der Disziplin in eine fachverträgliche und deshalb anschlussfähige Semantik übersetzt werden soll. Dass Goethe deshalb bisweilen die Rolle eines argumentationslogischen Platzhalters einnimmt, zeigt sich beispielhaft, wenn der morphologische Grenzgänger über die Erweiterung des Natur-Begriffs räsonniert. »Vielmehr fordern erhebliche Befunde«, so heißt es zunächst in der Abhandlung zur ›morphologischen Poetik‹, »den Natur-Begriff so weit zu nehmen, daß er die Kultur als eigentümliche Hervorbringung und Aufgabe der menschlichen Natur begreift« (MP, 230). Allerdings folgt nun keineswegs – wie man angesichts der von Müller sonst durchaus gepflegten argumentativen

33 Auch der für den Gestalt-Diskurs bezeichnende Fokus auf die Proportion geht natürlich – theoriegeschichtlich gesehen – weit hinter Goethes Morphologie zurück, findet er doch Vorläufer nicht nur in der pythagoreischen Metaphysik der Zahl, sondern etwa auch und gerade in der Spätscholastik eines Nikolaus von Kues. So heißt es etwa in *Idiota de mente*: »[D]ie Proportion ist der Ort der Form; ohne eine Proportion nämlich, die für die Form passend und angemessen ist, kann die Form nicht widerstrahlen […] Sieh, wie die unendliche Einheit des Urbildes nur in einer angemessenen Proportion widerstrahlen kann, und diese Proportion liegt in der Zahl. Der ewige Geist handelt nämlich gleichsam wie ein Musiker, der seinen Plan sinnlich wahrnehmbar machen will« (Nikolaus von Kues: *Der Laie über den Geist*. Mit einer Einleitung von Giovanni Santinello auf der Grundlage des Textes der kritischen Ausgabe neu übersetzt und mit Anmerkungen hrsg. von Renate Steiger. Lateinisch – deutsch. Hamburg 1995, S. 47). Wenn Müller abschließend über die »Seinsweise von Dichtung« ([Anm. 26], S. 152) reflektiert, kommt er zu dem Schluss: »Der Anspruch von Dichtung, tiefere Wahrheit, eigentlichen Sinn zur Erscheinung zu bringen, hängt also entscheidend von ihrer Proportioniertheit ab; von der Proportion ihrer Teile unter einander und von der Proportion des ganzen Gefüges gegenüber der bedeuteten tieferen Wahrheit«.

Stringenz erwarten könnte – eine Darlegung dieser »erheblichen Befunde« (geschweige denn eine Auseinandersetzung mit neueren naturwissenschaftlichen Positionen), sondern eben der Verweis auf die sakrosankte Autorität:

> In der neueren Zeit hat besonders Goethe einen solchen Naturbegriff vertreten, und für die Poetik ist sein Wort aus dem 16. Buch von »Dichtung und Wahrheit« höchst wichtig: »Ich war dazu gelangt, das mir innewohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten.« Denn dies Wort ist geeignet, die Suche nach Gesetzen der Dichtkunst von den geschichtlichen Besonderungen zu den durchwaltenden Grundmächten zu führen und das Erzeugnis der dichterisch bildenden Kraft im Zusammenhang mit allen anderen bildenden Naturkräften zu sehen. Damit rückt aber auch die Dichtungsgestalt in einen gewissen Zusammenhang mit den Gestalten der organischen Natur, und es ist berechtigt, nach Analogien der Bildungsgesetze zu forschen. (MP, 231)

Goethe locutus causa finita. Darüber hinaus findet die mithilfe des Gestalt-Begriffes inszenierte Annäherung der Dichtungswissenschaft an die Naturwissenschaften ihre denkstilspezifische Abfederung sowohl in der genaueren Bestimmung des Gegenstandes (mithin im Scharnierbegriff der Dichtung) als auch in derjenigen der Methoden und Ziele einer ›morphologischen Poetik‹.

An der Würde des Gegenstandsbereichs lässt auch die ›morphologische Poetik‹, ungeachtet der Biologisierung der Dichtung, keinerlei Zweifel. Im Gegenteil verbürgt gerade die biologistisch gedeutete Gestalthaftigkeit der Dichtung ihre distinktive Qualität. Dies gilt vor allem gegenüber den ›neuen‹ Konkurrenzmedien zum bildungsbürgerlichen Leitmedium des Buches: Film, Phono- und Photographie. In Abgrenzung von diesen besteht der morphologische Dichtungswissenschaftler auf dem Sonderstatus seiner Objekte. Organizität und Authentizität markieren hier die *differentia specifica* der Dichtung. Zwar ist auch die Dichtung, wie Müller einräumt, an die Linearität ihres Mediums – die Schrift – gebunden, doch resultiert ihre gesteigerte Organizität aus dem Umstand, dass die »Bilder und Bewegungen, körperliche[n] Vorgänge und seelische[n] Regungen, Gedanken, Vorstellungen und Stimmungen« nicht nur »im Nacheinander der Sätze als Bedeutungen entworfen werden«, sondern sich zugleich auch »in die zeit- und ortlose Gestalterscheinung hineinbilden, so daß diese in der Tat während des ganzen Verlaufes einer Dichtung nicht nur ›abläuft‹ wie ein Filmstreifen, sondern wächst« (MP, 232). Mit Blick auf die »Verbundenheit von Dichtung und Dichter« (GM, 69) schließlich verortet Müller das gesteigerte Maß an Authentizität der Dichtung gegenüber den audiovisuellen Medien:

> Hält man auch nur mit technischen Mitteln eine Gebärde, einen Stimmklang fest, so wird der Mensch in dieser Wirklichkeit seines Lebens noch nach seinem Tod »vergegenwärtigt« durch Photographie oder Phonogramm. Die Niederschrift einer Dichtung durch den Dichter aber gibt nicht nur ein Abbild; sie gibt sein Sprechen, seine sprachlichen Metamorphosen selbst. (GM, 69 f.)[34]

34 Theoriegeschichtlich interessant ist es, dass Müllers Poetik – ungeachtet der Onto-Biologisierung der Dichtung, die ja eine ihrer grundlegenden Prämissen darstellt – den Akt der dichterischen Produktion, vor allem aber den der Rezeption durch den Leser durch-

IV. ›Morphologische Poetik‹ als Modernekompensation

Vor allem, wenn es um die Verfahrensweisen und das Hauptziel der Morphologie – »das eigentümliche Werdesein von Dichtung« (GM, 45) zu erschließen – geht, dann offenbart sich, dass Müllers Konzeption mit ihren beiden Scharnierbegriffen Dichtung und Gestalt sich auch – und ungeachtet ihres ›modernistischen‹ Verwissenschaftlichungsanspruchs – als ein modernekompensatorisches Leistungsangebot versteht: als ein Leistungsangebot, das sich über die disziplinären Grenzen hinaus an eine vornehmlich bildungsbürgerliche Adressatenschaft wendet, deren Weltdeutungsmuster durch die sozialen, ökonomischen und kulturellen Differenzierungs-, Rationalisierungs- und Beschleunigungserfahrungen in der Moderne zunehmend erschüttert werden. Die ›morphologische Poetik‹ ist mithin auch ein Produkt jenes »tragischen Bewußtseins« (Kurt Lenk) vieler bildungsbürgerlicher Intellektueller, an das es zugleich appelliert.

Die Verfahrensweisen der morphologischen Gestalterkenntnis werden demgemäß als ein Programm zur Entschleunigung des literaturwissenschaftlichen Blicks inszeniert. Gefordert und legitimiert wird ein anschauendes Verweilen beim einzelnen Objekt, ein durchaus zeitintensives Verweilen, das gegen den Zergliederungsimpetus eines analytisch-rationalistischen Wissenschaftsethos und gegen die »eilige[n], ungegenständliche[n] Denkverbindungen« (GM, 66) einer geistesgeschichtlich hyperventilierenden Literaturgeschichtsschreibung die gleichsam meditative Versenkung in die Gestalthaftigkeit der einzelnen Dichtung setzt. Das im Prinzip erlernbare und deshalb auch für das erzieherische Feld potentiell attraktive Verfahren der morphologischen Interpretation schafft so eine »Entschleunigungsoase«,[35] in der der Morphologe der zuvor botanisierten Literatur gewissermaßen beim Wachsen zuschauen kann. Jedoch bleibt Müllers Anleitung zur Langsamkeit kein Selbstzweck. Der morphologisch entschleunigte Blick erkennt und schafft

aus bereits mitdenkt. Er widmet diesem intrikaten Problem des Zusammenhangs von *Werk, Betrachter, Dichter* bezeichnenderweise das gesamte Schlusskapitel seiner zweiten Grundlagenschrift (MP, S. 242-246). Und auch hier bleiben seine Ausführungen ambivalent zwischen biologistischer Ontologisierung einerseits und produktions- bzw. rezeptionsästhetischer Dynamisierung des Werk-Begriffs andererseits. Es gehört sicherlich zu den ironischen Paradoxien der germanistischen Theoriegeschichte, dass gerade innerhalb eines programmatischen Entwurfs, der mit dem Vorsatz antritt, den Werk-Begriff – biologistisch imprägniert – noch einmal zu stärken, eben dieser Werk-Begriff gleichsam ›unter der Hand‹ durch seine Dynamisierung vor allem im Zeichen des Lesers bereits wieder zu erodieren droht. Das antizipatorische Potential dieser Seite der morphologischen Poetik für eine spätere Literaturgeschichtsschreibung, die sich als Provokation verstanden wissen will, ist ebenso beträchtlich wie möglicherweise überraschend.

35 Hartmut Rosa versteht unter Entschleunigungsoasen solche »territoriale[n] als auch soziale[n] oder kulturelle[n] Nischen […], die von den akzelerierenden Modernisierungsprozessen bisher ganz oder teilweise ausgenommen waren. […] [I]n diesen Praxiszusammenhängen scheint dann buchstäblich ›die Zeit stehen geblieben‹ zu sein: Diese gebräuchliche Redewendung indiziert just eine gegenüber jenen Prozessen resistente Sozialform, welche im Vergleich zu den umgebenden temporaldynamischen Sozialsystemen zunehmend anachronistisch wird« (Hartmut Rosa: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne*. Frankfurt a. M. 2005, S. 143).

Ordnung, er stiftet Sinn und enthält somit ein nachhaltiges Angebot zur Kontingenzbewältigung:

»Wie aus dem verwirrenden Blumengewühl jede einzelne Pflanze emporwächst, wie sie in ihrem Wachsen und Werden die Urpflanze zur Erscheinung bringt und wie in dem geheimen Gesetz, dem heiligen Rätsel des Pflanzenwachstums ein Urphänomen des Lebens sich darstellt«, so »erhellt« eine an Goethes Gestaltlehre geschulte Morphologie das zunächst verwirrende bunte Gewimmel der »Millionen Fälle«, die »das Besondere sind«.

> Sie dringt [...] sogar noch höher mit dem Leben, das sich in Spannungen und Steigerungen verwirklicht. Sie vernimmt im Gesetz der Metamorphose der Pflanze die heilige Sprache der göttlichen Natur und macht vernehmlich, wie diese geheimnisvolle Natursprache auch über das [sic] Bereich der Pflanzen und der Tiere hinaufklingt und doch immer, auch in den organischen Bildungen und Umbildungen der menschlichen Bereiche, aus der gleichen Grundkraft sich erhebt und die gleichen Grundformen abwandelt. (GE, 372 f.)

Die Verfahrensweisen der ›morphologischen Poetik‹, verstanden als Schule eines »Anschauens« (GE, 371), das »Verwirrung in Ordnung verwandelt« (GE, 382), legitimieren sich denn auch vor allem durch ihre Angemessenheit an ihren Gegenstand, d.h. an eine als Gestalt angeschaute Dichtung. Denn auch die Dichtung, so versichert Müller wiederholt, ist, sofern es sich »um Dichtung im strengen und hohen Sinn handelt« (GE, 358), gleichsam außerhalb jedweder Lebens- und Weltzeit situiert. Dies betrifft sowohl die Zeit in der Dichtung als auch die Dichtung in der Zeit. Zwar, so räumt Müller ein, nimmt das »Sprechen der Satzabfolgen [...] eine bestimmte, mit der Uhr meßbare Zeitlänge in Anspruch. Diese Zeit aber ist keineswegs dieselbe wie diejenige, die in der dichterischen Gestalt gezeitigt wird« (MP, 238). Damit zielt Müller vor allem auf jenen erzähltheoretischen Aspekt, den er mit dem Terminus der »erzählten Zeit« beschreibt, mithin auf jenen Umstand, dass »im Wachsen der Gestalt durch die vorwärts, rückwärts und in die Breite greifenden Metamorphosen [...] nun eine wieder andere ›Zeit‹ gegeben [ist], in der das eindimensionale Nacheinander garnicht mehr ausschlaggebend bleibt« (MP, 239).

Als ›Ganze‹ sind die »dichterischen Gebilde«, so Müller, durch »Zeit- und Ortlosigkeit« (MP, 239) geprägt und mit den »Kämpfe[n] der Weltanschauungstheorien« (MP, 233) etwa haben sie als Dichtungen »in Wirklichkeit nichts zu tun« (ebd.).

Müllers Poetik, die, wie er versichert, »ihrerseits das Geschichtliche durchaus einbezieht« (MP, 246), versteht sich nicht als dezidierte Absage an die Literaturgeschichte.[36] Allein schon mit Blick auf die im Fach ja immer noch sehr präsenten geistesgeschichtlichen Ansätze wäre dies auch kaum resonanzträchtig. Zweifellos aber ist seine Programmatik von Literaturwissenschaft eine Ursprungserzählung,

36 Er erteilt ihr vielmehr ausdrücklich eine Bestandsgarantie, wenn er zum Abschluss seiner dritten Grundlagenschrift betont, dass »*neben* [Hervorhebung G.K.] eine literarhistorische eine dichtungsmorphologische Gesamtdarstellung« (GM, 70) der Literatur zu treten habe.

die – allerdings jenseits transzendenter Hoffnungen – zumindest eine Begrenzung der im Zuge der Moderne entstandenen ›Schäden‹, durch den Rückbezug auf eine als wachstümlich gedeutete und deshalb entsentimentalisierte Dichtung, verspricht. Indem sie nämlich die Dichtung zu einem den Turbulenzen der Zeitläufte (somit auch jenen der aktuellen Politik) enthobenen, ursprünglichen Seienden stilisiert und so gleichsam in die Sakralzeit eines als ewig gedachten, gesetzhaften Naturgeschehens einschreibt, ist sie konzipiert auch als ein Immunisierungsangebot und Gegenmittel gegen jenen »chronische[n] Mangel an Dauer«,[37] gegen die Verstörung gegenüber der eigenen Zeit, der das Individuum in der Moderne vor erhebliche Sinnstiftungs- und Orientierungsprobleme stellt.

Die ›morphologische Poetik‹, so darf man vermuten, hätte sich durchaus zu einer anschlussfähigen Konzeption innerhalb der Disziplin entwickeln können, wäre die Resonanzkonstellation, der sie ihr Entstehen mitverdankt, stabil geblieben. Sicherlich, Müllers Position war angesichts des Drucks, der von wissenschaftspolitischer Seite auf ihn ausgeübt wurde, nicht ungefährdet. Unter Katholizismusverdacht wäre seine Variante einer lebenswissenschaftlichen Dichtungswissenschaft jedoch gewiss nicht mehr gefallen. Das ›Leistungspaket‹, das der emeritierte Ordinarius schnürt, hätte vielmehr aus mehreren Gründen durchaus resonanzträchtig sein können: In kognitiver Hinsicht ist Müllers Entwurf durch seine (meist) stringente Argumentation sowie durch das reflexive Einholen seiner Voraussetzungen den meisten konkurrierenden lebenswissenschaftlichen Programmen – sei es in der rassenorientierten Gestalt etwa eines Franz Koch, sei es in der volksorientierten Gestalt eines Heinz Kindermann – weit überlegen. Der von Müller zugrunde gelegte und an der Leitdisziplin Biologie orientierte Gestalt-Gedanke hätte zudem eine behutsame und deshalb anschlussfähigere ›Modernisierung‹ erlaubt, wie sie am Leitseil des Rasse-Begriffs nicht möglich war. Mit dem Rekurs auf Goethe wird nicht nur der Gedanke des ›großen‹ schöpferischen Individuums, der ansonsten auch in Müllers Konzept kaum noch eine Rolle spielt, zumindest partiell gerettet, sondern es bleibt auch die innerfachliche Denkstilverträglichkeit der anvisierten Empirisierung und Annäherung an die Naturwissenschaften potentiell gewährleistet. Mit dem Scharnierbegriff der Dichtung reagiert die morphologische Dichtungswissenschaft darüber hinaus auf die ›neuesten‹ Tendenzen innerhalb des disziplinären Eigensinns und die in diesem Zusammenhang beispielhaft vorgeführte Interpretationspraxis Müllers hätte sich aufgrund ihrer Operationalisierbarkeit auch in der didaktischen Praxis des schulischen Deutschunterrichts als anschlussfähig erweisen können.

Die erneuten Verschiebungen innerhalb der Resonanzkonstellation, die sich 1945 mit dem Ende des NS-Regimes und mithin also relativ rasch nach den ersten Versuchen Müllers, sein Konzept zu lancieren, ergeben, verweisen solche Überlegungen jedoch ins Reich der müßigen Spekulationen. Zwar verschwindet jenes ›organologische‹ Denken, das auch die ›morphologische Poetik‹ prägt, keineswegs nach 1945 einfach von der disziplinären Tagesordnung; die doch recht konsequent durchgeführte biologisierende Einkleidung, mit der Müller seine Konzeption aus-

37 Marianne Gronemeyer: *Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*. Darmstadt ²1996, S. 92.

stattet, erscheint jedoch vor dem Hintergrund der semantischen Umbauten, die sich das Fach nach 1945 zumindest an der Oberfläche vorzunehmen genötigt sieht, schon wieder als unzeitgemäß. Müller selbst, der 1946 einem Ruf an die Universität Bonn folgt, hat zwar gelegentlich den Aspekt der Biologisierung abgeschwächt und versichert, dass die »Anwendung morphologischer Begriffe auch auf Werke der Kunst, der Dichtung [...] nicht etwa eine biologische Deutung der Kunst [bedeutet]«,[38] an den Grundpositionen seiner Morphologie hat er gleichwohl festgehalten.[39] Müllers morphologisch-lebenswissenschaftliche Grundannahmen – also das eigentlich Morphologische an der ›morphologischen Poetik‹ – haben denn auch als solche kaum weitergewirkt.[40] Es sind vielmehr die aus der Dichtungsinterpretation resultierenden Elemente seiner Konzeption, die Eingang in eine um den Ausweis szientifischer Sachlichkeit bestrebte Erzählforschung der frühen Bundesrepublik finden.

38 Günther Müller: *Goethes Morphologie in ihrer Bedeutung für die Dichtungskunde*. In: *Goethe und die Wissenschaft. Vorträge. Gehalten anläßlich des Internationalen Gelehrtenkongresses zu Frankfurt am Main im August 1949*. Frankfurt a.M. 1951, S. 23-34 (zit. nach dem Wiederabdruck in ders.: *Morphologische Poetik* [Anm. 1], S. 287-298; hier S. 291).

39 Siehe etwa Müllers Einleitung zu Johann Wolfgang von Goethe: *Maximen und Reflexionen*. Neu geordnet, eingeleitet u. erläutert von Günther Müller. Stuttgart [3]1949, S. XXV-LXXVIII. Ironischerweise – so wird man vermuten dürfen – hätte das Konzept einer katholischen Literaturwissenschaft der vor-morphologischen Phase Müllers resonanzstrategisch weitaus besser in das intellektuelle Klima der frühen Bundesrepublik gepasst, das von einem wehmütig gestimmten, christlichen Konservatismus geprägt ist. Dass Müller einen solchen, erneuten Umbau nicht vollzieht, spricht dafür, dass es sich bei seiner morphologischen Wende keineswegs nur um eine oberflächlich-volatile Anpassung an die Resonanzkonstellation im Nationalsozialismus handelt.

40 Eine Ausnahme ist allerdings die Arbeit des mittlerweile zur Anglistik gewechselten Horst Oppel: *Morphologische Literaturwissenschaft. Goethes Ansicht und Methode*. Mainz 1947. Hier wird Müllers Versuch, »eine morphologische Literaturwissenschaft vorerst wenigstens im Grundriß festzulegen«, immerhin »bemerkenswerte Fruchtbarkeit« (S. 29) attestiert.

DOKUMENTATIONEN UND MISZELLEN

GÜNTER ARNOLD

Ein unbekannter Brief Johann Gottfried Herders an Goethe

Im Juni 2009 hat das Goethe- und Schiller-Archiv bei der Autographenauktion 691 der Firma J. A. Stargardt in Berlin unter anderen Handschriften ein Blatt im Format Kleinoktav mit dem folgenden Wortlaut erworben:

> Hier sind die beiden Aufsätze. Den Einen hast Du gelesen, den andern wirst Du in ein paar Minuten stille lesen, ehe Du ihn übergiebst. Ich gebe alles, das weißt Du, unmaasgeblich dahin; u. wollte, daß ich Nichts darüber hätte schreiben dörfen.
>
> Reise glücklich, habe Dank, daß Du den August mitnimmst u. melde uns vier, Kalbin Knebel meine Frau u. mich auf kommenden Freitag bei S. Erzbisch. Gnaden. Komme vergnügt wieder.
>
> Meine Frau wünscht daßelbe mit mir.
>
> H.
>
> Die Papiere sind natürlich blos für den Herzog; verhüte, daß sie auf irgend eine Weise publicistische Documente werden. Lebe wohl.

Ein Absendeort und ein Datum sind auf dem Billett nicht angegeben, ebenso fehlt eine Adresse. Im Auktionskatalog ist bezüglich des Adressaten vermerkt: »An einen Freund« (S. 60, Nr. 132). Der Schreiber »H.« war entweder schon aus der Provenienz des Autographs als »Herder« bekannt oder er wurde durch Handschriftenvergleich verifiziert.

Das bisher unbekannte Billett stammt aus einer Phase im Leben Herders, in der er eine schwerwiegende Entscheidung zu treffen hatte: Sollte er in sachsen-weimarischen Diensten bleiben oder der Berufung als Theologieprofessor und Universitätsprediger nach Göttingen folgen? Den Antrag in einem Privatbrief seines Freundes Christian Gottlob Heyne, des berühmten klassischen Philologen, Universitätsbibliothekars und Akademiesekretärs, hatte er während seiner Italienreise am 1. April 1789 in Rom erhalten. Da Herder schon seit längerer Zeit hinsichtlich seiner Wirkungsmöglichkeiten als Schulreformer im Herzogtum Sachsen-Weimar und Eisenach desillusioniert war und tief unter der kleinstädtisch-dörflichen Beschränktheit seiner Umgebung litt, sah er in dem Ruf nach Göttingen einen Wink der Vorsehung, dem er Folge zu leisten hätte. Eine solche Gelegenheit würde sich wohl niemals wiederholen. Es verlockte Herder mehr, vor der studierenden Jugend

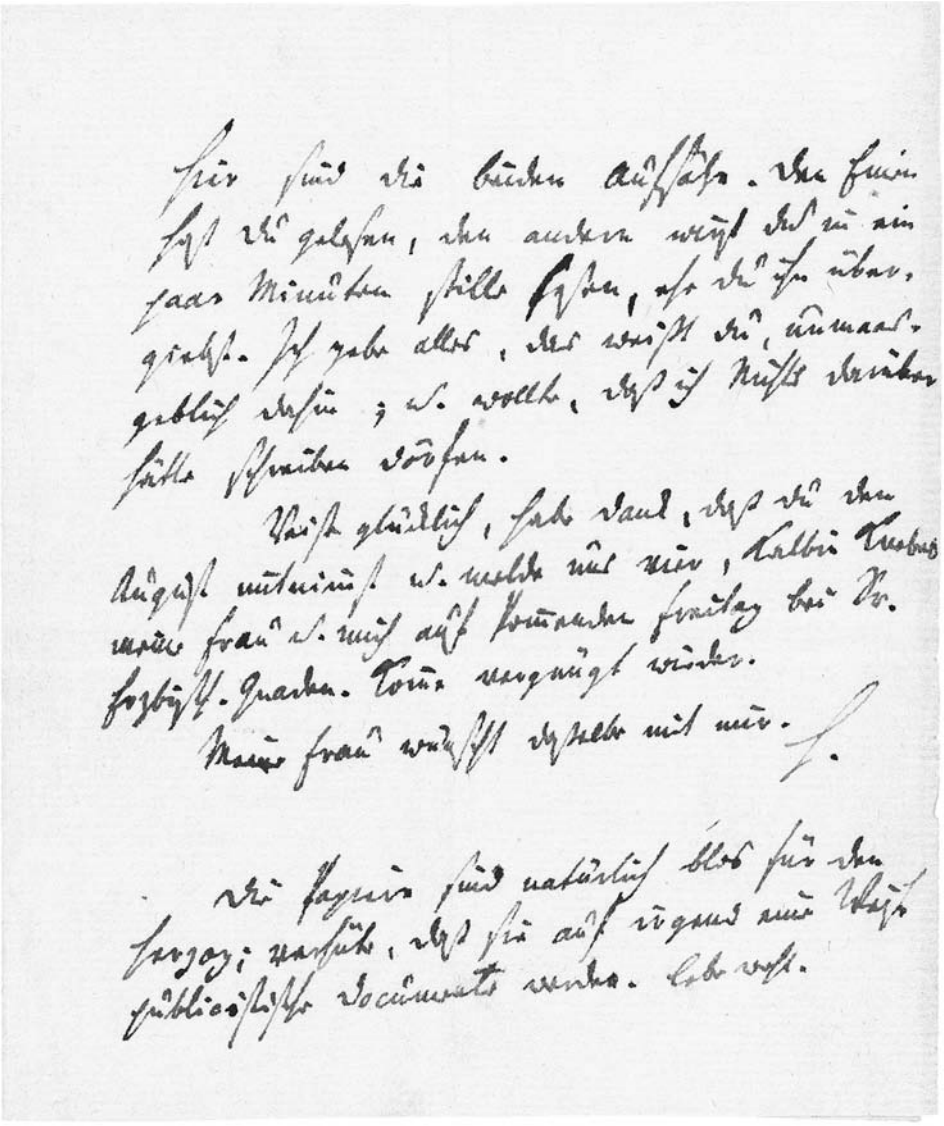


Abb. 1
Brief Johann Gottfried Herders an Goethe

der modernsten Universität des damaligen Europa Vorlesungen zu halten, als vor dem Weimarer Hofadel und Kleinbürgertum zu predigen. Der universale und eloquente Gelehrte hätte als Hochschullehrer den ganzen Zauber seiner genialen Persönlichkeit entfaltet und vielleicht nicht nur an der Theologischen Fakultät mit großem Erfolg gewirkt. Die opulent ausgestattete Göttinger Bibliothek und der kollegiale Umgang mit zahlreichen bedeutenden Wissenschaftlern der verschiedensten Disziplinen hätten wahrscheinlich sein weiteres Schaffen produktiv beeinflusst. Herders Ehefrau Caroline teilte anfangs seine Vorstellungen von einem glücklicheren Neubeginn in Göttingen, unabhängig von Fürstengunst, wurde aber allmählich unter dem Einfluss Goethes und der Herzogin Louise von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Herder sehr verehrte, immer mehr zum Bleiben umgestimmt. Herzog Carl August versprach Herder in einem Billett vom 3. Mai 1789 in sechs Punkten finanzielle und amtliche Verbesserungen, wenn er in Weimar bliebe.[1] Man kam überein, dass Herder in Göttingen um Aufschub bitten und erst nach seiner Rückkehr aus Italien und persönlichen Gesprächen mit dem Herzog sich entscheiden sollte.

Am 9. Juli 1789 traf Herder nach einer Abwesenheit von elf Monaten wieder in Weimar ein. Herzog Carl August war am 1. Juli nach Ilmenau abgereist. In seinem Auftrag verhandelte Goethe – er ist der Empfänger unseres Briefes – mit Herder über die Bedingungen, unter denen er sich gegen die Göttinger Berufung für ein Verbleiben in Weimar entscheiden würde. Die »beiden Aufsätze« waren eigenhändige Aufzeichnungen Herders über seine Gehaltsforderungen, die Berechnung seiner Deputate (Naturaleinkünfte) und seine Vorstellungen über Amtserleichterungen (solche Aufzeichnungen sind im Berliner Nachlass Herders überliefert).[2] Goethe, der zum Herzog in den Thüringer Wald fahren wollte, schrieb in einem undatierten Billett an Herder: »Deine Auszüge lege ich dem Herzog noch nicht vor. Bringe mir den Aufsatz der Deputate mit bey Hof und ich sage dir meine Meynung« (WA IV, 9, S. 145). Nach dem Hof-Fourierbuch im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar waren Goethe und Herder am 10. Juli 1789 Gäste an der Mittagstafel der Herzogin Louise. Goethe sollte die »Aufsätze« dem Herzog übermitteln; wahrscheinlich hat Herder sie auch der Herzogin zu lesen gegeben, weil sie ihn in einem undatierten Brief ausdrücklich darum gebeten hatte.[3] Es war ihm sichtlich unangenehm, Geldforderungen stellen zu müssen; er wünschte, dass er »Nichts darüber hätte schreiben dörfen«.

Nach der Eintragung im Hof-Fourierbuch fuhr Goethe am 23. Juli vormittags mit dem sechsjährigen Erbprinzen Carl Friedrich, dessen Erzieher Cornelius Johann Rudolf Ridel, dem Kammerdiener Tobias Friedrich Hähling und dem Hoflakaien Johann Friedrich Hertel nach Eisenach ab.[4] Zur Begleitung des Prinzen nahm er außerdem den dreizehnjährigen August Herder mit. August war Goethes Patenkind

1 Johann Gottfried Herder: *Briefe. Gesamtausgabe 1763-1803*. Bd. 7: *Januar 1793 – Dezember 1798*. Bearbeitet von Wilhelm Dobbek † u. Günter Arnold. Weimar 1982, S. 444 f.

2 Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Herder-Nachlass XXXVII, 31-34.

3 Bernhard Suphan: *Goethe und Herder von 1789-1795*. In: *Preußische Jahrbücher* 43 (1879), S. 98.

4 *Goethe. Begegnungen und Gespräche*. Bd. 3: *1786-1792*. Hrsg. von Renate Grumach. Berlin, New York 1977, S. 300.

und von ihm schon als Kind für die Beschäftigung mit der Naturkunde interessiert worden. Am 2. August schrieb Goethe aus Eisenach an Herder, dass August »immer lustig« sei, »Streiche im Kopfe« habe und dass jeder ihn liebe (WA IV, 9, S. 146). Augusts freundschaftlicher Umgang mit dem Prinzen und seine Gewöhnung an den Hof wirkte sich später während seiner Studentenzeit unheilvoll in einem anspruchsvollen und verschwenderischen Lebensstil aus.

Goethe und seine Begleiter reisten über Erfurt, wo sie in der Statthalterei »S[einer] Erzbisch[öflichen] Gnaden«, dem Koadjutor des Kurfürsten-Erzbischofs von Mainz, Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, einen Besuch abstatteten. Der Koadjutor war ein aufgeklärter und kunstsinniger Prälat und pflegte geistreiche Geselligkeit; Herder, Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt und Herzog Carl August zählten zu seinen Freunden. Dalberg wurde zwar erst 1802 Kurfürst-Erzbischof von Mainz, war aber schon seit 1781 Titular-Erzbischof von Tarsus in Kilikien (Geburtsort des Apostels Paulus). Nach Karl Ludwig von Knebels Tagebuch (H: GSA) war Knebel am Freitag, dem 24. Juli 1789, »Mit Herders u. Frau v. Kalb nach Erfurt gefahren. Im Ursuliner-Kloster da. Mittags beym Coadjutor. Nach 5. Uhr zurück«. Herders Billett ist wahrscheinlich vom 22. Juli 1789, denn am 23., früh vor Goethes Abreise, hätte er statt »kommenden Freitag« wohl eher »morgen« geschrieben.

Ende Juli 1789 teilte Goethe Herder in einem undatierten Brief aus Wilhelmsthal mit, »daß der Herzog die Papiere gut aufgenommen hat, und mit dir über die Sache ordentlich und menschlich sprechen wird«. Goethe bat den Freund nachdrücklich, da er seinen widerstrebenden Geist seit langem kannte: »Mache es ihm nur auch von deiner Seite leicht« (WA IV, 9, S. 145). Erst am Abend des 17. August kamen Herzog Carl August, Goethe und die Mitreisenden nach Weimar zurück. Herder wurde am 24. August durch herzogliches Dekret zum Oberkonsistorialvizepräsidenten ernannt. Von der Gehaltsaufbesserung und der Reduzierung der Amtsarbeiten ist zuerst in einem Brief Caroline Herders vom 30. August 1789 an die Herzogin Anna Amalia in Neapel die Rede.[5] Im Allgemeinen hat Herder selbst sich in seiner Antrittspredigt am selben Tag, dem 12. Sonntag nach Trinitatis, in der Stadtkirche über seine Rückkehr nach Weimar ausgesprochen.[6] Unfreundliche Äußerungen darüber von Predigthörern bestätigten Herders Befürchtung, dass bei Bekanntmachung seiner vertraulich zu behandelnden Papiere (als »publicistische Documente«) in Weimar missgünstiger Klatsch entstehen würde. Dass sich in Herders neuer Stellung bald erhebliche Schattenseiten zeigten und er bis zu seinem Tod allen Grund zu haben glaubte, seine Entscheidung für Weimar bitter bereuen zu müssen, gehört indes nicht mehr zur Beschreibung der Situation, in der das vorliegende Schriftstück entstand.

5 Herder (Anm. 1), Bd. 6: *August 1788 – Dezember 1792*. Weimar 1981, S. 306.
6 Vgl. Rudolf Haym: *Herder.* Bd. 2. Berlin 1954, S. 467.

SABINE SCHÄFER

»Reinhardt, Schriftsteller«. Eine biobibliographische Recherche

Für Hans Grüters

Am 28. Juni 1827 schreibt »Le Professeur Reinhardt« in Nürnberg den folgenden Brief an Goethe:

> Monseigneur,
>
> Vous allez tomber des nues quand vous recevrez une longue épitre d'un homme, que vous avez à peine entrevu. J'ignore si vous vous rapellerez un certain émigré, qui a eu le plaisir d'être une fois assis à côté de vous au diner de la salle des bains à Pyrmont en 1803, où vous accompagniez Son Altesse le Duc de Weimar. Je me suis souvent rappelé ce moment, un des plus agréables de ma vie errante et j'ai bien regretté, qu'il ne s'en soit plus présenté de semblable. Cependant j'ai remarqué au style de la conversation de Votre Excellence, que vous étiez nourri de la lecture de nos bons auteurs français. J'ai eu pouvoir en conclure, que vous vous intéresseriez aussi pour des ouvrages français de nouvelle date. C'est ce qui m'a engagé à prendre la liberté de vous en recommander un de ma façon, car anch'io son pittore o almeno pittoraccio. D'ailleurs cet ouvrage est à la louange des grands hommes de l'Allemagne, parmi lesquels vous tenez un si haut rang. Toutefois je me félicite, avec tous les bons patriotes allemands que vous appartenez encore au 19e. siècle et je souhaite, que vous y appartenez encore longues années. L'enfant dont il est question, porte le titre pompeux de Biographies et anecdotes des personnages les plus marquans de l'Allemagne, durant le 18e siècle. Je n'ai pas voulu vous causer la dépense du post de l'ouvrage, ne sachant pas si vous daigneriez accueillir la pièce, que je vais vous faire. Cette production a eu un demi succès et la seule reine de Bavière m'en a fait témoigner sa satisfaction, par le Prince Edouard d'Altenhausen, son frère chéri, qui été quelque temps mon élève dans le Français. Cependant j'ai hazardé de créer et mettre au jour, par la voie de la souscription le 2d. et dernier tome, dans l'espérance que le cadet contribueroit peut-être à la fortune de l'ainé, surtout si je le faisois paraitre, sous les auspices d'un nom connu et respecté dans tout le monde litteraire de l'Europe. Si vous me permettez Monseigneur, de vous en faire la dédicace, je m'en promets une plus brillante réception que du premier et approuvé par un juge tel que vous, l'approbation d'une foule de lecteurs ne pourra lui manquer. Pour vous inspirer quelque confiance dans les principes qui régnent dans cet ouvrage, je vous dirai qu'issu d'une famille, qui a eu plusieurs de ses membres, au service du Roi, j'ai sucé avec le lait les principes de la légitimité et les sottises des révolutionnaires, n'ont fait que me confirmer dans les mêmes principes. Je citerai à l'appui de ce que j'avance plusieurs autres ouvrages, que j'ai publiés depuis 30 et quelques

années que j'habite l'Allemagne après un séjour de plusieurs années en Italie. Il est possible que vous en connoissiez quelques uns, tels que l'Abrégé de l'histoire d'Allemagne 1. v. Lettres sur Dresde 1 v. Tableau de Berlin 1 V. Le Néologiste français 1 V. Nouveau Voyage dans le nord et le midi de l'Allem. 1 V. &ca Fixé ici, – quoique sans appointement, par les circonstances et par l'âge, vu que la vieillesse avec ses doigts pesans, a déja sur mon front gravé les soixante ans, je regarderai comme un des plus beaux jours de ma vie, celui où vous m'apprendrez, que vous daignez être le parrain de mon dernier enfant et je ne douterai plus de la fortune qui l'attend. Mille pardons, votre Excellence, de la liberté que je me suis arrogée et de la longueur de mon épitre et daignez agréer l'assurance de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être Monseigneur,

De Votre Excellence
Le très dévoué Serviteur
Le Professeur Reinhardt.
(place Maximilien.)

Nuremberg ce 28
juin 1827.

P.S. Je n'ai mis mon nom allemand à aucune de mes productions, parce qu'il auroit été mauvaise recommendation pour un livre français. Le nouveau volume contiendra entre'autres les Biographies de Catherine 2de impératrice de Russie, de la belle et bonne Reine Louise de Prusse, de la Duchesse Amalie de Weimar, de Herder, de Campé, Weisse, Rabener, de Herzberg, de Kauniz, de Ziethen & ca.

Euer Hochwohlgeboren,

Sie werden aus allen Wolken fallen, wenn Sie die lange Epistel eines Mannes erhalten, den Sie kaum flüchtig wahrgenommen haben. Ich weiß nicht, ob Sie sich eines gewissen Emigranten erinnern, der einmal das Vergnügen hatte, neben Ihnen zu sitzen beim Diner im Bade Pyrmont im Jahre 1803, wohin Sie seine Hoheit den Herzog von Weimar begleiteten. Ich habe mir oft diesen Moment ins Gedächtnis zurückgerufen, einen der angenehmsten Momente meines Nomadenlebens, und ich habe es wohl bedauert, dass mir nichts Derartiges mehr begegnete. Ich habe jedoch am Stile der Unterhaltung Eurer Exzellenz bemerkt, dass Sie erfüllt waren von der Lektüre unserer guten französischen Autoren. Daraus habe ich schließen können, dass Sie sich auch für französische Werke neueren Datums interessieren könnten. Dies hat mich veranlasst, mir die Freiheit zu nehmen, Ihnen eines meiner Werke zu empfehlen, denn anch'io son pittore o almeno pittoraccio. Im Übrigen dient dieses Werk dem Lob der großen Deutschen, unter denen Sie einen so hohen Rang einnehmen. Gleichwohl schätze ich mich glücklich, zusammen mit allen guten deutschen Patrioten, dass Sie noch dem 19. Jahrhundert angehören, und ich wünsche, dass Sie ihm noch viele Jahre angehören mögen. Das Kind, von dem die Rede ist, trägt den prunkvollen Titel Biographien und Anekdoten der bedeutendsten deutschen Persönlichkeiten im 18. Jahrhundert. Ich wollte Ihnen keine Ausgaben für die Übersendung des Werkes verursachen, da ich nicht wusste, ob Sie die Güte haben würden, das

Exemplar anzunehmen, das ich Ihnen zukommen lassen werde. Dieses Werk hatte (nur) einen halben Erfolg und einzig die Königin von Bayern gab mir Zeugnis von ihrer Zufriedenheit durch den Prinzen Eduard von Altenhausen, ihren teuren Bruder, welcher einige Zeit lang mein Schüler im Französischen war. Dennoch habe ich es gewagt, auf dem Wege der Subskription den zweiten und letzten Band zu schreiben und herauszubringen, in der Hoffnung, dass der Jüngere vielleicht zum Erfolg des Älteren beitragen würde, vor allem wenn ich ihn unter den Auspizien eines Namens erscheinen ließe, der in der ganzen literarischen Welt Europas bekannt ist und respektiert wird. Wenn Euer Exzellenz mir gestatten, es Ihnen zu widmen, so verspreche ich mir davon eine glänzendere Rezeption als jene des ersten und bestätigt von einem Richter wie Ihnen wird ihm die Zustimmung einer großen Leserschaft nicht verwehrt bleiben können. Um Ihnen etwas Vertrauen in die Prinzipien zu geben, die in diesem Werk herrschen, werde ich Ihnen sagen, dass ich aus einer Familie komme, aus der mehrere Mitglieder im Dienste des Königs standen. Ich habe mit der Muttermilch die Prinzipien der Rechtmäßigkeit eingesogen und die Torheiten der Revolutionäre haben mich in eben diesen Prinzipien nur bestärkt. Ich werde zur Bekräftigung dessen, was ich vorbringe, mehrere andere Werke anführen, die ich in den etwas mehr als dreißig Jahren, die ich in Deutschland lebe – nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien –, publiziert habe. Es ist möglich, dass Sie einige davon kennen, wie den Abrégé de l'histoire d'Allemagne 1 Band, Lettres sur Dresde 1 Band, Tableau de Berlin 1 Band, Le Néologiste français 1 Band, Nouveau Voyage dans le nord et le midi de l'Allem. 1 Band & das schon hier erwähnte Werk. Obwohl ohne Entlohnung und in Anbetracht der Umstände und der Zahl der Jahre, da das Alter mit seinen schweren Fingern auf meiner Stirn schon die Sechzig eingegraben hat, werde ich jenen als einen der schönsten Tage meines Lebens betrachten, an dem Sie mir mitteilen werden, dass Sie die Güte haben, der Pate meines jüngsten Kindes zu sein, und ich werde nicht mehr am Erfolg zweifeln, der ihm beschieden sein wird. Tausendmal Entschuldigung, Euer Exzellenz, für die Freiheit, die ich mir angemaßt habe und für die Länge meiner Epistel, und haben Sie die Güte, die Versicherung meiner großen Hochachtung anzunehmen, mit der ich die Ehre habe Euer Hochwohlgeboren,

Euer Exzellenz
sehr ergebener Diener zu sein
Le Professeur Reinhardt.
(Maximiliansplatz.)

Nürnberg, am 28.
Juni 1827.

P. S. Ich habe keines meiner Werke unter meinem deutschen Namen veröffentlicht, da dies eine schlechte Empfehlung für ein französisches Buch gewesen wäre. Der neue Band wird unter anderem enthalten die Biographien von Katharina der Zweiten, der Herrscherin Russlands, der schönen und guten Königin Luise von Preußen, der Herzogin Amalia von Weimar, von Herder, Campe, Weisse, Rabener, Herzberg, Kauniz, Ziethen & anderer.

(Übersetzung von Christiane Golz)

Der Absender ist Goethe vorher nur ein einziges Mal begegnet, und zwar im Sommer 1801 in Pyrmont als »un certain émigré« an der Tafel »au diner de la salle des bains«. Doch die Erinnerung daran ist nicht der Grund seines Schreibens mehr als ein Vierteljahrhundert nach dem Zusammentreffen. Reinhardt – ein seit mehr als dreißig Jahren in Deutschland lebender französischer Schriftsteller – möchte Goethe den zweiten Teil seiner Sammlung von Biographien und Anekdoten bemerkenswerter Deutscher des 18. Jahrhunderts widmen. Um Goethe zu überzeugen, dass sein Name mit keinem Unwürdigen in Verbindung gebracht werde, zählt Reinhardt die Titel der Bücher auf, die er – zumeist vor mehr als zwei Jahrzehnten – veröffentlicht hat. Allerdings habe er sie anonym erscheinen lassen, weil ein deutscher Name nicht auf ein französischsprachiges Werk passe.[1]

In der Regel ist nichts einfacher als die Identität eines um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert tätigen deutschen Schriftstellers – oder Schriftstellers im deutschen Sprachraum – festzustellen, noch dazu, wenn ihm mehrere Werktitel zugeordnet werden können. Zeitgenössische Personenlexika und Nekrologe, zum großen Teil in digitalisierter Form leicht zugänglich, neuere Schriftstellerlexika und nicht zuletzt die ins Internet gestellten, vorzüglich aufbereiteten und vernetzten Bibliothekskataloge bieten die Gewähr, mindestens 85 bis 90 % der damals im weitesten Sinne literarisch Tätigen zu identifizieren. Doch Professor Reinhardt hat sich mit seinen Büchern buchstäblich keinen Namen gemacht. Einzig Johann Georg Meusels *Gelehrtes Teutschland*[2] bestätigt überhaupt seine Existenz als Schriftsteller. In den 1798 und 1803 erschienenen Bänden 6 und 10 ist ein aus dem Elsass gebürtiger, zunächst in Nürnberg privatisierender und dann in Berlin lebender Autor namens Reinhard »oder vielmehr Reinhardt« verzeichnet. Fehlende Vornamen sind im *Gelehrten Teutschland* nichts Ungewöhnliches; ungewöhnlich ist hingegen die spätere und bis heute andauernde bibliographische Verwirrung. So werden im größten deutschen Verbundkatalog, dem Karlsruher Virtuellen Katalog (KVK), zwar alle im Brief genannten Werktitel nachgewiesen, keiner aber ist – zum gegenwärtigen Zeitpunkt (Januar 2010) – mit unserem Briefschreiber verknüpft.

Die folgenden, mit Hilfe des KVK ergänzten und orthographisch vereinheitlichten Titel haben laut obigem Brief an Goethe Professor Reinhardt zum Verfasser:

1. *Abrégé de l'histoire d'Allemagne, à l'usage de la jeunesse des deux sexes; depuis Charlemagne jusqu'à Leopold II.; pour servir de lecture amusante et instructive; avec un vocabulaire allemand des mots les plus difficiles*. Nuremberg, Grattenauer (auch: en commission chez Grattenauer) 1795. 372 S.
   Nouvelle édition corrigée et augmentée. Nuremberg: Grattenauer, 1797. 396 S.
2. *Le néologiste français, ou vocabulaire portatif des mots les plus nouveaux de la langue française, avec l'explication en allemand et l'étymologie historique d'un*

1 Der Brief befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar (GSA 28/124, Bl. 309 f.); Teildruck in: *Goethe. Begegnungen und Gespräche*. Bd. 5: *1800-1805*. Hrsg. von Renate Grumach. Berlin, New York 1985, S. 148.

2 Georg Christoph Hamberger, Johann Georg Meusel: *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*. 23 Bde. Lemgo ^{5}1796-1834.

grand nombre. Ouvrage, utile surtout à ceux, qui lisent les papiers publics français et autres ouvrages modernes dans cette langue. [o. O.] 1796. IV, 392 S.

3. *Lettres sur Dresde à Madame ***, contenant une esquisse de ce que cette ville offre de plus remarquable aux étrangers.* Berlin: Frölich, 1800. XXIV, 262 S.
4. *Tableau de Berlin, à la fin du dixhuitième siècle.* Berlin: Decker, 1801. VIII, 294 S.
5. *Nouveau voyage, dans le nord et le midi de l'Allemagne*, par F. J. D. S. D (auch: par F. J. ***). Nuremberg: Grattenauer (auch: Paris u. a.: Grattenauer), 1805. VIII, 294 S.

6.1 *Biographies et anecdotes des personnages les plus remarquables de l'Allemagne, durant le dixhuitième siècle, par l'auteur de l'abrégé de l'histoire d'Allemagne, des lettres sur Dresde etc.* Nuremberg: Riegel et Wiessner, 1825. X, 326 S.

6.2 *Biographies et anecdotes [...]* Vol. 2. Nuremberg: Riegel et Wiessner, 1828. X, 342 S.

Meusels *Gelehrtes Teutschland* weist dem Privatgelehrten Reinhardt die ersten drei Titel der Werkliste zu. Die (späteren) Anonymenlexika,[3] Bibliothekskataloge und verschiedene Internetseiten verteilen die sechs genannten Werke, soweit sie nicht ohne Verfasserangabe bleiben, auf drei Namensvettern und einen weiteren Zeitgenossen:

1. Karl Friedrich Reinhard(t) (1761-1837) machte sich als französischer Diplomat und als langjähriger Briefpartner Goethes (Graf Reinhard) einen Namen. Der gebürtige Württemberger kam im Jahre 1787 nach Frankreich. Er versuchte sich in jungen Jahren als Lyriker und Übersetzer und war seit 1789 vorwiegend publizistisch tätig, bediente sich dabei der deutschen und zunehmend auch der französischen Sprache und änderte in Frankreich seinen Familiennamen von Reinhardt zu Reinhard. Ihm werden verschiedentlich, erstmals vermutlich im *Dictionnaire des ouvrages anonymes*, der 1. und 2. Titel aus obiger Liste zugeschrieben, während das *Deutsche Anonymen-Lexikon* im Falle des *Abrégé de l'histoire d'Allemagne* vorsichtiger agiert und den Autor ohne Vornamen angibt; wie es scheint, folgt der 1. Band dem *Gelehrten Teutschland* und der 3. Band beim *Néologiste français* dem *Dictionnaire des ouvrages anonymes*.
2. Karl Heinrich Leopold Reinhardt (1771-1824), aufgewachsen in Dresden, war Jurist und blieb zeit seines Lebens in Sachsen. Nach dem Studium wandte er sich der Dichtkunst, Philosophie, Politik und den Naturwissenschaften zu und lebte nacheinander in Wittenberg, Merseburg und zuletzt in Leipzig. Mit ihm werden der 3. (bereits im *Dictionnaire des ouvrages anonymes*) sowie der 5. und 6. Titel in Verbindung gebracht.
3. Der Name des im Jahre 1804 zum kaiserlichen Poeten gekrönten Karl (von) Reinhard (1769-1840) taucht in unserem Zusammenhang im Jahre 1915 auf,

3 Antoine Alexandre Barbier: *Dictionnaire des ouvrages anonymes*. Zweite Auflage von Joseph Marie Quérard. 4 Bde. Paris 1872-1879, und Michael Holzmann, Hanns Bohatta: *Deutsches Anonymen-Lexikon 1501-1850*. 7 Bde. Weimar 1902-1928.

und zwar im 2. Band von *Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung*, herausgegeben von Gotthold Lessing. Hier wird der Brief des einflussreichen Berliner Spätaufklärers, Redakteurs und Bibliothekars Johann Erich Biester an den Geheimen Kabinettsrat Karl Friedrich (von) Beyme vom 30. Januar 1801 mit den folgenden Worten zusammengefasst: »Urteil über den Professor Reinhard, Verfasser der Lettres de Dresde, der sich seit einem halben Jahr in Berlin als Sprachlehrer im Französischen, Italienischen und Englischen und auch als Schriftsteller sein Brot suchte«.[4] Vom Herausgeber wird »Professor Reinhard« mit dem Poeten Karl (von) Reinhard gleichgesetzt. Dieser hatte seinen Lebensmittelpunkt jedoch damals in Göttingen und scheint sich nie für längere Zeit nach Sachsen oder (noch) weiter südlich begeben zu haben. Er dilettierte auf verschiedenen literarischen Gebieten und war auch als Übersetzer tätig. Auf Biesters Brief, dessen Extrakt Meusels Mitteilungen im *Gelehrten Teutschland* entspricht und für den 4. Titel der Werkliste, das *Tableau de Berlin*, denselben Verfasser nahelegt, wird noch einmal zurückzukommen sein.

4. Ferner ist der Berliner Pfarrer und Pädagoge Frédéric Guillaume Hauchecorne (1783-1825) zu nennen. Ihm wird in dem von Iwan D'Aprile, Martin Disselkamp und Claudia Sedlarz herausgegebenen und 2005 in Hannover erschienenen Sammelband *Tableau de Berlin. Beiträge zur Berliner Klassik (1786-1815)* die gleichnamige Berlinbeschreibung von 1801 (Titel 4 der Werkliste) zugeordnet.[5] Noch im Sommer 2007 fand sich dieselbe Verfasserangabe im KVK; sie ist inzwischen – eventuell im Zusammenhang mit einer diesbezüglichen Anfrage[6] und unter Nutzung der Möglichkeiten des elektronischen Publizierens – gelöscht.

Bis auf *Nouveau voyage* sind alle frühen Titel in der renommierten *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek*[7] besprochen worden. Die Urteile fallen jeweils durchwachsen aus. Im *Abrégé de l'histoire d'Allemagne* findet der Rezensent »viel Gutes, wenn sie gleich nur eine Kaisergeschichte [...] vorstellt«; auch verrate sich »in einigen wenigen Stellen [...] der Katholik«. Dem Verfasser des *Néologiste français* wird eine große Vollständigkeit der aufgenommenen Stichwörter und Reichhaltigkeit der Artikel bescheinigt, jedoch eine gegen die Französische Revolution gerichtete Tendenz nachgewiesen. Die *Lettres sur Dresde* seien zwar »unterhaltend und nicht unangenehm geschrieben«, enthielten jedoch Unrichtigkeiten und seien »aus alten und neuen« Briefen zusammengesetzt; so werde ein Palais erwähnt, das »schon ohngefähr in den Jahren 1784 oder 1785 abbrannte«. Das *Tableau de Berlin* findet wenig Gnade vor den Augen des Rezensenten. Fehler im Detail werden korrigiert, »Deklamation und leerer Wortprunk« angeprangert und

4 S. 15, Nr. 1274. Für den Hinweis auf den Katalog danke ich Frau Dr. Renate Grumach; die Handschrift des Briefes ist nicht ermittelt.

5 S. 4, Anm. 4.

6 Am 6.7.2007 an die Zentral- und Landesbibliothek Berlin; die E-Mail blieb unbeantwortet.

7 Hrsg.: F. Nicolai, Berlin, Stettin. Bd. 1.1793-107.1806 und Anhänge 1.1797-6.1801, 1.1802-4.1803. Im Internet unter der Adresse www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/.

am Ende wird die Hoffnung ausgesprochen, von einer zweiten Auflage verschont zu bleiben.[8]

Erst zwanzig Jahre nach *Nouveau voyage* erscheint der erste Band der *Biographies et anecdotes* (1825) und weitere drei Jahre später im selben Verlag der zweite Band (1828). Auf dem Titelblatt beider Bände gibt sich Reinhardt öffentlich als Autor des *Abrégé de l'histoire d'Allemagne* und der *Lettres sur Dresde* zu erkennen. Diese Selbstanzeige, Reinhardts Mitteilungen an Goethe sowie Meusels und Biesters Nachrichten scheinen mir die Verfasserschaft Reinhardts an allen sechs genannten Werken hinreichend zu erhärten.

Biesters Hinweis, »Professor Reinhard« suche sich als Sprachlehrer im Französischen, Italienischen und Englischen sein Brot, wies den Weg zu dem verdienstvollen *Biographischen und bibliographischen Lexikon für Fremdsprachenlehrer bis 1800* von Konrad Schröder.[9] Dieses Lexikon widmet Josef Reinhardt – hier wird erstmals ein Vorname genannt – einen eigenen Artikel, aus dem hervorgeht, dass derselbe am 1. August 1794 die Behörden Nürnbergs zunächst um Zulassung als Sprachmeister des Französischen an der Universität Altdorf bat. Wenige Tage später wurde seinem Gesuch entsprochen, allerdings ohne Besoldung. Nun beantragte er, auch als Sprachmeister für die italienische und englische Sprache an der Universität in Altdorf und innerhalb der Stadt Nürnberg zugelassen zu werden. Schon am 1. September 1794 wurde ihm die Erlaubnis erteilt, sich als italienischer und englischer Sprachmeister in Nürnberg zu betätigen. Schröder teilt weiter mit, Reinhardt habe sich noch im September 1806 als Sprachlehrer in Nürnberg aufgehalten; dann verliert sich für ihn Reinhardts Spur. Von Reinhardts Buchproduktion weiß Schröder nichts; seine Mitteilung, dieser stamme aus Speyer, ist in Kenntnis anderer biographischer Hinweise – im *Gelehrten Teutschland*, in Reinhardts Brief an Goethe und in den Rezensionen in der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek* – wenigstens zu relativieren. Vielleicht war der königstreue Elsässer vor der Französischen Revolution zunächst nach Speyer geflohen und vor der Einnahme der Stadt durch französische Revolutionstruppen (1792) weitergezogen, ehe er im Jahre 1794 in Nürnberg eine Existenz zu begründen suchte. An Goethe schrieb Reinhardt, er habe vor der Übersiedlung nach Deutschland mehrere Jahre in Italien verbracht.

Nürnberg blieb Reinhardts Lebensmittelpunkt. Hier wirkte er als Professor der abendländischen Sprachen, war Mitglied im Verein von Künstlern und Kunstfreunden und starb am 26. August 1830 im Alter von 76 Jahren; geboren wurde er folglich 1764 oder 1765. In der Personenkartei zur Stadtchronik lauten seine Vornamen Franz Joseph.[10]

Wie sind nun die Vornamen des Sprachlehrers und Schriftstellers F. J. Reinhardt korrekt anzugeben: Franz Joseph bzw. Josef oder François Joseph? Dem Selbstverständnis Reinhardts entspricht zeit seines Lebens die französische Namensform und so sollte ihr auch der Vorzug gegeben werden. Die biographische Datenbank

8 Rezensionen in der Reihenfolge ihrer Nennung: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek*. 1796, 24. Bd., 2. St., S. 317-319; 1803, Anh. 29.-68. Bd., 2. Abt., S. 933-939; 1801, 59. Bd., 2. St., S. 439 f., und 1803, 77. Bd., 2. St., S. 544-548.

9 Sechs Bde. und ein Registerwerk, Augsburg 1987-1999 und 2001; hier Bd. 4, S. 14 f.

10 Auskunft von Herbert Schmitz, Stadtarchiv Nürnberg, am 5.7.2007.

der *Briefe an Goethe*[11] bietet, die französischen Vornamen voranstellend, beide Namensformen an.

Die sich allmählich zu einem immer komplexeren Bild fügenden biographischen und bibliographischen Informationen ermöglichten vor ein paar Monaten einen schönen Fund: François Joseph Reinhardt ist auch Absender eines Briefes an Christoph Martin Wieland. Dieser Brief, geschrieben am 19. November 1796 und »F. J. Reinhardt« unterzeichnet, gehört der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden und ist in dem von Klaus Gerlach erarbeiteten Band 13 der Akademie-Ausgabe von Wielands Briefwechsel abgedruckt.[12] Über den Absender konnte damals nichts Näheres in Erfahrung gebracht werden. Dem Schreiben lag ein literarisches Produkt (»La bagatelle«) bei, um dessen Ankündigung im *Neuen Teutschen Merkur* Reinhardt bat. Nachdem nun Karl Friedrich Reinhard als Autor des *Néologiste français* ausscheidet, spricht nichts mehr dagegen, dieses im Jahre 1796 erschienene Werk als die heute vermisste Beilage zu identifizieren.

Die schon eingangs erwähnten *Biographies et anecdotes* dürften, da Reinhardt zwei Jahre nach Erscheinen des zweiten Bandes starb, seine letzte literarische Unternehmung gewesen sein. Beide Bände sind in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar vorhanden. Besonders der zweite Band überrascht durch einen hohen Anteil von Lebensbeschreibungen weiblicher Personen; es sind 15 von 28, darunter Zarin Katharina II. von Russland und Königin Luise von Preußen sowie Luise Gottsched und Anna Luisa Karsch, wobei es sich durchweg um Kurzporträts handelt. Eingeleitet wird dieser Band mit einem Lebensabriss der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar und Eisenach, der vermutlich zweiten und der Anna-Amalia-Forschung bisher entgangenen Würdigung, die die ›Begründerin des Weimarer Musenhofes‹ in einer Sammlung von Biographien erfahren hat.[13]

Der zweite Band der *Biographies et anecdotes* ist übrigens ohne die erbetene Widmung an Goethe erschienen, der Reinhardts Brief nicht beantwortete.

Dieses Schreiben ist unter den ca. 19.500 an Goethe gerichteten Briefen optisch durchaus etwas Besonderes. Der Absender hatte das Blatt vor dem Falten mit Streuglanz, einem »aus verschiedenen Metallen« verfertigten, »mit allerley schönen Farben« angelaufenen Streusand, wie er in Nürnberg gehandelt wurde, bestreut.[14] Noch immer haften Partikel an der Tinte und schimmern bei entsprechendem

11 *Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform. Weimar* 1980ff. Bisher erschienen sind die Bde. 1-7 mit den Regesten 1764-1817 und ein Ergänzungsband, eigentl. Registerband. Band 8 ist in Vorbereitung. Alle gedruckten Regesten sind über die Homepage der Klassik Stiftung Weimar einsehbar. Die Netzadresse der biographischen Datenbank lautet: http://ora-web.swkk.de/swk-db/goeregest/index_bio.html.

12 *Wielands Briefwechsel. Dreizehnter Band (Juli 1795–Juni 1797). Erster Teil: Text*. Berlin 1999, *Zweiter Teil: Anmerkungen*. Berlin 2000, Nr. 400.

13 Siehe F. W.: *Anna Amalia*. In: *Deutscher Ehrentempel*. Bd. 1. Gotha 1821, S. 136-144; siehe auch Joachim Berger: *Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739-1807). Denk- und Handlungsräume einer ›aufgeklärten‹ Herzogin*. Heidelberg 2003; bes. S. 18 und bibliographischer Apparat.

14 Johann Ferdinand Roth: *Geschichte des Nürnbergischen Handels*. 3. Teil. Leipzig 1801, S. 214.

Lichteinfall golden. Sollten außer in Weimar und Dresden noch in weiteren Archiven und Bibliotheken Briefe von F. J. Reinhardt überliefert sein, könnte der Streuglanz ein Indiz unter mehreren für seine Verfasserschaft sein.

Als ein Französisch schreibender Schriftsteller im deutschen Sprachraum, der es vorzog, seine Werke anonym erscheinen zu lassen, und dazu mit einem Familiennamen ausgestattet, der zu Verwechslungen gleich mit mehreren Schriftstellern einlädt, fielen François Joseph Reinhardt und seine Werke entweder durch die Raster der Biobibliographien und der Literaturgeschichte in Deutschland und in Frankreich oder seine Werke wurden falsch zugeordnet. Dabei wäre es womöglich geblieben, gäbe es im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar nicht jenen Brief, der nach fast zweihundert Jahren den Autor und seine Werke wieder zusammenführt.

DIETER RICHTER

Goethe auf der Via Appia. Vorschlag zur Emendation einer Textstelle in der »Italienischen Reise«

Es scheint verwegen, für einen der meistgelesenen Texte Goethes eine sinnentstellende Passage zu reklamieren und eine Emendation vorzuschlagen. Aber vielleicht ist es neben dem sachlichen Argument gerade die Einfachheit eben dieser Emendation, die den Vorschlag plausibel erscheinen lässt. Es geht um die *Italienische Reise*, und zwar um eine unter dem Datum »Veletri den 22. Febr. 1787« notierte Passage des ersten Reisetages auf dem Weg von Rom nach Neapel über die Via Appia. Sie lautet nach dem Text der Frankfurter Ausgabe (FA): »Wir kamen durch Albano nachdem wir vor Gensano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz *Chigi*, der Besitzer, auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält; deshalb auch nicht will daß sich jemand darin umsehe« (FA I, 15.1, S. 193). Der erwähnte Park des Prinzen Chigi befand (und befindet) sich in Ariccia[1] – allerdings liegt dieser Ort für den über die Via Appia aus Rom kommenden Reisenden zwischen Albano (der 2. Poststation) und Genzano (der 3. Poststation).[2] Man kann also nicht *durch Albano* kommen, *nachdem* man das *vor Genzano,* aber eben hinter Albano liegende Ariccia passiert hat.

Schon ein früher, aufmerksamer Leser der *Italienischen Reise* hat sich an Goethes Topographie gestört: der Oldenburger Gymnasialprofessor und Romanschriftsteller Adolf Stahr (1805-1876), der den Sommer 1845 in dem bei Italien-Reisenden als Villeggiatur beliebten Ariccia verbrachte und dabei auch den Park des Prinzen Chigi besuchte. In seinem Reisebericht *Ein Jahr in Italien* schreibt er: »Schon Göthe erwähnt lobend dieses Parkes und seines wunderlichen Besitzers, der ihn halte, nicht unterhalte, und deshalb auch nicht wolle, daß Jemand sich darin umsehe. Göthe selbst hat nur durch das Gitter des großen Eingangsthores, unterhalb des Felsens, auf dem Aricia und das Schloß liegen, in die schon damals vorhandene Wildniß hineingesehen, versetzt aber irriger Weise den Park, statt vor und bei Aricia, nach Genzano, welcher Irrthum durch alle Ausgaben seiner Werke geblieben ist«.[3]

Goethes »Irrthum« lässt sich leicht korrigieren, wenn man statt *nachdem* ein *nach dem* schreibt und dieses statt als Konjunktion vielmehr als Dativ eines Relativ-

1 Vgl. den Kommentar in FA I, 15.2, S. 1291.

2 Vgl. z. B. die Itinerare in Mariana Starke: *Information and Directions for Travellers on the Continent*. 6th. ed. London 1828, S. 520; Johann Daniel Ferdinand Neigebaur: *Handbuch für Reisende in Italien*. Leipzig 1826, S. 147. – Zur Topographie vgl. auch Arnold Esch: *Römische Straßen in ihrer Landschaft. Das Nachleben antiker Straßen um Rom*. Mainz 1997, S. 3-7.

3 Adolf Stahr: *Ein Jahr in Italien*. Bd. 1 [1847]. Oldenburg ^{3}1863, S. 282 [Reise 1845].

pronomens (»nach welchem«) versteht: »Wir kamen durch Albano nach dem wir vor Gensano [...] gehalten hatten«. Die topographische Abfolge der Ortschaften Albano – Ariccia – Genzano wird auf diese Weise in der Erinnerung des Reisenden exakt wiedergegeben. Goethe und Tischbein passierten zunächst die Poststation Albano, anschließend (»nach dem«) rasteten sie *vor Genzano*, nämlich in Ariccia, vor dem Park des Prinzen Chigi (wobei die Vorvergangenheitsform des *hatten* vom Ende des Berichtstages aus gedacht ist).

Das Zustandekommen der fehlerhaften Schreibung, die sich seit dem Erstdruck in sämtlichen Ausgaben des Werkes findet, ist leicht zu erklären. Goethe diktierte den Text der *Italienischen Reise* seinem Schreiber, der nach dem Gehör ein naheliegendes *nachdem* setzte.[4] Einer späteren Korrektur durch den Autor entging der Fehler, vielleicht auch, weil Goethe nach so langer Zeit (die *Italienische Reise* wurde bekanntlich erst 1813-1815 abgefasst) die örtliche Topographie nicht mehr so genau vor Augen hatte.

4 Vgl. FA I, 15.2, S. 1073. – Julius Wahle und Erich Schmidt weisen in ihren Anmerkungen zur Weimarer Ausgabe (WA) auf eine ganze Reihe von Fehlern im Erstdruck hin, die »theils auf Ungenauigkeit Goethes bei Benützung seiner italienischen Aufzeichnungen und beim Dictiren, theils auf Versehen des Schreibers beruhen«, und vermuten, dass Goethe den Text nicht Korrektur gelesen habe (WA I, 30, S. 285).

EDITH ZEHM, KATHARINA KRÜGEL, SEBASTIAN MANGOLD

Goethes »Numismatischer Talisman«. Zur wiederaufgefundenen Mionnet'schen Abdrucksammlung in Weimar

I.

In Goethes Tagebüchern und Briefen finden sich zahlreiche Hinweise auf seine Beschäftigung mit Nachbildungen griechischer und römischer Münzen aus dem Münzkabinett der Nationalbibliothek in Paris, die ihm in einer von dem französischen Numismatiker Théodore Edme Mionnet (1770-1842)[1] zusammengestellten Sammlung vorlagen. Eines der frühesten Dokumente ist Goethes Brief an Karl Ludwig von Knebel vom 28. November 1802, in dem er über die »Sammlung der Mionnetischen Schwefelpasten alter Münzen« berichtet: »Wir haben zwar nur die erste Lieferung von 1400 Stück, die aber deswegen sehr schätzenswerth ist, weil sie die Münzen des untern Italiens, Siciliens, Griechenlands, Asiens und Ägyptens und der übrigen nördlichen afrikanischen Küste enthält« (WA IV, 16, S. 146). Wenige Wochen später, am 6. Januar 1803, schreibt er an Schiller: »Mein einziger Trost ist der Numismatische Talisman, der mich, auf eine bequeme und reizende Weise, in entfernte Gegenden und Zeiten führt« (WA IV, 16, S. 163). Im selben Monat spricht Goethe in einem Brief an Wilhelm von Humboldt von einer »Indisposition«, die ihn aber »an einer leidlichen Stubenexistenz« nicht hindere; »hier sind die 1400 Mionnetischen Schwefelpasten antiker Münzen, für die Anschauung ein großer Gewinn« (WA IV, 16, S. 173). In den Tagebüchern der Jahre 1808, 1811, 1812 und 1819 ist immer wieder von dieser Sammlung die Rede, so z.B. am 3., 4. und 5. März 1808, als Goethe sich gemeinsam mit Johann Heinrich Meyer dem Studium der antiken Münzkopien widmete (GT III,1, S. 420f.); am 18. August 1811 wurden – wieder im Gespräch mit Meyer – »Mionettische Münzen von Anfang bis No 80« betrachtet; im Eintrag zum darauffolgenden Tag sind wiederum »Griech. Münzen« (GT IV,1, S. 273) erwähnt, ebenso am 25. August und 8. September desselben Jahres (ebd., S. 274 u. 278). Auch im Tagebuch von 1812 werden die »Schwefelgüsse alter Münzen« verzeichnet (am 6. Januar [GT IV,1, S. 306], am 8. März [ebd., S. 321] und am 27. März [ebd., S. 327]).

Wovon spricht Goethe an all diesen Stellen? Eine genaue Beschreibung des Objekts lässt sich aus den Briefzeugnissen kaum gewinnen; der bekannten Kargheit von Goethes Tagebuchnotizen Details zu entlocken, ist ebenfalls so gut wie unmöglich. Der sicherste Weg, Genaueres zu der Sammlung zu erfahren, nämlich diese selbst in Augenschein zu nehmen, war aber lange Zeit verbaut, da das Weimarer Exemplar nicht zur Verfügung stand und spätestens seit dem Jahr 1920 als

1 Zu Mionnet siehe Ernest Babelon: *Traité des monnaies grecques et romaines. Première partie: Théorie et doctrine. Tome premier*. Paris 1901, Sp. 198-202.

verschollen galt.[2] Nachfragen, die im Jahr 2005 im Zuge der Recherchen zu Band IV der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Tagebüchern an das Goethe-Nationalmuseum gerichtet wurden, ergaben nichts Neues; die Auskünfte bestätigten den Befund von 1920. Beharrlichkeit und Finderglück – die zwei wichtigsten Begleiter jeglicher Kommentararbeit – führten schließlich zur Wiederauffindung und eindeutigen Identifizierung des Weimarer Exemplars der Mionnet'schen Abdrucksammlung.

Mit Wirkung vom 1. Januar 2003 wurden die Stiftung Weimarer Klassik und die Kunstsammlungen zu Weimar fusioniert. Damit bilden nun die Sammlungen des Goethe-Nationalmuseums und diejenigen des Schlossmuseums einen gemeinsamen Bestand. Das zeitliche Zusammentreffen einer Sichtung der Bestände mit den Suchaufträgen im Rahmen der Tagebuchkommentierung war eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass ein unscheinbares Schubladenschränkchen mit Münzabdrücken ins Blickfeld geriet, über die nichts weiter bekannt war. Ob es sich bei dem Inhalt der flachen Schubladen um die gesuchte Abdrucksammlung antiker Münzen von Mionnet handelte, war zunächst völlig offen, da andere Sammlungen dieser Art sowohl in Goethes eigenem Kunstbesitz als auch im Herzoglichen Haus existieren. Ein erster Versuch zur Identifizierung wurde als Abgleich zwischen den nummerierten Abdrücken und den entsprechenden Nummern im gedruckten Katalog Mionnets von 1806[3] unternommen. Das Ergebnis war enttäuschend: Nicht ein einziges Exemplar der Abdrücke passte zu der unter der gleichen Nummer vorgefundenen Beschreibung im Katalog. Die Hoffnung, die verschollene Sammlung wieder aufgefunden zu haben, hatte sich damit vorerst zerschlagen. Erst ein neuer Versuch – nun ein Abgleich mit einem ebenfalls in Paris, aber anonym erschienenen Katalog,[4] als dessen Verfasser sich nur im Vorwort Mionnet zu erkennen gibt – hat Gewissheit gebracht: Jeder nummerierte Abdruck stimmt mit der unter dieser Nummer im Katalog verzeichneten Beschreibung überein. Das war der Beweis dafür, dass es sich bei den aufgefundenen Münzabdrücken tatsächlich um die verloren geglaubte Sammlung Mionnets handelt. Damit ist ein Objekt aus den Weimarischen Herzoglichen Sammlungen wieder aufgetaucht, dem Goethe große Bedeutung für seine Studien zur bildenden Kunst der Antike beimaß und das ihn über viele Jahre hinweg immer wieder beschäftigte. Darüber hinaus ist der dokumentarische Wert der Sammlung kaum zu überschätzen angesichts der Tatsache, dass ein beträchtlicher Teil der antiken Originale im Pariser Münzkabinett im Jahr 1831 einem Diebstahl zum Opfer gefallen und in dessen Folge zerstört worden ist.[5]

2 Siehe Behrend Pick: *Goethes Münzbelustigungen*. In: GJb 1920, S. 195-227; hier S. 215 f.: »Über den Verbleib der Pasten konnte ich nichts feststellen; im Goethe-Hause sind sie nicht vorhanden. Vielleicht hat Goethe sie später Meyer überlassen, jedenfalls ist die Sammlung, die den beiden Freunden so viel Genuß und Belehrung geboten hat, zurzeit verschollen«.

3 *Description de médailles antiques, grecques et romaines, avec leur degré de rareté et leur estimation [...]. Par T. E. Mionnet. Tome premier*. Paris 1806.

4 *Catalogue d'une collection d'empreintes en soufre de médailles grecques et romaines*. Paris An VIII [1799/1800], 79 S.

5 Über den spektakulären Diebstahl aus dem Medaillenkabinett der Pariser »königlichen Bibliothek« in der Nacht vom 5. auf den 6. November 1831 berichtete das »Großherzog-

II.

Der erste Teil der Abdrucksammlung ist in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts entstanden und seit Anfang 1800 verkauft worden. Bereits im Vorwort zu seinem Katalog von 1799/1800 hatte Mionnet eine Erweiterung auf 10- bis 12.000 Abdrücke angekündigt; offenbar war das Interesse der Käufer groß, denn in wenigen Jahren ist die Sammlung durch weitere Lieferungen auf über 20.000 Stück angewachsen. Die Idee, antike Münzen aus den Pariser Beständen durch in Größe und Aussehen fast identisch wirkende Kopien zu vervielfältigen und durch Verkauf bekannt zu machen, geht – so berichtet der im Folgenden wiedergegebene Zeitungsartikel – auf eine Anregung des Konservators der Antikensammlung in der Pariser Nationalbibliothek, Aubin Louis Millin, zurück; die Ausführung oblag seinem Mitarbeiter Théodore Edme Mionnet.

In der Anlage der Sammlung hielt Mionnet sich eng an das achtbändige Werk *Doctrina numorum veterum* (8 Bde., Wien 1792-1798) des Numismatikers Joseph Hilarius Eckhel (1737-1798). Er ordnete die griechischen und römischen Münzen nach Städten in geographischer Folge: mit Spanien beginnend, über Gallien, Italien, Sizilien, Griechenland, Vorderasien, Ägypten bis zur nordafrikanischen Küste. Jeder einzelnen Münze gab er im Katalog eine laufende Nummer und eine genaue Beschreibung bei, die außer den ikonographischen Angaben und der Wiedergabe der Legenden auch Größe und Wert bestimmt. Die Systematik seiner Auswahl hat Mionnet im Vorwort zu seinem Katalog erklärt: Da – wie man wisse – viele antike Münzen sich lediglich durch winzige Details unterscheiden, habe er – um allzu häufige Wiederholungen zu vermeiden – sich darauf beschränkt, von jeder Stadt nur die typischen Darstellungen und die bekanntesten Aufschriften nachzubilden.[6]

Was Interessenten sich unter dieser Unternehmung vorzustellen hatten und was von ihr zu erwarten war, konnten Münzliebhaber und -sammler in Deutschland unter anderem aus einer 1798 erschienenen Ankündigung in der von Friedrich Justin Bertuch herausgegebenen Zeitschrift *London und Paris* erfahren:

> Ein junger Mann, Namens Mionnet, der bey dem Antikenkabinet als Employé angestellt ist, (es sind deren 3 für dieses Kabinet) wird sich um die Münzenliebhaber durch ein, soviel ich weiß, bis jetzt noch nicht oft angewandtes Mittel verdient machen, und zugleich auf diese Art, das so reiche Münzkabinet der hiesigen Nationalbibliothek recht gemeinnützig zu machen suchen. Er wird für die Münzen etwa das thun, was Lippert für die geschnittenen Steine that; mit dem Unterschiede, daß er nicht Abdrücke der Münzen liefern wird, welche ver-

lich S. Criminalgericht« im *Weimarischen Wochenblatt* am 13. Dezember 1831 (S. 556f.). Demnach fielen dem Raub neben verschiedenen Kunstgegenständen aus Gold und Münzen aus der neueren Geschichte Frankreichs vor allem griechische und römische Goldmünzen in großer Anzahl (über 3000 Stück) zum Opfer.

6 »[…] on s'est contenté de ne mouler dans chacune des villes, que les médailles qui diffèrent par la légende ou par le type, sans avoir égard à ces symboles ou à ces monogrammes, lorsqu'ils ne semblent offrir aucuns résultats intéressans. On aura ainsi sous les yeux tous les types et les légendes connus sans de trop fréquentes répétitions« (*Description* [Anm. 3], S. VI).

> kehrt wären, sondern Münzen, die vollkommen den wahren Münzen ähnlich sind. Ich habe deren schon mehrere gesehen, und bin versichert, sie werden die Erwartung der Münzliebhaber vollkommen erfüllen, vielleicht wohl gar übertreffen. Diese Abgüße sind in Schwefel, und haben daher die einzige Unbequemlichkeit, daß sie etwas gebrechlich sind, wenn man ungeschickt damit umgeht. Sein Plan ist, eine Auswahl der wichtigsten Münzen von den verschiedenen Städten, Völkern und Fürsten zu machen; die Veranlaßung dazu war B. Millin, der ihm aufgetragen: für seinen Privatgebrauch ihm eine solche Sammlung zu verfertigen, und ihm sodann anrieth, da er doch die Formen habe, zugleich noch mehrere dergleichen Sammlungen zu machen, die er alsdenn an Liebhaber verkaufen könne, denen eine solche bequeme Art, sich eine beträchtliche Münzsammlung wohlfeil anzuschaffen, nicht anders als sehr erwünscht seyn könne. B. Mionnet ist jetzt wirklich damit beschäftigt, seine Formen zu machen; wenn er einst mit seiner Arbeit öffentlich auftreten wird, so werde ich noch über den Inhalt der Sammlung nähere Auskunft geben. Dies sey unterdessen vorläufiger Avis aux Amateurs.[7]

Auf diesen Artikel Bezug nehmend, erschien im Juni 1799 im *Neuen Teutschen Merkur* Carl August Böttigers Beitrag *Ueber Mionnet's Münzen- und Gemmenpasten*.[8] Darin wurde das Ziel des Unternehmens eindeutig benannt, dass nämlich die Sammlung der Münzabdrücke »nicht nur für einzelne Liebhaber, sondern auch für öffentliche Schulen und Erziehungsanstalten leichter, als irgend ein anderes Versinnlichungsmittel zur Kenntniß des klassischen Alterthums, käuflich und zugänglich seyn dürfte«. In dem mit abgedruckten Brief eines ungenannten Pariser Informanten an den Verfasser wurden genauere Details mitgeteilt und die Aussicht auf einen gedruckten Katalog eröffnet.

Weitere Artikel Böttigers in der gleichen Zeitschrift folgten. Im Januar 1800 erläuterte er noch einmal, welchem Zweck die Sammlung dienen sollte:

> Vorzüglich dürfte die noch immer mit so vielen Dunkelheiten bedeckte Kunstgeschichte des Alterthums aus der sorgfältigen Vergleichung der griechischen Münzen von Großgriechenland und Sicilien noch weit mehrere Aufklärungen erhalten können, als ihr durch andere Ueberreste der alten Künste zu Theil wurden.[9]

Im selben Beitrag machte Böttiger seine Leser durch den Abdruck eines an ihn gerichteten Briefs von Mionnet »mit der Erfindung und Anordnung dieser Münzpasten aus dem Briefe des Erfinders selbst genau bekannt«.[10]

Wenige Monate später konnte er allen Interessenten mitteilen, dass der »Katalog von der ersten allgemeinen Sammlung [...] schon zu Ende des Winters in Paris

7 Letzter Abschnitt im Sammelartikel *Unwissenheit und Stolz der Pariser Künstler. Millins Vorlesungen. Das Cabinet der Antiken. Mionnets Münzpasten*. In: *London und Paris. 1. Jg., Drittes Stück*. Weimar 1798, S. 265 f.

8 *Der Neue Teutsche Merkur. 6. Stück. Junius 1799*, S. 170-174.

9 *Der Neue Teutsche Merkur. 1. Stück. Januar 1800*: *Münzpasten des B. Mionet in Paris*, S. 44-57; Zitat S. 50.

10 Ebd., S. 52.

gedruckt erschienen« und die erste vollständige Sammlung der Pasten aus Paris angekommen sei; beides, Katalog und Münzabdrücke, seien bei den Gebrüdern Gädicke in Weimar zu erwerben.[11] Diese hatten, wie aus ihren im Juni 1800 veröffentlichten Verkaufsanzeigen[12] hervorgeht, »für Teutschland die Hauptkommission« inne.

Böttiger selbst hat offenbar die Sammlung als einer der Ersten erhalten. Im Brief vom 23. April 1800 schreibt er an den Schweizer Historiker Johannes von Müller:

> So eben erhalte ich von Paris die erste Sammlung von tausend Mionnetschen Münzpasten. Eine höhere Präcision und Schönheit in Abformungen läßt sich nicht denken. […] Mit diesem so verbreiteten Hülfsmittel müssen wir ungemeine Fortschritte in der Alterthumskunde und ethnographischen Archäologie machen.[13]

Was die Zeitungsmitteilungen eindeutig belegen: Mionnets Unternehmung war zumindest im Verbreitungsgebiet der genannten Blätter bekannt. Ob Goethe, dessen Interesse für die Darstellungen auf antiken Münzen schon während seiner Italienreise geweckt worden war,[14] nun in seiner Funktion als Leiter der Herzoglichen Bibliothek in Weimar Herzog Carl August den Ankauf der Sammlung nahegelegt oder ob Carl August selbst sein Münzkabinett um die Abdrücke erweitern wollte und Goethe den Auftrag zum Ankauf erteilt hat, konnte nicht ermittelt werden, ist aber im Hinblick auf das Ergebnis ohne Bedeutung.

Am 25. Januar 1800 schrieb Goethe an Théodore Edme Mionnet:

11 *Der Neue Teutsche Merkur. 6. Stück. Juny 1800*: *Fernere Nachricht über Mionnet's Münzpasten*, S. 148-150; Zitat S. 148.

12 *Münzpasten von Hn. Mionnet zu Paris*. In: *Der Neue Teutsche Merkur.* Intelligenzblatt. Juni 1800, S. XII f., und in: *Journal des Luxus und der Moden.* Intelligenzblatt. Juni 1800, S. CXXII.

13 *Briefe an Johann von Müller (Supplement zu dessen sämmtlichen Werken)*. Hrsg. von Maurer-Constant […]. Bd. 1-6. Schaffhausen 1839-1840, Bd. 1, S. 328.

14 Beispielsweise in der *Italienischen Reise* der Eintrag unter dem 3. Dezember 1786 in Rom: »Auch die römischen Altertümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran« (MA 15, S. 174); ähnlich unter dem 20. Dezember 1786, wo Goethe über die Begegnung mit dem Altertumsforscher Friedrich Münter berichtet: »Schöne Münzen hat er gesammelt, und besitzt, wie er mir sagte, ein Manuskript, welches die Münzwissenschaft auf scharfe Kennzeichen, wie die Linnéeischen sind, zurückführt« (MA 15, S. 177). Am 12. April 1787 besichtigte Goethe in Palermo das Medaillenkabinett des Prinzen Torremuzza und schrieb darüber: »Gewissermaßen ging ich ungern hin. Ich verstehe von diesem Fach zu wenig […]. Da man aber doch einmal anfangen muß, so bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vorteil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst […] hervor. Der Glanz der sicilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen« (MA 15, S. 310). Siehe auch den Eintrag zum 3. Mai 1787 in Catania (MA 15, S. 358).

au Citoyen Mionet
employé a la bibliotheque
nationale.

On desire d'aquerir, pour la bibliotheque Ducale de S. Weimar, la collection des Pastes du Cit. Mionet, formées d'apres des medailles antiques. Pour se determiner a l'aquisition on souhaite une reponse aux questions suivantes.
1.) A combien de centaines monte apresant la collection?
2.) Comme il n'y a pas encore un Catalogue imprimé, pourroit on dumois avoir prealablement une notice generale quelles sortes de medailles la collection renferme apresant?
3. A quel prix paieroit on la centaine si on les prenoit toutes ensemble?
4. Auroit on un catalogue ecrit avec la collection?
La reponse s'addresseroit au Conseiller intime de Goethe a Weimar.
ce. 25. du Janv. 1800.[15]

(Wir haben die Absicht, für die Herzogliche Bibliothek von Sachsen-Weimar die Sammlung der Abdrücke des Bürgers Mionnet zu erwerben, die nach antiken Medaillen angefertigt worden sind. Bevor wir uns endgültig zum Ankauf entschließen, hätten wir gerne eine Antwort auf folgende Fragen.
1.) Auf wieviel hundert Stück beläuft sich derzeit die Sammlung?
2.) Könnte man, da es noch keinen gedruckten Katalog gibt, wenigstens vorläufig eine allgemeine Information darüber bekommen, welche Art von Medaillen die Sammlung derzeit enthält?
3.) Wieviel wäre für jeweils hundert Stück zu bezahlen, wenn man alle zusammen abnähme?
4.) Würde man zusammen mit der Sammlung einen geschriebenen Katalog bekommen?
Die Antwort wäre zu richten an den Geheimrat von Goethe in Weimar.
25. Januar 1800.)

Daraus geht hervor, dass die Anschaffung der Münzabdrücke ausdrücklich für die Weimarer Herzogliche Bibliothek erfolgen sollte und Goethe hier also nicht als privater Kunstsammler geschrieben hat. Am 31. März 1800 antwortete Mionnet:

Paris 9 Germinal an. 8e.

Monsieur

J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'ecrire le 25 janvier dernier, dans laquelle vous me marquez que l'on desire acquerir pour la bibliothèque Ducale de Saxe Weimar, la Collection d'Empreintes que je viens d'entreprendre, et dont le Catalogue paroit dans ce moment.
Mr Boettiger à qui je viens d'en faire passer plusieurs exemplaires pourra vous en procurer, et alors vous y trouverez tous les renseignemens necessaires, et qui ont été l'objet des divers demandes que vous m'avez fait l'honneur de me faire dans

15 ThHStA A 11619g: *Acta Commissionis Die Ober-Aufsicht über die Fürstl. Bibliothec und das Medaillen Cabinet betr: 1795. 1796. 97. 1798. 99-1803*, Bl. 270, Konzept.

votre lettre. Cependant comme ce Catalogue ne vous donnera pas des détails suffisans relativement à la remise que l'on peut faire j'ai l'honneur de vous prévenir que cette collection vous reviendra à 392" toutes emballées, non compris les faix de transport, et que les personnes qui désireront l'acquérir, voudront bien m'en prévenir un mois d'avance, et la collection sera envoyée un mois après le reçu de la lettre. La personne aussi voudra bien me donner l'adresse du banquier ou toute autre personne chargée de me remettre les fonds au moment de la livraison de la dite caisse si je n'ai pas l'honneur de la connoitre directement ou indirectement.
en attendant votre reponse je vous prie d'agreer le profond respect et l'assurance de la plus parfaite consideration
de Votre tres humble serviteur
Mionnet
rue des blancs manteaux N°. 39[16]

(Ich habe Ihren Brief erhalten, mit dem Sie mich am 25. vergangenen Januars beehrt haben, in dem Sie mir mitteilen, dass man für die Herzogliche Bibliothek von Sachsen-Weimar die Abdrucksammlung zu erwerben beabsichtigt, die ich gerade herzustellen unternommen habe und deren Katalog in diesem Augenblick erscheint.
Herr Böttiger, dem ich gerade einige Exemplare habe überreichen lassen, wird Ihnen einen [Katalog] zukommen lassen, und dann werden Sie dort alle notwendigen Auskünfte finden, die Gegenstand Ihrer Fragen waren, mit denen Sie mich in Ihrem Brief beehrt haben. Da dieser Katalog Ihnen allerdings keine ausreichenden Einzelheiten über die Verkaufsbedingungen angeben wird, beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, dass diese Sammlung – inclusive Verpackung, aber ohne die Transportkosten – Sie auf 392" [Livres] zu stehen kommen wird, und dass diejenigen, die sie erwerben wollen, mich davon einen Monat im Voraus in Kenntnis setzen wollen und dass der Versand der Sammlung einen Monat nach Eingang des Schreibens erfolgen wird. Der Besteller möge mir auch die Adresse des Bankhauses oder der mit der Bezahlungsregelung beauftragten Person mitteilen, falls ich nicht die Ehre habe, die Zahlstelle direkt oder indirekt selbst zu kennen.
In Erwartung Ihrer Antwort bitte ich Sie, meinen tiefen Respekt und die Zusicherung der vorzüglichsten Hochachtung Ihres untertänigsten Dieners Mionnet entgegenzunehmen.)

Für die finanzielle Abwicklung des Kaufgeschäfts bediente sich Goethe der Mithilfe seines Verlegers Johann Friedrich Cotta. Am 11. Mai 1801 schrieb er an diesen:

Die Sammlung von Münzabgüssen in Schwefel, welche der Bürger Mionet in Paris besorgt, ist bekannt genug, der darüber ausgegebene Catalog beläuft sich auf 1473 Nummern, diese wünscht man sämmtlich zu besitzen. Die Schwierigkeit sie anzuschaffen, besteht nur darinne, daß man sie nicht wohl anders

16 Ebd., Bl. 271-272.

als gegen baares Geld erhalten kann. Herr Cotta wird daher ersucht diesen Ankauf gefällig besorgen und den Transport auf die wohlfeilste Weise einleiten zu lassen.[17]

Cotta leitete die Bestellung am 2. Juni an Theophile Frédéric Winkler, einen Mitarbeiter am Pariser Münzkabinett, weiter und erhielt Mitte August 1801 von Mionnet die Nachricht, »daß er Ende dises Monats eine vollständige Samlung seiner Schwefelpasten für 420 L. [Livres] an meinen Commissionair [Anton Fuchs] abgeben werde; die ich nach Empfang baldmöglich an Hochdiselbe übermachen werde«.[18] Die Absendung verzögerte sich; Goethe mahnte Cotta am 25. Januar 1802;[19] dieser antwortete am 5. Februar 1802, er sei »in grosser Verlegenheit«, habe verschiedentlich in Paris nachgefragt und hoffe nun, dass die Übersendung der Sammlung bald erfolgen werde.[20] Diese scheint Anfang März bei Cotta eingetroffen zu sein;[21] Goethe dürfte die Münzabdrücke noch im selben Monat oder in den ersten Apriltagen erhalten haben.

Zwischen Goethes Brief an Mionnet vom 25. Januar 1800 sowie dessen Antwortschreiben vom 31. März desselben Jahres und Goethes Auftrag an Cotta vom 11. Mai 1801, die Sammlung in Paris besorgen zu lassen, verstrich die relativ lange Zeit von über einem Jahr. Möglicherweise wurden in dieser Zeit Verhandlungen geführt mit den Weimarer Buchhändlern Gädicke, die ja für Deutschland die »Hauptkommission« hatten, also für die Auslieferung von Katalog und Abdrucksammlung zuständig waren. In ihrer Verkaufsanzeige vom Juni 1800 hatten die Brüder Gädicke als Preis angegeben: »Einhundert Stück Pasten kosten bei uns 38 Livres«.[22] Würde man aus dieser Angabe den Verkaufspreis für die gesamte Kollektion mit 1473 Stück errechnen, käme – selbst unter Einrechnung eines angemessenen Rabatts – ein Endpreis heraus, der deutlich über 500 Livres läge. Hingegen hatte Mionnet im »Avertissement« zu seinem Katalog bei Abnahme in Paris einen Preis von 30 Livres pro 100 Stück und einen Nachlass bei Abnahme der gesamten Sammlung angekündigt;[23] in seinem Brief an Goethe vom 31. März 1800 hatte er einen Gesamtpreis von 392 Livres ohne Transportkosten angeboten. Der Betrag, über den Cotta im Brief vom 22. Juni 1802 für die Lieferung mit Goethe abrechnete, belief sich schließlich auf 420 Livres;[24] vielleicht ist der nicht unbedeutende Preisunterschied die Erklärung, warum der Ankauf der Sammlung nicht in Weimar, sondern über Mittelsmänner beim Produzenten in Paris getätigt wurde.

17 *Goethe und Cotta. Briefwechsel 1797-1832*. Textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden. Hrsg. von Dorothea Kuhn. Stuttgart 1979-1983 (Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, Bd. 31, 32, 33/1, 33/2), Bd. 1, S. 84.

18 Cotta an Goethe, 14.8.1801 (Anm. 17), S. 85.

19 Goethe an Cotta (Anm. 17), S. 87.

20 Cotta an Goethe (Anm. 17), S. 87f.

21 Am 14. März 1802 wies Cotta den Rechnungsbetrag an Winkler an (siehe Briefwechsel Goethe/Cotta [Anm. 17], Kommentar, Bd. 3.1, S. 167).

22 Siehe Anm. 12.

23 »Le prix de cent empreintes, prises à Paris, est de 30 francs. On fera une remise à ceux qui prendront la collection complète« (*Catalogue* [Anm. 4], S. VIII).

24 Cotta an Goethe (Anm. 17), S. 93.

Wer aber war der Käufer? Im Brief an Mionnet steht eindeutig, dass die Anschaffung für die Herzogliche Bibliothek vorgesehen sei, Goethe also als Leiter derselben und im Auftrag seines Dienstherrn Carl August handelte. Dagegen könnten die in dieser Sache an Cotta gerichteten Briefe die Vermutung aufkommen lassen, Goethe habe nun die Absicht, mit den Abdrücken antiker Münzen seine eigene Kunstsammlung um wertvolles Studienmaterial zu bereichern. Für diese Annahme wäre allerdings der amtliche Stil des Schreibens an Cotta auffällig (»diese wünscht man sämmtlich zu besitzen«, »Herr Cotta wird daher ersucht diesen Ankauf gefällig besorgen [...] zu lassen«). Den eindeutigen Beweis dafür, dass es sich bei dem Ankauf der Mionnet'schen Abdrucksammlung um eine Erwerbung für die Herzogliche Bibliothek gehandelt hat und diese dementsprechend aus deren Kasse finanziert worden ist, liefert eine Quittung aus dem Bereich »Kunst und Wissenschaften – Hofwesen« in den Rechnungen im Thüringischen Hauptstaatsarchiv. Sie ist von der Hand Ludwig Geists, Goethes Diener und Schreiber, abgefasst und von Goethe eigenhändig unterzeichnet:

> Funfzig Thaler, auf Abschlag der für die Mionettischen Münzpasten von mir ausgelegten Gelder, aus der Casse des fürstl. Münzkabinets erhalten zu haben bescheinige
> Weimar am 30 Jul. 1802.
> JWvGoethe[25]

Eine auf denselben Tag ausgestellte, ebenfalls von Geist geschriebene und von Goethe unterzeichnete Quittung über eine Erstattung aus der privaten Schatulle des Herzogs dürfte auch im Zusammenhang mit den Mionnet'schen Münzabdrücken stehen:

> Vierzig Thaler in Laubthalern a 1 rt. 15 g. als Restitution einer von Serenissimo mir gnädigst befohlenen Auslage aus fürstl. Chatoulle erhalten zu haben bescheinige. Weimar d. 30 Jul 1802.
> JWvGoethe[26]

Dass diese private Zugabe Carl Augusts dem Ankauf der Abdrucksammlung zuzuordnen ist, legt eine Äußerung von Christian Gottlob Voigt vom 4. August 1802 nahe:

> Zu den Mionnetschen schönen Abdrücken sollte der gnädigste Herr etwas schenken; ich denke einen Fonds dazu ausgesonnen zu haben. Zugleich wird der alte Heermann beruhigt, den diese Ausgabe sehr erschreckte [...].[27]

Gottlob Ephraim Heermann, Bibliothekar und Verwalter des Münzkabinetts, hatte offenbar Bedenken wegen der Anschaffungskosten für die Mionnet'sche Sammlung vorgebracht, die immerhin etwa ein Drittel des Jahresetats für das Münzkabinett

25 ThHStAW: Kunst und Wissenschaft, A 11686, Bl. 76.
26 ThHStAW: Fürstenhaus A 1241, Bl. 217.
27 *Goethes Briefwechsel mit Christian Gottlob Voigt*. Bd. 1-4. Bearbeitet u. hrsg. von Hans Tümmler [ab Bd. 3:] unter Mitwirkung von Wolfgang Huschke. Weimar 1949-1962 (SchrGG, Bd. 53, 54, 55, 56), Bd. 2, S. 312f.

ausmachten.[28] Cotta hatte mit dem Kaufpreis und den Transportkosten Goethes privates Honorarkonto belastet;[29] diese Auslagen wurden Goethe danach, wie die Quittungen ausweisen, aus dem Etat des Münzkabinetts und aus der Privatschatulle von Herzog Carl August ersetzt.

III.

Aufbewahrt wurden die Münzabdrücke teilweise in Goethes Wohnhaus und teilweise in der Herzoglichen Bibliothek.[30] Seit 1779 befand sich das Gros der herzoglichen Kunstsammlungen, sofern es nicht Teil des Interieurs des Residenzschlosses war, im »Kunst-Cabinet« der Herzoglichen Bibliothek. Älterer, auf die Ernestiner zurückreichender, ehemals im Nordflügel des Schlosses untergebrachter Kunstbesitz aus der Kunst- und Naturalienkammer, dem Münzkabinett und der Bilderkammer war größtenteils in den Sammlungen aufgegangen.[31] Seit 1797 leiteten Goethe und Christian Gottlob Voigt die Herzogliche Bibliothek und damit auch das »Kunst-Cabinet«. In der Funktion der »Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena«, die Goethe seit 1815 innehatte, initiierte er im Juli 1818 gemeinsam mit seinem Berater in Kunstfragen, Johann Heinrich Meyer, eine Neuordnung der Bestände, die sich auch in dem im selben Jahr von Goethes Schwager Christian August Vulpius erstellten Inventar widerspiegelt.[32] Goethe verfügte somit über eine umfassende Kenntnis der herzoglichen Sammlungen und konnte durch Ankaufsempfehlungen das Profil des sachsen-weimarischen Kunstbesitzes mit prägen. Er selbst besaß eine umfangreiche Kunstsammlung, die in Einzelbeständen Bezüge zu den herzoglichen Sammlungen aufweist. Dass Goethe beim Sammeln von Kunstwerken an Synergien innerhalb Weimars interessiert war, beweist auch sein 1795 ausgearbeiteter Vortrag *Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit*. Darin sprach er unter anderem den Wunsch aus: »Eine allgemeine Übersicht [über die Kunstwerke in Weimar – d. Verf.] würde ihren Nutzen und ihre zweckmäßige Vermehrung befördern« (WA I, 53, S. 179).

Obwohl mannigfache Zeugnisse die Erwerbung der Sammlung und die Beschäftigung mit den Einzelobjekten seit 1802 belegen, lässt sich in den seit 1818 geführten

28 Der Etat der Bibliothek und des Münzkabinetts betrug vierteljährlich 150 Reichstaler (ThHStAW: Rechnungen Nr. 301; frdl. Mitteilung von Frau Dr. Katja Deinhardt).

29 Siehe dazu Cottas Brief vom 22. Juni 1802 mit der Abrechnung (*Goethe und Cotta* [Anm. 17], S. 92 f.).

30 Vgl. z. B. Goethes Tagebuch, 3.-5.3.1808: Goethe beschäftigte sich in seinem Haus mit der Mionnet-Sammlung; Brief von Christian Gottlob Voigt an Goethe vom 8.7.1809: Voigt teilt Goethe die Überführung der Kollektion in die Bibliothek mit.

31 Gert-Dieter Ulferts: *Vom »Technophysiotameum« Herzog Ernst Augusts zum »Kunst-Cabinet« der Goethezeit*. In: *Von Berlin nach Weimar.* München, Berlin 2003, S. 62-77; Bettina Werche: *Das Schicksal der herzoglichen Gemäldesammlung in Weimar bis zum ersten Viertel des 19. Jahrhunderts*. In: *Von Berlin nach Weimar*. München, Berlin 2003, S. 78-95.

32 HAAB, Loc. A:58, *Repertorium über das Großherzogl. Kunstkabinett*. Aufgestellt 1818 von Vulpius. 1851 Revision durch Christian Schuchardt.

Inventaren über das Großherzogliche Kunstkabinett[33] kein Hinweis mehr ermitteln. Erst 1869 gibt es einen Nachweis, dass sich die Mionnet'schen Pasten im Besitz der großherzoglichen Familie befinden: In den Katalogen des neugebauten Großherzoglichen Museums von 1869, 1872, 1894 werden die »Schwefelpasten nach Münzen der Pariser Sammlung« als Hauptbestandteil der Präsentation von »Pasten und Abdrücken nach Gemmen und Münzen« in der zweiten Etage im südöstlichen Pavillon des Neorenaissancebaus angeführt.[34] In den Folgejahren ist die Sammlung wie der gesamte Bestand der Pasten und Abdrücke nicht mehr ausgestellt.[35] Eine Inventarisierung ist offensichtlich auch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht erfolgt. Weder auf dem hölzernen Schränkchen noch an bzw. in den Schubladen findet sich eine Kennzeichnung. Nach der letzten Erwähnung der Münzabdrücke im Jahre 1894 verliert sich ihre Spur.

IV.

Die von Herzog Carl August angekaufte Mionnet'sche Abdrucksammlung umfasst laut Katalog[36] 1473 Stücke. Die Abdrücke bestehen aus einer Schwefelpaste und zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass es sich nicht um einseitige Negativ-Abgüsse handelt, wie sie zur Goethezeit häufig von Gemmen und Kameen hergestellt und zum Verkauf angeboten wurden, sondern um täuschend ähnliche Repliken antiker Münzen aus den Beständen der Bibliothèque Nationale in Paris: Jedes Stück ist der echten Münze mit Vorder- und Rückseite in positiver Ansicht nachgebildet; die Größe stimmt mit der des Originals überein; das schwärzlich-mattglänzende Material imitiert die metallische Oberfläche der Gold-, Silber- und Bronzemünzen. Aus welchen Bestandteilen im Einzelnen die von Mionnet verwendete Abdruckmasse zusammengesetzt wurde, ist noch nicht restlos geklärt; entsprechende Untersuchungen an den Musées de France sind im Gange.[37]

Die Weimarer Abdrucksammlung wird in einem schlichten Schränkchen aus Nadelholz[38] mit vierzehn flachen Schubladen aufbewahrt, das vermutlich nach

33 Außer dem in Anm. 32 genannten Repertorium von Vulpius sind noch folgende überliefert: HAAB, Loc. A:57, *Vermehrung Kunst- und Münzkabinett 1818-1913*; HAAB, Loc. A:58, *Verzeichnis der im Kunst-Cabinet auf Großherzogl. Bibliothek befindlichen Gegenstände*, nach 1850.

34 *Catalog des Grossh. Museums zu Weimar.* Erste Ausgabe. Weimar 1869, S. 94; *Catalog des Grossh. Museums zu Weimar.* Dritte Ausgabe. [Weimar 1872 ?], S. 93; *Katalog des Grossherzoglichen Museums zu Weimar.* Fünfte Ausgabe. [Weimar] 1894, S. 116.

35 *Führer durch das Großherzogl. Museum zu Weimar*. Weimar 1903; *Katalog des Groszherzogl. Museums zu Weimar*. Sechste Auflage. [Weimar] 1910; *Katalog des Groszherzoglichen Museums zu Weimar*. Siebente Auflage. Bearbeitet von W. Hermens. Weimar 1913.

36 Siehe Anm. 4.

37 »Leur composition exacte n'est pas encore connue mais le laboratoire des musées de France va prochainement faire des analyses« (Marie de Laubier: *Briques et soufres aux Monnaies et Médailles* [Gespräch mit Michel Amandry, Directeur du Département des Monnaies, Médailles et Antiques de la Bibliothèque Nationale, Paris]. In: *Revue de la Bibliothèque nationale de France* 29, 2008, S. 59-62; Zitat S. 60).

38 Frdl. Auskunft von Frau Katharina Popov-Sellinat.

Abb. 2
Schränkchen mit der Mionnet'schen Abdrucksammlung

Abb. 3
In der Mitte Abdrücke von Silbermünzen aus Thurioi in der süditalienischen Landschaft Lukanien, geprägt um 400 v. Chr. – Nr. 161, Vorderseite: Kopf der Göttin Athena mit Helm mit hohem Helmbusch und dem Ungeheuer Skylla als Helmzier nach rechts – Nr. 163, Vorderseite: Kopf der Göttin Athena mit Helm mit hohem Helmbusch und dem Ungeheuer Skylla als Helmzier nach rechts – Nr. 164, Rückseite: Stier, nach rechts stoßend, darüber in griechischen Buchstaben Thourioon, d. h. (eine Münze der Bürger) von Thurioi

Ankunft der Stücke in Weimar speziell dafür angefertigt wurde. In jeder Schublade bilden fünf bis sieben flache, auf den Boden aufgeklebte Eichenholzstege verschieden große Zwischenräume, in denen die Münzabdrücke gelagert sind.

Die Abdrücke sind, entsprechend dem Katalog, einzeln nummeriert: Jeweils auf einer flachen Stelle des Reliefbilds ist mit einem feinen Pinsel in roter Lackfarbe die Katalognummer aufgetragen.[39] Die zunächst ungelöste Frage, ob die Stücke schon vor dem Versand mit Nummern versehen waren oder die Kennzeichnung erst in Weimar erfolgt ist, kann heute eindeutig beantwortet werden. Den Beweis, dass die roten Nummern nach Eingang der Lieferung in Weimar aufgetragen worden sind, liefert eine Quittung von Goethes Schreiber Ludwig Geist vom 24. September 1802 aus dem Bestand von Goethes Rechnungen im Goethe- und Schiller-Archiv:

39 In der Regel ist die Nummer auf der Vorderseite des Abdrucks plaziert; warum in nicht wenigen Fällen die Nummer auf die Rückseite aufgetragen wurde, konnte hier nicht untersucht werden.

Abb. 4
In der Mitte Abdrücke von Münzen aus Syrakus – Nr. 313: Rückseite einer Silberprägung (344-335 v. Chr.): Flügelross (Pegasos) nach rechts, darunter der griechische Buchstabe Lambda (Λ) – Nr. 314: Rückseite einer Bronzeprägung (frühes 3. Jh. v. Chr.): Löwe nach rechts, darüber Keule – Nr. 316: Vorderseite eines Zehndrachmenstückes (Silber) des Stempelgraveurs Kimon (Ende 4. Jh. v. Chr.): Kopf der Quellnymphe Arethusa nach links. Sie trägt eine Halskette, Ohrringe, das Haar wird durch ein Netz zusammengehalten. Vor dem Kopf zwei Delphine und hinter dem Nacken ein dritter Delphin; über dem Hinterkopf in griechischen Buchstaben Syrakosioon, d. h. (eine Münze) der Syrakusaner

> Einen Thaler, funfzehn Groschen, die Mionetischen Münzabgüsse in Schwefel sämmtlich zu numeriren erhalten zu haben bescheinige dankbarlichst
>
> Weimar am 24. Sept. 1802. Ludwig Geist
>
> (GSA 34/XV,8,1, Bl. 225)

Dass auf fast fünfzig Stücken keine Nummer aufgetragen ist, könnte den Grund haben, dass es Geist nicht überall gelungen ist, die Stücke anhand des Katalogs zu identifizieren. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist vor diesem Hintergrund ein undatierter Brief Goethes an Johann Heinrich Meyer in das Jahr 1802 einzuordnen, in dem Goethe von seiner Beschäftigung mit den Mionnet'schen Abdrücken berichtet:

> Ich bin so glücklich zwey Schubladen senden zu können, die ziemlich komplet und die interessantesten sind. Sie fangen an mit 275. also mit Panormus und endigen mit 500 in Thessalien. Ich habe sie noch nicht revidiren können und

fürchte sehr der gute junge Mann hat einige alte Zahlen falsch gelesen. Sie werden die Anachronismen leicht gewahr werden. (GSA 64/70,5; gedr. WA IV, 23, S. 220; dort datiert: »[Dezember 1812?]«)

Der »gute junge Mann« dürfte höchstwahrscheinlich Ludwig Geist gewesen sein. Die Nummern 275 und 500 beziehen sich auf Mionnets Katalog; die genannten Namen stimmen mit dem Katalog überein.

Über die handwerkliche Herstellung der Münzabdrücke Mionnets war lange Zeit nichts bekannt. Erst die Entdeckung der Abdruckformen, der »briques«, in der Pariser Nationalbibliothek konnte über das Verfahren wenigstens teilweise Aufschluss geben. Die »briques« sind rechteckige Abdruckformen von ca. 30 cm Länge, 8 cm Breite und 5 cm Höhe, die aus zwei gleich großen, horizontal und deckungsgleich aufeinander liegenden Teilen bestehen. Auf den beiden innenliegenden Flächen befinden sich in unterschiedlicher Anzahl (bis zu 40 Stück) die Negativ-Formen der Vorder- bzw. Rückseiten der Münzen.

Die »briques« selbst bestehen aus einer Gipsmischung; die Oberflächen mit den Gussformen sind mit einer gelblichen Mischung aus Kolophon und Paraffin überzogen, damit sich die Abdrücke leichter aus den Formen lösen. Wie Mionnet die »briques« herstellte, ist noch nicht völlig geklärt, wie Michel Amandry im genannten Gespräch zugibt: Man wisse bisher nicht genau, wie Mionnet auf dem noch weichen Gips Abdrücke von den Originalen abnehmen konnte. Eile war geboten. Er musste die Münzen auf der einen Seite der Form plazieren, darauf den zweiten Teil der Form legen, beide Teile zusammenpressen und die Münzen schnell wieder aus der Form nehmen.[40]

Bis vor kurzem waren nur etwa 500 dieser »briques« bekannt, die im Jahr 1980 von einer Forschergruppe der Universität Frankfurt a. M. mit dem Ziel fotografiert worden waren, daraus einen Katalog zu erstellen.[41] Inzwischen hat vor wenigen Jahren ein weiterer Fund von über 500 »briques« die Sammlung auf mehr als das Doppelte vergrößert.[42] Insgesamt besitzt das Département des Monnaies, Médailles et Antiques in Paris heute 1232 »briques« aus der Werkstatt von Mionnet.

V.

Goethe hatte den Ankauf der Mionnet'schen Münzabdrücke mit großem Engagement betrieben. In Briefen sowohl an Freunde und Vertraute wie Karl Ludwig von Knebel, Wilhelm von Humboldt oder Marianne von Eybenberg als auch an Münz-

40 »On ne sait pas très bien non plus comment il prenait ces empreintes sur du plâtre frais. Il fallait faire vite. Il devait installer les monnaies sur un côté du moule, poser la deuxième partie du moule, serrer, et vite démouler« (Amandry [Anm. 37], S. 60).

41 Diese Fotosammlung ist »nach wie vor vorhanden« und der Plan, einen Katalog »Mionnet illustré« herauszugeben – nun unter Einschluss der inzwischen aufgefundenen »briques« –, existiert weiterhin. (Frdl. Mitteilung von Prof. Dr. Hans-Markus von Kaenel, Universität Frankfurt a. M., Institut für Archäologische Wissenschaften, Abt. II: Archäologie und Geschichte der römischen Provinzen sowie Hilfswissenschaften der Altertumskunde).

42 »Il y a quelques années, en faisant des rangements dans les combles, on a retrouvé plus de cinq cents briques, emballées dans du papier de kraft« (Amandry [Anm. 37], S. 62).

Abb. 5
Unter- und Oberseite einer der von Th. E. Mionnet verfertigten Abdruckformen (briques), hier die Form zur Herstellung von 14 Abdrücken römischer Münzen

experten wie Friedrich von Schlichtegroll und Frédéric Soret berichtete er voller Begeisterung über die Pasten und machte auf den großen Gewinn aufmerksam, den die Erwerbung für Weimar bedeutete. Diese Zeugnisse sowie zahlreiche Tagebucheinträge und Niederschriften in den *Tag- und Jahres-Heften* belegen, dass sich Goethe über nahezu drei Jahrzehnte – von der Erwerbung im Jahre 1802 bis ins höchste Alter 1831 – mit der Kollektion beschäftigte. Wie wertvoll sie ihm war, zeigt nicht zuletzt seine Antwort auf Friedrich August Wolfs im Brief vom 1. Januar 1806 geäußerte Bitte um »ein paar 100 alt-griech. Staatenmünzen von Mionnetschen Pasten hieher geliehen zu erhalten« (GJb 1906, S. 41) – Wolf war damals als erster Bibliothekar in Halle auch Aufseher über ein umfangreiches, aber verwahrlostes Münzkabinett, dessen Neuordnung er sich zur Aufgabe gemacht hatte. Am 5. Januar schrieb Goethe ihm, es tue ihm »sehr leid, daß ich mit den Münzen nicht beystehen, nicht auch von meiner Seite etwas zu dem löblichen Werke beytragen kann. Die Zerbrechlichkeit, die Auslöschbarkeit der aufgeschriebenen Nummern, die Schwierigkeit, einen Theil auszuheben, ohne das Ganze in Unordnung zu bringen, und noch manches andere verbietet mir, wie ich wünschte, behülflich zu seyn« (WA IV, 19, S. 92). Beispielhaft und bezeichnend zugleich ist das euphorische Resümee, das er in den *Tag- und Jahres-Heften* zu 1808 notierte: »Man sah in einen Abgrund der Vergangenheit und erstaunte über die herrlichsten Gebilde. Man bemühte sich in diesem Reichthum zu einer wahren Schätzung zu gelangen und fühlte voraus, daß man für viele Jahre Unterricht und Auferbauung daher zu erwarten habe« (WA I, 36, S. 39).

Was waren die Gründe für das ungebrochene Interesse Goethes an dieser Sammlung?

Zweifellos prädestinierten der Umfang und die Qualität der Münzabdrücke die Mionnet'schen Pasten als Studiensammlung, die umso wichtiger für Goethe war, da er »von dem Anschauen größerer Kunstwerke […] entfernt« war.[43] Die Sammlung bot ihm zudem einen weitreichenden Überblick über antike Münzen, über mehrere Jahrhunderte und Regionen, gleich einem Nachschlagewerk, und eben nicht »nur unzusammenhängende Particularitäten«[44] wie die üblichen Einzelerwerbungen, »weil sie die Münzen des untern Italiens, Siciliens, Griechenlands, Asiens und Ägyptens und der übrigen nördlichen afrikanischen Küste enthält«.[45] Der Dichter empfindet die Betrachtung der Münzen als »eine besonders belehrende Unterhaltung, indem man die Kunstgeschichte aus ihnen sehr gut studiren kann, besonders wenn sich das Auge am Marmor hinlänglich geübt hat«.[46] Hinzu kommt, dass es sich bei Münzabdrücken ähnlich wie bei der verwandten Denkmälerklasse der Gemmenabdrücke um antike Kleinkunstwerke von großer Authentizität handelt. Dessen war sich auch Goethe wohl bewusst:

> Wenn man denn nun auch die Behandlung der besondern Darstellungsarten dem Zweck, dem Material anzueignen verstand, so benutzte man das Gegebene als Copien und Nachahmung der Statuen, selbst im Kleinsten, auf Münzen und ge-

43 An Marianne von Eybenberg, 25.4.1803 (WA IV, 16, S. 219).
44 An Frédéric Soret, 28.11.1831 (WA IV, 49, S. 160).
45 An Knebel, 28.11.1802 (WA IV, 16, S. 146).
46 An Marianne von Eybenberg, 25.4.1803 (WA IV, 16, S. 219).

> schnittenen Steinen. Deßwegen denn auch beide einen wichtigen Theil des Studiums der Alten ausmachen und höchst behülflich sind, wenn von Darstellung ganz verlorner Kunstwerke […] die Rede ist.[47]

Einen wesentlichen Beweggrund für die wiederkehrende Betrachtung der Sammlung stellen eigene archäologische Untersuchungen Goethes dar. Der Dichter zog die Münzbilder – ähnlich wie die Gemmenabdrücke – zur Rekonstruktion antiker, nur noch durch literarische Überlieferung bekannter Bildwerke heran. Am Ende des Jahres 1812 verfasste Goethe unter Verwendung von Münzabbildungen aus der Mionnet'schen Sammlung einen Aufsatz über das nicht erhaltene Bronze-Standbild einer ihr Kalb säugenden Kuh auf der Akropolis des antiken griechischen Bildhauers und Erzgießers Myron. Wie so oft Johann Heinrich Meyers Rat suchend, gab er diesem den Entwurf zu lesen und bat um dessen Urteil. Aus dem Begleitbrief ist die künstlerische Intention deutlich zu erkennen: »Vielleicht möchten Sie selbst die Restauration dieses Kunstwerks vornehmen. Ich wünschte es aber als Statue nicht als Basrelief zu sehen weil die Composition dann noch größere Vortheile hat« (WA IV, 23, S. 219). Dass die als Vorlage mitgeschickten Münzabdrücke eindeutig aus der Mionnet'schen Sammlung stammten, lässt sich mit dem letzten Satz des Briefs nachweisen: »Die Münzabdrücke liegen in dem Schächtelchen, der mit 530 bezeichnete ist wohl der vollkommenste« (ebd.). Unter der genannten Nummer verzeichnet der Katalog Mionnets (siehe Anm. 4) eine Münze des Königs Monunius aus Illyrien, deren Vorderseite mit »La vache et le veau« beschrieben wird. Dass gerade dieser Münzabdruck heute in der Sammlung fehlt, könnte durch die Übergabe an Meyer eine Erklärung finden. 1818 erschien der Aufsatz *Myrons Kuh* nach einer Überarbeitung in Goethes Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum*. Jahre danach, bei der Niederschrift seiner biographischen Rückschau in den *Tag- und Jahres-Heften* zum Jahr 1812 kam Goethe darauf zurück:

> Der Gedanke aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorner Kunstwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergestalt soliden Grund, daß man nach dem Aufsatz über Myrons Kuh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno, und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete. (WA I, 36, S. 76)

Im Unterschied zu den griechischen Münzen erschienen Goethe die römischen Kaisermünzen von geringerem künstlerischen Wert, vielmehr schätzte er sie als zeitgeschichtliche Dokumente, anhand derer die römische Geschichte sich gut studieren lässt.[48] Beispiele römischer Münzen kannte Goethe bereits aus dem Elternhaus. Sie hatten seine Begeisterung für die Numismatik nicht wecken können,

47 *Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem Königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin. 1827* (WA I, 49.2, S. 115).

48 In einem Brief vom 28. November 1831 an Frédéric Soret, der im Auftrag der Großherzogin Maria Pawlowna für deren Sohn Silbermedaillen erwerben sollte, schrieb Goethe: »[…] wenn man eine Auswahl der römischen Kaisermünzen der ersten drey Jahrhunderte bestellen wollte, so entstünde daraus ein mannichfaches Gute und der geliebte Prinz würde dadurch in diese Abtheilung der römischen Geschichte initiirt« (WA IV, 49, S. 160).

handelte es sich doch, wie er in der *Italienischen Reise* formulierte, um »Kaisermünzen, welche dasselbe Profil bis zum Überdruß wiederholen: Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit zu betrachten sind« (MA 15, S. 310).

Schon während seiner Italienreise hat Goethe begonnen, sich intensiver mit antiken Münzen zu beschäftigen. Er besichtigte in Palermo das Medaillenkabinett des Prinzen Torremuzza und in Catania die Sammlung des Prinzen Biscari.[49] Es waren vor allem die griechischen Münzen, die schon auf den jungen Goethe eine besondere Faszination ausübten und den Dichter bis ins hohe Alter begeisterten. »Der Glanz der sicilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen« (MA 15, S. 310).

Nach mehr als 90 Jahren steht die erste Lieferung der Mionnet'schen Münzabdrucksammlung den Forschern wieder zur Verfügung. Die Weimarer Sammlung hat sich in gutem Zustand erhalten. Von den 1473 Abdrücken sind 1319 unversehrt geblieben; zu 90 Katalognummern lässt sich kein passendes Stück nachweisen, wobei andererseits knapp 50 unnummerierte und unidentifizierte vorhanden sind; einige sind fragmentarisch überliefert. Obwohl die Mionnet'schen Abdrücke im 19. Jahrhundert weit verbreitet waren, finden sich nach unserer Kenntnis in den Münzkabinetten lediglich mehr oder weniger große Restbestände. Selbst im Cabinet des médailles der Bibliothèque Nationale de France als dem Ursprungsort der Mionnet'schen Abdrücke glaubte man bis zum Jahr 2007, keine Abdrücke zu besitzen. Inzwischen entdeckte man dort einen Koffer mit Tausenden von Stücken, die allerdings noch unsortiert und unidentifiziert sind.[50] Ohne jeden Zweifel besitzt die Weimarer Sammlung gerade im Hinblick auf ihre nahezu vollständige Erhaltung einen hohen Wert.

49 Siehe Anm. 14.

50 »Le Cabinet des médailles de la BNF, lui-même, croyait en avoir peu jusqu'à ce qu'on retrouve, l'année dernière, une malle contenant des milliers de ›souffres‹, pêle-mêle, plus ou moins en bon état« (Amandry [Anm. 37], S. 60).

GUNHILD BERG

Neue Blicke auf Goethes »gewünschte Farbenbilder«. Ein bislang unedierter Brief von Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius vom 28. August 1822

Der Brief von Wolfgang Kaspar Fikentscher (1770-1837) vom 28. August 1822 bietet eine eindrucksvolle Darstellung von Goethes gerade einmal zehn Tage zurückliegendem Besuch in Marktredwitz.[1] Bislang lenkten allein Goethes Selbstzeugnisse die Aufmerksamkeit der Forschung auf diesen Abstecher von seiner Badereise zu dem kleinen Ort am Bergmassiv der Kösseine zwischen Fichtelgebirge und Steinwald.[2] Der vorliegende Brief,[3] der im Folgenden erstmals vollständig veröffentlicht wird, gibt hierüber neue Aufschlüsse: Der Ausflug Goethes, so viel sei vorweggenommen, galt in erster Linie den Mineralien der Gegend, sollte aber, als er sich darüber hinaus auch die Glashütte der Fikentschers zeigen ließ, unerwartete experimentelle Erträge für seine Farbenlehre bringen. Auf der Hütte stolperte er sozusagen über entoptische Gläser, die als Ausschussprodukte der Glasherstellung angefallen waren, was ihn veranlasste, »Fritz«, den jungen Friedrich Christian Fikentscher (1799-1864), einen talentierten Chemiker, zu Versuchen zu bewegen, ihm entoptische Gläser und ›trübe‹ Glasplättchen zu fertigen,[4] deren gezielte Herstellung bis dato oft genug vergeblich gewesen war und die den Farbenlehrer vom

1 Ich danke Dr. Rüdiger Fikentscher, Halle/Saale, für die freundliche Überlassung des Briefes zur Veröffentlichung und die zahlreichen Informationen zur Geschichte der Familie Fikentscher aus seinem Privatarchiv sowie Dr. Jutta Eckle, Halle/Saale, und Dr. Renate Grumach, Berlin, auf deren sorgfältiger Transkription des Zeugnisses der Abdruck basiert. Auf viele Quellen im Zusammenhang mit Goethes Farbenlehre verweist der umfassende Kommentar von Dr. Thomas Nickol (LA II, 5 B).

2 Goethe schrieb seine Reiseeindrücke nicht nur im Tagebuch nieder (WA III, 8, S. 227 f.), sondern führte diese auch aus in *Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Jun. bis 29. August 1822* (WA III, 8, S. 281-300). Die während des Besuchs thematisierten Familienverhältnisse werden hier insofern ausführlicher kommentiert, als sie zur Klärung der Briefstellen und zur Richtigstellung von Goethes Notizen beitragen.

3 Dieser Brief in Privatbesitz besteht aus zwei unpaginierten, ineinandergelegten Bögen aus glattem, weißem Papier (25 × 20,5 cm) mit dem Wasserzeichen »J. Whatman«, von denen der zweite als Umschlag verwendet wurde. Der Brief umfasst viereinhalb mit schwarzer Tinte geschriebene Seiten mit zahlreichen Korrekturen des Schreibers. Auf der vierten Seite des zweiten Bogens befinden sich die Adresse »An Frau Doctor / und Hofapothecker Martius / wohlgebohrn / Erlangen«, das rote Siegel des Absenders, der Poststempel »Wunsiedel« und die handschriftlichen Postvermerke »frei.«, »August. 22« und »12«, zudem die Bemerkungen der Empfängerin »beant. d. 16 Sept 1822« und »48«.

4 Zu Letzteren vgl. ausführlich Thomas Nickol, Klaus-Jürgen Berg, Gunnar Berg: *Goethes trübe Gläser und die »Beiträge zur Optik trüber Medien« von Gustav Mie*. In: GJb 2008, S. 204-218.

Zufall einzelner glücklicher Funde solcher empirischer Proben seiner Theorie abhängig gemacht hatten.

Redwitz d. 28ten August 1822.
Liebe Frau Mutter!
Der lezt vergangene 13te July war der Tag, an welchem Sie mir im Wildbade eine Stunde schenkten und ich komme mit meiner Gegenvisite zwar späte, aber die Macht über mich zugebiethen und Visite zu machen wann ich will, liegt solange nicht in meiner Gewalt, als sich meine Verhältniße nicht ändern.

Also Entschuldigung. — Wenn Sie mir erlauben; so will ich die Sätze Ihrer Rede, wie sie folgen, beantworten.

Minas Besuch war uns allen erfreulich und jede Veränderung, die etwa der physische Körper könnte erlitten haben, konnte keine Veränderung in der Liebe und Gesinnung, die für ein Familienglied im geistigen Menschen einmal festgewurzelt, hervorbringen. Das Gehörleiden Minas theilte sich uns allen mit, aber die Hofnung von wieder Herstellung des Uebels, milderte unsere Besorgniß um vieles. Einen gewöhnlichen Trost dem Leidenden zuzusprechen, wäre in diesen Fall ganz am unrechten Orte geweßen und es war doch wohl psychologisch richtiger, den Kranken nicht an sein Leiden zu errinnern sondern durch jede Art von Aufheiterung das Gemüth so frölich als möglich zu stimmen. Ich denke der Himmel wird helfen und wird noch manche Wege geben, die zum Ziele führen. Minas Abreise hat eine Lücke in unserm Kreise gemacht und erlauben es die Umstände daß sie uns nächstes Frühjahr wieder besucht, so wird sie mich, so Gott will! genießbarer als dies Jahr finden, weil ich weniger in meinem Geschäft gedrängt sein werde und ich für nächstes Jahr im Bauen gar nichts vornehme.

Ihr Urtheil über Wilhelm ist das meinige und gerade um deswillen, daß er von pedantischem Beharrn, von an sich zwar guten und braven Haußleuthen, aber selbst ohne Charackterfestigkeit, die das Benehmen Wilhelms für Musterhaft hielten, wegkomt, habe ich mit ihm den Ort verändert, ehe in ihn alles erstarkte. Ich hielte mich überzeugt daß die Umgebung und Umgang in Ihrem Hauße, so wie die Manier im Orte selbst, auf ihn unwillkührlich wirkt, seine Ideen – Meinungen pp berichtigt und seine Außenseite abgeschliefen wird.

Übrigens spricht für ihn Reinheit der Sitten, ein ernstliches Streben einst ein nützlicher Staatsbürger zu werden und eine Festigkeit des Charackters. Mein Wille ist, daß er sich zu einem Apothecker bilde aber seine beiden ältern Brüder sind anderer Meinung und wollen, daß ich ihn seiner Neigung für Bau und Maschinenweßen überlaßen solle.

Der Herr Vater wird mir einen grosen Gefallen thun, wenn er mir wegen der Art und Weise wie es mit Wilhelm gehalten werden könnte ausführlich mittheilt.

Friedrich ist noch Kind und wird an Ihrer Hand biegsam sein. Was Sie mir von ihn sagten und was Sie wollen, ergrif mein Herz gleich dankbar.

Wilhelm und Friedrich wollen nun, wie ich höre, zu Michaelis

nach Hauße nur weis ich nicht ob der kleine Mensch eine Fußreise aus-
hält. Eine retour Gelegenheit nach Bayreuth, wäre daher sehr wünschens-
werth.

Was ich Ihnen von meine*m* Garten u*nd* sonstige*n* häußliche*n* Sache*n*
sagen könnte, weis Mina ausführlich. Aepfel gibts so ziemlich und
sind besonders groß geworden, Birn aber weniger, nur fürchte ich
daß das Obst nicht dauerhaft ist u*nd* sich nicht so lange wie sonst hält.

Stachelbeerfexen sollen Sie seiner Zeit erhalten.

Die Ernte war hier von Korn u*nd* Weitzen in Garben geringer
aber Körner doppelt so viel als sonst u*nd* dabei von außerordentli*cher*
Güte, aber Gerste u*nd* Haber fehlt stark. Flachs ist wegen Dürre
bei uns misrathen u*nd* Kraut steht schoen. Kartofeln stehen im
Kraute außerordentlich schoen, es ist aber jedoch noch ungewiß, ob
der Ertrag viellfältig ist.

Mein Farbrickgebäude hat sich diesen Sommer viel verändert
u*nd* was ich schon einige Jahre wünschte, habe ich dies Jahr vollzogen.
in c^a^ 3 Wochen bin ich ganz fertig u*nd* dann läßt sich mit Muse und
ohne Anstrengung viel machen. Vorzüglich habe ich bei der neuer*n*
Einrichtung mein Augenmerk auf 2 Gegenstände gerichtet u*nd* es könne*n*
wenig Arbeiter, ohnbeschadet aller übrigen Erzeugniße, wöchentlich
600 ℔, Quecksilber Sublimat u*nd* 2 bis 300 ℔, Weinsteinsäure in der
höchste*n* Vollkomenheit machen.

Am Abend vor Minas Abreise erhielt ich einen seltenen Gast.
Es war unser Göthe! — Schon Anfangs Juny gieng dieser durch
Eger u*nd* äußerte dem Polizeirath Grüner, wenn er vom Bade zurück-
kömme, so wünscht er von ihm nach Redwitz begleitet zu werden, weil
er die Absicht habe auf einige Tage hieher zu gehen. Grüner zeigte mir
dies gleich an u*nd* Göthe hielt Wort. Ich war darüber um so mehr
erfreut, weil ich hörte daß er mit Fritzen mehrere Tage Ausflüge
machen u*nd* Steine sammeln will, aber die Sache wurde anders. Einen
einzigen Tag gieng dieser seltne Mann mit Fritz auf die Glaßhütte
u*nd* so wie er im Hauße sich erwärmt hatte, keinen Schritt weiter.

Selbst ein Verehrer der Chemie, mag er schon gar oft mit dene*n*
Jenaer u*nd* Erfurter Chemiker*n* gearbeitet haben, doch konnte ihn
manchs nicht recht bei solch' Duodez Einrichtunge*n* dargestellt werde*n*
Göthe ist der deutschen Indüstrie sehr hold u*nd* nachdem kaum mehr jemand
außer Ihm weis, u*nd* zwar im Zusamenhalt aller Länder Europens, was
uns Noth thut, so hat Er eine sichtbare Freude, wenn durch deutsche Er-
zeugniße u*nd* durch vorspringende Güte, Vollkomenheit pp u*nd* durch Herstellung
zu billigen Preißen, ähnliche ausländische Produkte selbst ohne Mauth-
verbothe zurückgedrängt werden. Mein seltener Gast erbat sich
eine chemische Erklärung von denen meisten Produktionen die er nicht
selten durch diktiren seinen Sekretair niederschreibe*n* ließ.

Göthe wurde jeden Tag traulicher u*nd* Gespräche über Optick pp.
war nun vollends die Losung zu seine*m* länger*n* Aufenthalt.

Das was Seebeck über Spiegelung u*nd* Brechung des Lichts, dann

90 als Folge dieser, über entoptische Farbenfiguren sagte, wurde zu
91 erst wiederholt. Fritz praeparirte die Gläßer in seine*m* Muflofen
92 u*nd* sie gelangen augenblicklich. Wie sich nun damit die gewünschten
93 Farbenbilder darstellten, wurde der Mann jungendlich freudig.
94 Es war ein eigener Anblick, in der Obern Küche unser*n* Fritz
95 mit schwarzem Gesicht u*nd* Händen, u*nd* Göthe im schneeweisen Nachtkleide,
96 zwischen Kohlenkorbe u*nd* Klühofen zu sehen. Auf Göthes Antrag
97 gieng die Sache immer weiter u*nd* Er ersuchte unter den höflichste*n*
98 Complimente*n*, ob wir den*n* nicht auch einige Versuche machen wollte*n*
99 um gläßer, indem auf einer Seite salzsaures Silber aufgetrage*n* und
100 in dem Mufel weggebrant, herzustelle*n*, welche gegen das Licht orange
101 gelb u*nd* gegen dunkel schoen satt himelblau reflektirte*n*. Dies geschah
102 u*nd* die Satisfaktion war so groß, daß Fritz, der doch wohl mit Glaß
103 etwas beßer manipuliren kann, als viele andere, seine*m* Herr*n*
104 u*nd* Meister gewiß hundert dergleichen Glaßplatten fertigte,
105 und die der gefeyerte Mann sich alle selbst sorgfältig einpackte.
106 So vergieng eine Woche und nur dadurch, daß er selbst abgeholt wurde
107 verkürzte sich gegen seine*n* Willen sein hiesiger Aufenthalt um mehrere
108 Täge. Sein Abschied war so: »Freund! indem ich für all' Ihre Güte
109 tausend mal danke, bitte ich herzlich, daß – wenn ich noch lebe u*nd*
110 nächstes Jahr wieder nach Böhmen ins Bad gehe, beim Rückgehen wieder einige
111 Tage in ihrem Hauße wohnen darf«. —
112 Nun glaube ich wird für diesmal genug sein u*nd* wird's ja auf
113 einmal zum Lesen zu viel, so lesen Sie 2mal daran. Nur
114 noch eine Bitte u*nd* zwar diese, daß Sie mich dem tiefverehrte*n*
115 H. Vater, Theodor u*nd* dann noch dene*n* auf's herzlichste empfehle*n*,
116 grüße*n* u*nd* küße*n*, die uns theuer u*nd* dene*n* wir lieb sind.
117 Mit Achtung u*nd* Liebe
118 der Ihrige
119 Fikentscher

Welch gegenseitige Genugtuung der Besuch Goethes in Marktredwitz auslöste, darüber berichtet Wolfgang Kaspar Fikentscher stolz nach Erlangen. Die adressierte Dame war, anders als es die Anrede »Frau Mutter« vermuten lässt (Z. 2), Regina Susanna Johanna Martius geb. Weinl (1772-1856), deren Ehemann, der Hofapotheker und Honorarprofessor der Pharmazie Ernst Wilhelm Martius (1756-1849), den Absender seinen »lieben Gegenschwäher«[5] nannte: Denn die im Brief erwähnte kranke Martius-Tochter Mina (Z. 9-22), Wilhelmine Christiane Auguste (1800-1872), heiratete ein Jahr später den ältesten Fikentscher-Sohn Georg (1798-1864), der »als Arzt in Selb angestellt« war (WA III, 8, S. 293). Darüber hinaus vertraute Vater Fikentscher seine beiden jüngeren Söhne Matthäus Wilhelm (1803-1882) und Friedrich Georg Josef (1810-1879) den Erlangern an,[6] damit sie »zur Schule

5 Ernst Wilhelm Martius: *Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben*. Leipzig 1847, S. 283.

6 Goethe notierte irrtümlich, dass drei statt zwei der jüngeren Söhne in Erlangen seien (WA III, 8, S. 293). Ebenso übersah er die jüngste der fünf – also nicht nur vier – Töchter

und zur Apothekerkunst durch Martius, den Vater des brasilianischen Reisenden, angehalten« wurden (ebd.).[7] Wie der Vater sollte auch Wilhelm eine Apothekerlehre absolvieren.[8] Die väterliche Sorge galt nicht ohne Grund der Wanderung seiner Söhne, insbesondere des zwölfjährigen Friedrich, deren einhundert Kilometer durch die gewünschte Mitfahrgelegenheit bis Bayreuth um fast zwei Drittel verkürzt werden konnten.

Neben Ernte, »Stachelbeerfexen«[9] (Z. 51) und »sonstige*n* häußliche*n* Sache*n*« (Z. 47) galt das berufliche Engagement Wolfgang Kaspars seinem Betrieb, den er 1788 mit einem kleinen Labor im elterlichen Hause gegründet hatte und derart erfolgreich zu führen verstand, dass daraus nicht nur die erste chemische Fabrik Deutschlands erwuchs, sondern diese auch eine der größten ihrer Zeit blieb.[10] Im 20. Jahrhundert produzierte sie vor allem Pflanzenschutz-, Schädlingsbekämpfungsmittel und Quecksilberpräparate.[11] Schon zu Goethes Zeit war sie, wie Joseph Sebastian Grüner berichtet, »wegen ihrer Ausdehnung, inneren Einrichtung, wegen ihrer ausgezeichneten chemischen Produkte und wegen des großen Absatzes berühmt« (Gespräche, Bd. 3.1, S. 409). Mit dem prosperierenden Geschäft gingen häufige bauliche Erweiterungen einher, die Goethes Aufmerksamkeit fanden: »Unter dem wohleingerichteten Wohngebäude senckt sich ein Garten terrassenweis hinab, wovon ein Theil älteren und neuen Fabrikgebäuden aufgeopfert ist. […] An dem neuen Anbau des Fabrikgebäudes, der so groß ist als das alte, kann man ermessen, daß das Geschäft im raschen Gange einem sichern Zweck entgegen gehe« (WA III, 8, S. 291 f.).

Dass der Fabrikherr im kommenden Jahr für seine Verwandte »genießbarer« (Z. 22) sein wollte, verbrämte die vermutlich schon gediehenen weiteren Ausbaupläne. Denn 1825 wurde die erste von vier großen Bleikammern fertiggestellt, die zusammen eine Jahresproduktion von bis zu 8000 Zentnern Schwefel- und Salzsäure erlaubten.[12] In den 1822 bestehenden Anlagen wurden, wie Goethe notiert,

der Familie Fikentscher (ebd., S. 292), die erst achtjährige Johanna. Vgl. Woldemar von Biedermann: *Goethe und die Fikentscher*. In: ders.: *Goethe-Forschungen*. Frankfurt a.M. 1879, S. 295-312, hier S. 299; *Goethe im chemischen Laboratorium zu Marktredwitz*. o.O. [Berlin] 1938, S. 18; Erwin Müller: *Goethe in Marktredwitz zur Erinnerung an seinen 200. Geburtstag*. Marktredwitz ²1981, S. 19.

7 Gemeint ist der Sohn Carl Friedrich Philipp von Martius (1794-1868), der als Botaniker an der österreichischen Expedition nach Brasilien 1817-1820 teilnahm. Martius' anderer Sohn, Theodor Wilhelm Christian (1796-1863), den Fikentscher am Ende des Briefes grüßen lässt (Z. 114-116), wurde später Professor für Pharmazie und Pharmakologie in Erlangen.

8 Wolfgang Kaspar Fikentscher war erst bei seinem Onkel in Weiden und dann in der Apotheke von Georg Christoph Merkel in Nürnberg ausgebildet worden; vgl. *Nekrolog*. In: *Kunst- und Gewerbe-Blatt* 23 (1837) 15, Sp. 457-471; hier Sp. 458 f.

9 Fächser nennt man Absenker von Pflanzen, besonders der Weinreben, deren Zweige man auf den Boden niedergebogen und mit Erde bedeckt wurzeln lässt, bevor man sie abtrennt. Vgl. Johann Georg Krünitz: *Oeconomische Encyclopädie*. 242 Bde. Berlin 1773-1858. Bd. 12, S. 34.

10 Vgl. *Goethe im chemischen Laboratorium* (Anm. 6); Müller (Anm. 6).

11 Georg Schwedt: *Goethe als Chemiker*. Berlin u.a. 1998, S. 197.

12 Vgl. *Nekrolog* (Anm. 8), Sp. 462 f.

»im Großen das schwefelsaure Quecksilber mit zugesetztem Kochsalz bereitet. (*Muriate suroxigène de Mercure.*). Das zurückbleibende Natron wird zur Glasfabrik verwendet. Auch krystallinische Weinsteinsäure wird auf das Reinlichste im Großen verfertigt« (WA III, 8, S. 291). Was »im Großen« bereits 1822 bedeutete, illustrieren Fikentschers Angaben zur Produktionssteigerung (Z. 63-65). Die Zahlen demonstrieren den gewaltigen Unterschied zwischen dieser industriellen Produktionsstätte in Marktredwitz einerseits und den Forschungslaboratorien in Erfurt und Jena andererseits, die Fikentscher zum Vergleich heranzog (Z. 77 f.). Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770-1837), Professor für Chemie und Pharmazie, hatte 1795 in Erfurt die erste deutsche »Chemisch-Physikalisch-Pharmazeutische Pensionsanstalt« eröffnet, in der »Fritz« (Z. 102 f.), Friedrich Christian Fikentscher, einen einjährigen Kursus absolviert hatte.[13] Der Schüler aus Marktredwitz erhielt von Trommsdorff später Referenzschreiben für seine Bildungsreisen nach Frankreich (1824) und England (1830).[14] Überdies heiratete er die Tochter seines Lehrers, Sophie Louise (1813-1850), und in zweiter Ehe dessen Enkelin, seine Nichte Dorothea Frederika Rosalie Mensing (1826-1895).[15] In Jena war für den Professor für Chemie und Technologie, Johann Wolfgang Döbereiner (1780-1849), unter Mitwirken Goethes zuerst 1811 ein neues chemisches Laboratorium im Schloss, 1816 das hellfeldsche Haus mit Laboratorium eingerichtet worden, um die experimentelle Tätigkeit des Dozenten und das chemisch-praktische Kollegium für die Studenten zu befördern.[16] Dieser neuen und vergrößerten Anstalten ungeachtet mussten die chemischen Prozesse in den Laboratorien der Gelehrten gegenüber der fabrikmäßigen Produktion als »Duodez Einrichtunge*n*« (Z. 78) erscheinen. Der Stolz des Industriellen gründete dabei zu Recht nicht allein auf kaufmännischem Geschick, sondern auch auf dem Erfolg, den das wissenschaftliche wie ökonomische Interesse, in die technische Anwendung der aktuellen chemischen Erfindungen und neu entwickelten Verfahren zu investieren, zeitigte: Vater und Sohn, so bescheinigt Goethe, sind »in der neuen Chemie ganz unterrichtet, indem das Haus auch den nothwendigen Journal hält, um einer Wissenschaft in ihrem Gange zu folgen, die bey solchen Unternehmungen im Großen von der höchsten Wichtigkeit ist« (WA III, 8, S. 293).

Goethe charakterisiert den Fabrikgründer »als einen Fünfziger, der, in Nordamerika, mit eigenen Kräften und Mitteln große Landstrecken urbar gemacht und beherrscht hätte« (WA III, 8, S. 292), als einen Pionier also, der im damaligen

13 Vgl. Goethe an Karl Ludwig von Knebel, 23.8.1822 (WA IV, 36, S. 128).

14 Vgl. Biedermann (Anm. 6), S. 299. Goethe erfuhr vom England-Besuch Friedrich Christians; vgl. Goethe an W. K. Fikentscher, 9.7.1830 (WA IV, 47, S. 137 f.). – Doch erinnerte sich Grüner später falsch, wenn er behauptet, dass Goethe sich 1823 mit Fikentschers Söhnen über deren Bildungsreisen unterhalten hätte; vgl. Gespräche, Bd. 3.1, S. 544. Dies wurde falsch übernommen u. a. von Oskar Gebhardt: *Goethes Aufenthalt in Marktredwitz vom 13. bis 18. August 1822*. In: *Der Siebenstern. Vereinszeitschrift für Heimatpflege, Wandern u. Wintersport* 3 (1929), Heft 9, S. 133-137; hier S. 137.

15 Der Bruder von Friedrich Christian Fikentschers zweiter Frau, Wilhelm Mensing (1825-1903), schrieb 1899 die erste Biographie seines Schwagers zu dessen hundertstem Geburtstag (Angabe aus dem Privatarchiv Dr. R. Fikentscher, Halle).

16 Vgl. Schwedt (Anm. 11), S. 144-163; hier S. 152 f.

Böhmen auf industriell-ökonomischem wie chemischem Gebiet Neuland betrat. Fikentscher war einer der Ersten, die Adolf Ferdinand Gehlens Erfindung, Glaubersalz als Schmelzmittel in der Glasherstellung zu verwenden, industriell einführte und propagierte – nicht zuletzt, da er mithilfe von Kochsalz und der von ihm produzierten Schwefelsäure selbst Glaubersalz im großen Stil herstellte.[17] 1814 baute Fikentscher mit drei Kompagnons eine Glashütte, die der Fabrikation und zu Versuchszwecken diente. Friedrich Christian gelang es hier, Gehlens Verfahren mit Schmelzmitteln für die industrielle Produktion noch zu verbessern.[18]

Der Unternehmer diskutierte mit dem Minister über wirtschaftliche wie politische Umstände des damaligen Redwitz: »Vom 13. Jahrhundert an ist das Städtchen Redwitz eine wahrhafte Republick San Marino [...]. Es stand unter dem Schutz der Krone Böhmen, an die Stadt Eger zunächst gewiesen [...]. Jetzt, in das Königreich Bayern verschmolzen« (WA III, 8, S. 294), unterlagen die hier produzierten Waren Zöllen und Ausfuhrverboten nach Böhmen (WA III, 8, S. 290). Dass Fikentscher seine Erzeugnisse trotz dieser widrigen Handelsbedingungen und der ausländischen Konkurrenz gewinnbringend absetzen konnte, spricht für ihre Qualität. Einen weiteren Anlass, über die ehemalige Enklave Redwitz zu sprechen, bot die Person Grüners (1780-1864), Polizeirat in Eger, der den Besuch vermittelte und Goethe begleitete, als dieser am Dienstagabend des 13. August 1822 in Marktredwitz ankam (WA III, 8, S. 227). »Abendgespräch erheitert durch Rath Grüners frühere Verhältnisse, denn Redwitz stand sonst unter österreichischer Hoheit und war [...] von der Stadt Eger bevormundet« (WA III, 8, S. 290). Auch beim letzten gemeinsamen Mittagessen, an dem er am Sonntag, dem 18. August, wieder teilnahm, wurden »[m]ancherley dialektische Scherze mit Grüner« gerissen: »Auf den Vorwurf, daß Redwitz niemals eine Polizey gehabt, erwiederte man scherzend, daß eben deßhalb Bier, Fleisch, Brod ohne Tadel, Coffeebrödchen wie nirgends« seien (WA III, 8, S. 298 f.).

Fikentscher behauptet, dass der Besuch in Marktredwitz weniger auf Grüners Vorschlag, wie es dieser nachträglich darstellte (Gespräche, Bd. 3.1, S. 407, 409), als vielmehr auf Goethes Initiative hin unternommen wurde (Z. 67-71). Ihm war offenbar Goethes mineralogisches Interesse an diesem Ausflug angekündigt worden (Z. 72 f.). Demgemäß präsentierte Friedrich Christian am Mittwochvormittag des 14. August 1822 sein »Mineralienkabinet«, »welches, obgleich nur vor wenig Jahren angelegt, schon sehr gute und wohlgeordnete Stufen besitzt« (WA III, 8, S. 293).

Der Gastgeber zeigte Goethe die Lage des Hauses, der Fabrik und des Ortes am Mittwochnachmittag, an dem Grüner die Gesellschaft verließ. Fikentscher, Bürgermeister von Redwitz seit 1809, unterrichtete Goethe »von alten und neuen Zeiten. Fruchtbarkeit und Bevölkerung« (WA III, 8, S. 227). Am Donnerstag, dem 15. August 1822, besuchte Goethe unter der Führung Friedrich Christians die Glashütte und »sah daselbst mir unbekannte technische Wunder«.[19] Mit »bängliche[r] Bewunderung« verfolgte der weitgereiste Geheimrat die Produktion:

17 *Nekrolog* (Anm. 8), Sp. 466.
18 Vgl. *Goethe im chemischen Laboratorium* (Anm. 6), S. 10 f.
19 Goethe an Knebel, 23.8.1822 (WA IV, 36, S. 128).

> Es werden große Fenstertafeln gefertiget; wir sahen die ganze Manipulation mit an, die wirklich furchtbar ist. Sie bliesen Walzen von 3 Fuß Höhe, in verhältnißmäßigem Durchmesser. Diese ungeheuern Körper aufschwellen, glühend schwingen und wieder in den Ofen schieben zu sehen, je drey und drey Mann ganz nah neben einander, macht einen ängstlichen Eindruck. Dann weiß man die Walze, die erst unten rundlich geschlossen ist, mit immer fortgesetzter Erhitzung zu öffnen, daß Glocken daraus entstehen, diesen wird die Mütze genommen, die Walze selbst durch ein glühend Eisen getrennt, damit sie sich auseinander gebe, welches im Kühlofen geschieht. Das alles geschieht mit der zerbrechlichsten, glühend biegsamsten Masse, so takt- und schrittmäßig, daß man sich bald wieder beruhigt. (WA III, 8, S. 294 f.)[20]

Auf der Glashütte bemerkte Goethe »zufällig zurückgelegte, schnell gekühlte, kleine Glaskolben, deren ausgeschnittener Boden die entoptische Erscheinung trefflich gab [...]. Wir ließen sodann einen Glasstab schnell verkühlen und fanden ihn seiner Gestalt gemäß höchst schön entoptisch« (WA III, 8, S. 296). Dieser Fund und überdies das Können des jungen Fikentscher wurden zum Auslöser für ausgiebige Experimente erst mit entoptischen, dann auf »Göthes Antrag« hin (Z. 96) auch mit ›trüben‹ Gläsern. Man begann unverzüglich mit den Versuchen, derentwegen Goethe seinen Aufenthalt wohl gar hätte verlängern wollen (Z. 88, 106-108).[21]

Goethe war von den Versuchsergebnissen am Donnerstagnachmittag einerseits sehr angetan, denn das »trübe Glas bey hellem Grund gelb, bey dunklem blau erscheinend, gerieth fürtrefflich, mit aufgestrichener Salzsäure«, andererseits noch unbefriedigt, da dem jungen Chemiker die entoptischen Gläser »nicht völlig gelingen« wollten (WA III, 8, S. 296 f.; auch S. 228). Deshalb wurde Freitag, der 16. August 1822, »[g]anz den pyrotechnischen Versuchen gewidmet« (WA III, 8, S. 297, S. 228). Goethes Bezeichnung der »pyrotechnischen Versuche« parallelisiert das am Vortag erlebte »Feuerwerk« (WA III, 8, S. 294) in der Glashütte mit den experimentellen Arbeiten im Labor, die wie die Herstellung der auf der Großproduktionsstätte gefundenen »kleine[n] Glaskolben« der technisch-handwerklichen Geschicklichkeit beim Umgang mit dem stark erhitzten Glas bedürfen und schwerlich ohne Funkenflug abgehen.

> Die trüben Scheibentäfelchen gelangen zuletzt in allen Abstufungen vortrefflich und wurden zu Dutzenden fertig, wodurch einer meiner sehnlichsten Wünsche erfüllet war. Die entoptischen Blättchen ließen zu wünschen übrig, doch wurden zwey schwarze Spiegel kunstgemäß gefertigt und das entoptische Gestell aufgerichtet. Die Atmosphäre war ungünstig. Abends dem Vater und Sohn die entoptischen Phänomene zur Einsicht geführt, damit man auf den eigentlichen Zweck los zu arbeiten sich im Stande sähe. (WA III, 8, S. 297; auch S. 228)

Noch am nächsten Tag, Sonnabend, dem 17. August 1822, wurde weiter experimentiert: »Die trüben Täfelchen gemustert und die meisten trefflich gefunden. Das

20 Den starken Eindruck gab Goethe mehrfach wieder; vgl. WA III, 8, S. 294-297, 299-300.

21 Eine Änderung seiner Reisepläne kann nicht belegt werden. Seinem Sohn August hatte Goethe angekündigt, dass er – man muss wohl annehmen: spätestens – am 18. August zurück in Eger sein werde (WA IV, 36, S. 121 f.).

Durchglühen und Abkühlen der entoptischen fortgesetzt. Schon gelang es besser. Das Gestell völlig eingerichtet« (WA III, 8, S. 298). Fikentscher übertrieb also ein wenig, wenn er auch von den entoptischen Gläsern behauptet, sie »gelangen augenblicklich« (Z. 92). Am Sonntag, dem 18. August 1822, endete Goethes Besuch: »Glastäfelchen eingepackt und sonstiges« (WA III, 8, S. 298). »Mit Fikentscher dem Vater Wiederholung der näheren Umstände seiner chemisch-technischen Unternehmungen« (WA III, 8, S. 228), die Goethe vom Diener Stadelmann festhalten ließ (Z. 85 f.).

Fikentschers Brief gibt zwei neue Hinweise: zum einen auf ein Ingredienz im chemischen Rezept für die Herstellung der ›trüben Medien‹ – nicht mithilfe von Salzsäure, wie Goethe angibt (WA III, 8, S. 296 f.), sondern mithilfe »salzsaure[n] Silber[s]« (Z. 99).[22] Zum anderen erhellt er den theoretischen Hintergrund, auf den Goethe lediglich mit »Kunckels Glasmacherkunst« und mit »Berthollets Chemie« hinwies, die er repetiert habe (WA III, 8, S. 297, 228).[23] Herangezogen wurde überdies das, »was Seebeck über Spiegelung u*nd* Brechung des Lichts, dann als Folge dieser, über entoptische Farbenfiguren sagte« (Z. 89 f.).[24] Thomas Johann Seebeck (1770-1831), Mediziner und Physiker in Berlin, entdeckte 1813 die »entoptischen Figuren« und im Jahr darauf gelang es ihm, den Spannungszustand, in welchen das Glas durch starkes Glühen und rasches Abkühlen versetzt wird, als eine der notwendigen Bedingungen für das Entstehen dieser Figuren nachzuweisen.[25]

Fikentschers reizvolle Schilderung kontrastiert Fritz' berußtes Gesicht mit Goethes weißem Schlafrock (Z. 94 f.). Ähnlich anschaulich formulierte diese Szene schon Woldemar von Biedermann, der wichtigste Historiograph dieser Beziehung, in seinem Aufsatz *Goethe und die Fikentscher*, blieb aber einen Nachweis dafür schuldig: »Goethe stand im weissen wollenen Schlafrock stundenlang mit Fritz Fikentscher an der Muffel«.[26] Seine Schilderung wurde unhinterfragt kolportiert[27] und kann erst jetzt mithilfe des nun edierten Briefes belegt werden.

22 Vgl. zur chemisch-physikalischen Analyse dieser Prozesse Nickol et al. (Anm. 4), S. 209 ff.

23 Gemeint sind Johannes Kunckel: *Ars vitraria experimentalis*. Frankfurt, Leipzig 1689, und vermutlich: Claude Louis Berthollet: *Über die Gesetze der Verwandtschaft in der Chemie (Recherches sur les lois de l'affinité)*. Berlin 1802, oder ders.: *Versuch einer chemischen Statik, das ist einer Theorie der chemischen Naturkräfte (Essai de statique chimique)*. Berlin 1811.

24 Vermutlich Thomas Johann Seebeck: *Einige neue Versuche und Beobachtungen über Spiegelung und Brechung des Lichtes*. In: *Journal für Chemie und Physik* 7 (1813), S. 259-298; ders.: *Einige Nachträge […] p. 259 ff.* In: *Journal für Chemie und Physik* 7 (1813), S. 382-384; ders.: *Von den entoptischen Farbenfiguren und den Bedingungen ihrer Bildung in Gläsern*. In: *Journal für Chemie und Physik* 12 (1814), S. 1-16.

25 Seebeck kooperierte über Jahre mit Goethe und steuerte die *Geschichte der entoptischen Farben* und ihrer Entdeckung zu Goethes Farbenlehre bei; vgl. LA I, 8, S. 11-15, und LA II, 5 B, S. 1442.

26 Biedermann (Anm. 6), S. 303. – Auf die mündliche Tradition im Orte, von Goethes Besuch zu erzählen, weist Gebhardt (Anm. 14), S. 133, hin.

27 Vgl. *Goethe im chemischen Laboratorium* (Anm. 6), S. 16. – Den weißen wollenen bzw. flanellenen Schlafrock, in dem Goethe zu dieser Zeit Besucher empfing, erwähnen zeitnah auch Karl Johann Braun von Braunthal, Ulrike von Levetzow, Lily Parthey u. a. (Gespräche, Bd. 3.1, S. 509, 514, 524).

Goethes »Satisfaktion war so groß« (Z. 102) und er wurde »jungendlich freudig« (Z. 93), registriert Fikentscher. Wie sehr Goethe die gezielte, dutzendfache Herstellung der ›trüben Medien‹ beglücken musste, erhellt aus zwei Gründen: zum einen aus der Bedeutung, die er dieser »Haupterfahrung mit trüben Mitteln« als einem »Grund- und Urphänomen« seiner Farbenlehre beimaß,[28] zum anderen aus seinem jahrelangen Bemühen, von verschiedenen Technikern ihm für seine Theorie derart wichtige Proben fertigen zu lassen oder solche Gläser anderweitig aufzutreiben, das allenfalls vom Zufall begünstigt zum Erfolg führte.[29] Noch im Juli 1822 schickte ihm Leopold von Henning (1791-1866) einige »metallisch getrübte Glasscheiblein«, doch »[l]eider ist der junge Glasmaler von dem die Scheibchen herrühren [...] abgereist; [...]. Eine ganze Reihe von Versuchen, welche [...] Frick, ein vorzüglicher Chemiker, unternommen hat, ist bis jetzt noch fehlgeschlagen«.[30] Goethe lobte vor seiner Abreise nach Marktredwitz die ihm aus Berlin übersandten trüben Gläser und drängte: »[...] suchen Sie möglich zu machen, daß man dieses Phänomen, worauf unsere ganze Lehre gegründet ist, allgemeiner darstellen könne«.[31] Die Schwierigkeiten, dieses zentrale Theorem experimentell eindeutig herbeizuführen, erklären die Nachsätze Goethes: »[...] wunderbar genug, daß es nicht immer, ja so selten glückt. [...] Die Operation ist die leichteste, und doch scheinen auch hiezu einige Cautelen nöthig«.[32] Er rekapitulierte die bis dato erfolglose Suche nach geeigneten Gläsern:

> Bey meinem dießmaligen Aufenthalt in Böhmen habe kein einziges Glas gefunden denenjenigen an Wirkung gleich die ich nach Berlin sandte.
>
> Herrn Grafen Kaspar Sternberg, welcher durch Nürnberg gereis't, habe gebeten, bey den Antiquaren nach solchen Glasscherben [...] sich umzusehen. Bey der königlichen Porzellanfabrik muß der Fall öfters vorgekommen seyn, daß man dasjenige wornach wir streben für einen verunglückten Versuch hielt.[33]

Umso größer muss Goethes Freude eingeschätzt werden, dass er von den Fikentschers nun doch »gewiß hundert dergleichen Glaßplatten« (Z. 104) mitnehmen konnte. Goethe meldete seinem Sohn August diesen »große[n] Fund«: »Vorzüglich hat mich der Aufenthalt in Redwitz aufgeheitert. Es ist so erfreulich eine Existenz zu sehen, die durch Einsicht, Klugheit, Ausdauer glücklich gedeiht. Von gelungenen trüben Täfelchen lege einige bey, dieß war ein großer Fund«.[34] Goethe verteilte die erhaltenen Glasproben an Anhänger seiner Theorie. Fikentscher, der junge Chemiker

28 Vgl. Goethe: *Zur Farbenlehre. Didaktischer Teil* (LA I, 4, S. 70).
29 Vgl. Nickol et al. (Anm. 4), S. 206ff.
30 Leopold von Henning an Goethe, Juli 1822 (LA II, 5 B, S. 1037).
31 Goethe an von Henning, 11.8.1822 (WA IV, 36, S. 118f.).
32 Ebd., S. 119f.
33 Ebd., S. 119. – Diese Hoffnung sah Goethe in Marktredwitz bestätigt: »Sie [die Fikentschers; G. B.] beschicken eine bedeutende Glasfabrik und da muß dem Aufmerksamen so etwas [entoptische Gläser; G. B.] in die Hände laufen« (Goethe an Kaspar Maria Graf von Sternberg, 26.8.1822 [WA IV, 36, S. 133f.]).
34 Goethe an seinen Sohn August, 22.8.1822 (WA IV, 36, S. 125). Ähnlich begeistert auch: »der Sohn, ein guter Chemiker, half mir gleich zu vollkommenen trüben Glastäfelchen« (Goethe an von Sternberg, 26.8.1822 [WA IV, 36, S. 134]).

im Dienste der Farbenlehre, dem Goethe die Exemplare verdankte, fand dabei nicht immer namentlich Erwähnung: »Auf meiner zehnwöchentlichen Reise […] ist mir gelungen, durch einen heitern jungen Chemiker die trüben Täfelchen von der schönsten Wirkung fertigen zu lassen«;[35] »sende nächstens sehr schöne trübe Täfelchen, die den Gegensatz auf Hell und Dunkel entschieden und lieblich hervorbringen«.[36] Die Wichtigkeit von Fritz Fikentschers heißem Bemühen um trübe Glasplättchen wird in den von Goethe gewählten Adjektiven »vollkommen«, »schönste«, »lieblich« deutlich. Goethe stellt im Brief an Knebel seine langwierige Suche neben diesen unerwarteten Erfolg: »Eigentlich muß man reisen, um sein Erworbenes anzubringen und neu zu erwerben; was ich hier in einem Tage fand, daran laborire ich in Jena zwey Jahre, ohne zum Zweck zu gelangen«.[37]

Die Voraussetzungen für das Glücken der Experimente ausgerechnet im Labor von Marktredwitz waren besonders günstig: die technischen Apparate, experimentelle und industrielle Erfahrungen mit chemischen Prozessen im Kleinen wie im Großen, Fritz Fikentschers außergewöhnliche praktische Geschicklichkeit, Vertrautheit mit dem aktuellen Stand der Glasforschung bei Vater und Sohn, auf die die Experimentalvorlesung traf, die Goethe am Abend des 16. August hielt. Goethe animierte den jungen Fikentscher zu weiteren Forschungen, dazu, »auf den eigentlichen Zweck los zu arbeiten« (WA III, 8, S. 297). Handlungsbedarf und -hindernisse hatte Goethe kurz zuvor noch gegenüber von Henning resümiert: »Da auch in der letzten Zeit uns nicht gelingen wollte, den Glasplatten und -plättchen entoptische Eigenschaft mitzutheilen, daher Sie sogar einen sehr unvollkommenen Apparat erhielten, so müssen wir bey unserer Zusammenkunft selbst Versuche anstellen«.[38] Fritz Fikentschers eigenständige Experimente mit Gehlens Verfahren und seine überaus zufriedenstellende wie rasche Verfertigung der trüben Gläser schienen große Hoffnungen in Goethe geweckt zu haben, durch den Chemiker auch (wieder) zu entoptischen Gläsern zu gelangen. Offenbar setzte er die nicht kleine Erwartung in ihn, die Probleme der gezielten Herstellung entoptischer Gläser auf praktischem Wege zu beheben. Denn nach seinem Besuch verbreitete Goethe die Nachricht, dass er Fikentscher junior hierüber weiterforschen lasse: »Mit den entoptischen [Gläsern; G. B.] wollte es nicht so gut gehen, doch wird er weiter fortarbeiten«.[39] »Auch entoptische Glaskörper erhielt ich dort [in Marktredwitz; G. B.] durch schnelle Verkühlungen. Diesem Capitel hoffe durch Thätigkeit dieses jungen Mannes, dem ich die Anlage zu einem Apparat wohl geordnet zurückließ, viel zu gewinnen«.[40] Friedrich Christian versprach anscheinend weitere Untersuchungen, da Goethe vermeldete: »Die entoptischen Täfelchen wollten nicht gleichmäßig gut gerathen, doch

35 Goethe an Christoph Ludwig Friedrich Schultz, 5.9.1822 (WA IV, 36, S. 142).

36 Goethe an Sulpiz Boisserée, 6.9.1822 (WA IV, 36, S. 151).

37 Goethe an Knebel, 23.8.1822 (WA IV, 36, S. 129). Es liegt nahe, dass Goethe hier auf Döbereiners Versuche anspielte, ihm seit etwa zwei Jahren ›trübe Medien‹ zu fabrizieren, die jedoch nicht Goethes Vorstellung gemäß gelangen; vgl. dazu Nickol et al. (Anm. 4), S. 207.

38 Goethe an von Henning, 11.8.1822 (WA IV, 36, S. 119 f.). Zu den Schwierigkeiten im Detail vgl. Nickol et al. (Anm. 4), S. 211 ff.

39 Goethe an von Sternberg, 26.8.1822 (WA IV, 36, S. 133 f.).

40 Goethe an Knebel, 23.8.1822 (WA IV, 36, S. 128 f.).

soll unermüdet auch daran gearbeitet werden«.[41] Goethe verkündete in seinem Aufsatz über Johannes Kunckel, den zu verfassen er am 16. August in Marktredwitz beschloss (WA III, 8, S. 297 f.) und den er im September 1822 ausführte:

> Lange vermißten wir die trüben Scheiben, die bei hellem Grunde Gelb, bei dunklem Blau zeigen; eben so konnten wir nicht mit Gewißheit zu entoptisierten Gläsern gelangen. Beide Körper können nunmehr den Freunden der Chromatik [der Farbenlehre; G. B.] nach Lust und Belieben zugestellt werden, wie das Weitere nächstens auszuführen ist.[42]

Die Verbindung aus wissenschaftlicher Bildung, praktischem Können und industriellem Vermögen war vielversprechend. Nach seiner Abreise schickte Friedrich Christian dem verehrten Besucher eine »reiche und höchst willkommne Sendung« von Steinen und Mineralien, für die dieser sich seinerseits mit, so der Empfänger, einer »Sendung von höchst interessanten Fossilien« an den jungen Freund bedankte.[43] Zudem verstand es Goethe, den Eifer des jungen Forschers anzufeuern, indem er noch im Herbst des Jahres dessen Aufnahme in die mineralogische Gesellschaft in Jena, deren Präsident er war, veranlasste.[44]

Zum Wiedersehen in Marktredwitz[45] kam es nicht. Doch nutzten die Fikentschers im folgenden Jahr die Gelegenheit, Goethe in Eger zu treffen. Auf der Rückreise von des Vaters Kur in Marienbad suchten sie Goethe am 1. Juli 1823 auf.[46] Friedrich Christian, der seinen Vater abholte, wurde allein bereits tags zuvor bei Goethe vorstellig. Mit ihm verabredete Goethe weitere meteorologische Studien: »Der junge Fikentscher [...] nahm viel Theil an dem was wir für Witterungskunde

41 Goethe an Schultz, 5.9.1822 (WA IV, 36, S. 142).

42 Goethe: *Johann Kunckel*. In: *Zur Naturwissenschaft überhaupt*. Zweiten Bandes erstes Heft. Stuttgart, Tübingen 1822 (LA I, 8, S. 319). Zur Entstehung des *Kunckel*-Aufsatzes zwischen dem 22. und 27. September 1822 vgl. Goethes Tagebuch (WA III, 8, S. 242-244). Als Lieferant für entoptische Gläser kam nach F. C. Fikentscher auch ein Berliner Mechaniker in Betracht, von dessen Erzeugnissen von Henning am 16. September 1822 Goethe einige mitbrachte (LA II, 5 B, S. 1064, 1644).

43 Goethe an F. C. Fikentscher, 10.11.1822 (WA IV, 36, S. 203), und dessen Antwortschreiben, 17.12.1822; vgl. Hans Zedinek: *Zwei Briefe an Goethe aus dem »Fikentscherhaus« in Marktredwitz*. In: *Der Siebenstern. Vereinszeitschrift für Heimatpflege, Wandern u. Wintersport* 4 (1930), Heft 7, S. 98-101, hier S. 98; vgl. auch Goethe an Grüner, 12.10.1822 (WA IV, 36, S. 180).

44 Goethe an Johann Georg Lenz, 28.9.1822 (WA IV, 36, S. 175). F. C. Fikentscher dankte Goethe am 17. Dezember 1822; vgl. Zedinek (Anm. 43), S. 98. – Zeitgleich ließ Goethe auch den von ihm in die Mineralogie eingeweihten Grüner in die Sozietät aufnehmen (Lenz an Grüner, 29.9.1822); vgl. *Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner*. Leipzig 1853, S. 125 f.

45 Z. 108-111. Goethe versicherte brieflich, dass er sich »nichts mehr wünscht als im nächsten Jahre abermals einige Zeit in Ihrer Nähe zu verleben und sich einer an der Hand des theoretischen Studiums immer fortschreitenden technischen Thätigkeit als Augenzeuge zu erfreuen« (Goethe an F. C. Fikentscher, 10.11.1822 [WA IV, 36, S. 203]).

46 »Hatte mich vorher Bürgemeister Fikenscher und Sohn besucht von Redwitz. Ersterer war mit seiner Marienbader Kur sehr zufrieden. Seine Übel waren den meinigen sehr ähnlich gewesen« (WA III, 9, S. 70). Vgl. auch Goethe an seinen Sohn August, 2.7.1823 (WA IV, 37, S. 110).

thun und hat mir einigen Beystand und Aufschlüsse versprochen« (WA III, 9, S. 69). Dieser sandte kurz darauf »die jüngsthin versprochene graphische Darstellung der Barometerveränderungen vom verwichenen Dezember«.[47] Er richtete also bereits nach Goethes Besuch im Vorjahr auf dessen Wunsch hin eine Wetterstation in Marktredwitz ein und protokollierte deren Messergebnisse, die Goethe »den schönsten Beytrag zu denen von mir gesuchten und gesammelten Erfahrungen« gaben.[48] Für fortgesetzte Barometermessungen – nebst den von ihm georderten Pfefferkuchen – ließ Goethe erneut einen Monat später Dank sagen.[49]

Des Weiteren korrespondierte man mehrfach über Gläser für das Jenaer Naturalienkabinett, deren Bestellung Goethe schon im Sinn gehabt haben mochte, als er seinen Besuch in Fikentschers Fabrik antrat (Gespräche, Bd. 3.1, S. 407). Da sich die für ihren industriellen Eigenbedarf hergestellten Glaswaren vermutlich nicht für museale Zwecke eigneten,[50] vermittelten die Marktredwitzer mehrere Aufträge an die Herzogauer Glashütte in Waldmünchen, deren Lieferschwierigkeiten sie in Zukunft gegenüber Goethe zu verantworten hatten. Mit den Produkten war Goethe dennoch derart zufrieden, dass er in den Folgejahren weitere Bestellungen aufgab.[51]

»Gespräche über Optick pp.« (Z. 87), wie während des Besuchs 1822, wurden nicht mehr erwähnt. Die naturkundlichen Aspekte des erhaltenen Briefwechsels beschränken sich auf mineralogische und meteorologische Beobachtungen. Nicht zuletzt Friedrich Christians Verpflichtungen im väterlichen Unternehmen könnten weitere zeitaufwändige Forschungen verhindert haben. Möglicherweise entschuldigte er sich mit häuslichen Umständen und Geschäften bereits bei seinem Besuch 1823 in Eger für ausbleibende Ergebnisse: »Der junge Fikentscher [...] referirte von seinem Familienzustand, von dem Brande in Redwitz« (WA III, 9, S. 69). »Er fährt fort in fabrikmäßiger Thätigkeit und läßt dabey nicht ab seine Naturstudien zu erweitern« (WA III, 9, S. 69). Denn sein Vater brachte, wie der Brief anzeigt (Z. 24-39), auch den jüngeren Bruder Wilhelm zur Räson, zur Apothekerlehre, obzwar nicht zur Liebe zum chemischen Beruf: Beide Brüder traten in die väterliche Fabrik ein und übernahmen ihre Leitung nach dem Tod des Vaters 1837, bis sie sich überwarfen. »Fritz war ein allseitig geistig interessierter Forscher, den die chemische Fabrikation um ihrer selbst willen und um der wissenschaftlichen Forschung willen interessierte, während Matthäus Wilhelm lediglich auf das finanzielle Ergebnis Wert legte«.[52] Friedrich Christian ließ sich 1845 mit einer eigenen Fabrik für Glas und Chemikalien, später Tonwaren im sächsischen Zwickau nieder.

47 F.C. Fikentscher an Goethe, 10.7.1823; vgl. Zedinek (Anm. 43), S. 100.
48 Goethe an F.C. Fikentscher, 13.7.1823 (WA IV, 37, S. 130).
49 Goethe an Grüner, 13.8.1823 (WA IV, 37, S. 163).
50 Die Fabrik verbrauchte Tausende Glasbehälter, die auf der eigenen Glashütte hergestellt wurden; vgl. *Nekrolog* (Anm. 8), Sp. 466.
51 Vgl. Goethe an F.C. Fikentscher, 13.7.1823 (WA IV, 37, S. 128-130), Goethe an W.K. und F.C. Fikentscher, 20.8.1824 (WA IV, 38, S. 221), Goethe an Grüner, 30.11.1824 (WA IV, 39, S. 24 ff.), Grüner an Goethe, 30.1.1825 (vgl. *Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper (1820-1832)*. Hrsg. von August Sauer. Prag 1917, S. 80 ff.), Goethe an W.K. Fikentscher, 11.6.1828 (WA IV, 44, S. 131 f.), 21.6.1830 u. 9.7.1830 (WA IV, 47, S. 107, 137 f.).
52 *Goethe im chemischen Laboratorium* (Anm. 6), S. 27.

Obwohl die Briefe von weiteren Glasexperimenten schweigen, fiel Goethes Besuch in Marktredwitz für seine Farbenlehre überaus ertragreich aus: Die von Fritz Fikentscher manipulierten Gläser setzten Goethe wieder in den Stand, sein Farben-»Evangelium« zu predigen. Er kündigte von Henning an: »Ich habe manches Erfreuliche vorzulegen, besonders aber eine Anzahl wohlgelungener trüber Glasscheiben zu fernerer Ausbreitung des Evangeliums mitzutheilen«.[53] An den Grafen Sternberg appellierte er: »Wir müssen nun dieses Evangelium rascher zu verbreiten suchen. Wie es von Henning in Berlin gelungen, melde seiner Zeit«.[54]

Um von Henning zu treffen, verließ Goethe Marktredwitz – ungern, wie er seinem Wirt versicherte. Im Gepäck aber hatte er »gewiß hundert« trüber Glasplättchen (Z. 104). Dringend brauchte er diesen Nachschub, nachdem er kurz zuvor die ihm noch verbliebenen Gläser, die das Phänomen des Farbwechsels zeigten, nach Berlin geschickt hatte,[55] wo von Henning seit diesem Sommer an der Berliner Universität Vorlesungen über Goethes Farbenlehre anbot.[56] Von Henning wusste sich mit Goethe einig darin, dass an der Wahrheit der Farbenlehre nicht zu zweifeln sei. Goethe meinte noch am 8. August: »Er sei allein auf der Erde, der sagen könne, er habe Wahrheit« (Gespräche, Bd. 3.1, S. 406). Worauf es daher jetzt noch ankäme, sei die Verbreitung der neuen Lehre. Goethe begrüßte deshalb von Hennings Engagement und dessen *Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Göthe's Farbenlehre*,[57] die jener just im August 1822 verfasste: »Das ernste Spiel um das es sich hier handelt, ist gewonnen, was die Begründung und Durchführung der wahrhaften Farbentheorie, der natur- und gedankenwidrigen Newtonschen Irrlehre entgegen, anbetrifft, und es wird gewonnen werden, rücksichtlich der Geltendmachung und allgemeinen Anerkennung der Erstern«.[58] Wichtigstes Mittel, Goethes Farbenlehre die vermeintlich berechtigte Anerkennung zu verschaffen, sei es, sie »zum Gegenstand akademischer Vorlesungen« zu machen,[59] und zwar, so konkretisierte von Henning, zum Gegenstand »experimental-didactische[r] Vorträge«.[60] Denn bei solchen Vorträgen

53 Goethe an von Henning, 4.9.1822 (WA IV, 36, S. 139 f.). Zu diesem Zweck verschenkte Goethe die trüben Gläser nachweislich an August von Goethe, Christoph Ludwig Friedrich Schultz, Sulpiz Boisserée, Leopold von Henning, Kaspar Maria Graf von Sternberg, Carl Gustav Carus, Karl Michael Marx, vermutlich an Adolphe Lambert Jacques Quételet u.a.; vgl. LA II, 5 B, S. 1055. Einige der von Fikentscher angefertigten Gläser sind in Goethes naturwissenschaftlichen Sammlungen in der Klassik Stiftung Weimar erhalten geblieben.

54 Goethe an von Sternberg, 26.8.1822 (WA IV, 36, S. 134).

55 Vgl. Nickol et al. (Anm. 4), S. 208.

56 Vgl. u.a. WA III, 8, S. 282.

57 Goethe an von Henning, 4.9.1822 (WA IV, 36, S. 139).

58 Leopold von Henning: *Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Göthe's Farbenlehre gehalten an der Königl. Universität zu Berlin.* Berlin 1822, Vorwort S. III-X; hier S. VII.

59 Auch diesem Anliegen stimmte Goethe zu: »Daß Sie Ihre Einleitung dem Drucke übergeben, billige unbesehen [...]. Eben so fühle ich schon längst die Nothwendigkeit eines Compendiums, wodurch die Chromatik in's Enge gebracht, zu Vorlesungen und zu schnellerer eigener Vorübung bereitet werde« (Goethe an von Henning, 11.8.1822 [WA IV, 36, S. 118]).

60 Henning (Anm. 58), S. III.

> scheint es vornämlich um zweierlei zu thun zu seyn: einmal nämlich darum, daß der Gesichtspunkt von welchem aus die vorzutragende Lehre betrachtet werden muß, mit gehöriger Bestimmtheit angegeben wird, […] und zweitens darum, daß die Phänomen [sic] um deren Ableitung und Zurückführung auf allgemeine Gesetze es zu thun ist, durch eine hinlängliche Anzahl entscheidender und genauer Versuche zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden.[61]

Dies erschien dem Dozenten »um so unerläßlicher, da bei einem Gegenstand wie die Newtonsche Farbentheorie, eine völlige Unbefangenheit wohl nirgends vorauszusetzen ist, und es gerade die durch Tradition oder ausdrückliche Lehre den Gemüthern der Zuhörer schon frühzeitig eingepflanzten Vorurtheile über die wesentliche Beschaffenheit der Naturgegenstände und die Weise zur Erkenntniß derselben zu gelangen, seyn mögen«, derentwegen sich Goethes Farbenlehre bislang nicht durchgesetzt habe.[62] Da die Wahrheit der Lehre nicht mehr bezweifelt werden könne, verlegte sich der Hauptakzent auf ihre Vermittlung, deren persuasive Aussagekraft geeignete Experimente erhöhen sollten. Von Henning stellte sich damit zum einen in die Traditionslinie aufklärerischer Naturforscher, für die die Empirie der Experimente eine Hypothese sowohl verifizieren als auch demonstrieren konnte, zum anderen in die Traditionslinie von Vorurteilstheoretikern und Volksaufklärern des 18. Jahrhunderts, die extrapoliert hatten, dass rationale Argumente allein oft keine Meinungsänderung bewegen können, Vorurteile vielmehr irrational verwurzelt seien und daher am besten auf dem Wege sinnlich-ästhetischer Erkenntnis bekämpft werden könnten. Die Performanz der experimentellen Vorführung erzeugt eine Evidenz, die beim Rezipienten unmittelbar aisthetisch wirkt. Weniger auf rationale Einsicht als auf wahrnehmbare Einsichtigkeit der theoretischen Postulate durch die Objekte hob Goethe ab, wenn er an Knebel meldete: Fritz Fikentscher »hat mir sogleich mit Glück die Glasscheiben, die bey veränderter weißer und schwarzer Unterlage Gelb oder Blau darstellen, zu Dutzenden gefertigt, so daß [ich; G. B.] das einfache Credo meiner Farbenlehre jedem Naturfreunde sogleich in die Hände geben kann«.[63] Dass Goethe hier seine Farbenlehre mit »Evangelium« und »Credo« assoziierte, zeigt, dass es ihm nicht (mehr) um den Beweis der Wahrheit seiner Theorie ging, die experimentell belegt werden müsste, sondern um die Verbreitung eines Glaubens an die Richtigkeit seiner Lehre, die den Platz der seit Newton geprägten »Vorurteile« einnehmen sollte. In dieser Hinsicht erlangten die schillernden Glasscheiben, derer Goethe in Marktredwitz so zahlreich habhaft werden konnte, einen weitaus größeren als nur empirischen oder spielerischen Wert für die Verbreitung von Goethes Farbentheorie. Die »Farbenbilder« (Z. 93), die Friedrich Christian Fikentscher wunschgemäß herstellen konnte, waren für Goethe nicht nur Souvenirs eines Besuchs in Marktredwitz, sondern darüber hinaus auch schätzenswerte Agitatoren für seine Farbenlehre.

61 Ebd., S. VIII.
62 Ebd., S. VIII f.
63 Goethe an Knebel, 23.8.1822 (WA IV, 36, S. 128).

DIETER BORCHMEYER, PETER GÜLKE

»Die Leiden des alten Werther«. Martin Walsers Goethe-Roman »Ein liebender Mann«. Ein Dialog zwischen Dieter Borchmeyer und Peter Gülke

Lieber Peter Gülke,

unlängst unterhielten wir uns anregend über Martin Walsers Goethe-Roman »Ein liebender Mann« und ich erzählte Ihnen, dass ich für das »Goethe-Jahrbuch« eine Würdigung des Romans zu schreiben plante, die eine im Magazin »Focus«[1] *erschienene Besprechung von mir erweitern und aufgrund diverser Gespräche in letzter Zeit, auch mit dem Autor, abwandeln werde. Da kamen wir auf die Idee, dass ich Ihnen meine Rezension schicken und Sie eine Art Kontrastbetrachtung dazu schreiben könnten. Hier ist meine Besprechung und ich bin gespannt, was Sie nun – gleich wie ich oder anders als ich – in Walsers Roman sehen werden.*

Mit herzlichen Grüßen
Ihr
Dieter Borchmeyer

Mit dem »Blick« fängt es an, dem *Augenblick*, diesem »köstlichen Sprachangebot«, wie der Autor ihn nennt (S. 12).[2] In seiner Doppeldeutigkeit, als Zuwendung des Auges und vorübergehender Moment, ist der Augen-Blick *das* Leitmotiv von Martin Walsers Goethe-Roman. »Für ein paar Augenblicke sind wir unzerstörbar« (S. 152) – für »Harmoniesekunden« (ebd.), Augenblicke als Blicke aus liebenden Augen. Nicht aber Goethes Blick ist es – Goethe, der das »Äugeln« so liebte –, es ist der Blick der neunzehnjährigen Ulrike von Levetzow, seiner letzten und leidenschaftlichsten Liebe, der sich zuerst öffnet. »Bis er sie sah, hatte sie ihn schon gesehen« (S. 9). So lautet der erste Satz des Romans.

Der ›Blicktausch‹, das Ineinander und Auseinander der Blicke, ihr Aushalten und Nichtaushalten, das Einander-Ansehen und Nichtansehen oder das Gesehenwerden, ohne den anderen sehen zu lassen, dass man seinen Blick sieht: dieses kontrapunktische Augenspiel ist die Musik von Walsers Roman, gewissermaßen sein Kammerorchester, das die Stimmen seiner beiden Hauptfiguren Goethe und Ulrike trägt, untermalt, begleitet. In diese Augenmusik ist auch Goethes Schmerzenskind, seine von den Physikern verworfene Farbenlehre, verwoben, die ja auch vom Blick gesteuert, eine Schule des Sehens ist: »Augenforschung« (S. 12). Überhaupt ist Goethes Augendenken, seine Aversion gegen jegliche Apparatur, die den – unverstellten –

1 Nr. 10 vom 3. März 2008, S. 62-65.
2 Martin Walser: *Ein liebender Mann. Roman.* Reinbek bei Hamburg 2008. Die Zitate werden hier mit der Seitenzahl dieser Ausgabe nachgewiesen.

Blick auf die Dinge beeinträchtigt, sei es die Brille, sei es das Mikroskop, eine thematische Leitlinie des Romans. (»Goethe war kurzsichtig, aber Brillen fand er entsetzlich, das wusste in seinen Kreisen jeder Brillenträger und nahm seine Brille ab, wenn er von Goethe empfangen werden wollte«; S. 10f.)

Nie hat Walser subtilere, verborgenere Register gezogen, mehr mit Anspielungen und indirekten Wirkungen gearbeitet, musikalischer komponiert als in seiner jüngsten Prosadichtung, die fast mehr Dichtung als Prosa ist. Eines der schönsten Beispiele seiner Kunst des Indirekten ist jene Szene, in der Goethe einem Konzert der Sängerin Anna Paulina Milder in Karlsbad beiwohnt und die Musik sich ihm im steten Blick auf Ulrikes Zuhören erschließt, während diese ganz der Musik hingegeben ist und doch Goethes Blick unentwegt spürt und spüren lässt, auch wenn sie ihn nicht erwidert.

Es ist zweifellos ein tollkühnes Wagnis gewesen, nach Thomas Manns *Lotte in Weimar* noch einmal einen Goethe-Roman zu schreiben. Wohl nur Walser konnte das wagen, der wie kaum ein anderer Schriftsteller der Gegenwart mit dem Werk Goethes und mit der Zeitenwende des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts vertraut ist. Schon einmal hat er Goethe als literarischen Wiedergänger in das Spiegelkabinett seiner Prosa versetzt, als er Eckermann »in Goethes Hand« gab.[3] Doch der neue Goethe-Versuch überragt den früheren bei weitem. Sosehr Walser Thomas Mann vatermörderisch hasst oder zu hassen vorgibt, er geht doch, gewiss ohne es eingestehen zu wollen, in seinen Spuren. Ein liebender Thomas Mann. Auch dieser hat sich eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen, eine Novelle über Goethe in Marienbad zu schreiben: »[…] die – grotesk gesehene – Geschichte des Greises Goethe zu jenem kleinen Mädchen in Marienbad, das er mit Zustimmung der streberisch-kupplerischen Mama und gegen das Entsetzen seiner eigenen Familie partout heiraten wollte, was aber die Kleine durchaus nicht wollte … diese Geschichte mit allen ihren schauerlich-komischen, hoch-blamablen, zu ehrfürchtigem Gelächter stimmenden Situationen, diese peinliche, rührende und große Geschichte, die ich eines Tages vielleicht doch noch schreibe«, wie er in seinem Brief vom 4. Juli 1920 Carl Maria Weber mitteilt.[4] Doch er scheute vor der Gefahr einer ›Entwürdigung‹ Goethes in einer solchen Novelle zurück – und schrieb stattdessen den *Tod in Venedig*, durch den der ursprüngliche Goethe-Plan immer noch hindurchschimmert.

Der von ihm aufgegebene Plan ist nun von Martin Walser verwirklicht worden, auf eine Weise, die in mancher Hinsicht an den Goethe-Roman aus Thomas Manns amerikanischem Exil erinnert. Die inzwischen verwitwete Lotte besucht da bekanntlich nach über vierzig Jahren den einstigen Freund im Kostüm ihres poetischen Ab- und Gegenbildes im *Werther* und muss zu ihrer Enttäuschung erleben, dass er mitnichten die ihm zugedachte Rolle in einer nostalgisch rekapitulierten Wertheriade zu spielen gedenkt, sondern die peinliche Wiederbegegnung als versierter Diplomat in höfische Distanz rückt.

3 Martin Walser: *In Goethes Hand – Szenen aus dem 19. Jahrhundert*. Frankfurt a. M. 1982.

4 *Dichter über ihre Dichtungen. Thomas Mann*. Teil I. Hrsg. von Hans Wysling. München 1975, S. 415.

Aber Werthers Schatten wird ihn Jahre später doch noch einholen: in seiner Marienbader Liebe, deren Scheitern ihn fast zugrunde richtet. »Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren«, lautet der Eingangsvers der letzten Strophe der Marienbader *Elegie*, die Walser als ganze seinem Roman einverleibt, ein großes Wagnis, denn an Goethes Sprache muss er sich nun messen lassen. »Die Leiden des alten Werther« nennt Walsers Goethe selber seine Altersleidenschaft (S. 192), die ihn doch in seinen Augen alterslos macht. »Meine Liebe weiß nicht, dass ich über siebzig bin« (S. 98). Bei einem Kostümball verkleidet er sich als Werther, mit blauem Frack und gelber Weste, und Ulrike erscheint im Kostüm Lottes, mit den blassroten Schleifchen an den Ärmeln, mit denen sich auch Thomas Manns Lotte in Weimar peinlicherweise dekoriert, die aber sein Goethe geflissentlich übersieht. Walsers Goethe hingegen ist entzückt über die Werther-Lotte-Reliquie. Es gibt auch andere – zufällige oder absichtliche – subtile Verbindungen zwischen Thomas Manns und Walsers Goethe-Roman (mag Walser sie in seiner Abneigung gegen die in seinen Augen unangemessen karikaturistische *Lotte in Weimar* auch leugnen: das Changieren der Augenfarbe der Protagonistin etwa oder die Erektion Goethes nach einem Traum, vor die Thomas Mann zu Beginn des »Siebenten Kapitels« freilich den poetischen Gazevorhang des Stanzengedichts *Das Tagebuch* und des *West-östlichen Divan* zieht, während Walser sie am Ende seines Romans recht unverschleiert benennt).

Wie *Lotte in Weimar* richtet sich *Ein liebender Mann* gewissermaßen an zwei Leserschaften. Die eine darf ohne Vorkenntnisse einen Roman mit historischem Ambiente lesen, ohne im Einzelnen zu durchschauen, wieviel Authentizität in ihm versteckt ist; die Experten hingegen freuen sich über die Entdeckung der für sie versteckten Ostereier: die präzise rekonstruierten historischen Ereignisse, Personen und Lokalitäten, die offenen und heimlichen Goethe-Zitate. Zum Schönsten des Romans gehören Ulrikes und Goethes Variationen über das Thema von Satz und Gegensatz. »Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn« (HA 6, S. 384), heißt es im Tagebuch Ottiliens (mit der Walsers Ulrike einige Gemeinsamkeiten hat) in den *Wahlverwandtschaften*. So pariert Walsers Ulrike Goethes »Satzhoheit« mit der Bemerkung: »Alle diese Sätze sind, wenn man sie umdreht, genau so wahr« (S. 33). Selbst das Abgelegenste weiß der Goethe-Kenner Walser. Wenn Goethe etwa Ulrike rät, dass sie »beim Vorlesen immer ganz tief anfangen soll und dann steigern« (S. 17), spielt das offenbar auf den § 15 der *Regeln für Schauspieler* an: »Zugleich ist zu raten, im Anfange so tief zu sprechen, als man es zu tun imstande ist, und dann abwechselnd immer im Ton zu steigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang und wird zu den verschiedenen Modulationen gebildet, deren man in der Deklamation bedarf« (HA 12, S. 254). Oder wenn Ulrikes Mutter behauptet: »Harte Männer wie Napoleon liebten wehmütig-weiche Musik. Weiche Männer wie vielleicht unser aller Goethe sind mehr für lebhaft-heitere Töne« (S. 154), so nimmt sie ein Wort von Goethe aus seinem Gespräch mit Kanzler von Müller am 24. Juni 1826 vorweg: »Napoleon, der ein Tyrann war, soll sanfte Musik geliebt haben; ich, vermutlich weil ich kein Tyrann bin, liebe die rauschenden, lebhaften, heitren« (Gespräche, Bd. 3.2, S. 53). Bisweilen darf man sich auch blasiert seines Erkennens kleiner Irrtümer des Autors freuen (etwa: Nicht Voltaires *Zaïre* hat Goethe neben *Mahomet* ins Deutsche übertragen, sondern *Tancred*; S. 16).

Thomas Mann wie Walser treiben ein Vexierspiel mit dem Leser, der immer wieder in die Authentizitätsfalle zu geraten droht, denn gerade das mutmaßlich Erfundene ist oft historisch verbürgt. So ist der Bericht des Herrn Braun von Braunthal über einen Besuch bei Goethe, aus dem man einen ironischen Walser-Ton heraushören möchte (S. 22 ff.), tatsächlich ein getreu abgeschriebenes Originaldokument und das anscheinend Verbürgte ist bisweilen frei erfunden (so die Episoden mit dem ›vornamenlosen‹ Herrn de Ror, dem Mann der Schnelligkeit, einer Art Gegentypus zu Goethe in seiner Abneigung gegen alles »Veloziferische«; S. 87). Wie gerne sähe man es, wenn der wirkliche Goethe sich bei aller kritischen Distanz so intensiv hörend auf Schuberts Vertonungen seiner Gedichte eingelassen hätte wie der walsersche Goethe, der gar selber, einsam in seinem Zimmer, Mignons »Nur wer die Sehnsucht kennt« mit leidenschaftlicher Bewegung singt (S. 77 f.), obwohl ihm doch Zelters »einfache Dienlichkeit« ästhetisch mehr zusagt als Schuberts »Schmerzraserei«, die sich – »anmaßende Musik« (S. 84) – über den Text als vermeintlich bloßen Anlass hinwegsetzt (S. 62). Hier wie im Grunde immer ist geschichtliche Authentizität, mag sie oft auch präzise hergestellt sein, eine Maske, hinter der sich ein durchaus zeitgenössisches Gesicht verbirgt.

Das gilt für Walser freilich noch weit mehr als für Thomas Mann. Gewiss, die schönsten Passagen seines Buchs sind die, wo er sich auf die Atmosphäre des frühen 19. Jahrhunderts einlässt. Unvergleichlich ist nicht nur die Inszenierung der direkten und indirekten Blickkontakte zwischen Goethe und Ulrike, sondern auch seine Konversation mit ihr und ihren Schwestern, das Spiel mit Etikette und höfischer Gesprächskultur (»Hofzeremonien-Spiel«; S. 47), die Kunst, den Ton des Salons zu treffen und ihn doch immer wieder stilistisch zu desavouieren – wie es nur in Marienbad möglich ist, wo Goethe sich ein wenig von der strengen Hof- und Amtsdisziplin dispensieren kann, die ihn in Weimar nicht loslässt. (»Dort ist mein Leben mehr Theater als Leben«; S. 15) Das ist nicht für einen einzigen Roman zu erlernen, damit muss man ein Leben lang vertraut sein. Und wer beherrschte wie Walser die Kunst des Floretts mit geschliffenen Maximen nach Art der großen Moralisten des vorrevolutionären Frankreich. Man hält immer wieder den Atem an, wenn man Aphorismen wie den folgenden liest: »Was ist denn Neid anderes als eine zum Unglück verurteilte Form der Bewunderung« (S. 27). Ist der Neid je tiefgründiger definiert worden?

Mit wenigen Federstrichen gelingt es Walser, den geschichtlichen Hintergrund der Goethezeit von der Revolution bis zum griechischen Befreiungskampf in den Gesprächen der Marienbader und Karlsbader Kurgäste zu spiegeln. Goethes Naturforschung kommt in allen ihren Facetten zur Sprache (die augenforschende Farbenlehre, Geologie und Mineralogie oder humoristisch wird die Auseinandersetzung zwischen Neptunismus und Vulkanismus umspielt: einen »wankelmütigen Neptunisten« nennt Walsers Goethe sich selber treffend; S. 14), die Arbeit an der zweiten Fassung der *Wanderjahre*, deren eingelegte Novelle *Der Mann von funfzig Jahren* das Motiv der Liebe zwischen Partnern unterschiedlicher Generationen anstimmt, das gesteigert und mit anderen Konsequenzen im Liebeserlebnis Goethes in Marienbad wiederkehrt – und immer wieder seine an Ulrike adressierte Lyrik: »Eilpost der Seele« (S. 126). Das alles wird mit leichter Hand eingestreut. Trotz allen historischen Kolorits wirkt Walsers Roman jedoch nie museal. Dessen Sprache bleibt bei

all den ausführlich herbeizitierten geschichtlichen Versatzstücken stets Walsers unverwechselbar eigene Sprache: ein springender Brunnen, der immer neue Wortschöpfungen, von Ulrikes »mädchenhafter Eingeschlafenheit« (S. 29) über Knebels »Negationsverfallenheit« (S. 175) bis zu Goethes »Leichtigkeitsschwere« (S. 284), hervorsprudelt.

Walser erzählt nicht nach Art eines allwissenden Erzählers, sondern bietet stets Handlungs- und Zustandsbilder aus der subjektiven Perspektive seiner Personen. So führt er auch in seinem neuen Roman den Leser durch eine Spiegelgalerie innerer Monologe und erlebter Reden seines Helden Goethe, der selber den Roman *Ein liebender Mann* schreibt, in dem Walser ihn auftreten lässt (S. 96 u. ö.) – eine »Mise en abyme« im Sinne André Gides, ein Text, der sich selbst enthält, sich in sich selber spiegelt: »Es gefällt mir sehr, wenn der Gegenstand eines Kunstwerks im Spektrum seiner Charaktere ein weiteres Mal umgesetzt ist – ähnlich dem Verfahren, ein Wappen in seinem Feld wiederum abzubilden (*mettre en abyme*)«.[5]

Im letzten Teil, nach dem endgültigen Abschied von Ulrike nimmt Walsers Goethe die historische Maske ab, verfasst Briefe an die Geliebte, die nie geschrieben wurden und von ihrer rücksichtslos modernen Alltagssprache her auch nie hätten geschrieben werden können. (»Und darf das Ihnen nur sagen in einem Brief, den ich Ihnen nie schicken werde!«; S. 191, ähnlich S. 210) Und nur in einem dieser unabgesendeten und ungeschriebenen Briefe steht auch die ganze Marienbader *Elegie* (S. 198 ff.), die Goethe Ulrike ja nie gezeigt hat. Walser lässt Goethe in diesen Briefen gewissermaßen schreiben, wie Walser geschrieben hätte, wenn er selber Goethe gewesen wäre. Das könnte man – wie Ulrike es Goethe scherzhaft vorhält – »allerhöchstes Geflunker« nennen (S. 16). Wenn es in der – eigentlich nicht mehr zum Roman gehörenden – »Letzten Nachricht« heißt, Ulrikes Kammerzofe habe nach ihrem Tod unbekannte Briefe Goethes an sie auf einer silbernen Platte verbrennen müssen, suggeriert der Autor, das seien die Briefe, die Goethe im letzten Teil des Romans geschrieben hat. Walser hat das auch wiederholt in Gesprächen zum Vergnügen des Publikums gesagt. (»Und diese verbrannten Briefe habe ich geschrieben«.) Doch das ist Eulenspiegelei, denn jene Briefe sind nichts als ungeschriebene innere Monologe eines gänzlich ins Moderne transponierten ›Goethe‹, der sprachlich und inhaltlich nichts mehr mit dem historischen zu tun hat – ein Goethe gegen Goethe, ein von Tradition nicht eingeholter gegen den wirkungsgeschichtlich etablierten und festgeschriebenen Goethe. Deshalb sollte man ihn auch nicht im Namen historischer Authentizität oder von dem anderen, ›gelungeneren‹ Goethe der beiden ersten Teile des Romans her kritisieren, wie es in diversen Rezensionen geschehen ist. Freilich, mit dem unvergleichlichen Schluss von *Lotte in Weimar* – jener ›klassisch-romantischen Phantasmagorie‹ der letzten Begegnung Lottes mit Goethe in der Kutsche – wird man dieses Roman-Finale nicht gern vergleichen wollen. Thomas Mann sei immer am Ende am besten, hat Joachim Kaiser mir in einem Gespräch gesagt – Martin Walser am Anfang.

Der Nichtmehr-Goethe im Schlussteil seines Romans – der nicht weniger ›Einbildung‹ ist als derjenige in der Kutsche im Finale von *Lotte in Weimar* – wirft die ganze Kultur seines Lebens als »aufs Positive versessene Lebensroutine« (S. 278),

5 André Gide, Tagebuch vom Sommer 1893.

als »Entsagungstheater« (S. 255) über Bord, denunziert gar seine Marienbader *Elegie* als »Kulturbetrug« (S. 241 f.), denn das wirkliche Leiden kann durch Literatur, durch das ›Sagen‹ des Leidens nicht aufgehoben werden. Und am Ende, als er erfahren muss, dass Ulrike mit ihrer Mutter in Weimar Station gemacht hat, ohne ihn zu besuchen (was tatsächlich passiert ist), sagt er sich von der Liebe los. Als neuer Moses formuliert er ein neues erstes Gebot: »Du sollst nicht lieben« (S. 284).

Kaum ein Roman Walsers scheint auf den ersten Blick so bitter zu enden wie dieser. »Wirklichkeit hat gegen die Schönheit keine Chance«, hieß es im »Augenblick« des Liebestraums zwischen Goethe und Ulrike (S. 152). Doch bewahrheitet sich am Ende nicht das Gegenteil? Verwandelt sich der Roman berückenden Liebeszaubers da nicht in ein Buch bedrückender Liebesentzauberung? Walser hat immer wieder betont, dass er das nicht so sieht. Und in der Tat: Goethe fällt am Ende des Romans in einen Zustand schwebender »Leichtigkeit« (S. 284) und einen Tiefschlaf, aus dem er – wie Thomas Manns Goethe in *Lotte in Weimar* – mit einer Erektion erwacht. »Da wusste er, von wem er geträumt hatte. Swsw« (S. 285). Der Roman schließt mit der »Kürzelsprache« (S. 121), die Goethe und Ulrike sich zu eigen gemacht hatten (eine Variation der Chiffrensprache zwischen Goethe und Marianne von Willemer). Zuvor hieß es in dieser Kürzelsprache: »Swswnn«, was heißen soll: »So weit sind wir noch nicht« (S. 123). Das wird später von Ulrike wiederholt und Goethe repliziert: »Ab«, das heißt: »Aber bald« (S. 160). Wenn dann das »nn« wegbleibt, heißt es in der Kürzelsprache: »Swsw«, was nicht mehr übersetzt wird, aber nur heißen kann: »So weit sind wir«. Das heißt: Das »noch nicht« oder »aber bald«, das die Liebeserfüllung in die Zukunft verschiebt, gibt es jetzt nicht mehr, die gegenwärtige Erfüllung ist da: der Kuss (S. 166). Und so endet der Roman mit dem wiederum unübersetzten »Swsw«, der ewigen Gegenwart der unverlierbaren Liebe im Traum, in der Poesie, in der lebendigen, ganz konkreten Phantasie, auch wenn ihr in der Realität Verwirklichung versagt ist.

Martin Walser hat in einem Gespräch gesagt, er wäre nie auf die Idee gekommen, etwa einen Roman über Goethe und Marianne von Willemer zu schreiben. Kein Wunder: Diese steht aufgrund ihrer eigenen Äußerungen in Vers und Prosa sowie durch andere Quellen recht lebendig vor uns. Die Gestalt der Ulrike von Levetzow aber ist durch einen Schleier des Rätselhaften verhüllt. Sie hat anders als Marianne von Willemer in dieser Liebespartnerschaft, die nach ihrem eigenen späten Bekenntnis nie eine solche war, keine eigene Stimme. Erst Martin Walser hat ihr eine solche geschenkt. Mag das auch nicht der historischen Wahrheit entsprechen, so ist es doch poetisch bezwingend erfunden. Und es wird uns in Zukunft schwerfallen, uns von dieser erfundenen Wahrheit zu lösen.

Lieber Dieter Borchmeyer,

Ihre Dialog-Einladung veranlasst einen Musiker, in fremdem Gelände zu wildern – schwierig nicht zuletzt, weil er selbst oft verletzt war durch Kritteleien, welche die Sache in dem Maße verfehlten, in dem sie ihrer sicher zu sein vorgaben. Zudem ist nichts leichter, als sich bei einem Werk vom Anspruch des Walser-Romans, angesichts seiner weitreichenden Vernetzungen, etwas hinzuzuwünschen. Kunst zu machen, bleibt hundertmal schwerer, als über sie zu reden. Die Empfindlichkeit vieler Schaffender gegenüber Kritik hat gute Gründe darin, dass das fertiggestellte

Werk ihnen mehr Bekenntnis zur »Vollendung« abverlangt, als im Rückblick auf die Unsicherheiten der Entstehung gerechtfertigt scheint. Zu genau wissen sie, inwiefern das Geschaffene umgeben, umspült, bedrängt ist von unrealisiert Gebliebenem, wo und weshalb dies und jenes auch anders hätte ausfallen, weiter hätte ausgesponnen werden können. Mit aller Vorsicht möchte ich daher meine Betrachtungen über Walsers Roman zu Papier bringen, die nur Gedankensplitter eines im Grunde Unzuständigen sein wollen.

In herzlicher Verbundenheit
Ihr
Peter Gülke

Zunächst habe ich den Roman im Vorabdruck der F. A. Z. gelesen, habe den Sprung in die Szene am Kreuzbrunnen genossen, immer neu die raffiniert szenische Dramaturgie; das Feuerwerk der am Rande des Bonmots entlang geführten Dialoge; die hautnahe Vergegenwärtigung und zugleich sicher durchgehaltene konjunktivische Transparenz, welche den Gesichtspunkt »so könnte es gewesen sein« an die Darstellung kaum herankommen lässt und den Abstand des heutigen Erzählers zum Teil des Erzählten macht. Nicht zu reden davon, dass ein Teenager Kontur gewinnt, welcher für die Nachwelt überwiegend als blässlicher Katalysator der prominenten *Amour fou* figuriert – wie immer sie, schnippisch konversierend, walsersche Pointen spuckt –, manchmal klingt's wie vorlautes Erstsemester bei Adorno. Und die fingierten Goethe-Briefe, wie hingewühlt auch immer, setzen eine Adressatin voraus, bei der sie in mehrfachem Sinn ankommen, wenn vielleicht auch nicht postalisch.

Ulrike, von der wir wenig wissen, kann keine Erstbeste gewesen sein – zitiert wird meist nur das »keine Liebschaft war es nicht« der Greisin, bestenfalls noch aus Goethes Tagebuch, dass »sie […] sich zu mehr Energie und Darstellungs-Lebhaftigkeit bequemen« müsste (3.9.1823; WA III, 9, S. 108). Bei aller Erlebensbereitschaft, aller halbblinden, eruptiven Welt-, Liebes- und Lebensbejahung – zuviel Liebesblödigkeit dürfen wir dem älteren Herrn nicht unterstellen, Ulrike war wohl mehr als Verlockung zu Erneuerung, Verjüngung, Zukunft. Was wir durch die *Elegie* längst wussten, macht Walser zu eindringlich biographischer Wirklichkeit – einen letzten Ernst. Ob es, wie Sie schreiben, Goethes »leidenschaftlichste« Liebe war, mag dahingestellt bleiben; unübertroffen leidenschaftlich immerhin, weil bewusst erlebt als endgültig letzte.

Angesichts jener Eindringlichkeit der Vergegenwärtigung des ›empirischen‹, von Lizenzen des ›Großen‹ tunlichst freigehaltenen Goethe verbietet es sich, zu bekritteln, dass Walser die Reise nach Berlin übersehen und für das erst später mehrmals gebrauchte Wort »veloziferisch« statt der Ableitung vom italienischen »velocifera« = Eilwagen die Umweg-Erklärung als Kompositum von »velox« und »Luzifer« bemüht – schließlich blieben im *Doktor Faustus* u. a. das bei Adorno falsch gelesene »Fugengewicht« der Akkorde (statt »Eigengewicht«) und eine in Tschaikowskys *Pathétique* besetzte Harfe stehen; weniger verständlich schon, dass Walser sich bei Ulrikes Todesjahr vertut.[6] Ging es am Ende zu schnell, wo war der Lektor? Oder sollte es – arg hergeholt – als falsche Datierung der Halbrealität der vagen Auskunft

6 Dies wurde in der Taschenbuch-Ausgabe korrigiert.

über verbrannte Goethe-Briefe entsprechen? Dass Walser die schöne, belletristisch ausbeutbare Pointe der von »Du hattest gleich mir's angetan« – es bezog sich auf die Zelter-Schülerin Lili Parthey – zur ulrikebezogenen »Du hattest längst mir's angetan« veränderten ersten Zeile vergibt, fällt im dichten Gewebe verbürgter Details ebenso wenig ins Gewicht wie, dass er vom leitmotivisch entfalteten Blickaustausch keine Brücke baut zu Goethes wunderbar leicht dahingesprochenem »Du gingst vorüber? Wie! Ich sah dich nicht […]«, welches fast sich als ›Einfaltung‹ darstellt, von der aus er die Erzählung ausfaltet – der große, geläufige, im Vorhinein entschuldigte Goethe soll draußenbleiben.

Der aber, ob er will oder nicht, bleibt vorausgesetzt und holt ihn, die Optik und Ästhetik des Romans aufsprengend, mit der vollständig zitierten *Elegie* dennoch ein. Ganz und gar am Ende erweist sich Walsers Allergie gegen das »Entsagungstheater« (S. 255), den »Kulturbetrug« (S. 241) des Gedichts als schlechter Ratgeber: Goethe mit dem »Teil in der Hand« (S. 285), welches ihn darüber belehren muss, wovon er geträumt hat – ein Anti-Finale, welches dem Anspruch eines letzten Wortes offenbar entzogen werden soll und doch nicht entzogen werden kann: kaum möglich, es nicht als Zurücknahme der zarten Pinselstriche zu lesen, welche bei der Darstellung glücklicherweise überwiegen.

Über alles thematisch Vergleichbare hinaus lädt Walser zu der speziellen Bezugnahme ein, die er nicht mag – auf *Lotte in Weimar*: Wer es auf alle Fälle anders machen will, bleibt vorerst auf die Maßgaben dessen verpflichtet, was er meiden und auf Distanz bringen will. Im Gegensatz zu Thomas Manns ›*Egmont*-Dramaturgie‹, welche die Hauptfigur erst auftreten lässt, nachdem er sie erzählend vielfach umkreist hat, ist sie bei Walser mit dem ersten Satz präsent – »Bis er sie sah, hatte sie ihn schon gesehen« (S. 9). Und am Romanschluss befindet sich der bei ihm aufs Körperlichste reduzierte Goethe sternenweit entfernt von dem bei Thomas Mann in die Kutsche hineinphantasierten, welche Lotte vom Theater abholt – hier Epilog fast im Himmel, dort Epilog im Fleisch. Das Gegenüber gewinnt an Schärfe vor dem Hintergrund der Parallelitäten – Walser behandelt einen Stoff, den Thomas Mann erwogen, dann offenbar gescheut, schließlich in andere Kontexte transponiert hatte; und der die Schlussrunde bildende Monolog verbindet das »Siebente Kapitel« der *Lotte* mit Walsers fingierten Goethe-Briefen.

Natürlich legt die – hier zudem als »Anti-Lotte« intendierte – Geschichte »mit allen ihren schauerlich-komischen, hoch-blamablen, zu ehrfürchtigem Gelächter stimmenden Situationen«[7] es nahe, jede permissiv abfedernde Ehrfurcht beiseite zu lassen und der nackten, obendrein grell beleuchteten Faktizität zuliebe weitestmöglich auszublenden, dass es sich bei dem älteren Herrn, der die Blamage nicht scheut oder kaum wahrnimmt, um Goethe handelt. Der aber rächt sich und das mag als ästhetischer Bruch kalkuliert sein. Da wir ihn nun kennen als denjenigen, der eifersüchtig erotischen Träumen frönt, in die Ulrike schlecht hineinpasst, oder als nach der Heimkehr unter die Fuchtel der Schwiegertochter Geratenen, prallen, da der Briefschreiber die *Elegie* mitteilt, mit den Sprechweisen Konturen und Formate der beiden Goethes hart aufeinander, stehen die beiden kaum vereinbar einander gegenüber.

7 *Dichter über ihre Dichtungen* (Anm. 4), S. 415.

Warum – darf man so fragen? – hat Walser sich an die *Elegie* nicht herangeschrieben? Wenn einer, dann hätte er es gekonnt. Warum hat er die irrlichternde Ottilie ausgiebig zum hysterisch zeternden Hausdrachen stilisiert und nicht lieber im Reisewagen zwischen Karlsbad und Weimar Platz genommen, eine poetische Epiphanie belauschend, welche Goethe kurz danach als an einem einzigen Tag gelungen zurechterinnern konnte? Der *Großherz. Weimarische Schreib=Calender für das Jahr 1822* überliefert die Kristallisationskerne des ungeheuren Gedichts; Walser hätte vielleicht die jeweiligen Anlagerungen asymptotisch vermuten, sich mit dem Dichtenden »innigst identisch« machen (HA 8, S. 302), die Wegstrecke bis zur Reinschrift abtasten können, welche rasch nach der Ankunft in Weimar fertiggestellt war. Da wären der »liebende Mann« und der Dichtende fast von selbst zusammengekommen – der, den Walser wollte, welcher den »leidenschaftlichen Zustand«, als er »darin befangen war […] um alles in der Welt nicht entbehren« wollte, und der andere, hintangestellte, welcher »jetzt […] um keinen Preis wieder hineingeraten« möchte (S. 214), der sich als »All« und sich »selbst verloren« (S. 204) dichtet und doch unverloren genug bleibt, um sich und der Welt dieses Gedicht schenken zu können.

Beide gehören zusammen, nicht nur, wie Eckermanns Einträge vom November 1823 vermuten lassen könnten, im Nacheinander. »Sie wissen wie simbolisch mein daseyn ist« (10.12.1777; WA IV, 3, S. 199), hatte Goethe fast ein Halbjahrhundert zuvor an Charlotte von Stein geschrieben, er musste den leidenschaftlichen Zustand zugleich wollen und nicht wollen, er lebt hier und jetzt und zugleich »simbolisch« im vom Hier und Jetzt unabhängigen Gleichnis. Walser macht sich verdächtig, eine Relativierung durch die allemal mitlaufende Meta-Ebene, den die ungeschützte Direktheit des Erlebten neutralisierenden Olympier zu fürchten.

Der hat schon im Sommer des Vorjahres Feuer gefangen, weiß das Leben nach einer schweren Krankheit im Winter, welche das Schlimmste befürchten ließ, neu geschenkt; nicht ohne autobiographisch-testamentarische Hintergründe bereitet er die Druckfassung der Briefwechsel mit Schiller und Zelter vor; er weiß, dass die Levetzows im Sommer wieder in Böhmen sein werden, weiß also, was ihn erwartet, und lebt in der Erwartung. Ausgerechnet den seit mehr als zehn Jahren unfertig liegenden *Mann von funfzig Jahren* nimmt er nach Marienbad mit, um mit ihm zu Ende zu kommen – fast scheint es, als wolle er einerseits sich dem Bevorstehenden nicht ohne ›Netz‹ aussetzen, andererseits, als müsse er, um die Hälfte älter als sein Protagonist, dessen Torheiten selbst noch einmal durchleben, um sie poetisch bewältigen zu können. Er schenkt Ulrike – unpassender kann man einer Neunzehnjährigen nicht schenken – die kurz zuvor erschienene Teilausgabe der *Wanderjahre*. Höchstwahrscheinlich hat er vier Zeilen der ersten Strophe der nachmaligen *Elegie* notiert, bevor er den Levetzows nachreiste – und eben dort steht neben der Erwartung des Wiedersehens bereits die marianische Überhöhung (»Kein Zweifeln hier! Sie tritt ans Himmelstor […]«), da erscheint Ulrike vorsorglich eingereiht neben Beatrice und Laura.

Das ist bereits Zeremonie des Abschieds. Da beginnt der Dichtende, die Ernte von Dingen einzuheimsen, welche noch nicht zu Ende gelebt und -gelitten sind: als seien der mächtige Nachsommer und das Mädchen beauftragt gewesen, eine Aussage zu ermöglichen, die im Kreise seiner Dichtungen noch fehlte, den ungebremsten

Katarakt weltverneinender Verzweiflung, welcher alle einschlägigen Klagegesänge der ungeliebten jüngeren Dichtergeneration überbietet. Wie die – im Roman eher beiläufig behandelten – Heilwirkungen der mit Humboldt und Zelter veranstalteten Lesungen verträgt sich das schlecht mit Walsers Goethe, dem es »zum ersten Mal« nicht hilft, »geschrieben zu haben« (S. 241). Vielleicht hat die *Elegie* gar geholfen, die peinliche, durch großherzogliche Mitwirkung hoch angebundene Werbung diplomatisch versanden zu lassen.

Wie immer man den Denkmal-Goethe vom Podest herunter und ins riskant gelebte Leben zurückholen muss – auch der verwalserte Goethe des letzten Roman-Teils profitiert von ihm, die Reibungen nehmen zu, der Roman wird dadurch freilich nicht besser und setzt sich der Gefahr aus, als Misstrauensvotum gegen die große *Elegie* gelesen zu werden. Spielte vielleicht Ungeduld mit, zum Ende zu kommen, lässt Walser ›seinem‹ Goethe jetzt so eindeutig die Vorfahrt, weil er des Spagats müde ist? Damit allerdings hätte er in Bezug auf den wichtigsten, mit dem Unternehmen verbundenen Ehrgeiz resigniert. Mir drängt sich da der Vergleich mit Komponisten auf, die einen großen, nicht abschließbaren Gegenstand behandelt haben und, damit die Musik gedruckt und gespielt werden kann, ein Schlussritual veranstalten, das mit dem Stoff meist nicht mehr viel zu tun hat. Möglicherweise hat die – kaum noch inspirierende – Einsicht mitgespielt, dass es, weil »Epilog im Himmel« nicht in Frage kam, anders nicht ging, Beenden ist allemal schwerer als Anfangen. Dann ließe sich, den belletristischen Lässlichkeiten des alten Herrn am Frauenplan vergleichbar, gar als Niederschlag schriftstellerischer Überlegenheit verbuchen, dass Walser die Kalamität nicht nur herankommen sah, sondern ihr das Feld überließ. Der erzwungene Schluss als Ausdruck des Scheiterns? Sollte es so sein, dann wäre Walser immerhin an Goethe gescheitert.

REZENSIONEN

Johann Wolfgang Goethe: ***Briefe.*** *Historisch-kritische Ausgabe.* Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers u. Elke Richter. Bd. 1: *23. Mai 1764–30. Dezember 1772*. Hrsg. von Elke Richter u. Georg Kurscheidt. Berlin 2008, 551 S. Bd. 2: *Anfang 1773 – Ende Oktober 1775*. Hrsg. von Georg Kurscheidt u. Elke Richter. Berlin 2009, 940 S.

Fast ein Jahrhundert lang war die Weimarer Ausgabe (WA) die verbindliche historisch-kritische Ausgabe der Werke Goethes. In vier Abteilungen (*Werke*, *Naturwissenschaftliche Schriften*, *Tagebücher*, *Briefe*) legte sie in 143 Bänden das Gesamtwerk Goethes vor. Ihre ›Grundsätze‹,[1] die zwar in der gut dreißigjährigen Entstehungszeit punktuell verändert wurden, erwiesen sich angesichts der Fortschritte der editionswissenschaftlichen Theorie und Praxis in vieler Hinsicht als unzulänglich, so dass eine Erneuerung der Ausgabe dringlich wurde. 1947 wurde mit der Leopoldina-Ausgabe (LA) eine neue historisch-kritische Edition der II. Abteilung (*Naturwissenschaftliche Schriften*) begonnen (inzwischen bis auf die noch fehlenden Registerbände abgeschlossen), und 1949 wurde eine historisch-kritische Edition der I. Abteilung (*Werke*) von der Deutschen Akademie der Wissenschaften Berlin (Ost) auf den Weg gebracht (Akademie-Ausgabe), die Ende der 1960er Jahre wieder eingestellt werden musste. In den meisten Fällen ist sie über ›kritisch bereinigte Einzelausgaben der dichterischen Hauptwerke‹ ohne textkritischen Apparat nicht hinausgelangt. Was sie hätte leisten können, bezeugt Siegfried Scheibes vorzügliche und maßstabsetzende Edition von *Dichtung und Wahrheit* (1970 und 1974). Nach der Wiedervereinigung wurde 1990 auf Betreiben von Paul Raabe der Beschluss gefasst, die Abteilungen III (*Tagebücher*) und IV (*Briefe*) der WA neu historisch-kritisch zu edieren. Vorarbeiten waren in Weimar von 1962 bis 1972 für eine ›Neue Weimarer Ausgabe‹ geleistet worden. Die Tagebuch-Edition in 13 Bänden (entsprechend den 13 Textbänden der Weimarer Ausgabe) erscheint unter der Leitung von Jochen Golz im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar seit 1998 (bisher 5 Bände).

Für die Brief-Ausgabe, deren erste beide Bände jetzt vorliegen, war neben den schon vor 1990 geleisteten Arbeiten ein längerer Vorlauf notwendig. Der Bestand der WA (ca. 13.400 Briefe Goethes) hatte sich um 1020 neu aufgefundene Briefe vergrößert, die 1990 in von Paul Raabe herausgegebenen Nachtragsbänden zur WA ediert und kommentiert wurden. Paul Raabe hatte in Wolfenbüttel auch begonnen, mit Mitteln der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung die Daten zur Überlieferung der Handschriften in einem *Repertorium sämtlicher Goethe-Briefe* auf den aktuellen Stand zu bringen und das Material damit verfügbar zu machen. Diese Arbeiten wurden als Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in Weimar zu Ende geführt. Eine weitere grundlegende Vorarbeit war die 1962 von

1 Vgl. außer den Darlegungen im jeweils ersten Band der einzelnen Abteilungen die im *Supplement zur Weimarer Ausgabe im Deutschen Taschenbuchverlag* (München 1987), S. 4-11, abgedruckten Regeln für die Bandbearbeiter.

Karl-Heinz Hahn begonnene Erschließung der etwa 21.000 überlieferten Gegenbriefe in Regestform,[2] die für die Datierung und Kommentierung unerlässlich ist. Auf ihren eigentlich wünschenswerten Abdruck muss die Briefausgabe, wie schon die WA, aus einsehbaren Gründen verzichten. Es ist aber geplant, sie als Digitalisate elektronisch zu publizieren.

Die ersten beiden Bände der neuen Gesamtausgabe von Goethes Briefen enthalten das Briefkorpus von Mai 1764 bis Oktober 1775, also bis zur Abreise nach Weimar. Sie entsprechen den Bänden IV, 1 und IV, 2 der WA, ergänzt um die seither aufgefundenen Briefe. Der Bestand hat sich von 364 auf 397 Dokumente erweitert. Für diesen Zeitraum liegt bereits eine zuverlässige Brief-Edition in der von Salomon Hirzel begründeten und von Max Morris und schließlich von Hanna Fischer-Lamberg neu nach den Handschriften kollationierten Ausgabe *Der junge Goethe*[3] vor. Sie enthält 394 Briefe, die nicht nur historisch-kritisch ediert, sondern auch schon (knapp) kommentiert sind: Sprachliche Eigenheiten werden erläutert, Querverbindungen zwischen Werken und Briefen hergestellt und Parallelstellen aus Goethes Lektüre nachgewiesen. Auf dieser Ausgabe beruht der entsprechende Band der Frankfurter Ausgabe (FA)[4] mit einem gegenüber Fischer-Lamberg erheblich erweiterten Kommentar.

Auch verglichen mit diesen Ausgaben bezeichnet die neue Edition einen nicht hoch genug einzuschätzenden Fortschritt. Für die Lebensphase der letzten Jugendjahre, der Studienzeit in Leipzig und Straßburg, der Tätigkeit am Reichskammergericht in Wetzlar, der darauffolgenden Frankfurter Jahre, für die Liebesbeziehungen und für die Anfänge der dichterischen Tätigkeit ist die briefliche Überlieferung leider lückenhaft und sind überdies die aufschlussreichen Gegenbriefe nicht erhalten (die Regestausgabe verzeichnet nur 55 Briefe). Die Ausgabe unternimmt es, 273 verlorene Briefe Goethes aus dessen Hinweisen und aus Umkreiskorrespondenzen zu erschließen und zu datieren, teilweise inhaltsbezogen, teilweise (für das Jahr 1775) lediglich als Nachweis der Existenz nach Angaben aus dem ›Ausgabebüchlein‹ des Sekretärs Philipp Seidel. Wie schwerwiegend die Verluste sind, bezeugen die Namen der Briefempfänger: u. a. der Vater und die Familie, der Jugendfreund Johann Adam Horn, Johann Gottfried Herder und Caroline Flachsland, Jakob Michael Reinhold Lenz, Heinrich Leopold Wagner, Heinrich Christian Boie, Sophie von La Roche, Friedrich Heinrich Jacobi, Johann Kaspar Lavater, Johann Georg Zimmermann, Johann Heinrich Merck, Helene Dorothea Delph. So lückenhaft die versuchte Teilerschließung bleiben musste, ist sie doch ein großer Gewinn.

Die Textkonstitution der erhaltenen Briefe erfolgt buchstaben- und satzzeichengetreu. Das war eigentlich auch schon der Grundsatz der WA, die aber in Abgrenzung zu einem »bloßen Rohdruck« die »Verbesserung belangloser Schreibfehler und störender Nachlässigkeiten«, die Auflösung von Abkürzungen, Eingriffe in die Interpunktion sowie weitere Emendationen konzedierte (WA I, 1, S. 264 f.) und die Mitarbeiter anregte, keinen »unnützen Ballast« aufzunehmen.[5] Soweit die neue Ausgabe auf Handschriften zurückgreifen kann, erfolgt die Wiedergabe jetzt zeichengetreu. Die räumliche Verteilung des Geschriebenen auf der Handschrift wird zwar nicht in urkundlicher, aber in struktureller Entsprechung wiedergegeben. Eine Reihe von Faksimiles illustriert den Schreibduktus. Eine elektronische Publikation von Digitalisaten ist in Aussicht gestellt. Autorvarianten (Streichungen und Korrekturen) werden in den Textbänden als Fußnoten mitgeteilt, erfreulicherweise mit einem Minimum an diakritischen Zeichen. Briefe, die nur noch in gedruckter Form überliefert sind (etwa die

2 Vgl. hierzu die Rezension von Gerhard H. Müller in: GJb 2004, S. 326-330.

3 Hanna Fischer-Lamberg (Hrsg.): *Der junge Goethe.* Neu bearbeitete Ausgabe in fünf Bänden. Berlin 1963-1973.

4 Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche.* Abt. II, Bd. 1 (28): Johann Wolfgang Goethe: *Von Frankfurt nach Weimar. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 23. Mai 1764 bis 30. Oktober 1775.* Hrsg. von Wilhelm Große. Frankfurt a. M. 1997.

5 Vgl. *Zu den Grundsätzen für die Weimarische Goetheausgabe* in: *Supplement* (Anm. 1), S. 7.

Briefe an Sophie von La Roche in den Abschriften von Bettina von Arnim) werden nach denjenigen Drucken wiedergegeben, die auf einer vertrauenswürdigen Kollationierung beruhen. Falls sie mehrfach kollationiert wurden, werden in den Kommentarbänden die Varianten verzeichnet. Sind einerseits zahlreiche früher handschriftlich vorliegende Briefe durch Brand, Krieg usw. verloren, so sind aber andererseits auch etwa 1000 Briefe der Gesamtkorrespondenz, die in der WA nach Drucken ediert wurden, heute wieder als Ausfertigungen im Besitz von Archiven und für die Ausgabe verfügbar.

Jedem Textband korrespondiert ein separater Kommentarband. Zu Recht bezeichnen die Herausgeber die »umfassende und im Zusammenhang dargebotene wissenschaftliche Kommentierung von Goethes Briefwerk« als dringendes Desiderat der Forschung (Bd. 1, I, S. XII). Sie wird mit höchstem Anspruch, in weitestem Umfang, gründlichster Recherche und höchster Präzision geleistet. Dabei folgen die Herausgeber den Grundsätzen, die der Mitherausgeber Norbert Oellers 1975 auf einem Kolloquium der DFG zu Problemen der Brief-Edition vorgetragen hat.[6] Hatte Oellers hier noch zugestanden, dass der Kommentar sich, »wenn nicht beliebig, so doch erheblich ausweiten kann, vielleicht auf den Umfang des Textes, der kommentiert wird«,[7] so haben die Kommentarbände der vorliegenden Ausgabe den doppelten Umfang der Textbände und das mit Recht. Auch wenn ihr Textkorpus durch Hanna Fischer-Lamberg und Wilhelm Große schon gut kommentiert ist[8] (die WA bietet programmatisch nur einen ›Abdruck ohne erklärende Noten‹), erreicht das in der neuen Edition Geleistete eine ganz andere Dimension.

Im Briefkopf der bandweise durchgezählten Briefe sind der Empfänger, der Ort und das Datum der Niederschrift sowie der Ort des Empfängers angegeben. Bei den zahlreichen undatierten Briefen wird unter der Rubrik ›Datierung‹ genau bezeichnet, nach welchen Kriterien die Datierung (gelegentlich auch der nicht genannte Empfänger) erschlossen wird. Begründet wird das mit biographischen Indizien, Mitteilungen der Briefempfänger in Umkreiskorrespondenzen und insbesondere durch eine genau recherchierte Kenntnis des zeitgenössischen Postverkehrs, die über den aktuellen Sachverhalt hinaus sehr instruktiv ist. Eine große Zahl der bisher angenommenen Datierungen und einige Adressierungen werden so korrigiert; andere, die in der WA ohne Begründung nicht nachvollziehbar waren, werden durch gesicherte Befunde belegt.

In einer zweiten, bei sicherer Datierung ersten Rubrik wird der aktuelle Aufbewahrungsort der Handschrift mit Archivsignatur nachgewiesen, die Handschrift beschrieben und der Erstdruck verzeichnet sowie die Wiedergabe in der WA als der Referenzausgabe angegeben. Ist die Ausfertigung nicht überliefert, werden Abschriften und erste Drucke angegeben, die zuverlässigste Abschrift oder der vertrauenswürdigste Druck als Textgrundlage begründet und die Entscheidung der WA für die dort gewählte Textgrundlage erläutert. Ist der Brief mehrfach kollationiert worden, werden die Überlieferungsvarianten mitgeteilt.

Wurde ein Brief mit Beilagen versandt, werden diese als gesichert oder erschlossen verzeichnet und in vielen Fällen in den Erläuterungen abgedruckt oder paraphrasiert.

Die aufwendigste und mit der größten und intensivsten Recherche geleistete Rubrik sind die ›Erläuterungen‹. Sie beginnen mit dem Hinweis auf die in diesen Bänden fast durchgängig nicht überlieferten Bezugs- und Antwortbriefe. Beim jeweils ersten Brief an einen Empfänger wird dessen Vita skizziert, das Verhältnis zu Goethe erläutert und die Entwicklung der Korrespondenz und der persönlichen Beziehungen beschrieben. Bei prominenten Adressaten

6 Vgl. Norbert Oellers: *Probleme der Briefkommentierung am Beispiel der Korrespondenz Schillers. Mit besonderer Berücksichtigung des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe*. In: Wolfgang Frühwald, Hans-Joachim Mähl, Walter Müller-Seidel (Hrsg.): *Probleme der Brief-Edition*. Bad Godesberg 1977, S. 105-124.

7 Ebd., S. 112.

8 Die Leistung der beiden kommentierten Ausgaben, insbesondere der FA (Anm. 4), wird leider nicht angemessen gewürdigt, auch wenn sie an das hier Vorgelegte nicht annähernd heranreicht.

sind diese Angaben sehr detailliert und durch weitere Zeugnisse aus deren Korrespondenz oder Mitteilungen in Umkreiskorrespondenzen belegt. Ein instruktives Beispiel sind die Ausführungen über Augusta Louise Gräfin zu Stolberg-Stolberg (Bd. 2, II, S. 395-399). Der konsequent durchgehaltene Grundsatz, solche Angaben immer mit dem ersten gedruckten Brief zu verbinden, hat allerdings seine Tücken. So werden die Brüder Stolberg biographisch und in ihrem Verhältnis zu Goethe erst eingeführt (Bd. 2, II, S. 548-551), nachdem in den Erläuterungen zu vorausgegangenen Briefen schon vielfach von ihnen die Rede war und viele der anlässlich des ersten erhaltenen Briefes an sie erwähnten Sachverhalte schon kommentiert sind. Gleiches gilt etwa für Anna Catharina Schönkopf (Bd. 1, II, S. 220-222).

Die Ausgabe ist so konzipiert, dass jeder Brief für sich verständlich sein soll. Das führt dazu, dass einzelne Sachverhalte immer wieder erläutert werden. Von der Möglichkeit, durch eine Stellenangabe auf frühere Erläuterungen nur zu verweisen, wird kaum Gebrauch gemacht. Das ist benutzerfreundlich, führt aber zu einem sehr hohen Maß an Redundanz, da in den meisten Fällen eine kontextbezogene Varianz nicht notwendig oder sinnvoll ist.

Die Briefe sind persönliche Dokumente aus unmittelbaren Lebenszusammenhängen, die hier biographisch und im zeitgeschichtlichen Kontext erläutert werden und deren Mitteilungen von der je aktuellen und sich im Verlauf der Korrespondenz nicht selten verändernden Beziehung zum Adressaten abhängig sind. Es werden also nicht nur die reinen Sachverhalte ermittelt, sondern die jeweiligen Voraussetzungen und Formen ihrer Wiedergabe im Hinblick auf die Situation des Schreibenden und das Verhältnis zum Empfänger mitbedacht, wobei zur Begründung in großzügiger Weise authentische Zeugnisse aus parallelen Briefen, Umkreiskorrespondenzen und zeitgenössischen Publikationen wiedergegeben werden. In breitem Umfang werden auch literarische Kontroversen (mit und ohne Beteiligung Goethes) dargelegt. Die Ausgabe beschränkt sich nicht auf Verweise, sondern zitiert die einschlägigen Dokumente ausführlich, in vielen Fällen sogar mit darauf bezogenen Stellenerläuterungen. Der Kommentar erschließt die Briefe damit umfassend als biographische Zeugnisse und als Dokumente der materialen Kultur ihres räumlichen und zeitlichen Kontextes. Er vermittelt weit mehr als das, wovon in den Texten unmittelbar die Rede ist, in historischer Perspektive auch mehr, als Briefschreiber und -empfänger wissen konnten.

Im Idealfall sollten die Erläuterungen der Briefausgabe den heutigen Leser befähigen, die Informationen des Briefes annähernd in der gleichen Weise verstehen zu können wie der seinerzeitige Briefempfänger. Das setzt voraus, dass die Sachverhalte erklärt werden und dass dabei das Vorwissen des Empfängers, das verkürzte Mitteilungen für ihn verständlich machte, zugleich rekonstruiert wird: das Wissen um erwähnte Personen, Konstellationen, Beziehungen und Auseinandersetzungen, Projekte und Arbeitsbeziehungen, der Kontext von Anspielungen usw. Zugleich muss begründet werden, weshalb Goethe die gleichen Informationen unterschiedlichen Empfängern gegenüber verschieden darstellt. Auch muss alles erläutert werden, was für den Briefempfänger aus seiner Zeitgenossenschaft selbstverständlich, für den heutigen Leser aber in unterschiedlichem Maße fremd ist: Lebenswelt, Wissens- und Bildungshorizont, zeitgeschichtliche Ereignisse und deren aktuelle Wahrnehmung usw. All das sollte nicht nur benannt, sondern durch Zeugnisse belegt werden. Diesen Anforderungen, die Norbert Oellers schon vor Jahren formuliert und begründet hat,[9] genügt die Ausgabe im weitesten Umfang.

Sprachliche und grammatische Eigentümlichkeiten werden unter Rückgriff unter anderem auf Johann Christoph Adelung, Johann Heinrich Zedler und das Grimm'sche sowie das Südhessische Wörterbuch begründet. Im Brieftext namentlich genannte oder durch Anspielungen bezeichnete Personen werden nicht nur identifiziert, sondern es wird erläutert, in welcher Beziehung sie zu Goethe standen oder in welchen Konstellationen er von ihnen wusste. Neben den ausführlichen Angaben zu den Briefempfängern entsteht so ein Bild des in Goethes Lebenswelt und in seinen Wahrnehmungen präsenten Personenkreises, wobei in

9 Vgl. Oellers (Anm. 6).

Kauf genommen wird, dass die Bedeutung mancher Personen recht marginal ist. Historische Personen werden gründlich erläutert, auch über den Briefkontext hinaus, und das gilt insbesondere für Autoren und deren Werke.

Biblische und mythologische Anspielungen, die die Gebildeten des 18. Jahrhunderts in verkürzter Form verstehen konnten, werden durch ausführliche Zitate (Bibelstellen nach der Luther-Bibel 1768) und Kommentierung lesbar gemacht; offene oder versteckte literarische Reminiszenzen werden nachgewiesen, wobei sich der Kommentar nicht auf Titel- oder Stellenhinweise beschränkt, sondern die Textstellen abdruckt oder die gemeinten Kontexte referiert. Das Gleiche gilt für literarische Werke Goethes oder seiner schreibenden Zeitgenossen, was insbesondere bei kaum bekannten Werken ein Verständnis ermöglicht, das die übliche bloße Nennung von Titeln nicht leisten kann. Auch hier ist das Feld weit abgesteckt: So wird etwa die Konzeption des in den wenigen überlieferten Bruchstücken kaum erkennbaren Projekts eines *Cäsar*-Dramas Goethes aus Briefen von Heinrich Christian Boie an Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und Johann Jakob Bodmers an Caspar Schinz sowie aus einem Hinweis von Johann Kaspar Lavater rekonstruiert (Bd. 2, II, S. 267) oder Goethes positives Urteil über Wilhelm Heinses umstrittenen Roman *Laidion oder die Eleusinischen Mysterien* mit einer Inhaltsbeschreibung und Rezeptionszeugnissen dokumentiert (Bd. 2, II, S. 255, 271 f.).

Historisches wird ausführlich kommentiert, beispielhaft etwa die Leipziger Studentenunruhen 1768 (Bd. 1, II, S. 218), der Einzug Marie Antoinettes in Straßburg (Bd. 1, II, S. 316 ff.) oder der Brand in der Frankfurter Judengasse (Bd. 2, II, S. 265 f.). Für ein vertieftes Verständnis sehr nützlich sind die ausführlichen Erläuterungen zu kulturgeschichtlichen Details, die über das für den jeweiligen Kontext Notwendige hinausgehen: so etwa die Hinweise zum Duell (Bd. 1, II, S. 174), zum Gebrauch der zeitgenössisch hochgeschätzten ›Elektrisiermaschinen‹ (Bd. 1, II, S. 257 f.) oder zum Nutzen und ästhetischen Reiz von Ofenschirmen und Ofenschirmbildern (Bd. 2, II, S. 352). Anlässlich des einzigen überlieferten Briefes an Johann Friedrich von Fleischbein wird das quietistische Sektenwesen detailliert beschrieben. Alle diese Angaben werden quellenmäßig belegt.

Eine schnelle Orientierung ermöglichen die Register: ein Register der Personen und ihrer Werke, ein Register der Werke Goethes und ein Register der Anonyma und Periodika.

Die beiden ersten Bände der neuen Ausgabe bezeichnen in jeder Hinsicht einen neuen und unvergleichlichen Standard der Brief-Edition. Sie lassen keine Wünsche offen. Die Ausgabe ist auf 36 Bände angelegt – für die 50 Bände der IV. Abteilung der WA haben die damaligen Herausgeber 25 Jahre gebraucht. Mit einem solchen Zeitraum dürfte auch hier zu rechnen sein, denn für die ersten zehn Bände sind acht Jahre geplant. Man wird aber auf eine Haltbarkeit von mehr als hundert Jahren vertrauen können.

Klaus-Detlef Müller

Johann Wolfgang Goethe: *Tagebücher.* *Historisch-kritische Ausgabe.* Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler, Sebastian Mangold u. Edith Zehm. Bd. IV, 1: *1809-1812. Text.* Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold u. Ariane Ludwig. Stuttgart, Weimar 2008, IV S., S. 1-644. Bd. IV, 2: *1809-1812. Kommentar.* Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold u. Ariane Ludwig. Stuttgart, Weimar 2008, S. 645-1634.

Was tat Goethe am 22. Juni 1809? Es ist der eine Tag von 1.461 Tagen der Jahre 1809 bis 1812, zu dem es im Tagebuch Goethes keinen Eintrag gibt; ein Tag, an dem der Dichter offenbar auch keinen Brief geschrieben hat. Ein Tag in Weimar, der in einer Goethe-Erzählung beschrieben sein könnte. Vielleicht wurden just an diesem Tag Fortschritte bei der Arbeit an

den zum Abschluss drängenden *Wahlverwandtschaften* gemacht? Über das weitere Tun in dieser Zeit, das im Tagebuch erwähnt, zuweilen nur angedeutet wird (16. Juni: »Einige Besuche«, 18. Juni: »Einige Geschäfte.«), erfährt der interessierte Leser alles Wissenswerte im Kommentar des anzuzeigenden Bandes, mit dem die Lücke zwischen den Bänden 3 und 5 geschlossen wird.

Über die Grundsätze der Edition, nicht nur über die Art der Wiedergabe des überlieferten Textes, sondern auch über die Anlage und Durchführung des Kommentars, enthalten die im *Goethe-Jahrbuch* bereits erschienenen Besprechungen der Ausgabe[1] die nötigen Informationen, so dass hier der Hinweis genügt: Auch wenn bei Textgestaltung und textkritischem Apparat andere Prinzipien sinnvoll erscheinen mögen[2] und der Kommentar mal zu üppig, mal zu sparsam geraten ist, kann die unter editionsphilologischen und wissenschaftsgeschichtlichen Aspekten ganz vorzügliche Qualität des vorliegenden Bandes (in beiden Teilen!) nicht genug gerühmt werden. Zur Textwiedergabe möchte Rezensent ein gelegentlich von Benutzern geäußertes Bedenken erwähnen, das freilich nur eine Herausgeber-Spezialität ganz am Rande betrifft, nämlich die Wiedergabe des in den Textvorlagen oft verwendeten Abkürzungszeichens. »Abbrechungszeichen werden einheitlich durch ℓ wiedergegeben«, heißt es in den Editionsgrundsätzen (S. 649). Wie ist, so wird gefragt, dieses Sonderzeichen wiederzugeben, wenn aus dem Tagebuch zitiert wird?

Mit dem Abkürzungszeichen beschäftigte sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts schon Johann Christoph Adelung und machte einen nicht recht befriedigenden Vorschlag:

> Man hänge der Abbreviatur keinen Buchstaben an, der sich nicht in dem vollständig geschriebenen Worte befindet. In der Handschrift hängt man oft dem letzten Buchstaben eines abbreviirten Wortes einen langen herunter gehenden Strich an, der einem verlängerten geschriebenen **l** nicht unähnlich siehet, und im Drucke oft als ein **l** beybehalten wird: **Hochgebl**. für **Hochgeborner**, **Preußl**. für **Preussisch**, **Grl**. oder **Gl**. für **Groschen**, **betrl**. für **betreffend**; aber fehlerhaft ist, weil es das Wort nur verdunkelt; folglich **Hochgeb. Preuß. Gr. betr**. Ein anderes ist freylich, wenn das **l** wirklich zum Worte gehöret, d**ergl**. für **dergleichen**.[3]

Adelung will also das Abkürzungszeichen nur als **l** gelten lassen, ansonsten wünscht er, es durch einen Punkt zu ersetzen; damit sieht er darüber hinweg, dass ein Punkt etwas anderes bedeutet als das fragliche Zeichen. Auch der Tagebuch-Band lässt das Zeichen als **l** gelten, ansonsten wird es ›nachgeahmt‹ – wie es in den Handschriften zu finden ist. Mag es auch Probleme geben, Tagebuch-Wörter mit diesem Zeichen zu zitieren – in der historisch-kritischen Ausgabe sollte es seinen Platz behalten.

An 1.460 Tagen der Jahre 1809 bis 1812 hat Goethe seinem Tagebuch etwas anvertraut, fast alles seinen Schreibern (vor allem Riemer und – ab März 1812 – John) diktiert, lakonisch Spärliches in drei Zeilen oder auch Ausführliches in bis zu 20 Zeilen; Zusammenfassungen des Geschehenen, das dem Autor, aus welchen Gründen auch immer, buchenswert erschien, darunter auch: »Lange im Bett geblieben.« (18. Juli 1810; am folgenden Tag: »Lange im

1 Karl Richter über die Bände 1 und 2 in: GJb 2001, S. 367-370; Rüdiger Nutt-Kofoth über den Band 5 in: GJb 2007, S. 245-249.

2 Auf die Eintragungen von Goethes Hand ließe sich schon durch eine besondere Druckschrift aufmerksam machen; das – keineswegs beliebig – lateinisch Geschriebene könnte auch im Text hervorgehoben werden. Nicht unproblematisch ist die Entscheidung, in den überlieferten Text hinsichtlich der Orthographie und Interpunktion überhaupt nicht einzugreifen; ließen sich versehentlich fehlende Buchstaben nicht in Klammern ergänzen? Schließlich: nicht alle Varianten in den Fußnoten sind leicht zu durchschauen, und nicht alle geben den handschriftlichen Befund exakt wieder – was an den Prinzipien liegt. Siehe z. B. S. 177 (mit dem Faksimile auf S. 179).

3 Johann Christoph Adelung: *Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie […]*. Leipzig 1790, S. 358.

Bette geblieben.«; am 20. Juli: »Früh im Bette geblieben«; am 21. Juli: »Lange im Bette.«.) Damit der Leser hineingezogen wird in die Alltäglichkeiten und Besonderheiten einer gar (im Wortsinne) außergewöhnlichen Existenz, wird kommentiert und kommentiert, was auch immer zu diesem Geschäft sich anbietet oder es fordert. Das ist sehr viel.

Der Umfang des Kommentartextes beträgt das Fünf- bis Sechsfache des Tagebuchtextes, wobei deutlich wird, dass die Herausgeber ihren Lesern keine möglichen Fragen unbeantwortet lassen möchten, von den wenigen Fällen abgesehen, in denen sie selbst, wie natürlich angegeben wird, nichts ermitteln konnten. Zu »Egerwasser« wird gesagt, es sei ein »Mineralwasser aus den Quellen im böhmischen Franzensbad bei Eger« (S. 798); doch damit längst nicht genug: Es schließen sich elf weitere Zeilen über Goethes Egerwasser-Gebrauch und -Kauf an.

Die Erläuterungen bieten beileibe nicht nur Zusammenfassungen alles dessen, was zu einem Namen, einer Begegnung, einem Ereignis, einem Gegenstand schon mal irgendwo bekannt gemacht worden ist, sondern bringen in etlichen Fällen auch Licht ins Dunkel, in dem die Forschung bisher tappte. Nur ein paar Beispiele seien erwähnt: Was es mit dem »Entwurf der Schönhofer Gegend« auf sich hat, der am 7. August 1810 (als Goethe sich in Böhmen befand) im Tagebuch notiert wird, wurde ebenso mit detektivischem Spürsinn ermittelt wie das Feld, in dem das »Modell des Terrains der Schlacht v. Jena« (28. April 1811) unterzubringen ist, oder der Zusammenhang, in dem der Eintrag »Mionettische Münzen von Anfang bis No 80.« (18. August 1811) zu sehen ist. Um was es in diesen Fällen (Entwurf, Modell, Münzen) geht, wird durch Abbildungen illustriert, die einen nicht unwesentlichen Teil des reichen Beigabenschatzes des Bandes ausmachen.

Eine Rezension verzichtet selten darauf, das Selbstverständliche zu erwähnen: das rezensierte Werk sei nicht fehlerfrei. Diesem Brauch sei in einer Fußnote entsprochen.[4]

Warum wurde das Register, entgegen der bisherigen Gepflogenheit, zwischen Text und Kommentar gesetzt? Um den zweiten Band nicht noch mehr wachsen zu lassen? Ist das Kapitelchen *Berichtigung von Textstellen in WA III 4* (S. 433 f.) nicht überflüssig? Nicht auszudenken, wohin Verzeichnisse dieser Art in anderen Ausgaben (etwa in der neuen Ausgabe der Briefe Goethes) führen müssten. *Cui bono*?

Denen, die dieses besondere Werk zustande gebracht haben, sei mit Nachdruck gedankt. Die Hoffnung, es werde auf dem gleichen Niveau fortgesetzt, ist groß.

Norbert Oellers

4 Auf S. 1416 (Z. 4) ist ein Komma durch einen Punkt zu ersetzen; die Angaben zu Schillers *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande […]* (S. 850, zu 87,13; siehe auch Register) sollten präzisiert werden, weil Goethe 1801 die im selben Jahr erschienene zweite, von Schiller bearbeitete zweibändige Ausgabe des zuerst 1788 veröffentlichten Werkes entlieh; in der Überschrift der Schrift von Archenholz (1793 noch: Archenholtz) muss es »Krieges« statt »Kriegs« heißen (siehe S. 1276, zu 262,25). Heinrich Levien (nicht: Eduard) Bethmann wurde 1773 (nicht: 1774) geboren (siehe S. 451), Karl Philipp Moritz 1756 (nicht: 1757). Noch etwas zum Register: Die Unterscheidung zwischen Schriftsteller und Dichter ist merkwürdig. Petrarca und Schiller sind Schriftsteller, Ariost und Klopstock Dichter? (Etc.) Kleinigkeiten. – Sonderbar ist, dass zu den meisten Zitaten noch ein begleitendes »Vgl.« oder »Siehe« beigefügt wird. Mit der Lektüre des zitierten Textes sieht der Leser ja (und vergleicht auch meistens). Rezensent hat nicht verstanden, warum (konsequent, wie es scheint) hinter eine schließende Klammer ein Punkt gesetzt wird, auch wenn sich vor der öffnenden Klammer ebenfalls ein Punkt befindet. (Klammern sind doch nicht wie Buchstaben zu behandeln.) Noch ein paar Kleinigkeiten.

Johann Wolfgang von Goethe: *»Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt …«*. *Goethe und die Gründung der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung« im Spiegel des Briefwechsels mit Heinrich Carl Abraham Eichstädt*. Hrsg. von Ulrike Bayer (SchrGG, Bd. 70). Göttingen 2009, 652 S.

Eine Rezension über eine Publikation zu verfassen, die sich mit einem Rezensionsorgan beschäftigt, mutet die Rezensentin eigentümlich an. Trotzdem soll der Versuch gewagt werden.

Ulrike Bayer legt eine mustergültige Edition des die Gründung der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* (J. A. L. Z.) betreffenden Briefwechsels zwischen Johann Wolfgang von Goethe und Heinrich Carl Abraham Eichstädt vor und erschließt dazu drei im Goethe- und Schiller-Archiv verwahrte Aktenfaszikel mit Dokumenten aus der Gründungszeit der J. A. L. Z. (August 1803 bis Januar 1805).

Die Herausgeberin beleuchtet einen der Scheidepunkte der Jenaer Universitätsgeschichte. Mit dem Weggang der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* (A. L. Z.) erreichte eine Krise ihren Höhepunkt, in der selbst die Schließung der Salana erwogen wurde. Weder Pathos noch aufklärerischer Impetus begründeten die *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*, sondern vielmehr die kulturpolitische Entscheidung des Geheimen Rates Goethe und seines Landesherrn Herzog Carl August von Sachsen-Weimar und Eisenach, die Jenaer Universität nicht aufzugeben und dem Hallenser Konkurrenzunternehmen der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* die Stirn zu bieten, um den Wissenschaftsstandort Jena zu sichern.

Ulrike Bayer sieht die vorliegende Edition dabei als Fortsetzung der 1987 von Irmtraut Schmid veröffentlichten Quellensammlung zur Vorgründungsphase der J. A. L. Z.[1] Schmid hat den Weggang der A. L. Z. und die Vorüberlegungen zur Gründung eines Nachfolgeorgans von Mai bis August 1803 dokumentiert, aber die Analyse von Goethes Rezensionspolitik ausdrücklich einer folgenden Publikation der Quellen vorbehalten. Dieser Forderung Schmids kommt Ulrike Bayer mit der vorliegenden Edition für die Gründungsphase nach und liefert zugleich eine erste Analyse.

Bayers Publikation gliedert sich in vier Hauptteile: eine Einleitung (68 S.), die Edition des Schriftwechsels der Protagonisten (185 S.) sowie einen Kommentar zu den einzelnen Briefen (236 S.). Im Kommentarteil werden zudem die den Schreiben beigefügten Briefe Dritter ediert. Ein 139 Seiten umfassender Anhang führt neben Literaturverzeichnis und Personenregister die über den Briefwechsel hinausgehenden Dokumente der drei Konvolute und weitere für die Gründung entscheidende Dokumente anderer Provenienz auf. Der Anhang listet zudem die Beiträge Goethes und der Weimarer Kunstfreunde in der J. A. L. Z. auf.

Hervorzuheben ist die umfangreiche Einleitung von Ulrike Bayer. Sie stellt dem Leser die Gegebenheiten an der ernestinischen Gesamtuniversität vor und untersucht das Wirken der beiden Protagonisten. Die von Goethe hinausgezögerte Personalentscheidung zugunsten Eichstädts zeigt, dass es sich bei dem Unternehmen um eine fast schon überstürzt zu nennende Reaktion auf den Wegzug der A. L. Z. handelte. Die Suche nach einem geeigneten Redakteur wurde nach wenigen vergeblichen Versuchen abgebrochen und der Vizeredakteur der A. L. Z., Heinrich Carl Abraham Eichstädt, eingesetzt. Dieser sicherte einerseits Kontinuität, versprach anderseits jedoch kaum konzeptionelle Neuerungen. Der im Herbst 1803 von Jena nach Würzburg wechselnde Philosoph und Theologe Friedrich Immanuel Niethammer hielt Eichstädt für ungeeignet. Ähnliches muss für Friedrich Schiller angenommen werden, der sich nach einigem Zögern diesem Unternehmen entzog. Goethe schuf dagegen nicht nur die kulturpolitischen Voraussetzungen für die J. A. L. Z., sondern besorgte in den ersten Wochen auch die Auswahl von Literatur und Rezensenten und übernahm deren Einladung.

1 Irmtraut Schmid: *Die Gründung der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung«. Quellen zur Vorgeschichte*. In: *Impulse. Aufsätze, Quellen, Berichte zur deutschen Klassik und Romantik*. Folge 10. Hrsg. von Walter Dietze u. Werner Schubert. Berlin, Weimar 1987, S. 186-273.

Goethes Name öffnete die Türen so mancher Rezensenten; er ließ sich von Eichstädt bewusst als Zugpferd gebrauchen. Dass sich der Dichter sehr bald aus den Redaktionsarbeiten zurückzog, führte bei den Rezensenten bisweilen zu Irritationen. Dagegen intervenierte Goethe höchst selten wegen unerwünschter Beiträge und in diesen Fällen nur, weil er – so Ulrike Bayer – möglichst wenig Angriffsfläche gegen die J. A. L. Z. bieten wollte.

Bayer fokussiert ihren einleitenden Text auf Goethes Beteiligung an der J. A. L. Z., während der Redakteur Eichstädt, der zweifellos die J. A. L. Z. über Jahrzehnte prägte, im Hintergrund bleibt. Die politischen Dimensionen der Gründung der J. A. L. Z., wie sie zuletzt von Julia Annette Schmidt-Funke und Gerhard Müller untersucht worden sind, bleiben hier ebenfalls weitgehend außen vor.[2]

Wenn Jochen Golz, der Herausgeber der Schriftenreihe, in seinem Vorwort von der »beispielhaft umsichtigen Exaktheit« (S. 9) dieser Edition schreibt, so kann dies nur unterstrichen werden. Die Texte vermitteln auch ihrer äußeren Form nach einen Eindruck von den Dokumenten. So werden selbst halbspaltig geschriebene Konzepte mit ihren Anmerkungen dem Original nach gesetzt. Beispielhafte Abbildungen der Handschriften beider Briefschreiber unterstützen diesen Eindruck. Die Authentizität wird durch den Verzicht auf die Auflösung von Abkürzungen im Text noch erhöht, erschwert aber bisweilen für ungeübte Leser die Lektüre.

Die Edition rückt die Beziehung der Protagonisten Goethe und Eichstädt in den Mittelpunkt, allerdings ist einem Historiker die Trennung des Briefwechsels von den übrigen Dokumenten der drei Aktenfaszikel nicht ganz einsichtig. Dies sowie die strukturelle bzw. thematische Ordnung der übrigen Dokumente erschweren aus der Sicht der Rezensentin bei vielen Fragestellungen eine Rekonstruktion der Zusammenhänge um die Gründung der J. A. L. Z.

Freilich wird diese Rekonstruktion von Ulrike Bayer im Kommentar geleistet. Zweifellos stellt dieser Teil die Hauptarbeit der Edition dar und kann nicht genug gewürdigt werden. Er bietet eine Fülle von Hintergrundinformationen und – ebenso wie der Anhang – zahlreiche ergänzende Dokumente.

In Zeiten, in denen die Forderung nach Digitalisierung und Online-Stellung von historischen Dokumenten immer lauter wird, zeigt die vorliegende Publikation eindrücklich den Mehrwert einer sorgfältigen Edition. Es liegt auf der Hand, dass eine solche Quellensammlung die Forschung gleichsam befeuern kann; im Einzelfall wird jedoch die Zuziehung weiterer, noch in den Archiven schlummernder Quellen notwendig sein. Dieser Sachstand beruhigt denn auch den Archivarsgeist der Rezensentin.

Katja Deinhardt

Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten (EGW). Begründet von Momme Mommsen. Fortgeführt u. hrsg. von Katharina Mommsen. Redaktion Peter Ludwig u. Uwe Hentschel. Bd. IV: *Entstehen – Farbenlehre*. Berlin, New York 2008, XXII, 981 S., X (mit Abb.)

Bereits in der Einleitung des 2006 erschienenen dritten Bandes der EGW (vgl. GJb 2007, S. 243-245) wird ausführlich die Geschichte des Projekts erläutert, das in den 1950er Jahren seinen Anfang nahm. Seit Oktober 2008 liegt nun der mit 981 Seiten bisher umfangreichste Band vor, der zu etwa 80 % der Farbenlehre und damit Goethes (nach eigenem Bekunden)

2 Julia Annette Schmidt-Funke: *Der Konflikt um die Verlegung der Allgemeinen Literatur-Zeitung nach Halle im Jahr 1803*. In: *Zs. des Vereins für Thüringische Geschichte* 57 (2003), S. 105-126; Gerhard Müller: *Vom Regieren zum Gestalten. Goethe und die Universität Jena*. Heidelberg 2006.

wichtigstem Werk gewidmet ist. Goethes Interesse für das Phänomen des Lichtes begann schon in der Kindheit, entwickelte sich in der Jugend, reifte bis zur Entstehung und Veröffentlichung des Werkes *Zur Farbenlehre* 1810 und endete erst mit seinem Tod.

Anspruchsvolles Anliegen des streng alphabetisch konzipierten Unternehmens EGW – etwa 15 Bände und mehrere Sonderbände zu einzelnen Themenbereichen sind geplant – ist eine außerordentlich differenzierte chronologische Darstellung des Werdens von Goethes Werken. Dabei werden die von Goethe stammenden Lebensdokumente in der Grundschrift, Zeugnisse der Zeitgenossen in Petit wiedergegeben. Zu bewundern sind die Fülle auch entlegener Entstehungsdokumente, die hier aus gedruckten wie aus archivischen, nur handschriftlich überlieferten Quellen zusammengetragen worden sind, ebenso wie das in der Dokumentation zutage tretende Konzept, dem ein wahrhaft ganzheitlicher Blick auf Goethes Leben und Werk zugrunde liegt. Zusätzlich werden die Dokumente in einem Fußnotenapparat erschlossen, der teilweise Abrisse der Forschungsgeschichte bietet. Momme und Katharina Mommsen haben ein Werk begonnen, das als Nachschlagewerk dient und zugleich dank seiner immensen Materialpräsentation der Forschung neue Wege öffnet.

Im Vorwort des vierten Bandes schreibt Katharina Mommsen: »Auch dieser Band bietet überraschende Einblicke in die Werkstatt eines Universalgenies, dessen Interessen und Schaffensbereiche sich von der griechischen und römischen Antike bis zur eigenen Epoche über alle Kunst- und Wissensgebiete erstreckten« (S. IX). Tatsächlich findet der Benutzer in der EGW bekannte und weniger bekannte Belege, die durch ihre Position im Kontext neue gedankliche Zusammenhänge offenlegen. Der vierte Band mit seinen etwa 750 Seiten füllenden, von Manfred Wenzel erarbeiteten Zeugnissen zur Thematik der Farbenlehre bezeugt schon durch sein Gewicht, dass die seit zweihundert Jahren wiederholt vertretene Auffassung, Goethe sei als Wissenschaftler ein Dilettant gewesen, einer Revision bedarf. Wenn man die heute zum Nachweis einer professionellen naturwissenschaftlichen Tätigkeit üblichen Merkmale heranzieht: Dauer und Nachhaltigkeit der Beschäftigung, Kenntnis der Fachliteratur, eigene experimentelle Beobachtungen und deren vernunftgeleitete Interpretation, Einwerbung und Einsatz von Forschungsmitteln, so erweist sich Goethe als ein ernstzunehmender Naturforscher, dem das Prädikat einer genuin wissenschaftlichen Beschäftigung im Bereich der Erforschung der Phänomenologie der Farben nicht versagt werden kann. Doch Goethe wendet sich nicht nur der Welt der Naturwissenschaft zu; sein Werk erhebt den Anspruch, das ganze Spektrum der Interessen an den Phänomenen der Farben, des Lichtes, des Dunkels abzudecken; selbst ›politische‹ Farben werden einbezogen.

Die Dokumente zur Farbenlehre legen detailliert Zeugnis davon ab, mit welcher Hingabe und Ausdauer sich Goethe sein Leben lang mit diesem Grundthema der Naturerkenntnis und seinen Relationen zu anderen Feldern menschlicher Tätigkeit befasst hat, wie er mit führenden Naturwissenschaftlern seiner Zeit nicht nur korrespondierte, sondern auch experimentierte. Beispiele hierfür sind Johann Wilhelm Ritter, mit dem er die Fluoreszenz auslösende Wirkung des ultravioletten Lichts beobachtete, oder Johann Wolfgang Döbereiner, mit dem er »Versuche […] in der dunklen Kammer« (EGW 4, S. 640) unternahm. Goethe arbeitete auch mit Thomas Johann Seebeck zusammen, heute noch jedem Physikstudenten bekannt als Entdecker der Thermoelektrizität, der ›Metamorphose‹ von Wärme in elektrischen Strom. Der Band gibt einen plastischen Eindruck von dieser Zusammenarbeit; er belegt von Tag zu Tag Goethes Experimentierfleiß; vermutlich hat Goethe in seinem Leben insgesamt viel mehr optische Versuche durchgeführt als Newton, der ja einen erheblichen Teil seines langen Lebens als bedeutender Mathematiker, theoretischer Physiker und – *last not least* – als erfolgreicher Wissenschaftsorganisator und Bankier verbracht und sich aus der Optik weitgehend zurückgezogen hatte.

Die Dokumentation gibt ein hervorragendes Beispiel für die wissenschaftlichen und menschlichen Interaktionen im Umfeld eines in rascher Entwicklung befindlichen, aufstrebenden Gebietes. Für den modernen Leser mit naturwissenschaftlichem Hintergrund ist es überraschend, zu sehen, mit welchem Interesse die ›gute Gesellschaft‹ um Goethe an seinen

Forschungen Anteil nahm. Goethe selbst weckte dieses Interesse durch Vorträge in seiner Mittwochsgesellschaft, an denen z. B. Charlotte von Schiller und Charlotte von Stein teilnahmen, aber auch die Erbgroßherzogin Maria Pawlowna, die über Mittel zur Wissenschaftsförderung verfügte. Die universale Dimension von Goethes wissenschaftlicher Tätigkeit, die gewissermaßen als Projekt einer Volluniversität der Farben verstanden werden kann, wird nicht allein durch zahlreiche Äußerungen in seinen Briefen und Tagebüchern bestätigt, sondern auch durch Mitteilungen seiner Zeitgenossen an ihn selbst oder an Dritte, die bislang nur schwer oder gar nicht zugänglich waren und deren Bereitstellung zu den großen Verdiensten von EGW gehört. Goethe hat die Entwicklung einer solchen ›Volluniversität‹ maßgeblich befördert; er darf aufgrund seiner überragenden Stellung als einer der wichtigsten Promotoren von ›Public Science‹ seiner Zeit angesehen werden. Dies hat wesentlich dazu beigetragen, dass das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach in der Folge ein Weltzentrum der optischen Forschung und Technologie geworden ist. Dank Goethes Einsatz wurde in Jena mit Mitteln des Großherzogs eine Glashütte für die Herstellung achromatischer Optiken gegründet, eine direkte Folge des Versuchs Goethes, Newton zu widerlegen, der die Herstellung solcher Optiken für unmöglich erklärt hatte. Die in Band 4 der EGW im Detail dokumentierte lebenslange intensive theoretische und experimentelle Beschäftigung Goethes auch mit den ›physikalischen‹ Aspekten der Farben vollzog sich zeitweise in Zusammenarbeit mit Johann Christian Friedrich Körner, der zunächst als Hofmechanikus, später mit Goethes Unterstützung als Privatdozent an der Universität Jena tätig war. Bereitwillig hat Goethe von Großherzog Carl August den Auftrag übernommen, für die Ausstattung der Universität Jena mit modernen physikalisch-optischen Instrumenten Sorge zu tragen. Dabei waren Zuwendungen aus der Schatulle von Erbgroßherzogin Maria Pawlowna von großer Bedeutung.

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass Goethes Bestehen auf dem Vorrang der Phänomene und dem Einfluss der Polarität von Licht und Dunkel auf die Entstehung der Farben eine erhebliche Wirkung auf die Entwicklung der modernen Atomphysik gehabt haben könnte. Heute lernt jeder Physikstudent, wie von Atomen ausgesandtes Licht einer bestimmten Farbe mit dem Übergang von einem angeregten (›hellen‹) Zustand A in einen (›dunklen‹) Grundzustand B zusammenhängt, also durch eine ›Polarität‹ von ›Hell‹ und ›Dunkel‹ beschrieben werden kann. In jüngster Zeit hat die Ausnutzung von Hell-Dunkel-Polaritäten bei bestimmten Farbstoffen zu faszinierenden Weiterentwicklungen der Lichtmikroskopie geführt, eine Erkenntnismethode, die Goethe zeitlebens genutzt hat. Die sich hier ergebenden, bis vor kurzem noch mit fundamentalen Gesetzen der Physik für unvereinbar gehaltenen Möglichkeiten zu einem lichtgetragenen Vorstoß in den ›Nanokosmos‹ hätte Goethe vermutlich mit Freude aufgenommen und mit seinem lebendigen Denken weiterentwickelt.

Wie die Dokumente des Bandes belegen, war den Naturwissenschaftlern seiner Zeit diese langfristige Wirkmächtigkeit von Goethes Farbenforschung nicht bewusst; der Leser gewinnt vielfach den Eindruck eines von allen Seiten erbittert geführten ›Grabenkampfes‹ – selbst um kleinste Details –, an dem sich auch Goethe beteiligte; dies gehört jedoch zur Wahrheitsfindung in der Wissenschaft ebenfalls hinzu und schließt auch stimulierende Polemik in den Aufzeichnungen ein. In der *Belagerung von Mainz* spricht Goethe im Zusammenhang mit seiner Farbenforschung von einem Aufsatz, den er während der Belagerung geschrieben habe – er erhielt den Titel *Einige allgemeine chromatische Sätze* (FA I, 23.2, S. 109-115) –, »worin ich ausführte: wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer zusammenarbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Färber und Gott weiß wen alles in Anspruch genommen« (FA I, 16, S. 610f.). Diese Vision Goethes ist heute noch aktuell. Sie zu realisieren, könnte ein lohnendes Thema eines interdisziplinären Projekts einer Exzellenz anstrebenden Volluniversität werden.

Christoph Cremer

Goethe-Handbuch. *Supplemente.* Bd. 1: *Musik und Tanz in den Bühnenwerken.* Hrsg. von Gabriele Busch-Salmen unter Mitarbeit von Benedikt Jeßing. Stuttgart, Weimar 2008, 562 S.

Zu den wichtigsten, fruchtbarsten und innovationsträchtigsten Feldern der jüngsten Goethe-Forschung gehört die Entdeckung des ›musikalischen‹ Goethe. Es seien hier nur die wegweisende Monographie von Tina Hartmann *Goethes Musiktheater. Singspiele, Opern, Festspiele, »Faust«* (Tübingen 2004) und Norbert Millers Opus magnum *Die ungeheure Gewalt der Musik. Goethe und seine Komponisten* (München 2009) erwähnt. Nun wird auch das *Goethe-Handbuch* um einen Supplementband bereichert, der »Musik und Tanz in den Bühnenwerken« zum Inhalt hat und sämtliche musiktheatralischen Dichtungen Goethes untersucht.

Autoren aus den verschiedenen einschlägigen Disziplinen (Literatur-, Theater-, Musik- und Tanzwissenschaft) haben sich zusammengefunden, um den ganzen Gattungsspielraum vom Schauspiel mit Gesang und Singspiel über die durchkomponierte Oper bis zu Festspielen, Maskenzügen und allen Arten von Pantomimen oder Tanzszenarien zu durchmessen, wobei sämtliches für das jeweilige Theaterereignis relevante Material von Text und Partitur über Bühnenbild und Theaterakten bis zu den zeitgenössischen Theaterberichten aufbereitet wird. Dass auch reine Schauspiele wie *Iphigenie* und *Tasso* mit dem Musiktheater zu tun haben, dürfte mancher Leser mit Staunen zur Kenntnis nehmen. Goethe habe, so ist in der Einleitung von Gabriele Busch-Salmen und Benedikt Jeßing zu lesen, »wie kaum ein anderer Dichter seiner Zeit« Musik und Tanz einen so hohen Anteil an seinem dramatischen Œuvre zugebilligt, dass man geradezu sagen könne, »dass er sich eine Bühnenrealität ohne die Mitwirkung von Musikern und Tänzern nur ausnahmsweise vorstellen konnte« (S. XIII). Sie gehörten für ihn, wie er Herder bekannt hat, zum »ganzen Begriff« des Theaterereignisses (ebd. u. S. 64).

Goethe erscheint in seinem poetischen Bühneninteresse und als Theaterpraktiker und -intendant auf der Grenzlinie zwischen traditionellem höfischem Repräsentations- oder Gesellschaftstheater und bürgerlichem Bildungs- wie kommerziellem Unterhaltungstheater. Von Anfang an ist in seiner Beschäftigung mit dem Musiktheater freilich »eine reformatorische Motivation erkennbar […], denn sein Interesse an der Oper abstrahierte von den traditionellen Themen, wandte sich konsequent von den mythologischen und heroischen Figuren der ernsten Opernbühne ab und konzentrierte sich auf das nationalsprachliche Singspiel als musikalische Singspielgattung« (Bodo Plachta, S. 55). Anders als beim Lied, betrachtet Goethe – durchaus im Sinne Mozarts – die Dichtung in der Oper als »der Musick gehorsame Tochter« (Mozart an seinen Vater, 13.10.1781). »Der Operntext soll ein Carton sein, kein fertiges Bild«, schreibt er am 19. Mai 1812 an Carl Friedrich Zelter. Er darf niemals den Anspruch erheben, ein »selbständiges Kunstwerk« zu sein, so am 7. Oktober 1812 an den Fürsten Franz Joseph Maximilian Lobkowitz (S. 56). Diese Einsicht prägt zumal die für Goethes Opernästhetik fundamentale Korrespondenz mit seinem Komponisten Philipp Christoph Kayser.

Die Rezension eines Handbuchs kann schwerlich allen Facetten und Themenbereichen desselben gerecht werden. Pauschal sei nur festgestellt, dass es ausgeht von der Weimarer Theaterpraxis zur Zeit Goethes, ihren Spielstätten und Organisationsstrukturen, einem Überblick über Verlauf und Tendenzen von Goethes Theaterintendanz (Gabriele Busch-Salmen) sowie seiner Definition der verschiedenen musiktheatralischen Genres (Bodo Plachta). Höchst aufschlussreich ist Jörg Krämers Artikel über die Rezeption von Goethes Singspielen zu seiner und späterer Zeit, die doch um einiges intensiver war, als gemeinhin angenommen wird. Das zeigt Krämer etwa am Beispiel von E. T. A. Hoffmann in der Goethezeit und an Richard Strauss, Othmar Schoeck, Egon Wellesz oder Ernst Krenek in der Moderne. Krämer macht plausibel, dass der als Librettist im 19. Jahrhundert weithin vergessene oder verdrängte

Singspieldichter Goethe in der nachwagnerschen Moderne eine Art Modellfunktion als Gegentypus zum Musikdrama wagnerscher Provenienz übernahm. Verblüffend ist, dass das mit Abstand meistrezipierte und -vertonte Singspiel *Jery und Bätely* gewesen ist, das als einziges goethesches Singspiel eine kontinuierliche Bühnenwirkung – weit über den deutschen Sprachraum hinaus – für sich verbuchen kann. Sogar Eugène Scribe und Gaetano Donizetti haben es adaptiert – wobei Goethes ursprüngliche Autorschaft freilich fast ganz verdrängt wurde.

Der Hauptteil des Bandes ist den goetheschen Bühnenwerken in ihrer chronologischen Folge gewidmet. Die Einzeldarstellungen sind nach Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte, Inhalt und musikalischer Inspiration bzw. Konzeption, tatsächlich komponierter Bühnenmusik (mit vielen Notenbeispielen; auch eine Fülle von Abbildungen anderer Art bereichert den Band), Aufführungsgeschichte zur Zeit Goethes sowie Kommentar und Literaturverzeichnis gegliedert. Man findet sich schnell zurecht und fast immer reich belehrt. Auch wer sich als intimen Kenner des Gegenstandes empfinden mag, wird zu seiner Beschämung auf manche Überraschung stoßen.

Unfassbar allerdings ist, dass in diesem Band, der auch das Entlegenste aus Goethes Musiktheaterwerkstatt versammelt – sogar Werke und Werkchen, die wegen fehlenden szenischen Bezugs nicht unbedingt dazugehören, wie die Kantaten oder die Müllerin-Romanzen –, ausgerechnet dasjenige Werk, ohne Angabe von Gründen, überhaupt nicht behandelt wird, in dem alle musiktheatralischen Intentionen und Ambitionen Goethes gipfeln, ja das die Summe seiner Musiktheater-Ästhetik und -Dramaturgie darstellt: *Faust II*. Einen tieferen Grund kann das nicht haben, sonst hätten die Herausgeber ihn dem Leser verraten. Dass *Faust II* – aber nicht zur Gänze – ein Opus postumum ist und seine musikalische Rezeption erst nach Goethes Tod beginnt, kann der Grund nicht sein, denn auch bei anderen Werken werden (da besteht freilich ein nicht ganz konsequenter Unterschied zwischen den Einzeldarstellungen) nachgoethesche Vertonungen behandelt. Zudem legen verschiedene Beiträger Wert darauf, die musikalischen Strukturen der behandelten Werke auch unabhängig von der tatsächlichen Bühnenmusik zu beschreiben. Die Opernstrukturen des Helena-Akts zumal und die ›implizite Musik‹ in den anderen Aufzügen hätten in diesem Handbuch also unbedingt gewürdigt werden müssen.

Dieter Borchmeyer

Kristin Knebel: *Goethe als Sammler figürlicher Bronzen.* *Sammlungsgeschichte und Bestandskatalog*. Weimar, Leipzig 2009, 183 S., zahlr., meist farbige Abb.

Mit Freude nimmt man ein Buch in die Hand, das Kristin Knebel nach einem Jahrzehnt Arbeit der Sammlung zumeist antiker Kleinbronzen widmet, die Goethe zusammengetragen hat. Solche Bestandskataloge sind aufwendig und daher selten, jedoch höchst aufschlussreich, weil darin Sammlungen im Detail sichtbar und zugleich oft auch Sammlerpersönlichkeiten greifbar werden. *Goethe als Sammler figürlicher Bronzen* führt 98 erhaltene (und zwei verschollene) Kleinbronzen auf, die sich bei Goethes Tod in dessen Sammlung befanden, und flankiert die mit sehr guten Fotografien versehene Dokumentation durch eine sinnvoll gegliederte Einleitung (bis S. 48) sowie einen komprimierten Anhang, der jene nachweisbar auf den betreffenden Bestand bezüglichen Textpassagen zusammenstellt, die der Verfasserin bei ihrem umfangreichen Studium gedruckter Dokumente und gelegentlich ungedruckter Quellen begegnet sind. Mit Sorgfalt hat sie sich der Spurensuche unterzogen und die disparate Fülle aufbereitet.

Die lesenswerte Einleitung verhandelt diverse Aspekte. Sie verdeutlicht, dass Goethe als Sammler nicht immer gleichbleibenden Prinzipien folgte und dass das Wachstum seiner Sammlung gezielten Erwerbungen ebenso zu verdanken war wie zufälligen Zugängen durch

Schenkungen und Gelegenheitskäufe. Zentral ist die Feststellung, dass dieser Sammlung eine Konzeption »zugrunde liegt, die ihr Hauptaugenmerk auf einen Erkenntnisgewinn aus dem vergleichenden Anschauen legt« (S. 7), dass nicht Besitzstreben oder Repräsentationsgestus als Movens wirkten, sondern die Idee einer ganzheitlichen Weltaneignung und eines historischen Überblicks sowie der Gedanke eines gemeinschaftlichen Redens, Schreibens und Denkens über Kunst, wobei Goethes Dichtungen ebenso in Erscheinung treten wie sein kunstgelehrter Mitstreiter Johann Heinrich Meyer.

Mag Goethes Kleinbronzensammlung mit ihren ägyptischen, griechischen, italischen, etruskischen, römischen und späteren Bronzen sowie einigen Fälschungen und Nachempfindungen auch partiell zufällig und nicht immer dank kennerschaftlicher Echtheitsbezeugung zusammengekommen sein, sich zudem manchem pauschalen Konvolutkauf verdanken, so spiegelt sie doch ein besonderes und stetig ausdifferenziertes Interesse an Zeugnissen der Menschheitsgeschichte. Sie wuchs anfänglich langsam, später – und namentlich in Goethes letzten Lebensjahrzehnten – immer rascher. Dennoch sind viele Zugänge nicht detailliert nachvollziehbar oder nur hypothetisch einzuordnen. So gut wie nicht vorhanden sind Kleinbronzen seiner Gegenwart (vgl. Kat.-Nr. 94). Gerade mit Blick darauf, dass in Frankreich und bald auch in Deutschland, namentlich in Berlin, seit den 1820er Jahren eine zunehmende Herstellung kleinplastischer Bronzebildwerke zu konstatieren ist und dass Goethes Kontakt zu Peter Beuth, Karl Friedrich Schinkel, Christian Daniel Rauch, August Kiss und anderen ihm hier hätte mehr zukommen lassen können, wäre diese Absenz potentieller Objekte der Begierde vielleicht eingehender zu bedenken gewesen. Doch die Autorin unternimmt es, sich dem innerhalb der Sammlung vorhandenen Material anzunähern, bezieht Werke und Sockel, Ikonographie und Deutungsgeschichte in die Darstellung ein, lässt Zeitgenossen zu Wort kommen, verhandelt Goethes Zeichnen nach den Objekten und die Funktion dieser kleinen Skizzen, geht der literarischen und brieflichen Auseinandersetzung mit den Werken nach und führt damit hin zu Goethes ureigenster Absicht, dass man angesichts der Kunstwerke sich mündlich austauschen – und etwas zu denken haben solle.

Diese Arbeit hat trotz langer Reifung einige schwache und einige starke Punkte, die als Pro und Contra zu erwähnen und abzuwägen sind: Für die Katalogisierung von Skulpturen hat sich durchgesetzt, nicht nur Höhenmaße anzugeben, sondern auch Breite und Tiefe; letztere Angaben werden vermisst. Die Informationen zur jeweiligen Legierung und Montierung sowie zum Erhaltungszustand hingegen sind ebenso löblich wie die meist reichen Angaben zur Literatur. (Manches Stück erweist sich dabei als unpubliziert, womit das Verdienst der Publikation abermals sichtbar wird.) Außergewöhnlich sind die ausführlichen chemischen Analysen der Bronzelegierungen, für die mit Josef Riederer der beste Fachmann im Lande gewonnen wurde (S. 145-156). Nützlich ist die Konkordanz (S. 157) zwischen dem vorliegenden Katalog, den Inventarnummern und dem noch heute grundlegenden Verzeichnis der Sammlung Goethes, das Christian Schuchardt 1848/49 publizierte (nicht 1948/49, wie S. 182 ausgewiesen).

Bedauerlicherweise gibt es kein Register, denn diese kleine Schlussarbeit hätte das Buch nutzbarer gemacht. Zu beklagen ist auch, dass die thematisch unmittelbar benachbarte Dissertation von Gabriele Oswald, die sich mit »Goethes Plastiksammlung« befasst (S. 7, Anm. 9), ausdrücklich nicht hat herangezogen werden können: Die Verfasstheit einer Institution oder eines Soziums drückt sich leider zuweilen darin aus, wie gut intern kommuniziert wird. Jedenfalls bleibt zu hoffen, dass Oswalds Arbeit bald zugänglich gemacht wird und dass dort eine sorgsame Redaktion, wie sie lange für die philologisch versierte Klassik Stiftung Weimar Brauch war, erfolgt.

Einige Unschärfen sind gravierend, weil aus solchem Detail heraus unnötigerweise ein tiefer Zweifel am Ganzen genährt wird: Im gesamten Buch ist permanent von »Juppiter« (z.B. S. 21) statt von »Jupiter« die Rede. Mit »Wilhelm Beuth« (S. 21) ist Peter Beuth gemeint, dem man allenfalls alle drei Vornamen beigeben mag (Peter Christian Wilhelm) und über dessen Verhältnis zu Goethe mehr hätte gesagt werden können. Der Berliner Bronze-

gießer Dinger (S. 21) kann nicht mit Fug und Recht als Künstler ausgewiesen werden, da von ihm keine eigenen Schöpfungen nachweisbar sind. Bei dem – immer noch im selben Absatz (!) erwähnten – Ort »Freienwald« handelt es sich um Freienwalde. Zu den derartigen kleinen Mängeln, die insgesamt den Gesamteindruck leider beschädigen und die ein Lektorat oder Hersteller hätte ausmerzen sollen, gehört auch die Namensnennung »Johann Raphael Mengs« (S. 31), womit freilich Anton Raphael Mengs gemeint ist. Eine nichtkanonische Namensnennung erfährt auch Christian Daniel Rauch, der seinen prägenden ersten Vornamen hätte behalten dürfen (S. 46).

Mögen diese Monita der Autorin oder dem Lektorat gelten, so haben andere Aspekte doch andere Wurzeln: Die Typographie ist artifiziell und unpraktisch; es wimmelt von fett gesetzten und kursiven Textpartien, Unterstreichungen und Schriftwechseln, die das Buch unnötigerweise modisch erscheinen lassen. Einige Textabbildungen (S. 28-31) haben keine Bildunterschriften, die zugehörigen Legenden findet der hartnäckige Leser schließlich am Buchende hinter den Abkürzungen und Siglen (S. 183). Löblich ist jedoch, dass das unruhig gestaltete Buch gut und im Katalogteil durchgängig farbig gedruckt ist, dass die Abbildungen viele Einblicke gewähren, dass der höchst informative Band den Gesamtbestand überhaupt in so reicher Kommentierung und Fülle zugänglich macht, dass damit ein weiterer Weimarer Teilbestand dokumentiert ist und dass die Klassik Stiftung Weimar das Buch mitfinanziert hat. Man hofft, dass ähnliche Kataloge wie etwa der von Oswald behandelte Bestand oder die Ausstattungswerke der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in absehbarer Zeit ähnlich komplett publiziert, dabei solider redigiert und weniger artistisch gestaltet werden: Solche Arbeiten am und mit dem Bestand sind allemal nötig und verdienstvoll.

Bernhard Maaz

Werner Keller: ***»Wie es auch sei, das Leben …«.*** *Beiträge zu Goethes Dichten und Denken* (SchrGG, Bd. 69). Göttingen 2009, 508 S.

Die Sammlung von Aufsätzen als Essenz eines langen Gelehrtenlebens stellt eine Buch- und Textgattung dar, deren Wert und Würde sich keineswegs von selbst erschließen. Dass die gängigen Hinweise auf entlegene Druckorte und die leichtere Verfügbarkeit der Texte die Neupublikation nicht wirklich zu begründen vermögen, versteht sich von selbst, ebenso die Banalität des wohlfeilen Motivverdachts. Heikel und anspruchsvoll vielmehr kommt die Gattung daher, verspricht wahren Genuss allenfalls dem, der über einen sensiblen Sinn für die Ästhetik des geistigen Lebens und die Zeugnisse eines belebenden Geistes verfügt. Exklusivität scheint ihr erstes Merkmal zu sein, denn sie ist nicht für jeden. Ein Ingenieurwissenschaftler wird sie kaum pflegen, nur selten der Mathematiker, wohl nie der Biochemiker, der an der Entschlüsselung des menschlichen Genoms arbeitet. Alle drei eint das strukturelle Erkenntnisziel ihrer Wissenschaften, das im Selbstbeschreibungsprozess der logisch-instrumentellen Vernunft liegt und auf Allgemeingültiges abzielt. Das einzelne Individuum aber, das dies in Mumbai, Kuala Lumpur oder Köln verfolgt, spielt dabei keine Rolle – zumindest in dem Sinne nicht, dass die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Arbeit von der Individualität des Forschers geprägt wären. Anders im Falle des Philologen und des Geisteswissenschaftlers allgemein, der methodisch geleitete und reflektierte Verstehensentwürfe leistet, die nicht nur vom behandelten Gegenstand zeugen, sondern immer auch in ihrem individuellen Urheber als der geistigen Origo aller Deutung und Sinnstiftung gründen. Aufsatzsammlungen wie Werner Kellers *Beiträge zu Goethes Dichten und Denken* sind daher »Bruchstücke einer großen Konfession«, wobei das Goethe-Wort keineswegs vordergründig in enkomiastischer Absicht bemüht sei. Die gesammelten Beiträge Kellers legen vielmehr tatsächlich ›Bekenntnis‹ ab: zwar nicht von einer geistigen Vita, die sich irgendwie

gesetzlich-teleologisch entfaltete und dabei selbst offenbarte (dergleichen ist in der Regel nur mit großer Gewalt zu konstruieren, wie Goethe am Ende seines eigenen Autobiographieprojekts klar vor Augen stand), sondern von der Eigenart des belebenden Geistes, der in einer singulären geistigen Konstellation einen so nicht wiederholbaren Verstehensentwurf hervorbrachte.

Entsprechend stehen Kellers Aufsätze zu Goethes Lyrik, deren ältester (1968) und jüngster (2007) die hier dokumentierten vier produktiven Dekaden markieren, nicht nebeneinander, um eine Entwicklung zu belegen, sondern jeder für sich, um von den Möglichkeiten zu zeugen, die Werner Keller zu Gebote standen, Goethes Texte zu beleben. Dies gilt für die Abteilung *Lyrik*, die vor allem späte Gedichte betrifft, für die *Erzählprosa* mit einem Aufsatz über Goethes Kurzprosa in den *Unterhaltungen* und der *Novelle*, für sechs Aufsätze zum Bereich *Drama / Faust* und schließlich im Hinblick auf den für Werner Keller sehr signifikanten Bereich *Leben und Dichtung*. – All dies kann, nein wird man mit großem Gewinn in Hinblick auf Goethe lesen; man darf es jedoch auch mit stillem Vergnügen an Kellers Geistesart.

Sucht man sich diese zu vergegenwärtigen, bietet sich ein Begriff an, den Keller oft zitiert, gern aber auch selbst gebraucht, nämlich ›Urbild‹. Unmittelbar verlangt der Begriff nach seiner relationalen Entsprechung, denn wo es ein ›Urbild‹ gibt, da muss auch ein ›Abbild‹ sein, notfalls ein ›Trugbild‹, denn sonst verlöre der Begriff die semantische Differenzqualität seines Präfixes. In mindestens drei Richtungen enthält der Gebrauch des Begriffs ›Urbild‹ Hinweise, die etwas über Werner Keller aussagen.

Deren erster liegt im Verweis auf das semiotische Arbeitsfeld der Bildlichkeit überhaupt, der poetischen Bildlichkeit bei Goethe insbesondere, der auch Kellers Kölner Habilitationsschrift von 1969 gewidmet war. Wenn Kellers Analysen ausdrücklich auf den »urbildlichen Sinn« (S. 16) abzielen, widersetzt er sich damit wirkungsmächtigen Tendenzen seiner Zeit. Schon der Strukturalismus hatte die Arbitrarität der Beziehung zwischen Signifikat und Signifikant gelehrt, der Poststrukturalismus den Bezug des Signifikanten (und damit auch des poetischen Bildes) zu einem Signifikat prinzipiell gekappt. Beide Positionen bestreiten damit einen inneren Verweisungszusammenhang zwischen dem Zeichen und einem außersemiotisch Bezeichneten, was auch das poetische Bild zum Ergebnis eines reinen beziehungsweise bloß ästhetischen Spiels herabstufte. Keller stellt sich jedoch unzeitgemäß auf die Seite derer, die eine Semiotik der sinnlichen Erkenntniskräfte vertreten, indem sie den Alleinherrschaftsanspruch des logischen Begriffs zurückweisen und dem sinnlichen Bild eine Erkenntnisfunktion *sui generis* zugestehen. Ihre Ahnenreihe findet diese Position in Baumgarten, Herder, Hamann und eben Goethe. Sie alle wussten darum, dass in der Sprache der Bilder das *ineffabile* zugänglich wird als das von der Vernunft noch nicht Beschriebene oder prinzipiell nicht Beschreibbare – eine Relation von Bild und Urbild. Damals behauptete die Poetik so auch ihr Eigenrecht gegenüber der Rhetorik, die als »Lehre von der systematischen Verfertigung der Gedanken vor dem Sprechen« die poetische Bildlichkeit lediglich als Teil des später anzubringenden Dekorums auswies. Das Ins-Bild-Setzen jedoch vermag eine Grenze zu überschreiben, vor der das In-Begriffe-Auflösen stehenbleibt, und im Sinne dieser besonderen Erkenntnisfunktion bespricht Keller beispielsweise Goethes Gedicht *Der Bräutigam* als »*Verbildlichung* von Goethes Anschauungsformen« (S. 16, Hervorhebung D.K.).

Hinter der Rede vom Urbild verbirgt sich zweitens ein ontologisches Problem. Unschwer gibt die Opposition von Urbild und Abbild ihren Ursprung in der platonisch-neuplatonischen Dichotomie von Idee und Erscheinung zu erkennen. Trotz aller Beschäftigung mit Plotin verwandelte Goethe den (neu)platonischen Dualismus in einer typisch modernen Hilfskonstruktion in ein monistisches Modell, indem er die zwei Welten in eine integrierte, sie aber auf der Zeitachse dualistisch weit auseinander legte. Goethe sei sich bewusst, zitiert Keller, »aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen« zu haben (S. 28; Zitat JA 39, 34), und in Goethes Diktion wird aus dem platonisch Urbildlichen so das innerweltlich Archaische. Keller reformuliert diese Position in folgender Weise: »Bilder, die

zeitlos gültig sind und Grundverhältnisse des Daseins in der Einheit des Besonderen und Allgemeinen ausdrücken, nannte Goethe Urbilder« (S. 28). Doch allein so ist die Erkenntnisfunktion der poetischen Bilder letztlich nicht zu begründen und hier löst sich Kellers Beschreibungssprache souverän von der Objektsprache Goethes, deren Flucht in den modernen (Pseudo-)Monismus er gerade nicht mitvollziehen will. Für Goethes Alterslyrik stellt er vielmehr fest, »daß die *sinnenhaft* anschaulichen Bilder des Gedichts in *sinnhaft* vorgegebenen Strukturen gründen« (S. 110), in sinnhaft gegebenen Strukturen des Urbildlichen also, die gegeben und verbürgt sind vor jeder Abbildlichkeit.

Kellers Festhalten an einem Dualismus von Urbildlichkeit und realisierter poetischer Bildlichkeit gründet drittens in seinem Bekenntnis zum Christentum, das den neuplatonischen Dualismus in sich aufhob und die Sprache der Bildlichkeit von dem alten platonischen Verdikt des bloßen Trugbildes befreite. In dem Beitrag über *Altersmystik? Der späte Goethe und das Christentum seiner Zeit* wird die Bedeutungsrelation von Urbild und poetischem Bild, von Idee und Erscheinung explizit herausgearbeitet. Vor dem facettenreich aufgefächerten Horizont der Aufklärungstheologie erläutert Keller, wie Goethe mit Spinoza das Jenseits ins Diesseits hineinzieht, wie »Überwelt« und »Welt« (S. 426) durch das *deus sive natura* integriert werden, so dass ein ontologisch aufgeladenes Diesseits schließlich bejaht und in Form der »Weltfrömmigkeit« (ebd.) geliebt werden kann. In diesem verkappten Dualismus liegt für Keller der Schlüssel für die Ausdrucksqualität von poetischen Bildern und Symbolen im Alterswerk: »Legitimiert von der Anschauung der Gott-Natur, *der Identität von Idee und Erscheinung*, konnte er in seiner Lyrik mit Symbolen arbeiten« (ebd.; Hervorhebung D.K.). – Aus dieser modernen Notlösung eines vermeintlichen Monismus sucht Keller Goethe in keiner Weise herauszuargumentieren; die Gefahr der Projektion ist ihm allzu bewusst. Dafür aber gibt der Text gelegentlich zu erkennen, wie deutlich sich beide unter anderen Signa treffen: unter denen von »Pflicht« (S. 418), »freier Selbstbeschränkung« (S. 421) und »Arbeitsethos« (S. 103).

Dirk Kemper

Sabine Appel: ***Johann Wolfgang von Goethe.*** *Ein Porträt.* Köln, Weimar, Wien 2009, 346 S.

Der Untertitel ist geschickt gewählt: Als »Porträt«, nicht als Biographie, möchte Sabine Appel ihr jüngstes Buch über Goethe – es ist ihr zweites – verstanden wissen. Diese Gattungsangabe erlaubt einige Freiheiten; denn ein Porträt darf ja durchaus einzelne Züge des Porträtierten herausheben und sie besonders betonen, es muss nicht auf eine völlige Ausgewogenheit aller Aspekte achten. Nur sollte ein gelungenes Porträt keine Stilbrüche enthalten oder gar konträre Abbildungstechniken zusammenzwängen, sonst gerät das beabsichtigte Konterfei schnell zur entstellenden Karikatur. Das aber ist das Kernproblem dieses Buches.

Auf den ersten Blick freilich erscheint die Darstellung wohlproportioniert. Hat sich Sabine Appel in ihrem früheren, fast sechshundert Seiten starken Goethe-Porträt[1] noch ganz auf das Verhältnis zu »den Frauen« konzentriert, macht sie es sich nun zur Aufgabe, ein umfassendes Lebensbild des Dichters zu zeichnen. Dabei greift sie verschiedentlich auf Passagen des älteren Buches zurück, die sie jeweils umgearbeitet hat. Erstaunlich und unprofessionell jedoch, dass sie an keiner Stelle auf diese ältere Darstellung hinweist; auch im ausführlichen Literaturverzeichnis wird dieses Buch nicht erwähnt. Soll hier womöglich mehr Originalität und Aktualität suggeriert werden, als es den tatsächlichen Verhältnissen entspricht?

1 Sabine Appel: *Im Feengarten. Goethe und die Frauen.* Stuttgart 1998.

Appel unterteilt Goethes Leben in vier Abschnitte, die sie mit abstrakten Schlagworten versieht: »Unbedingtheit« lautet das Motto für Goethes Kindheit und Jugend wie für die frühen Berufsjahre; das erste Jahrzehnt in Weimar steht unter der Überschrift »Reinheit«; der Abschnitt von der italienischen Reise bis zum Tode Schillers wird unter dem Begriff »Ganzheit« zusammengefasst; »Entsagung« ist schließlich das Leitwort für die letzten Lebensjahrzehnte. Nun erscheint der so vorstrukturierte Lebensweg von der jugendlichen Unbedingtheit über die Reinheit und Ganzheit des erwachsenen Mannes hin zur Entsagung des Alters zwar keineswegs sonderlich originell, erinnert er doch an harmonisierend-bewundernde Darstellungen vergangener Zeiten; gleichwohl hat eine solche ordnende Struktur im Sinne einer pointierten Porträtkunst durchaus ihre Berechtigung. Die Probleme liegen auf anderen Ebenen.

Auffällig ist zunächst die unkonventionelle Sprache, die sich die Verfasserin für ihr Porträt gewählt hat. Immer wieder fällt sie aus einer neutralen Stilschicht unvermittelt in saloppe Vokabeln der heutigen Umgangssprache, ohne dass mit diesen wiederholten Stilbrüchen ein Erkenntnisgewinn einhergeht. Carl August (bei Sabine Appel stets: »Karl August«) wird auf diese Weise ganz jovial zum »Feudalmacho« (S. 123), der ein »Vollweib« braucht (S. 97), während der »Jung-Studi« (S. 27) Goethe reichlich »geistigen Input« (S. 19) zu verarbeiten hat; später aber steigt er zum »Shooting-Star« auf (S. 95), wird von Herder »kräftig in die Mangel genommen« (S. 38), bekommt reichlich »Fanpost« (S. 102), gründet in Weimar eine »recht lose Männer-WG« (S. 133) und bezieht in Rom eine »Künstler-WG« (S. 154). So geht es fort, bis hin zu weiteren frappierenden Wiederholungen; denn so wie Carl August vor seinem Regierungsantritt »ungestüm mit den Füßen« scharrte (S. 84), erfahren wir später über Schiller, dass er vor der Begegnung mit Goethe »als Dichter-Dioskur mit den Füßen scharrte« (S. 187). Man könnte glauben, dass diese begabten und kraftvollen jungen Männer keine anderen physischen Ausdrucksmöglichkeiten hatten, wird dann aber doch schnell eines Besseren belehrt, denn über Goethes Verbindung mit seiner Lebensgefährtin erfahren wir, dass er »hemmungslosen Sex mit Christiane [hatte], den er sich von niemandem nehmen ließ« (S. 177). Wer bitte stand denn da als Konkurrent bereit? Über Geschmack lässt sich nun aber bekanntlich nicht streiten und so könnte man diese sprachlichen Eskapaden denn auch als zwar ärgerliche, aber im Grunde harmlose Konzession an ein vermeintliches Zielpublikum übergehen (wer aber von den intendierten Lesern freut sich am scharrenden Schiller?), wenn mit solchen stilistischen Nachlässigkeiten nicht schwerwiegende inhaltliche Schwächen einhergingen.

Das aber führt zum nächsten kritischen Aspekt. Ohne erkennbare Reflexion ihres Vorgehens vermengt Sabine Appel in ihrem »Porträt« verschiedene methodische Konzepte, die einander teilweise fundamental widersprechen. Für die Darstellung von Goethes Kindheit und Jugend nämlich wählt sie vorwiegend eine sozial- und kulturgeschichtliche Zugangsweise und entwirft auf diesem Fundament ein recht anschauliches Bild der Frankfurter Jahre. Goethes Vater zwar wird mit deutlicher Abneigung als neureicher, beruflich erfolgloser schrulliger Sammler gezeichnet, der die Familie mit seinen verschiedenen Ticks tyrannisiert; dennoch vermag Appel lebendig zu schildern, unter welchen Voraussetzungen der sechzehnjährige Student sein Jurastudium aufnahm. Später jedoch wechselt sie mehr und mehr zu einer populären psychologisierenden Betrachtungsweise, vor allem wenn sie über die erotischen und libidinösen Bedürfnisse des »männlichen Menschen« (S. 7, 54, 138) nachdenkt. Ein paar hausbackene Einsichten in die unterschiedliche Trieb- und Bedürfnisstruktur von Mann und Frau bilden die Grundlage für breite Erörterungen, wobei sich die Verfasserin offenbar von der Erkenntnis leiten lässt, mit der sie in ihrem eigenwillig akzentuierten Forschungsüberblick am Ende des Buches Kurt Robert Eisslers vielbeachtete psychoanalytische Studie zu Goethe recht gönnerhaft kommentiert: »Keine Frage: Psychologische, auch psychoanalytische Annäherungen an Texte und ihre Verfasser führen im Falle nicht allzu dogmatischer Handhabe fast immer zu einem Erkenntnisgewinn« (S. 316). Dem kann nicht widersprochen werden und doch verstrickt sich Appel ebenfalls »fast immer« selbst in methodische Widersprüche. Zunehmend gibt sie nämlich die sozialhistorische und psycho-

logische Sichtweise zugunsten einer platten Genie-Ästhetik auf, die ein Menschenbild vertritt, das unmittelbar dem 19. Jahrhundert zu entstammen scheint. Immer häufiger bezeichnet Appel den Helden ihrer Darstellung als »Genie«, gar als »Großgenie« (S. 193). Ohne jedes Signal der Ironie oder Distanz nimmt sie es als gegeben hin, dass Goethe, »dieses herrliche Individuum« (S. 321), ab einem gewissen Zeitpunkt schlechthin als »Genie« inmitten von Durchschnittsmenschen gewirkt habe. Eine solche verklärende Sichtweise des großen Einzelnen macht es allerdings überflüssig, genauer nach den sozialen und historischen Konstellationen zu fragen, die am Ende des 18. Jahrhunderts dem Kleinstaat Sachsen-Weimar zu seiner außerordentlichen kulturellen Bedeutung verholfen haben.

Tatsächlich interessiert sich Sabine Appel nicht für die Literatur- und Kulturpolitik im klassischen Weimar, wie sie überhaupt ein längst überholtes Verständnis von »Klassik« als literarischer Epoche vertritt. Am deutlichsten offenbart dies wiederum der Forschungsüberblick, wo es lakonisch heißt, als »›Weimarer Klassik‹ im eigentlichen, im engeren Sinn« sei »das einsame Treiben der Dioskuren auf dem Olymp« zu verstehen (S. 294). Wer so argumentiert, ist blind und taub gegenüber den vielschichtigen Erkenntnissen der internationalen und interdisziplinären Klassikforschung der letzten Jahrzehnte und propagiert ungeachtet aller modischen Vokabeln ein längst überwundenes Klassiker-Bild. Ähnliche Gemeinplätze treten dort auf, wo Appel Zeitgenossen Goethes als *dramatis personae* einführt. Novalis wird im Wortschatz des frühen 20. Jahrhunderts als »einer dieser weltfernen Frühvollendeten« (S. 235) vorgestellt; und über Heinrich von Kleist erfahren wir wenig mehr, als dass er einen »immensen Franzosenhass in seiner labilen und seelisch kränkelnden Brust« (S. 236) gehegt habe. Nicht auszudenken, wie groß dieser Hass geworden wäre, hätte er sich in einer seelisch gesunden Brust entfalten können!

Angesichts solcher Klischees und pauschalen Mitteilungen überrascht es nicht, dass Appel auch an anderer Stelle zu Ungenauigkeiten neigt, etwa wenn sie sensationsfreudig von den »Massenselbstmorden« spricht, die nach der Veröffentlichung des *Werther* »regelrecht Mode wurden« (S. 64), oder wenn sie konstatiert: »Die wenigsten deutschen Klassiker sind bis nach Griechenland gegangen« (S. 148). Bekanntlich hat kein einziger deutscher Dichter dieser Zeit griechischen Boden betreten und Massenselbstmorde in der *Werther*-Nachfolge mit Dutzenden oder gar Hunderten von Toten haben sich glücklicherweise nie ereignet. Zu soviel Halbwissen passt dann leider auch, dass der zweite Teil des *Faust* als Goethes »Opus Magnus« (S. 48) bezeichnet wird und dass – ein skandalöses Novum in der Goethe-Philologie – grundsätzlich alle zitierten Verse auf Mittelachse gesetzt sind, selbst wenn es sich um elegische Distichen oder die Blankverse des *Tasso* handelt. Verwunderlich ist nur, dass der Verlag hier nicht lektorierend eingegriffen hat.

Ein sorgfältiges Lektorat hätten allerdings auch das Literaturverzeichnis und der Forschungsüberblick benötigt. Denn die Verfasserin entstellt nicht nur Eigennamen (aus Waltraud Wiethölter wird Waltraud »Wiethöfer«, S. 341), sie ist sich auch über die Identität einzelner Personen nicht immer im Klaren. Herman Grimm, der Sohn Wilhelm Grimms, erscheint mal als »Hermann«, mal wird er mit seinem Vater verwechselt (S. 304). Wenn es freilich in der Absicht der Verfasserin gelegen hat, durch solch philologische Nonchalance zu demonstrieren, dass sie nicht der »Fraktion blindwütig detailbesessener Fleißbolzen« (ebd.) zuzurechnen sei, die die frühe Goethe-Forschung beherrscht habe, dann ist ihr dieser Beweis eindrücklich gelungen.

Ein Letztes: Sabine Appel betont immer wieder ihre Sympathien für eine gender-orientierte Literaturwissenschaft, und man mag ihr gern in dem Urteil zustimmen, dass frühere Goethe-Biographen mitunter zu einseitig aus unreflektiert männlicher Perspektive geurteilt haben. Um so mehr erstaunen die heftigen Ressentiments, mit denen sie Christiane Vulpius begegnet, die sie mit kaum versteckter Häme als stolzes und geistloses »dralles« Mädchen vorstellt – »Sie trug den Kopf oben und die Sonne im Herzen« (S. 166) – und über deren unkonventionelle Orthographie sie sich lustig macht. Im Literaturüberblick wird Appel noch deutlicher, wenn sie – in klarer Abgrenzung gegenüber Sigrid Damm – herablassend feststellt,

dass Christiane Vulpius »nach meinem Empfinden mit Abstand das unergiebigste Thema in seinem [Goethes] Kosmos ist« (S. 322). Wo aber die reale Frau so uninteressant wird, manifestiert sich die behauptete Gender-Orientierung in einer begrifflich unscharfen, eklektischen Esoterik, die kühne Mutmaßungen über die postulierte Androgynität ihres Helden anstellt: »Goethe antizipiert einen weiblichen Geist, der sich nicht vertikal, sondern spiralförmig nach oben bewegt. Dieser endet nicht im luftleeren Raum, sondern ist zyklisch-geschlossen, von Erdhaftung, Reifung und Wachstum geprägt« (S. 7). So steht es in der knappen Einleitung, die mit solch schwindelerregenden Raumkonzepten angemessenen Aufschluss über die Intentionen der Verfasserin gibt. Der Rest bleibt Karikatur.

Sabine Doering

Rüdiger Safranski: *Goethe und Schiller.* *Geschichte einer Freundschaft.* München 2009, 344 S.

Ein neues Buch von Rüdiger Safranski ist ein Ereignis, wie Weihnachten ein Ereignis ist: Man weiß, dass es wiederkommt, nur nicht, was einem diesmal beschert wird. Mit Veröffentlichungen ungefähr im Dreijahrestakt ist der Autor über Heidegger und Nietzsche zur Klassik (ein Schillerbuch zum Jahr 2005) gelangt und jetzt nach einem Abstecher in Richtung Romantik mit dieser Nacherzählung der in jedem Sinn klassischen Freundschaft zwischen Goethe und Schiller bei ihr geblieben.

Wesentlich um Erzählung handelt es sich nämlich, auch diesmal um eine fundierte und gut lesbare, die die Freundschaft aus beider Männer bisherigen Lebensläufen herleitet und die sukzessiven Phasen Fremdheit – Bekanntschaft – Freundschaft in einer überzeugenden Teleologie verkettet. Diese Materialien wurden schon oft vorgelegt; es geht also wie üblich bei geistesgeschichtlicher Popularisierung darum, das Publikum mit einer Neuerscheinung für eine alte Geschichte zu interessieren. Und zwar in durchaus positiver Absicht: nichts von einer früher modischen Skepsis, die im Sog allgemeiner Klassikeranfechtung und entgegen den überwältigenden Zeugnissen der Briefe die Freundschaft Goethes und Schillers auf ein nüchternes Zweckbündnis ohne alle Emotion oder gar auf eine bloße Fassade, hinter der noch Ressentiments schwelten, reduzieren wollte. Die Herzlichkeit, die im Briefwechsel durchgängig herrscht, wird mit ein paar Zitaten wirksam belegt (eine vollständigere Sammlung beredter Äußerungen bietet GJb 2005, S. 178 f.). Auch der gelegentliche, aus der lebensphilosophischen Ecke kommende Versuch, das Naturphänomen Goethe vor dem Übergriff eines allzu philosophisch bewusst vorgehenden Schiller retrospektiv in Schutz zu nehmen, wird nicht betont. Es spukt allerdings in der These noch nach, Goethe habe Probleme mit Schillers »Transparenz-Zumutung« (S. 132). Goethes Geständnis am Anfang der Korrespondenz, Schiller werde bei ihm »eine Art Dunkelheit und Zaudern entdecken«, wird so missverstanden, denn in dieser Kombination bedeutet »Dunkelheit« doch nicht eine von Goethe sorgfältig geschützte schöpferische Privatsphäre – ein solches Geheimgefühl hätte er kaum ausgeplaudert –, sondern ein Begleitsymptom der Dürre, die sich nach der Rückkehr aus Italien in ein verständnisloses Weimar eingestellt hatte und von der eben der neue Freund ihn befreien sollte. Aber die abwegige Nebenthese, Goethe habe Schiller sogar die letzten Kapitel von *Wilhelm Meisters Lehrjahren* vorenthalten, um endlich freie Hand zu haben (was nicht einmal entstehungsfaktisch feststeht), wird nicht erneuert. Vielmehr werden die Wirkung von Schillers praktischer Kritik am Roman und die Bereitwilligkeit, mit der Goethe ihr sofort Rechnung getragen hat, voll anerkannt. Dass ihm gerade Schillers ordnender Geist unschätzbar war, hätte eine breitere Darstellung von dessen Beteiligung an der Wiederaufnahme des *Faust* bestätigen können. Dass Goethe nach der Erfahrung mit den *Lehrjahren* den Freund bei einem zweiten Großprojekt um klärenden Rat gebeten hat, spricht für sich.

Sonst lässt Safranski die dichterischen Ergebnisse der Partnerschaft der Reihe nach Revue passieren und untersucht die gemeinsamen Produkte, um einen genuinen Lernprozess auf Gegenseitigkeit unter Beweis zu stellen. Es handelt sich dabei freilich nicht nur um persönliche Entwicklungen und deren Harmonisierung. Die Vermählung zweier grundverschiedener kreativer Herangehensweisen in der literarischen Zusammenarbeit war eine geradezu historische Leistung Goethes und Schillers. Denn sie stellte jenseits der divergierenden schöpferischen Impulse ein Ereignis in der Geistesgeschichte überhaupt dar, indem sich die Traditionsstränge Abstraktion und Empirismus verflochten haben. Zur Koalition wurde, was leicht Kollision hätte sein können – und es bekanntlich auch um ein Haar geworden wäre. Man kennt zur Genüge die gegenseitigen Vorbehalte, die Schiller durch kluge Diplomatie und eine alle Rivalität von vornherein ausräumende Typologie (im großen Geburtstagsbrief vom 23. August 1794 sowie in der Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung*) glücklich entschärft hat. So dürfen die Fäden der beiden Einzelbiographien, die die ersten Kapitel des Buches konstituieren, in einer realistischen, angenehm ohne Überschwang geführten Schilderung als eine Bewegung aufeinander zu verknüpft werden. Unterschiede blieben, auch äußerliche. Gut herausgearbeitet wird die kontrastierende Lebensführung beider, bei Goethe ein Zuviel an Welt, das ihn immer wieder von der schöpferischen Arbeit ablenkte, bei Schiller ein Zuwenig, indem er als Gefangener seiner Papierwände dasaß und alles aus sich selber herausholen musste.

Safranski erhebt keinen Anspruch auf radikal neue Einsichten, er verweilt auch nie allzu lange bei einem Einzelpunkt, was den Erzählfluss hätte hemmen können. Fragen werden offengelassen oder bloß gestreift (wie könnte es anders sein?), über die weiter nachzudenken lohnt. Wenn Christian Garve über die Langeweile des Publikums bei den *Lehrjahren* witzelt, die Geliebte Wilhelm Meisters sei über der Puppenspielerzählung am Romananfang eingeschlafen, wie könne man erwarten, »dass es den nicht in ihn verliebten Lesern besser gehen würde?« (S. 126), provoziert er fast die Frage, ob nicht Schillers enthusiastisches Urteil über den Roman durch den starken geistigen Eros ihrer Beziehung zumindest mitbestimmt wurde? Mit anderen Worten, ob solche emotionale Voreingenommenheit ein Werk erst richtig erschließen hilft oder eher über dessen Fragwürdigkeiten hinwegsehen lässt?

Auch über die Nichtgläubigkeit der beiden, die bündig zusammengefasst wird, kann weitergedacht werden. Religionen hätten ihnen bloß »als Ausdrucksformen des schöpferischen Menschengeistes« gegolten (S. 254), waren insofern nur als Stoffe wichtig wie andere Stoffe auch (z. B. die Kommunion im letzten Akt von *Maria Stuart*). Das ist aber nur der negative Aspekt, der bei Nachfahren der Aufklärung selbstverständlich war. In positiverem Sinn heißt es, dass Goethe und Schiller als erste Autoren der deutschen Literatur völlig säkulare Schriftsteller waren; sie haben den Grund zu einer säkularen Literatur gelegt, die als eine Fortsetzung der Aufklärung mit anderen Mitteln gelten darf. Zu Reflexionen darüber hätten Schillers *Götter Griechenlands* weiterführen können – über die Kontroverse, die sie losgetreten haben, wird nichts gesagt – in Verbindung mit Goethes (wie S. 183 bemerkt wird) an Schillers Gedicht anklingender Ballade *Die Braut von Korinth*.

Unberührt bleibt schließlich die Frage, die nicht so ganz getrennt von der Freundschaft zu denken ist, nach der unglaublichen Lebensfähigkeit von Schillers total zerrüttetem Körper, von dessen Organen laut Obduktionsbefund nur der Magen und die Urinblase in funktionierendem Zustand waren. Was hat den Mann gegen alle Wahrscheinlichkeit so lange überleben lassen, wenn nicht der Geist, der »sich den Körper baut« und anscheinend auch erhalten hat? Was hat aber den Geist dazu vermocht, wenn nicht die intensive Symbiose mit einem anderen geliebten Geist?

Terence James Reed

Sigrid Damm, Hamster Damm: *»Geheimnißvoll offenbar«*. *Goethe im Berg*. Frankfurt a. M., Leipzig 2009, 124 S.

Die Schriftstellerin Sigrid Damm, die in ihren Werken schon mehrfach Goethe und seine Beziehungen behandelt hat, widmet sich diesmal einer ganz besonderen Leidenschaft des Dichters und Naturforschers. Das Buch *»Geheimnißvoll offenbar«* stellt uns, wie der Untertitel sagt, *Goethe im Berg* vor. Es handelt von Goethes Liebe zur Erde, die durch seine praktische Tätigkeit beim Versuch der Wiedereröffnung der Bergwerke in Ilmenau geweckt wurde. Entstanden ist ein großformatiges Werk, das nicht nur vom Text, sondern auch von den Illustrationen lebt – sie stammen von Sigrid Damms Sohn, dem Graphiker und Bühnenbildner Joachim Hamster Damm.

Schon lange vor der Beschäftigung mit dem Ilmenauer Bergwerk bediente sich Goethe metaphorisch der Bergbausprache. Am 7. Mai 1773 schrieb er über Spinoza: »Ich will nur sehn wie weit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erzgängen nachkomme« (WA IV, 2, S. 85). Goethes Faszination für das Schürfen im dunklen Untergrund verbindet sich in Ilmenau mit der Freude an technischen Herausforderungen und bald mit der wissenschaftlichen Neugier, dem Interesse am Bau und der Entstehung der Erde. Sigrid Damm holt nicht so weit aus wie Wolf von Engelhardt in seinem 2003 erschienenen Standardwerk *Goethe im Gespräch mit der Erde*. Sie konzentriert sich auf die Geschichte des Bergbaus in Ilmenau. Es ist eine spannende Geschichte des Hoffens und Wirkens, des Wartens und schließlich des Scheiterns. Die Autorin fragt immer wieder suggestiv nach Beweggründen, nach Versäumnissen, ja nach Schuld. Sie beleuchtet auch die Opfer des erfolglosen Unternehmens, die »armen Maulwürfe« in Ilmenau, denen Goethe das erhoffte Brot nicht verschaffen konnte (S. 24).

Goethes Rede zur Wiedereröffnung des Werks in Ilmenau mit dem Anstich des Schachts »Neuer Johannes« am 24. Februar 1784 ist in dem Band vollständig abgedruckt. Damm hebt Goethes Wagnis als Unternehmer und sein soziales Engagement hervor. Doch sie zeigt ebenso, wie schwer die optimistischen Pläne umzusetzen sind, wie immer wieder Geld verschlingende Hindernisse auftauchen und wie Goethe allmählich die Lust am Ganzen verliert. Der Stollenbruch vom Oktober 1796 markiert den Tiefpunkt des Unternehmens. Mit Bezug auf das 1995 in den Schriften der Goethe-Gesellschaft erschienene Werk von Kurt Steenbuck *Silber und Kupfer in Ilmenau. Ein Bergwerk unter Goethes Leitung* macht Damm deutlich, dass vor allem geologische Fehleinschätzungen der neptunistisch denkenden Bergbauexperten Friedrich Heinrich von Trebra und Johann Karl Wilhelm Voigt zum Misserfolg führten. Als nach jahrelangem Kampf mit den Grubenwässern das metallhaltige Flöz 1792 endlich erreicht war, zeigte es sich bei den Schmelzversuchen, dass die Ausbeute viel zu gering war, um wirtschaftlich zu sein. Die Gewerken, die Aktionäre des Unternehmens, wurden zur Weiterführung der Arbeiten mehrmals um eine »Zubuße«, also eine finanzielle Aufstockung ihrer Anteilscheine, gebeten. Wer mithielt, verlor schließlich alles investierte Geld.

Nach dem Stollenbruch von 1796 sollte es volle siebzehn Jahre dauern, bis Goethe wieder nach Ilmenau reiste. Das mit so viel Herzblut begonnene Werk gab ihm viel zu »verschmerzen« (S. 11). Erst mit der Auflösung der Bergwerks-Kommission im Jahr 1814 sah sich Goethe von der auf ihm lastenden Verantwortung befreit. Dem »Geheimnißvoll-Offenbaren« der Berge und ihrer geologischen Struktur blieb er aber lebenslang verbunden.

Man liest mit Gewinn diese geraffte Schilderung von Goethes Versuch, sich als Unternehmer in der Welt der Wirtschaft und der Technik zu behaupten. Damm verfolgt die Spuren des Themas auch im Werk Goethes, so im *Märchen* und im *Faust*, wo das Papiergeld von Mephisto auf die vermuteten Bodenschätze im Reich des Kaisers bezogen wird. Doch neben der im *Faust* szenisch dargestellten »Beunruhigung über den heraufkommenden Kapitalismus« (S. 114) steht als Ergebnis ebenso die stumme Zwiesprache mit der Erde, die Jarno/Montan in den *Wanderjahren* hält. Beide literarischen Umsetzungen sieht Damm gleichermaßen als Folge von Goethes Erfahrungen mit dem Ilmenauer Bergbau.

Der Text, der eigentlich ein großer Essay ist, wird durch die bunten Illustrationen von Hamster Damm bestens ergänzt. Mit Pinsel und Zeichenstift vermag er, oft mit leisem Humor, sowohl Goethes Zeitgenossen als auch den ikonographisch so bekannten Dichter glaubhaft zu porträtieren. Er entwirft historische Situationen wie Goethes Eröffnungsrede in Ilmenau oder symbolische Bilder wie die Niederlage bei der Campagne in Frankreich. Auch literarische Szenen werden visualisiert. – Leider ist die Wirkung der meist über zwei Seiten gedruckten Illustrationen durch den Mittelfalz beeinträchtigt. Einzelne groß gesetzte Goethezitate auf Silbergrund bereichern den Band: Das ersehnte Metall, dem all die jahrelangen und letztlich vergeblichen Mühen Goethes und seiner Mitstreiter galten, leuchtet so wenigstens in diesem Buch.

Margrit Wyder

Mathias Mayer: *Natur und Reflexion.* *Studien zu Goethes Lyrik.* Frankfurt a. M. 2009, 373 S.

Das Ziel der vorliegenden Aufsatzsammlung besteht in dem Nachweis, dass die Natur, die in Goethes Werk bekanntlich eine identitätsstabilisierende Funktion besitzt und metaphysische Bedürfnisse deckt, nicht ohne Reflexivität zu denken ist. Mathias Mayer bezieht sich in der Einleitung zu seinen Studien auf das goethesche Diktum »Man suche nur nichts hinter den Phänomenen, sie selbst sind die Lehre« und erläutert dann, dass eine solche, auf den ersten Blick theorieabwehrende Äußerung doch beinhaltet, dass »die Phänomene selbst sehr wohl als Ausdruck einer Lehre wahrzunehmen sind: ihre theoretische Mitteilung, so könnte man sagen, liegt nicht in einer von ihnen selbst abgezogenen Ebene, sondern diese Lehre der Dinge will von einem Doppelblick des Betrachters wahrgenommen werden. Nicht allein die Phänomene selbst, sondern schon und gerade die in ihnen steckende Lehre bedarf der erkennenden Wahrnehmung. So gesehen aber ist die Natur selbst keine eindimensionale Oberfläche, sondern sie zeigt in jeder Wahrnehmung eine Lehre, d. h. die Reflexion, im natürlichen Sinne als Rückstrahlung verstanden, ist kein Fremdkörper, kein metaphysischer Hintergrund, sondern sie ist schon Bestandteil der Natur«.

Dieses Zitat zeigt bereits die Stärke dieser Studien. Sie besteht in einem interpretatorischen Scharfsinn, der Texte gegen ihren ersten, scheinbar eindeutigen Sinn zu lesen versteht und so neu zum Sprechen bringt. Beispielhaft lässt sich das an der Analyse des *Heidenrösleins* vorführen. Mayer zitiert den Forschungskonsens, der dieses Gedicht als »Geschichte einer Vergewaltigung«, ja als »Vergewaltigungslob« (S. 45) liest. Diesem Befund setzt er einige ganz einfache Beobachtungen entgegen, die demonstrieren, wie man Lyrikanalyse betreibt; man ist mehrmals geneigt, die Studierenden in Mayers Seminaren glücklich zu nennen, einen solchen Lehrer zu besitzen: Da ist zunächst der Titel des Gedichts, der nicht den Knaben, sondern das Mädchen, das Opfer, zum Protagonisten erhebt. Sodann ist der Vers in der zweiten Strophe zu beachten, in dem das Röslein in die Zukunft weist: »Daß du ewig denkst an mich«. Zwar wird der Knabe womöglich nicht dauerhaft an seinen Gewaltakt denken, aber das Gedicht perpetuiert diese Handlung, so dass der Blick in die Zukunft sich doch bewahrheiten kann, nämlich »in der Instanz des Lesers« (S. 48), der an das Mädchen denkt. Mayers wichtigste Trumpfkarte ist der Refrain, »Röslein, Röslein, Röslein roth, / Röslein auf der Heiden«, der semantisch nichts zum Gedicht beiträgt, aber eine Stimme der Klage, Mahnung und Bewahrung etabliert, die durch ihre Wiederkehr das Gedicht prägt. Weiterhin weist Mayer in seiner glänzenden Deutung auf die Zeitstruktur des Textes hin und bezieht auch die Vorlagen und die Überlieferungsgeschichte argumentierend ein.

Solche Miniaturen findet man in diesem Band, der Gedichte aus Goethes Anfängen bis in die 1820er Jahre behandelt, immer wieder. Hervorzuheben ist die Auslegung des Gedichtes

Auf dem See, das für die Leitthematik von Natur und Reflexion besonders dankbar ist. Methodisch folgt Mayer einer philologisch außerordentlich gründlichen Hermeneutik, die aber durch die Schule der Dekonstruktion gegangen ist; sie teilt deren weltanschauliche Annahmen nicht, ist jedoch von ihr für die innere Widersprüchlichkeit und Polyvalenz ästhetischer Texte sensibilisiert worden. Neben bekannten Teilen des lyrischen Werkes geraten auch selten betrachtete Gedichte in den Blick, so die Übersetzung des spätlateinischen Pfingsthymnus *Veni Creator Spiritus*, an der Mayer Goethes Bemühungen um eine Religionssynthese erläutert.

Unweigerlich weist ein Unternehmen mit derart weitem Anspruch auch Defizite auf. Ein Buch mit dem Titel *Natur und Reflexion* müsste etwas über Goethes Verhältnis zur zeitgenössischen Naturwissenschaft sagen. Aber sosehr Mayer sich für lyrische Strukturen interessiert, so wenig beschäftigt er sich mit Kontexten; hier wird gelegentlich eine Goethe-Philologie fortgeschrieben, die Goethes Aussagen über Natur für wahre Aussagen hält. Dabei hat Goethe selbst das Problem in aller Schärfe gesehen: Gerade weil er die Natur als funktionales Äquivalent einer verlorenen Metaphysik verstand, mussten die Behauptungen über diese Natur im faktischen Sinn einfach stimmen. Ansonsten hing das gesamte Konstrukt in der Luft, konnte die Natur, die Stabilität geben sollte, als Wunschphantasie enttarnt werden. Als solche aber hätte sie die ihr zugemuteten Leistungen nicht mehr erbringen können. Deshalb musste Goethe seinen Kampf gegen die Newtonianer führen; schöne Gedichte reichten nicht, wenn sie kein faktisches Fundament hatten. Dass die Natur eine identitätssichernde Funktion besaß, tritt in besonderer Drastik in der von Mayer betrachteten Marienbader *Elegie* hervor. Die Katastrophe der gescheiterten Liebe lässt sich nicht durch die Wendung zur Natur kompensieren: »Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren«.

Auch über die Philosophie geht Mayer gelegentlich zu schnell hinweg. So behauptet er im Vorübergehen, dass Goethe zu einer Position vorgedrungen sei, in der sich »Urbild« und »Abbild« nicht mehr voneinander unterscheiden ließen (S. 16). Wenn das so wäre, würden auch die Begriffe ›Urbild‹ und ›Abbild‹, die durch ihr Differenzverhältnis definiert sind, ihren Sinn verlieren. So könnte die Natur ihre Funktion als Äquivalent der Metaphysik nicht mehr erfüllen. Eine andere systematisch wichtige Frage betrifft das Verhältnis von Natur und Historizität. Wenn es richtig ist, dass die Literatur der Klassik (und Romantik) durch das Wissen um die Historizität kultureller Normen ausgezeichnet ist, wird dann auch das eigene Wissen über die Natur dem Relativismus unterzogen? Oder konnte Goethe glauben, dass seine Aussagen über die Natur historisch und kulturell nicht-relativ seien? Das sind Fragen, die aus einem Buch hervorgehen, dem der Leser eine wunderbar genaue Lektüre großartiger Gedichte verdankt; und was will man mehr?

Dirk von Petersdorff

Gerhard Neumann, David E. Wellbery (Hrsg.): *Die Gabe des Gedichts.* *Goethes Lyrik im Wechsel der Töne*. Freiburg, Berlin, Wien 2008, 352 S.

In Absetzung von gängigen »Tendenzen des Verstehens von Goethes Lyrik« soll in diesem Band (so in der *Vorrede*, S. 14) eine andere »Möglichkeit« verfolgt werden: »daß es sich nämlich in Goethes Gedichten um Wahrnehmung der Wahrnehmung handle, eine Erkundung der Bedingung der Möglichkeit von Erleben«. Und weiter heißt es: »Nicht Lebensgeschichten oder -ereignisse im Kontext der Gemeinschaft werden da erzählt, sondern Inszenierungen einer auratischen Kontingenz der Selbstwahrnehmung gezeigt«. Die Beiträge sind, um einen Ordnungsbegriff Goethes aufzugreifen, in drei ›Rubriken‹ gegliedert. Die Aufsätze der ersten Rubrik – mit *Sprach-Klang* überschrieben – kreisen mit unterschiedlichem Zugriff um das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit: Waltraud Wiethölter

liest in poststrukturalistischer Manier vor allem frühe Goethe-Gedichte, so das *Mayfest* und *Wandrers Sturmlied*, als »Buchstabenchoreographie« (S. 39), als lyrische Arbeit an der »medialen Spaltung«, die »Stimme und Schrift auseinanderklaffen« lasse (S. 58); Reinhold Brinkmann untersucht die Vertonungen einiger Goethe-Gedichte im Licht zeitgenössischer musikalischer Liedkonzeptionen; der Beitrag von Hendrik Birus gilt der Reflexion von Mündlichkeit und Schriftlichkeit als einem durchgängigen Thema des *West-östlichen Divan*. Unter der Überschrift *Elegisches* versammelt die dritte Rubrik (um sogleich auf diese zu sprechen zu kommen) Aufsätze zu Goethes Elegien: Hans Ulrich Gumbrecht befasst sich mit den *Römischen Elegien* im historischen Kontext der europäischen Liebeslyrik, mit Blick auf den Zusammenhang von poetischer Form, mündlichem Vortrag und Herausbildung von Subjektivität zwischen dem 14. und dem frühen 19. Jahrhundert; Gerhard Neumann deutet *Alexis und Dora* als Darstellung von Zeit und Zeiterfahrung, als eine »Konstruktion der ›elegischen‹ Zeit« (S. 298 u. ö.), in der neben der »Liebesgeschichte« auch »eine Geschichte [...] von der Einsicht in die Grundfrage menschlichen Zeitbewußtseins« (S. 317), in entschieden epistemologischer Perspektive, erzählt werde; David E. Wellbery zeigt, dass Goethe in der *Elegie* Grundstrukturen und Topoi der europäischen Liebesdichtung, insbesondere »in ihrer metaphysisch ambitionierten Ausprägung als lyrischer Amortheologie« (S. 326), neuzeitlich-modern umdeutet und dabei das Gegen-, Mit- und Ineinander, die »Interferenz« (S. 337) zweier unterschiedlicher Zeitformen inszeniert, einer ›reinen‹, mit sich selbst identischen Zeit und einer ›temporalisierten‹, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinandergerissenen. Etwas aus dem Rahmen eines Bandes zu Gedichten fällt der Beitrag zu Goethes Monodrama *Proserpina*, das Gabriele Brandstetter vorrangig als Inszenierung medialer »Grenzüberschreitung« (S. 268) interpretiert; die hier hergestellte Beziehung zur Lyrik über die Bedeutung von Elegie als Klage und der Gattungsbezeichnung *Scène lyrique* für das Monodrama bleibt jedoch vordergründig. Die mittlere und umfänglichste Rubrik umfasst, wie bereits ihr Titel *Sprach-Ordnungen: Natur – Kunst – Traum – Gesellschaft* signalisiert, in Thematik und Gegenstand durchaus unterschiedliche Beiträge (die im Folgenden noch angeführt werden).

Bei der Mehrzahl der Beiträge handelt es sich um Analysen einzelner Gedichte, zumeist eines einzigen Gedichts. Dabei wird, in repräsentativ zu nennender Auswahl, das gesamte lyrische Werk Goethes abgeschritten. So sind, wie die bisher besprochenen Beiträge bereits zeigen, die ›Epochen‹ seiner Lyrik von der frühen bis zur späten vertreten; zwei weitere Beiträge sollen an dieser Stelle genannt werden: Albrecht Koschorke versucht, das *Parzenlied* aus *Iphigenie* im diskursiven Kontext antiker Berichte über die Einholung des Rats der Götter zu verorten (wobei freilich dem *Parzenlied* selbst, großzügig gezählt, gerade mal vier Seiten gewidmet sind); Wolfram Groddeck deutet in genauer, philologisch versierter Analyse das Dialoggedicht *Als ich auf dem Euphrat schiffte / Dies zu deuten bin erbötig* zwischen Suleika und Hatem im *West-östlichen Divan* als ein ›Spiel‹ von Traum und Traumdeutung. Präsentiert wird ebenfalls, jedenfalls tendenziell, die Gattungsvielfalt der goetheschen Lyrik. So sind neben dem Lied, den antikisierenden Gedichten und den in freien Rhythmen auch die Balladen vertreten: Ethel Matala de Mazza zielt in der Auseinandersetzung mit *Der König von Thule* auf die »Poetologie der Volkslied-Dichtungen Goethes« (S. 117), Dorothea von Mücke liest *Die Braut von Corinth* als eine Auseinandersetzung mit dem Wandel von ›Opfer‹ und ›Gabe‹ im Übergang von Antike und Christentum. Mit dem Beitrag von Ernst Osterkamp ist die Gelegenheitslyrik Goethes berücksichtigt; er zeigt an zwei Gedichten ›An Personen‹ – *Sanftes Bild dem sanften Bild* und *Wohin du trittst* – die »poetischen Strategien« (S. 188), mit denen Goethe arbeitet, und erweist so deren hohe Kunstfertigkeit. Vertreten ist schließlich auch Goethes Lehrdichtung: Christian Begemann untersucht die Trilogie zu Luke Howards Wolkenlehre – *Atmosphäre*, *Howards Ehrengedächtnis* und *Wohl zu merken* – vornehmlich als kritische Reflexion auf die Beziehung von wissenschaftlicher und poetischer Sprache.

Die überwiegende Mehrzahl der Beiträge, auch die mit übergreifenden Fragestellungen, leistet genaue, mitunter sehr intensive und penible Arbeit am Text, freilich mit unterschiedlich

akzentuierten Zugangsweisen. Gleichfalls in der Mehrheit der Aufsätze wird das Titelwort des Bandes – »Gabe« – aufgenommen, mit deutlich unterschiedlicher Akzentuierung und bisweilen zudem mit einiger Bemühtheit oder Angestrengtheit; unterschiedlich sind die Beiträge im Übrigen auch in ihrer Länge, die zwischen 16 Seiten beim kürzesten und 52 beim längsten Aufsatz schwankt. Und sie differieren nicht zuletzt in ihrem innovativen Ertrag. Manche leisten, dabei durchweg in gut gemachter Präsentation, wenig mehr als die Reformulierung von bereits Bekanntem; andere hingegen eröffnen neue, mitunter überraschende Perspektiven, gerade auch bei bislang schon vielbeachteten Gedichten. Zu vermerken ist allerdings, dass nicht in allen Beiträgen die aktuelle Forschungsliteratur berücksichtigt ist.

Insgesamt liegt ein Band vor, der ohne Frage Einsichten und Herausforderungen für die weitere Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Goethes Lyrik bietet. Er ist allerdings zugleich Anlass zu kritischen, über ihn auch hinausführenden Anmerkungen. Zum einen: In einigen Beiträgen (immerhin der Minderzahl!) wird durchaus die Grenze des Bereichs wissenschaftlicher Rede hin zu einer Esoterik überschritten, die sich als Wissenschaft ausgibt – erkennbar ist solche sich in sich selbst verschließende Rede in der Begrifflichkeit (die nicht immer genügend ausgewiesen ist), im Zugang zu den Texten und in der Argumentationsweise (die nicht durchweg den Regeln schlüssiger Rede folgt), in spezifischen Grundannahmen (nicht zuletzt auch solchen, die als versteckte in die Deutungen eingehen) oder in der Orthographie (»Graph/PHON/ie«). Und zum anderen: Die meisten Aufsätze haben ihr Zentrum in der (oder in aktuellem Jargon: sind fokussiert auf die) Frage nach der Poetologie in Goethes Lyrik, der Selbstreferentialität und Selbstreflexivität der Gedichte; sie ordnen sich damit in eine mächtige Tendenz der Literaturwissenschaft der letzten Jahrzehnte ein. Nun ist solche Selbstbezüglichkeit zweifellos ein kennzeichnendes Merkmal neuzeitlich-moderner Lyrik spätestens seit dem 18. Jahrhundert (und der Rezensent bekennt, dass auch er in seinen Bemühungen um Lyrik, die Goethes oder anderer, diese poetologisch-ästhetische Reflexion immer wieder ›fokussiert‹ hat); zu bedenken aber wäre immerhin, ob der stete Verweis auf solche Poetizität nicht allmählich zur auf Dauer doch langweilenden Wiederkehr des Immergleichen wird. Und ein Weiteres: Der Anschein, dass im Aufdecken der poetologisch-ästhetischen Reflexion im Gedicht nicht zuletzt das Begehren der Interpretinnen und Interpreten nach Teilhabe an Glanz und Ruhm der Dichtung befriedigt werden soll, ist nur schwer abzuweisen; es wäre wohl angebracht, mehr darauf zu achten, dass dichterische Werke in der Regel nicht primär für die Eingeweihten geschrieben werden, sondern fürs lesende Publikum, gerade auch die Goethes, wenngleich er zudem – »oft«! – »ein Rätsel, / Künstlich mit Worten verschränkt« zum »doppelt erfreulichen Sinn« ins Gedicht verwebt.

Reiner Wild

Hartmut Reinhardt: *Die kleine und die große Welt.* *Vom Schäferspiel zur kritischen Analyse der Moderne: Goethes dramatisches Werk*. Würzburg 2008, 400 S.

Die *Vorbemerkung* ist mit der Bescheidenheit des Routiniers formuliert: »Die folgende Darstellung möchte zu einem Überblick über Goethes gesamtes dramatisches Werk verhelfen und im Einzelfall auch einen neuen Einblick in die ja nicht wenig erforschten Texte erproben« (S. 7). In der Tat bietet das ›im Ruhestand‹ verfasste Buch des Trierer Literaturwissenschaftlers Hartmut Reinhardt zuallererst eine ›Darstellung‹ und konzentriert sich auf die Wiedergabe dessen, was derzeit als *state of the art* zu jedem Dramenwerk Goethes gelten kann. Dementsprechend werden die Leser gründlich über »Entstehungsbedingungen, Intentionen, formale Eigentümlichkeiten und gattungspoetische Kontexte« (S. 7) unterrichtet, ergänzt durch einen zweckmäßig perspektivierten Überblick über die jeweils markantesten

Forschungspositionen. Folgerichtig hält der nicht bloß literatur-, sondern auch theaterwissenschaftlich geschulte Verfasser bewusst Abstand zu modischen Methodenparadigmen und verteidigt eine »Textarbeit«, die sich das »Korrektiv einer philologischen Kontrolle nicht aus der Hand« (S. 7) schlagen lässt (unbeschadet der gelegentlich durchscheinenden Sympathie für psychologische Interpretationsansätze).

Begreiflicherweise folgt die Gliederung einer chronologischen Ordnung. Im Anschluss an die knappe »Einführung in Goethes gattungspoetische Orientierungen« wird das gesamte Theaterschaffen in »neun einzelne Stationen von den ersten Versuchen des Leipziger Studenten bis zum Alterswerk des *Faust II*« (S. 7) unterteilt:

- »Anfänge: Verworfenes, das Schäferspiel *Die Laune des Verliebten* und das Lustspiel *Die Mitschuldigen*«
- »Durchbruch: *Götz von Berlichingen*. Im Anschluß: zwei Weislingen-Dramen« (gemeint sind *Clavigo* und *Stella*)
- »Frankfurter Kleindramen, Farcen, Satiren und Fragmente«
- »Versuche im Musiktheater«
- »Im Dienst des Weimarer Musenhofes: Gelegenheitsarbeiten, die poetische Großtat der *Iphigenie auf Tauris*«
- »Rekapitulationen von Kunst und Leben; *Egmont* und *Torquato Tasso*«
- »Reflexionen der Französischen Revolution«
- »Theaterreden, Fragmente, Maskenzüge und Festspiele«
- »Das ›Hauptgeschäft‹: *Faust* als zweiteilige ›Tragödie‹«.

Dass tatsächlich alles zur Sprache kommt, was Goethe je für die Bühne geschrieben hat, macht zweifellos den primären Wert des Buches aus: Es lässt sich als rundum zuverlässiges Kompendium gebrauchen, das Laien wie Fachleuten schnell und übersichtlich Auskunft darüber gibt, wovon jeder Theatertext handelt, wo seine Probleme liegen und wie er in Goethes Gesamtwerk zu verorten ist (der Verzicht auf Fußnoten geht nicht zu Lasten der wissenschaftlichen Seriosität, sondern entschlackt nur die Lektüre – alle Zitate sind im Fließtext belegt und lassen sich bei Bedarf mühelos verifizieren).

Auch wenn sich Reinhardts ›Darstellung‹ insofern bestens zum Nachschlagen eignet, wäre sie als bloßes Handbuch zum Thema ›Goethe als Dramatiker‹ doch unter Wert benutzt. Bei aller Sachlichkeit in der Wiedergabe des philologischen Materials, bei aller Fairness auch der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Forschungsstand, reicht die Argumentation über ein diskretes Zusammenstellen des Wissenswerten weit hinaus. Wo es angebracht ist, ergreift der Verfasser durchaus Partei und plädiert z. B. dafür, nicht der ursprünglichen *Geschichte Gottfriedens* von 1771, sondern der »ausgearbeiteten Fassung« des *Götz von Berlichingen* von 1773 den »Vorzug zu geben, weil sie dem Kunstwillen des jungen Autors entspricht« (S. 52). Vergleichbares gilt für die Deutung von *Clavigo* und *Stella* als ›Weislingen-Dramen‹: Der »Typus des unbestimmt ›schwankenden‹ Charakters«, der im *Götz* noch »im Schatten einer ihm an Format überlegenen Gestalt« (S. 66) stehe, werde in den Folgedramen ins Zentrum gerückt – als »Schwanken ins Unglück« (S. 66) im *Clavigo*, als »Schwanken ins Glück« (S. 71) in *Stella*. Am entschiedensten kommt der Anspruch auf ›neue Einblicke‹ (vgl. S. 7) jedoch in der engagierten Auseinandersetzung mit Goethes Arbeiten zum Musiktheater zum Tragen: Reinhardt erklärt den Fehlschlag der Bemühungen, »sich in die im späten 18. Jahrhundert einsetzende Erfolgsgeschichte des deutschen Singspiels einzuschreiben«, nicht mit einem literarischen Ungeschick Goethes, sondern mit dessen genereller »Unsicherheit in der Beurteilung von Musik«: »Der Versuch ist gescheitert, weil Goethe auf den falschen Kompagnon gesetzt hat, den Komponisten Philipp Christoph Kayser«, dem es an den »kompositorischen Fähigkeiten« gemangelt haben soll, um »den von ihm erhofften Teil für die ›Anschläge‹ beizusteuern« (S. 98).

In der Regel ist Reinhardts Überblick über Goethes Haupt- und Nebenwerke für die Bühne und die einschlägige Sekundärliteratur freilich eirenisch ausgerichtet und bemüht sich

um die Versöhnung widersprüchlicher Forschungsmeinungen. Überzeugend gelingt das für den Schluss von *Faust II*: Statt die weltanschaulichen Kontroversen fortzusetzen, wird die *Bergschluchten*–Szene vernünftigerweise als Poesie ernst genommen, die mit dem theologisch-philosophischen Ideenmaterial recht freizügig umgehen darf (vgl. S. 354). Hartmut Reinhardt scheint sich dabei am eigenen, gewiss berechtigten Goethe-Verständnis zu orientieren: »Der alte Dichter war in solchen Fragen viel liberaler, um nicht zu sagen: laxer als mancher seiner sich streng umzäunenden Interpreten« (S. 354). Eine vergleichbare Liberalität macht auch den Grundzug dieser angenehm zu lesenden und souverän informierenden Gesamtdarstellung zum Dramatiker Goethe aus, der man im besten Sinn anmerkt, dass sie einer vieljährigen akademischen Lehrpraxis entstammt.

Albert Meier

Christa Bürger: *Goethes Eros*. Frankfurt a. M. 2009, 361 S.

Seit ihrem berühmt gewordenen Vortrag beim Augsburger Germanistentag im Jahre 1991[1] und mit ihrem beziehungsreich betitelten Buch *Mein Weg durch die Literaturwissenschaft* (2003) hat Christa Bürger immer wieder für eine theoriegeleitete, methodisch reflektierte Verknüpfung von Kunst und Leben einerseits bzw. Wissenschaft und Leben andererseits plädiert. So wie der erwähnte Aufsatz programmatisch gegen das Verbot polemisierte, im Raum der Wissenschaft und im Namen der wissenschaftlichen Objektivität »Ich« zu sagen, und zugleich nachwies, dass dieses Tabu die Tabuisierung und Marginalisierung eines ganzen Geschlechts in den Wissenschaften und Künsten zur Folge hatte (vgl. dazu auch ihr vielbeachtetes Buch *Leben schreiben*, Königstein/Taunus 1990), so war mit *Mein Weg durch die Literaturwissenschaft* insofern eine radikale Autobiographie entstanden, als Christa Bürger den Versuch machte, Wissenschaftsgeschichte, Methodengeschichte und (persönliche) Lebensgeschichte in ihrer elementaren Vernetzung zu rekonstruieren. Das Persönliche und das Politische, das Berufliche und das Wissenschaftliche gelten hier – wie auch in den anderen Arbeiten Christa Bürgers – als derart zusammengehörig, dass sich ein (wohl gar wissenschaftlich erzwungener) Darstellungsmodus, in dem persönliche Erfahrung und wissenschaftstheoretische oder methodengeschichtliche Systementwürfe in struktureller Trennung voneinander behandelt werden, entschieden verbot.

Mit ihrem neuen Buch, das dem Heros Goethe bzw. seinem Eros auf die Spur zu kommen sucht, wagt Christa Bürger sich weit nach vorn. Denn der Konnex von Leben und Werk, die Modellierung des einen im anderen und umgekehrt, die Christa Bürger bisher für Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert nachgewiesen hat, wird nunmehr und überdies am Gesamtwerk eines Autors zur methodischen und darstellerischen Maxime. Das ist ein ebenso reizvolles wie riskantes Unternehmen; ein Lektüre- und Deutungsvorschlag, dem man manchmal zögernd, gelegentlich irritiert, insgesamt aber mit großer Spannung folgt.

Das nicht selten zitierte Diktum des alten Goethe, seine Werke enthielten mehr Leben, als man vermute, ist Ausgangs- und Bezugspunkt für Christa Bürgers »Textdurchquerungen« (S. 9 u. passim); d. h., Goethes »große Konfession« wird auf ebenso luzide wie systematische Weise Objekt einer Suche. Christa Bürger fragt, »ob es möglich ist, Literatur in Leben zurückzuschreiben« (ebd.), und sie erprobt mit analytischer Akribie und in systematischer Absicht eine Lektüre, »die Dichtung und Leben ineinanderspiegelt« (ebd.). Das setzt voraus, dass weder zwischen Goethes literarischen Texten (*Werther*, *Faust*, *Wilhelm Meister*, *Iphigenie*, *West-östlicher Divan*) und seinen autobiographisch-epistolarischen Arbeiten (*Dich-*

1 Christa Bürger: *Für eine ganze Literaturwissenschaft*. In: *Der Deutschunterricht* (1993), Heft 1, S. 81-91.

tung und Wahrheit, Briefe) noch zwischen historischen Gestalten (die Schwester Cornelia, Charlotte Buff, Charlotte von Stein) und literarischen Figuren (Lotte, Hersilie, Ottilie, Gretchen, Helena) eine methodische Trennung erfolgt; in Christa Bürgers Sicht »gehörten sie zu derselben Ordnung der Dinge« (ebd.). Das sind kühne Voraussetzungen, die an wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Grundfesten rütteln, indes vielfach zu hochinteressanten Ergebnissen führen. Denn es geht Christa Bürger nicht um eine unkontrollierte Spekulation über Goethes »riesiges WerkLeben« (ebd.); es geht im Gegenteil darum, das ›Gesetz‹ aufzuspüren, das sich in Goethes ›großer Konfession‹ verbirgt. In einem zentralen Begriff Goethes erkennt Christa Bürger dieses Gesetz: in der Metamorphose. Als unermesslichen Prozess des Verwandelns von Leben in Form und von Form in Leben – von Friederike Brion in Friedericke, von Helena in die Erscheinung *der* Frau – begreift Christa Bürger Goethes Lebenswerk. Seinen Anlass und seine Antriebskraft sieht sie in der Liebe – dies freilich im Sinne eines Dämons, »der ruhe- und rastlos die Welt durchstreift, getrieben von dem Begehren nach dem Schönen, ein Eros des zeugenden Wortes, das aus dem gestaltlosen Raum der Mütter Gestalten ins Leben zu ziehen vermag« (S. 10). Mit solchen Formulierungen ist die Verfasserin von Goethe so weit nicht entfernt und dass sie im Prinzip der Metamorphose Goethes ästhetische und auch seine Lebenspraxis erkennt, das ist neu und originell nur, insofern es hier an divergenten Texten und Materialien, Personen und Konstellationen herauspräpariert wird – und insofern auch die eigene Schreibweise Christa Bürgers an diesem Prinzip partizipiert. Verwandlungen realer Personen in literarische Figuren und Selbstmodellierungen im Medium der Fiktion sind schon immer Gegenstand literaturwissenschaftlichen Interesses gewesen, im Horizont neuerer Fiktionalitätstheorien oder der Forschung zur »Autofiktion« in neuer Zuspitzung. Christa Bürgers Perspektive reicht freilich sehr viel weiter, denn sie negiert die Grenzziehung als solche. Zwischen dem ästhetischen Begehren, dem Willen zur Kunst und dem Willen zum Leben soll programmatisch nicht unterschieden werden. Beider wechselseitige Spiegelungen versteht sie als Konstituens und Vollzug des »WerkLeben[s]«.

Die auf solcher Überzeugung basierenden »Textdurchquerungen« integrieren literarische und autobiographische, werk- und forschungsgeschichtliche, mythologische, philosophische und visuelle Zeugnisse; ein eigenes »Textgewebe« (S. 331) entsteht, das im gleichsam frühromantischen Sinne schreibend und reflektierend auf ein Gegenüber – im Schlusskapitel ist es gar ein explizites »Du« (vgl. S. 331 ff.) – bezogen ist und sich seiner Suchbewegung stets vergewissert. Das klingt womöglich krude oder diffus, führt freilich zu Werk- und Kontextbeschreibungen von ganz eigener Plausibilität. Die methodenbewusste und theoriebegeisterte Literaturwissenschaftlerin Christa Bürger spricht auch noch da, wo sie sich als ›Leserin‹ selbst thematisiert und wo sie als ›ich‹ einem imaginären ›Du‹ glaubt Rede und Antwort stehen zu müssen.

Das ›Gesetz‹, dem Goethes »WerkLeben« sich verdankt und das als gigantischer Prozess von Verwandlungen erscheint, wird in mehreren chronologisch einander folgenden Kapiteln in z.T. minutiöser Textbeschreibung offengelegt. Weibliche Figuren und Weiblichkeitsimaginationen figurieren dabei ebenso sehr als Leitfaden wie »Knabenmärchen« (S. 48 ff.), »Mariage-Spiel[e]« (S. 162 ff.) bzw. Geschwister- und Geschlechterkonstellationen, die sich als Verlust- oder Entsagungsszenarien entfalten. Im Bild der Schwester Cornelia, das der knappen Korrespondenz sowie den Schilderungen aus *Dichtung und Wahrheit* zu entnehmen ist, modelliert ein Bruder und Künstler sich zugleich als Mädchenerzieher und – nach Cornelias frühem Tod und für die Autorin hörbar irritierend – als kalten Kommentator eines Wesens ohne »die mindeste Sinnlichkeit« (S. 40). Cornelia Goethe stand jenseits einer Ordnung der Geschlechter, die für den Bruder beschreibbar gewesen wäre. So blieb ihm nur, ein Phantom aus der Schwester zu machen, das Bild einer nicht-begehrenden Frau, ohne Sinnlichkeit, aber auch ohne Ausdruckswillen (S. 42); der Bruder empfiehlt, natürliche Briefe zu schreiben und sich in die (unglückliche) Ehe mit Johann Georg Schlosser zu begeben. Cornelias Androgynität, ihre Melancholie und Zerfallenheit mit sich selbst, sprechen aus dem Tagebuch,

das sie für die Jugendfreundin Katharina Fabricius schrieb; das freilich auch der alternde Goethe nicht kannte. Gleichwohl – so die Lektüre Christa Bürgers – war ihm die auf Willenlosigkeit beruhende Entsagungsbereitschaft der Schwester ebenso bedrohlich wie ästhetisch inspirierend.

Auch die weiteren Kapitel variieren an weiblichen Figuren (Gretchen – Käthchen – Friedericke, S. 69 ff.; Lotte, S. 126 ff.; Hersilie, Ottilie S. 191 ff.) die für Goethe bestimmende »Zusammengehörigkeit von Autorschaft und Entsagung« (S. 69), die sich aus einem künstlerischen Formwillen, nicht aber aus der Not der Geschlechterordnung oder der materiellen Wirklichkeit herschreibt. Die Darstellung der Friederiken-Episode in *Dichtung und Wahrheit* zum Beispiel belegt in Christa Bürgers Sicht das Proteushafte Goethes, dem ›Entselbstung‹ und Metamorphose zum künstlerischen Prinzip werden, der zu ahnen beginnt, »dass Entsagung Schuld sein kann« (S. 120 u. passim), und der sich mithin als GOETHE zum »Richter von Johann Wolfgang Goethe« macht (S. 125). Immer wieder bekennt die Verfasserin sich als ›Leserin‹ zu ihrer Irritation: über »die auswechselbaren Verkörperungen des schönen Geschlechts« (S. 111), über den Proteus und den Machtmenschen Goethe, der einen »privilegierten Zugang zum Schmerz« beansprucht, »den er zum Schreiben braucht, der sich in Sprache verwandeln lässt« (S. 82); zugleich aber auch zu ihrer Faszination für ein in der Helena-Handlung von *Faust II* inszeniertes »Vernichtungsgeschehen, das als dunkler Kontrapunkt den verführerischen Wohlklang der Goetheschen Verse begleitet« (S. 239). Stets erscheinen solche Bekundungen als Folge präziser interpretatorischer Beschreibungen, als Bestandteil einer analytischen Anstrengung, die die Aussparungen und Leerstellen in lyrischen oder autobiographischen, romanhaften oder dramatischen Texten Goethes als notwendige Elemente einer Arbeit am »WerkLeben« begreift. Deren Darstellung wiederum fordert die Interpretin in einer Weise heraus, die manchmal auch der Leserin ihres Buches einiges abverlangt. So etwa, wenn ganz selbstverständlich Dokumente der mittelalterlichen Minnelyrik oder Texte der als Häretikerin verbrannten Marguerite Porète als Deutungshorizont auftauchen oder wenn der Schritt von der *Neuen Melusine* zu Ingeborg Bachmanns *Malina* auf wenigen Seiten vollzogen wird.

Goethes Eros – so belegen die beiden letzten Kapitel – ist als negativer, abweisender, kalter Dämon auch dort nachzuweisen, wo ihm liebende Anbetung und bewunderungsbereite Unterwerfung entgegengebracht werden. Am Beispiel Bettina von Arnims und Eckermanns wird dies gezeigt und zugleich die irritierende Wirkung betont, die von den »sturmwütigen Sprachergüsse[n] dieses ruhelos irrenden Kindes« (S. 278) ausgeht. Schon an früherer Stelle (im Kapitel *Bettina/Bettine* aus *Leben schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*, Königstein ²2001) hat Christa Bürger über die »Schwarzkunst der Frauen« (ebd.) gehandelt, deren Schreiben »eine wirklichmachende Kraft« habe, »die sich Raum aus Worten schafft, worin alles Bedeutung hat, weil alles mit allem sich liebend berührt« (ebd.). Goethe fühlte sich von der »lästigen Bremse« Bettina von Arnim mächtig gestört, mehr noch: »Goethe hatte die Liebe nicht, aber er brachte sie zur Erscheinung – im Werk« (S. 277). Als einzige der Frauen und der Weiblichkeitsimaginationen aus Goethes Umkreis reagiert die Autorin auf gleicher Ebene wie der unglücklich von ihr geliebte Goethe. Denn in *Briefwechsel mit einem Kinde* nutzt Bettina von Arnim Goethes Sonett *Freundliches Begegnen*, schreibt es um und praktiziert damit Goethes Prinzip der ästhetischen Aneignung und Transformation von Leben/Liebe in Text, ohne freilich beidem zu entsagen.

Die Aneignungs- und Transformationsprozesse, die Christa Bürger in diesem Buch als Ausdruck von »Goethes Eros« diagnostiziert, sind Prozesse der »Verwirklichung« und der »Entwirklichung« (S. 331 ff.). Am Ende wird dies an Eckermann verdeutlicht, dessen *Gespräche mit Goethe* nicht lediglich Zeugnisse einer außergewöhnlichen Hingabebereitschaft, sondern eines »träumenden Werkmeister[s]« (S. 320) sind, der sich gleichsam hinter seinem eigenen Rücken »als den Werkmeister eines Bildes von GOETHE« (ebd.) entwirft. Solche bewusst subjektiv entwickelten Reflexionen sind von biographistischer Emphase ebenso weit entfernt wie von einer selbstverliebten, theoriebeflissenen Wissenschaftsrhetorik.

Ob *Goethes Eros* als überzeugendes Beispiel einer »ganzen Literaturwissenschaft« gelten kann, sei dahingestellt. Seinen textnahen, kontextkundigen sowie kunst- und geschlechtertheoretisch ambitionierten Überlegungen folgt man auch dann noch mit Gewinn, wenn man sie nicht gänzlich zu teilen vermag.

Irmela von der Lühe

Jochen Klauß: ***Genie und Geld.*** *Goethes Finanzen.* Düsseldorf 2009, 220 S.

»Man muß alt werden«, so Goethe laut Eckermann am 13. Februar 1829, »um dieses alles zu übersehen, und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als funfzig Jahren« (FA II, 12, S. 307 f.). Offenbar spielt das Geld als Mittel für die eigene Bildung eine große und als Mittel für die Bildung eines Vermögens eine geringe Rolle. Und in der Tat: Bemessen an den Einkünften aus dem Familienvermögen, an dem Erbe, dem Gehalt als Geheimer Legationsrat bzw. Minister, den Schenkungen des (Groß-)Herzogs und den Honoraren bleibt am Ende eher wenig übrig. Es sollen lediglich, die Häuser und Sammlungen nicht mitgerechnet, 30.000 Taler gewesen sein. Goethe ist offenbar keiner, der sich intensiv um Besitz- und Geldvermehrung bemüht, wenngleich er mit Geld eher rechenhaft umgeht.

In einem lebensweltlichen Sinne dient es dem wohlhabenden Bürgersohn vorrangig als Zahlungsmittel für die beanspruchten Lebensbequemlichkeiten. Es sichert, kulturanthropologisch gesprochen, ›stabilisierte Erfüllungslagen‹ und eine lebenslängliche ›Daseinssicherheit‹. Dergleichen entspannt. So wird verständlich, dass wir bei Goethe die in Georg Simmels *Philosophie des Geldes* (1900) angeführten sozialpsychologischen Folgeschäden einer Überschätzung des Geldes – Gier und Geiz, Stolz und Neid, Verschwendung oder Askese – nicht finden. Goethe ist ein Künstler, der aus dem Bürgertum stammt, aber kein Bürger, der sich nebenbei mit der Kunst beschäftigt. Die Kunst bildet sein lebensordnendes Sinnelement, nicht das Geld. Zugleich aber ist es bedeutend für Leben und Werk: Es fundiert Goethes Habitus der Freiheit; es erlaubt ein selbstbestimmtes Leben, eine umfassende Weltaneignung und eine literarische Produktion im Zeichen der Autonomie. Er muss sich nicht als Hofmeister verdingen; Vermögen und Einkünfte ermöglichen es, ein großes Haus zu führen, regelmäßig zu reisen, Kunst zu sammeln und den literarischen Markt zu *be*liefern, ohne sich ihm *aus*zuliefern. Die ›stabilisierte Erfüllungslage‹ bildet eine Voraussetzung für die Möglichkeit eines lebenslangen Lernens, das auch zu wachsenden Einsichten in die Bedeutung und Funktion des Geldes führt. Als Autor lernt er rasch, geschickt die eigenen Honorarforderungen hoch- und durchzusetzen; als Staatsbeamter und Minister verwaltet er aktenfleißig und pedantisch die Steuereinnahmen. Dabei bleibt sein Interesse am Geld nicht auf die praktischen Angelegenheiten der Finanz- und Gewerbepolitik beschränkt. Goethe interessiert sich auch für ökonomietheoretische Fragen. Schließlich gehen all diese Erfahrungen in ein literarisches Werk ein, in dem die Funktion des Geldes als Medium der Weltaneignung und Weltgestaltung dargestellt wird.

Wer das Verhältnis »Genie und Geld« untersuchen will, der muss sich mit einem komplexen Beziehungsgeflecht auseinandersetzen, zumal Goethe in unterschiedlichen Rollen mit unterschiedlichen Geldformen zu tun hat und in seine Lebenszeit – wie bei keinem anderen deutschen Schriftsteller – Epochenzeit eingeschrieben ist. Als er geboren wird, ist Frankfurt die Stadt der Kaiserkrönung, herrscht noch das Zunftwesen, werden noch Hexen verbrannt; als er stirbt, haben zwei politische und eine ökonomische Revolution die alteuropäische

Ordnung erschüttert. Zöpfe sind abgeschnitten, Schlote beginnen zu rauchen, Eisenbahnen zu fahren und mit dem Industriekapital kündigt sich der Machtanspruch einer neuen Geldform an.

Wer allerdings wie Jochen Klauß das breite Thema »Genie und Geld« mit »Goethes Finanzen« untertitelt, der reduziert diese Komplexität. Das ist ein legitimes, in der Forschung erprobtes Verfahren der einengenden Fragestellung. So gibt es denn etwa Arbeiten zu Goethes »Familienvermögen«,[1] zu den Honorarforderungen des Autors,[2] zu seinem Verhandlungsgeschick als Kunstsammler,[3] seiner Rolle als Staatsbeamter und Minister,[4] zu seinem ökonomischen Wissen[5] und schließlich zur Bedeutung des Geldes im literarischen Werk.[6] Im Zentrum der vorliegenden Studie steht die »materielle Basis für Goethes Werke« (Klappentext): die Vermögensverhältnisse der Eltern, die Zuwendungen an den Sohn, das Erbe, die Honorare, das Gehalt als Staatsbeamter und Minister (nicht der Umgang mit Steuermitteln!), die Schenkungen seines (Groß-)Herzogs, die Ausgaben für Reisen, für alltägliche Lebensbequemlichkeiten (besonders Essen, Trinken, Haushalt) und die Kunsterwerbungen. Eine nützliche Auflistung der »Münzsorten und Geldbegriffe zur Zeit Goethes« im Anhang soll eine gewisse Orientierung im Wirrwarr eines unübersichtlichen Münzwesens bieten. In Süddeutschland herrschte, grob gesprochen, die Guldenwährung und in Norddeutschland die Talerwährung. Genau besehen aber kursierten im Reich eine Vielzahl von Landesmünzen, Reichsmünzen und ausländischen Prägungen. Wer das Geld als Zahlungsmittel und Recheneinheit benutzte, der musste ein Künstler im Umrechnen und in Kursfestlegungen sein. Goethe jedenfalls traute man das zu. Deshalb bittet ihn im November 1793 das Geheime Consilium um ein Münzgutachten, also um eine Art währungspolitisches Grundsatzpapier in Kriegszeiten.

Wegen des vertrackten Münzwesens ist es methodisch überzeugend, wenn Klauß einleitend *Geld und Geldverhältnisse in Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* behandeln will. Allerdings erfahren wir kaum etwas über die Gewerbe-, Handels- und Geldpolitik im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation mit seinen wenigen großen Territorialstaaten und zahlreichen Kleinstaaten wie Sachsen-Weimar-Eisenach. Wir erfahren auch nichts über die »Geldverhältnisse« der zeitgenössischen Autoren, über die Entstehung des Buchmarkts und die sogenannte Leserevolution. Schon in diesem ersten Kontextkapitel zeigt sich ein Verfahren, das die gesamte Studie prägt. Sie bietet keine systematische Analyse der Bedeutung des Geldes für Goethe und der Deutung des Geldes durch Goethe. Stattdessen besteht sie aus einzelnen eher unvermittelten Kapiteln, die, so das Verfahren, jeweils themenzentriert biographische Sequenzen mit den nötigen Informationen über Einnahmen bzw. Ausgaben verbinden. Das erlaubt eine gewisse erzählerische Anschaulichkeit. So wird z. B. ausführlich berichtet, mit wem und wohin Goethe reiste, wieviele Kilometer er gereist ist (ca. 40.000 km) und was die zahlreichen Reisen gekostet haben (ca. 100.000 Taler); wie er mit den einzelnen Verlegern verhandelte und wie hoch die Honorare waren (von Cotta erhielt Goethe umgerechnet ca. 2,5 Millionen Euro); wie er in Weimar lebte und wieviel er, unterschieden nach einzelnen Posten, für den Haushalt ausgab; z. B. im Jahre 1781 allein

1 Ernst Beutler: *Das Goethesche Familienvermögen von 1687 bis 1885* [1939]. In: ders.: *Essays um Goethe*. Bremen 1962, S. 389-400.

2 Siegfried Unseld: *Goethe und seine Verleger*. Frankfurt a. M., Leipzig 1998.

3 Dieter Gleisberg: *»… im Zusammenhang wird jedes Blatt instructiv«. Goethe als Kunstsammler in seinem Verhältnis zu Carl Gustav Boerner*. In: *Goethe, Boerner und die Künstler ihrer Zeit*. Hrsg. von C. G. Boerner. Düsseldorf 1999, S. 9-49.

4 Adolf Hüttl: *Goethes wirtschafts- und finanzpolitische Tätigkeit – Ein wenig bekannter Teil seines Lebens*. Hamburg 1995.

5 Bernd Mahl: *Goethes ökonomisches Wissen – Grundlagen zum Verständnis der ökonomischen Passagen im dichterischen Gesamtwerk und in den »Amtlichen Schriften«*. Frankfurt a. M., Bern 1982.

6 Exemplarisch dafür Heinz Schlaffer: *Faust zweiter Teil. Die Allegorie des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart 1981.

500 Taler nur für Essen und Trinken – das ist mehr als Schillers gesamtes Jahresgehalt für seine außerordentliche Professur an der Universität Jena.

Der floskelanfällige Stil mag lediglich irritieren, auch wenn durch ihn bisweilen das Gemeinte verfehlt wird – so wenn etwa der notorische Privatier Johann Caspar Goethe als der »beschäftigungshungrige Vater« (S. 26) erscheint. Schwerer aber wiegen gerade bei einem Kenner der Weimarer Verhältnisse die Fehlinterpretationen, Rechenfehler und Ungenauigkeiten. Die mehrfach geäußerte Behauptung, die Honorare Cottas hätten erst ab 1806 ein opulenteres Leben erlaubt, fehlinterpretiert Goethes Einkünfte und die extrem hohen Aufwendungen für Küche/Keller seit den 1780er Jahren. Ab 1806 soll Cotta die dritte Gesamtausgabe der Werke herausgebracht haben (S. 123), während wir später erfahren, 1814 begänne die zweite Werkausgabe (S. 130). Die Schweiz, so ist zu lesen, gelte um die Mitte des 18. Jahrhunderts als »Terra Incognita« (S. 38) usw.

Das mögen Kleinigkeiten sein, für die auch das Lektorat verantwortlich ist. Anerkennung verdient die Studie aber durchaus. Sie bezieht ihren beachtlichen Informationswert aus der Aufarbeitung von Buch- und Zeitschriftenpublikationen, der Auswertung von Goethes Briefen und Tagebüchern sowie verschiedener Haushalts- und Rechnungsbücher. So kann sie uns über »Goethes Finanzen« unterrichten. Zugleich verweist sie auf ein Forschungsdefizit, nämlich auf eine noch ausstehende Gesamtdarstellung des komplexen Beziehungsgeflechts Geld – Goethe.

Georg Bollenbeck

Anna Maria Arrighetti: *Mensch und Werk in kritischen Publikationen des George-Kreises.* *Zu Friedrich Gundolfs »Goethe« und Ernst Bertrams »Nietzsche – Versuch einer Mythologie«*. Heidelberg 2008, 296 S.

Diese vom jüngst verstorbenen Pisaner Literaturwissenschaftler Luciano Zagari angeregte und von Ralph-Rainer Wuthenow betreute Frankfurter Dissertation widmet sich, gleichsam eine Doppelmonographie, dem nahezu achthundert Seiten umfassenden Goethe-Buch Friedrich Gundolfs und der um zwei Drittel schmaleren Nietzsche-Monographie des Kölner Germanisten und Lyrikers Ernst Bertram.[1] Entsprechend ist Anna Maria Arrighettis Werk disponiert: Die Ausführungen über Gundolf übertreffen die zu Bertram um das Doppelte. Ein Anhang verfolgt die Rezeption beider Werke in Italien, wobei im ersten Fall Benedetto Croces kritisches Urteil über Gundolf, im zweiten das Anathema des Nietzsche-Editors Mazzino Montinari über Bertram ins Zentrum rücken.

Mit der Arbeit möchte die Verfasserin »Gundolfs und Bertrams Wissenschaftsbegriff […] verdeutlichen« und fragt nach einer »Deutung der literarischen Überlieferung, die sie mit einem neuen Wertesystem zu verbinden suchen […] Doch die Werte identifizieren sie mit den großen Persönlichkeiten der Geschichte, die sie dann […] im Sinne der nietzscheanischen Konzeptionen des Heroischen und des Mythischen auslegen« (S. 15). Damit steht die Studie am vorläufigen Ende einer nun schon mehr als zwanzig Jahre anhaltenden Forschungsrichtung, die sich mit der Rolle der Wissenschaftler aus dem Kreis um Stefan George befasst und den Wirkungen des Dichters insbesondere auf die Literatur- und Kunstwissenschaften nachspürt. Sie gehört in das weite Feld wissenschaftsgeschichtlicher Arbeiten, wobei allerdings einschränkend gesagt werden muss, dass es sich zumeist um Reflexionen auf die Geschichtswissenschaften und die Philologien handelt.

1 Friedrich Gundolf: *Goethe*. Berlin 1916. Ernst Bertram: *Nietzsche – Versuch einer Mythologie*. Berlin 1918.

Die ersten fünfzig Seiten ihres Buches widmet die Verfasserin einer differenzierten Darlegung der wissenschaftstheoretischen Situation im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, jener Problematisierung der positivistisch betriebenen Geschichtswissenschaften, die wir gemeinhin unter dem Rubrum einer Krise des Historismus und des Psychologismus verzeichnen. Angezweifelt und schließlich verworfen wird die Brauchbarkeit des Kausalgesetzes für geschichtliche Zusammenhänge, die als falsche Orientierung an naturwissenschaftlicher Methodik abzulehnen ist. Mit Macht meldet sich hingegen das Bedürfnis, geschichtlich Überliefertes für die Gegenwart fruchtbar zu machen und an die Stelle einer analytischen, zergliedernden und separierenden Methodik eine ganzheitliche, synthetisierende Betrachtungsweise zu setzen. Sowohl Gundolf als auch Bertram suchen Rückversicherung bei Wilhelm Dilthey, aber mehr noch bei den Begründern der Lebensphilosophie Friedrich Nietzsche und Henri Bergson.

Grundlegend und sorgfältig entfaltet die Verfasserin in Bezug auf Gundolf den Begriff des Mythos, in Bezug auf Bertram den der Legende, wobei hier die Bedeutung des spezifischen Legende-Begriffs für Bertram plausibler wird als die des Mythos-Begriffs für Gundolfs Goethe-Buch. Aber schon in dem fundamentalen, erkenntnisleitenden Stellenwert, den beide Begriffe gewinnen, verrät sich die Umpolung der Frage, »wie es eigentlich gewesen« (Leopold von Ranke),[2] zu der, wie es denn überliefert und in verschiedenen Verstehenshorizonten gespiegelt wurde: mit anderen Worten, zu einer spezifischen Form der Wirkungsgeschichte. Erst in einem zweiten Reflexionsschritt kommt Stefan George ins Spiel. Seine Poetik des ursprünglichen Dichterworts mit ihrer radikalen Dekontextualisierung des sprachlichen Gebildes hat vor allem Gundolfs Goethe-Bild mitgeprägt und den Gestaltzentrismus seines Buches mehr und mehr zum ›Werkzentrismus‹ umgebogen. Die Stärken Gundolfs liegen denn auch entschieden in zahlreichen ingeniösen Werkbeschreibungen – ein Aspekt, der bei Anna Maria Arrighetti allerdings nur wenig zur Geltung kommt. Ihr geht es um die Machart oder, wie sie sich nicht scheut zu schreiben, um die »Poetik« (S. 16) beider Bücher, nicht aber um den noch heute gültigen Erkenntnisertrag, den sie erbringen (worin freilich Gundolfs *Goethe* dem Nietzsche-Buch Bertrams deutlich überlegen ist). Gundolfs Seiten über *Wilhelm Meisters theatralische Sendung* gehören bis heute zum Erhellendsten, was über Goethes großen Romantorso geschrieben wurde. Es gibt auch Fehlgriffe aus Systemzwang. An der Analyse des gundolfschen Gleichnisses von der »Kräftekugel«, nach der das von Goethe Überlieferte – Gespräche, Briefe, Tagebücher, Werke – unterschiedlich nahe am Mittelpunkt, dem goetheschen Lebensgesetz, steht, erläutert die Verfasserin Gundolfs Hermeneutik (vgl. S. 88 ff.). So ordnet Gundolf einen Teil der Leipziger Rokokolyrik als echten lyrischen Ausdruck dem goetheschen »Liebes-urerlebnis« zu, unter Vernachlässigung der historischen Lyrikgattungen, denen diese Gedichte verpflichtet sind: Letztere seien »problematisch, ja sogar untauglich, denn die Kunst ist nun bereit und fähig, aus eigenem Gehalt die eigene Form hervorzutreiben« (S. 93). Dass Gundolf zu diesem Ergebnis gelangt, hängt eben damit zusammen, dass die dichterischen Werke unmittelbar vom Gestaltgesetz des Dichters, das zugleich sein Lebensgesetz ist, bestimmt sind. Schon 1980 hat Karl Robert Mandelkow bemerkt, dass Gundolfs *Goethe* mit seinen metahistorischen Bezugsgrößen des Titanischen und des Sittlichen und schließlich mit seiner Abwertung des »allegorischen«, nicht mehr dem »Wesen« nahen, sondern in »Relationen« verharrenden Spätwerks etwas »Antiquiertes« habe und damit weit hinter Nietzsche zurückbleibe.[3] Diesen Befund vermag auch die vorliegende Dissertation nicht zu erschüttern.

Im Abschnitt über Bertram arbeitet die Verfasserin zunächst Georges Äußerungen über Nietzsche heraus (S. 160 ff.); es zeigt sich, dass er und Bertram nicht selten zu ähnlichen

2 Zit. nach: Friedrich Meinecke: *Leopold von Ranke*. In: ders.: *Die Entstehung des Historismus*. Hrsg. u. eingel. von Carl Hinrichs. München 1959, S. 587 (zuerst 1936).

3 Vgl. Karl Robert Mandelkow: *Goethe in Deutschland – Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*. Bd. I. München 1980, S. 279.

Beobachtungen gelangen, George jedoch überwiegend abwertet und kritisiert, was Bertram in seiner Nietzsche-Deutung für konsequent und erklärlich hält. Das gilt beispielsweise für Nietzsches Abkehr vom ›Sein‹ und von den geschlossenen Formen hin zum ›Werden‹ mit allen seinen auch formalen Konsequenzen, dem Grenzgängerischen, der Schwellenexistenz. Als »Mann mit zwiespältiger Seele« (S. 168) ist Nietzsche gerade das Gegenteil der Ganzheit erfordernden Gestalt im Sinne Georges und Gundolfs, und Anna Maria Arrighetti liest Bertrams Buch, ohne dass das Wort fiele, wie eine große Montage (vgl. S. 173). Was Bertrams Darstellung aber vor dem Auseinanderbrechen bewahrt, sind einige von seinem Helden ein Leben lang festgehaltene Vorstellungskomplexe, die Bertram unter Marginalisierung großer anderer Motivfelder als konstitutiv für seine Nietzsche-Legende deklariert. Das alles ist aufschlussreich eher für Bertram als für Nietzsche, ganz abgesehen davon, dass insbesondere der Nachlass des Philosophen damals von einer adäquaten philologischen Erschließung noch weit entfernt war. Man kann, wie es Anna Maria Arrighetti tut, Bertrams Darstellungsweise und seine Kompositionstechniken beschreiben und vielleicht auch goutieren. Aber ob sie, wie man es für Gundolfs *Goethe* doch wenigstens partiell konstatieren kann, zu »Mensch und Werk« hinführen, bedarf noch weiterer Überprüfung. Vorerst muss es bei Bernhard Böschensteins zweifelnder Feststellung bleiben: »Die Methode ist kreativ, aber entschieden subjektiv, sie kann von keinem Forscher in dieser Form übernommen werden«.[4]

Christoph Perels

Katrin Seele: *Das »geistige Band«*. *Naturforschung, Didaktik und Poesie in Goethes Gedichtsammlung »Gott und Welt«*. Würzburg 2008, 300 S.

Den Untersuchungsgegenstand des anzuzeigenden Buchs bildet die Gedichtgruppe *Gott und Welt*, jene einundzwanzig Gedichte umfassende Rubrik, die Goethe für den dritten Band der *Ausgabe letzter Hand* schuf, die aber in den meisten späteren Gesamtausgaben wieder aufgelöst oder in veränderter Zusammensetzung abgedruckt wurde. Katrin Seele geht in ihrer an der Universität Oldenburg entstandenen Dissertation von der Annahme aus, dass *Gott und Welt* als planvoll angelegte Einheit anzusehen sei und dass dieses Ensemble in die Tradition des Lehrgedichts gestellt werden könne. Sie konzentriert sich in ihrer Analyse auf drei Gesichtspunkte (vgl. S. 16f.), die dieser Gattungszugehörigkeit Rechnung tragen sollen, nämlich »Naturforschung«, »Didaktik« und ›Bildlichkeit‹ (»Tropik«, wie die Verfasserin durchgehend schreibt). Die Naturforschung stellt einen Problembereich dar, dem die Themen vieler Gedichte aus *Gott und Welt* entstammen; Belehrung ist der Hypothese der Verfasserin zufolge eine der zentralen Intentionen der Gedichtgruppe und Tropen gelten ihr als eines der wichtigsten Instrumente, mit denen diese Absicht umgesetzt wird (S. 16f.). In didaktischen Gedichten komme außerdem grundsätzlich der Kommunikationsstruktur, also der Gestaltung von Sprecher- und Adressateninstanz, besondere Bedeutung zu (S. 31); die Gedichtanalysen der Arbeit widmen sich daher in gleichem Maße einerseits den Kommunikationsstrukturen, andererseits der Bildlichkeit. Im Einleitungskapitel stellt die Verfasserin eine Reihe von methodischen Ansätzen und Analysewerkzeugen vor, auf die sich die Untersuchung dieser poetischen Verfahren der Belehrung und Vermittlung stützen könne: in der Hauptsache Christoph Siegrists Systematisierung von Formen und Funktionen der Bildlichkeit im Lehrgedicht der Aufklärung,[1] Hans Blumenbergs Ansatz der Metaphorologie, die

4 Bernhard Böschenstein: *Ernst Bertram*. In: ders. u. a. (Hrsg.): *Wissenschaftler im George-Kreis. Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft*. Berlin, New York 2005, S. 192.

1 Vgl. Christoph Siegrist: *Das Lehrgedicht der Aufklärung*. Stuttgart 1974; vor allem S. 89-127.

Metaphertheorie von George Lakoff und Mark Johnson sowie schließlich Ansätze der linguistischen Fachsprachenforschung.

Das zweite Kapitel, das den Hauptteil der Studie bildet, enthält einundzwanzig Textanalysen zu den Gedichten von *Gott und Welt*. »Um eine Vergleichbarkeit der einzelnen Gedichtanalysen zu gewährleisten« (S. 94), strukturiert die Verfasserin alle Analysen in derselben Weise: Auf einige Bemerkungen zu Entstehungs- und Druckgeschichte des Gedichts folgt zunächst die Untersuchung von »Kommunikationsstruktur und Didaxe«, dann die der »Tropik« des jeweiligen Gedichts. In ihren Analysen verfährt Seele textnah und behutsam kommentierend und deutend, wobei sie sich vielfach an vorliegenden Forschungsarbeiten orientiert. Die Ergebnisse der Einzelanalysen werden gebündelt im kurzen dritten Kapitel des Buchs, wo die Verfasserin drei zentrale »naturwissenschaftliche Topoi« der Rubrik *Gott und Welt* benennt und erläutert (Metamorphose, Urprinzipien, Polarität und Steigerung) und ferner die »didaktische Methode« der Gedichtgruppe zusammenfassend zu charakterisieren sucht. Als auffälligstes Merkmal der Gedichtgruppe hebt sie das Prinzip der Variation hervor, das auf mehreren Ebenen zur Geltung komme: So präsentieren mehrere Gedichte die vielfältigen Ausprägungen des Metamorphoseprinzips in verschiedenen Bereichen der Natur und des menschlichen Lebens; außerdem unterscheiden sich die Gedichte sowohl im Hinblick auf ihre Gestaltung der Sprecher- und Adressateninstanzen als auch im Hinblick auf den Grad an Direktheit, mit der die Lehren vorgetragen werden. Diese Variationen dienen der Verfasserin zufolge unter anderem dazu, dem Leser die »Gewissheit einer eindeutigen Sprechinstanz und damit eines eindeutigen Lehrers« zu entziehen und ihn so zur selbständigen Reflexion zu ermuntern (S. 276): »Der Gedichtsammlung würde bei dieser Interpretation nicht eine Lehrfunktion im eigentlichen Sinne zukommen, sondern eher eine Art Sensibilisierungsfunktion: der Rezipient wird für Fragen der Naturforschung und Naturphilosophie sensibilisiert, sein Interesse wird geweckt. Die Texte selber vermitteln ihm aber keine endgültigen Wahrheiten, sondern nur Themenfelder, auf denen er sich weiter informieren kann« (ebd.).

Katrin Seeles Arbeit stellt die erste monographische Studie zu *Gott und Welt* dar und kann schon insofern als eine verdienstvolle Leistung gelten, als sie alle Gedichte dieser Abteilung, die bekannten wie *Die Metamorphose der Pflanzen* ebenso wie die kürzeren und weniger geläufigen, in ihre Untersuchung einbezieht. Das Buch informiert gründlich über die Entstehungs- und Publikationsgeschichte der Gedichte sowie über verschiedene relevante Kontexte; so erläutert Seele etwa die spezielleren Verbindungen zwischen den Texten und Goethes naturwissenschaftlichen Forschungen und behandelt auch seine theoretischen Äußerungen zur Form des Lehrgedichts sowie seinen um 1800 entwickelten Plan eines großen didaktischen Naturgedichts im Stile des Lukrez. Im Einklang mit Leif Ludwig Albertsen[2] vertritt Seele die plausible These, dass Goethe trotz kritischer Äußerungen über die Auffassung vom Lehrgedicht als eigener Gattung diese Gedichtart nicht grundsätzlich ablehnte und mit *Gott und Welt* eine Erneuerung des Genres anstrebte (S. 30, 265, 278). Die Textanalysen liefern sorgfältige und oft anregende Beobachtungen zur Bildlichkeit der Gedichte und zur Gestaltung der Sprecher- und Adressateninstanzen.

Allerdings drängen sich bei der Lektüre des Buchs auch einige kritische Fragen und Bemerkungen auf. Angesichts der Tatsache, dass die Verfasserin ausdrücklich die Gedichtsammlung *Gott und Welt* »als Einheit« (S. 89) untersuchen will, überrascht es ein wenig, dass sie als Vorgehensweise die Abfolge von einundzwanzig Einzelanalysen wählt und auf die Fragen nach der Komposition der gesamten Abteilung und nach den Relationen zwischen den Gedichten nur am Rande eingeht.[3] Die Resultate der Gedichtanalysen bleiben häufig für sich stehen, ohne mit den Ergebnissen der vorangegangenen Analysen verknüpft oder auf

2 Vgl. Leif Ludwig Albertsen: *Gott und Welt*. In: *Text & Kontext* 15 (1987), S. 70-96.

3 Für einen (bei Seele nicht erwähnten) Vorschlag zur Deutung der Komposition von *Gott und Welt* vgl. den Kommentar von Karl Eibl in FA I, 2; hierzu S. 1073 f.

allgemeinere, systematische Fragen bezogen zu werden. Das liegt auch daran, dass in diesen Analysen die paraphrasierenden und deskriptiven Partien oft einen großen Raum einnehmen, während die eigentliche interpretatorische Auswertung der textuellen Befunde eher knapp ausfällt. Vor allem die Abschnitte zur Kommunikationsstruktur der Gedichte bieten häufig ausführliche Darlegungen zur Gestaltung der Sprecher- und Adressateninstanz, ohne dass daraus prägnante Charakterisierungen eines didaktischen Verfahrens oder einer Konzeption von Belehrung gewonnen würden. Die Ausführungen zur Bildlichkeit hingegen arbeiten für mehrere Gedichte heraus, inwiefern die verwendeten Tropen zur Veranschaulichung der mitgeteilten Gedanken oder zur Herstellung von Offenheit und Vieldeutigkeit beitragen; in einigen Fällen allerdings begnügen sich die Analysen damit, die vorkommenden Bilder zu benennen und zu klassifizieren, ohne ihre spezifische Leistung im Hinblick auf die didaktische Absicht der Gedichte präziser zu bestimmen. Von den im Einleitungskapitel vorgestellten Ansätzen zur Analyse der Bildlichkeit werden im Hauptteil einige gar nicht, andere sporadisch herangezogen. Die Metapher des Webens im Gedicht *Antepirrhema* etwa kann der Verfasserin zufolge, da sie nicht vollständig in eigentliche Rede übersetzbar sei, als ›absolute Metapher‹ im Sinne Blumenbergs bezeichnet werden (S. 172); dasselbe gelte für die Metapher des Inneren in *Metamorphose der Tiere*, die das Bild eines »unbestimmbaren Innersten des Lebewesens« evoziere, »einer Art Schaltzentrale der Natur, in der Bildungskraft und Bildungsgesetze des Lebens aufbewahrt sind« (S. 166f.).

Trotz der Einwände im Einzelnen handelt es sich bei Katrin Seeles Buch um eine instruktive und anregende Untersuchung, von der künftige Arbeiten zu *Gott und Welt* sowie zur Verbindung von Naturforschung und Lyrik bei Goethe gewiss profitieren werden.

Olav Krämer

Eberhard Lippert-Adelberger: *Im Zeichen der köstlichen Vier.* *Studien zum Liebes- und Sexualitätsdiskurs bei Goethe*. Hannover 2008, 96 S.

Das Bändchen vereinigt fünf zwischen 1995 und 2006 bereits in Zeitschriften erschienene Aufsätze, die eng zusammengehören, da alle erotische und sexuelle Motive in goetheschen Texten untersuchen und gewissermaßen »hermetisch« – auf den Gott Hermes bezogen – sind (S. 9). Zwei Aufsätze gelten der 15. *Römischen Elegie,* je einer den *Wahlverwandtschaften*, den *Wanderjahren* und einem nachgelassenen *Venezianischen Epigramm*.

Der erste Aufsatz zur »köstlichen Vier« in der 15. *Römischen Elegie* findet die Ausführlichkeit, mit der die Elegie den Akt des Schreibens und die Form der Buchstaben beschreibt, in der sexuellen Symbolik der Buchstaben »I« und »V« (Phallus und gespreizte Beine) begründet, womit die »Vier« nicht nur die Zeit, sondern auch das Ziel des Treffens, den Sexualakt, verrate. Damit benenne die 15. Elegie, was Goethe aus der 19. gestrichen habe (S. 30). Eberhard Lippert-Adelberger kann zwar nicht explizit nachweisen, dass Goethe mit dem »sensus obscenus« der römischen Ziffern vertraut war, belegt aber mit mehreren Abbildungen von »Menschlichen Alphabeten« seit dem 16. Jahrhundert deren weite Verbreitung.

Im nächsten Aufsatz deutet der Autor die enigmatische Figur des Tabulettkrämers in den *Wanderjahren*, der eine Botschaft von Felix an Hersilie überbringt, als »Gehilfen *in eroticis*« (S. 48) und Anspielung auf Hermes/Merkur. Die Rede von Merkur als »Kuppelboten« (Goethe in seiner Bearbeitung der *Vögel* von Aristophanes) oder »Trödelkrämer« (Goethe über Christoph Martin Wieland) taucht bei Goethe noch andernorts auf und ist in seiner Zeit nicht ungewöhnlich, wie der Autor mit Beispielen aus mythologischen Beschreibungen und der ikonographischen Tradition beweist.

Das »Fenster vor Eduards Brust«, mit dem in den *Wahlverwandtschaften* Eduards Abneigung gegen Charlottes mitlesende Blicke beim Vorlesen veranschaulicht wird, führt der

Autor auf ein aus der Antike mehrfach überliefertes Zitat zurück, das Goethe entweder durch eigene Lektüre oder über Benjamin Hederichs *Mythologisches Lexikon* bekannt gewesen sein müsse, ein Beispiel »Goethescher Zitierkunst« (S. 55), der zeitgenössischen Dialektik entsprechend ergänzt durch ein zusätzliches Fenster zu den »Gedanken« hinter der Stirn. Im Gegensatz zu einer Stelle bei dem griechischen Satiriker Lukian von Samosata will Eduard aber gerade nicht, dass Charlotte durch das Fenster seine Empfindungen sehen könne. Im nächsten Aufsatz schließlich geht es um das erst aus dem Nachlass veröffentlichte Epigramm, das das »Ringen um den jeweils treffendsten poetischen Ausdruck« (S. 64) für das *membrum virile* darstellt. Goethe reflektiere darin, dass die deutsche Sprache dem Ausdrucksvermögen der antiken Sprachen nicht adäquat sei. »Mentula käme von Mens« zitiert der Autor im Titel des Aufsatzes und argumentiert, Goethe führe die positiven Konnotationen des lateinischen »mentula« etymologisch auf »Geist, Verstand« zurück (S. 65). Lippert-Adelberger begnügt sich nun nicht wie Gerhard Femmel und Christoph Michel mit der Erklärung, diese Etymologie sei frei erfunden,[1] sondern zeigt, dass u.a. in den *Canti carnascialeschi*, in einem »commento burlesco«, einer Gattung des 16. Jahrhunderts, sowie bei François Rabelais ähnliche Wortspiele mit dem Begriffspaar *mentula/mens* vorkommen und das Sprechen über Sexualität nobilitieren. Ferner weist der Autor darauf hin, dass zum Beispiel auch Johann Heinrich Wilhelm Tischbein in einem Brief beklagt, es mangle dem Deutschen an einer poetischen Sprache der Erotik, Goethe auch mit diesem Motiv also nicht allein stehe. Den »südliche[n] Flöhe[n]« in der Antithetik von Nord und Süd in der 15. *Römischen Elegie* geht die letzte Untersuchung nach. Anders als Horst Rüdiger[2] ist der Autor der Auffassung, die Änderung von Mücken in der antiken Quelle, der *Historia Augusta*, zu Flöhen, »culices« zu »pulices«, liege in deren homosexuellem bzw. heterosexuellem Anspielungshorizont begründet, den er wiederum als zeitgenössisch verbreitet belegt.

Lippert-Adelberger meint in seinem kurzen Vorwort, mit den Bezügen auf Hermes/Merkur weise der Liebes- und Sexualitätsdiskurs bei Goethe überhaupt »›hermetische‹ Affinitäten« auf (S. 9).

Die Rezensentin hätte sich neben den ungewöhnlichen Illustrationen und dem hilfreichen Personenregister eine abschließende Betrachtung gewünscht, die die scharfsichtigen Beobachtungen zu vordergründig unscheinbaren Details und die gut begründeten Erkenntnisse über das Umfeld der Texte sowie mögliche Anregungen zusammenführt und Folgerungen zu den Geschlechterverhältnissen und zum Sexualitätsdiskurs der Goethezeit aufstellt.

Waltraud Maierhofer

Christoph Cremer (Hrsg.): *Vom Menschen zum Kristall.* *Konzepte der Lebenswissenschaften von 1800-2000*. Heidelberg 2007, 235 S.

Jocelyn Holland: *German Romanticism and Science.* *The Procreative Poetics of Goethe, Novalis, and Ritter*. London, New York 2009, 221 S.

Seit sich die Germanistik Ende der 1990er Jahre kulturwissenschaftlichen Ansätzen öffnete, hat das Verhältnis von Literatur und Naturwissenschaften in der Forschung Konjunktur. Einzelne Arbeiten zu diesem Feld gibt es seit vielen Jahren, aber noch nie erschienen, zumindest im deutschsprachigen Raum, ambitionierte Monographien und Sammelbände in so

1 *Die Erotica und Priapea aus den Sammlungen Goethes*. Hrsg. u. erl. von Gerhard Femmel u. Christoph Michel. Frankfurt a.M. 1990, S. 174-198; hier S. 183.

2 Horst Rüdiger: *Goethes »Römische Elegien« und die antike Tradition*. In: GJb 1978, S. 174-198; hier S. 183.

großer Dichte wie im letzten Jahrzehnt. Dass die Zeit um 1800 dabei besondere Aufmerksamkeit erfährt, liegt auf der Hand, schreibt doch gerade damals eine immense Zahl von Autoren, die intensiv die naturwissenschaftlichen Diskussionen der Zeit verfolgen oder sogar selbst praktizierende Naturwissenschaftler sind. Goethe ist natürlich *der* Inbegriff einer Personalunion der beiden Sphären. So wahr dies ist, so sehr ist diese Einheit längst ein Topos der Goethe-Philologie, so dass Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten von der Forschung insgesamt gut erschlossen sind.

Vor diesem Hintergrund wählt der von dem Heidelberger Biophysiker Christoph Cremer herausgegebene Sammelband *Vom Menschen zum Kristall* einen ebenso originellen wie ambitionierten Ansatz. Es geht nicht um eine isolierte Betrachtung der Zeit vor zweihundert Jahren, sondern die beteiligten Wissenschaftler, ob sie nun von Haus aus Mediziner, Germanisten, Juristen oder Wissenschaftshistoriker sind, suchen eine Brücke von der Weimarer Klassik in die Gegenwart zu schlagen. Ihr gemeinsamer Durchgang soll im Zeichen Goethes stehen, weil er, so schreiben Cremer und Dieter Borchmeyer in ihrer Einleitung, noch lange Zeit ein Leitbild für Naturwissenschaftler war, an das sie sich entweder anlehnten oder von dem sie sich abgrenzten. Selbst *Nature*, heute eine der beiden weltweit führenden naturwissenschaftlichen Zeitschriften, begann ihre erste Ausgabe 1869 mit dem lange Zeit Goethe zugeschriebenen Essay *Die Natur*, über den sein Übersetzer Thomas Huxley sagte, diese Worte hätten noch dann Gewicht, wenn alle in der Zeitschrift gedruckten Fachartikel längst vergessen sein würden. Goethe als »Leitstern« (nach einem Wort Carl Friedrich von Weizsäckers) sei auch deshalb aktuell, weil er sich gegen die Aufsplitterung der Forschung in immer kleinere Spezialgebiete gewandt habe, der man wieder eine integrierende Perspektive entgegensetzen müsse, die in den letzten Jahren das neue Feld der Systembiologie biete.

Tatsächlich ist der thematische Bogen weit gespannt und lässt sich grob in drei Sektionen teilen: Am Anfang stehen Arbeiten speziell zu Goethe als Naturwissenschaftler, dann folgen historische Studien zur Entwicklung der Lebenswissenschaften bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, während die Aufsätze im letzten Drittel aktuelle Fragen wie die Zukunft des Alterns und die Perspektive einer künstlichen Lebensverlängerung aufwerfen. Der Band endet mit einem kurzen Aufsatz Borchmeyers zu Goethes Haltung gegenüber dem Tod, womit sich der Kreis in thematischer Hinsicht schließt.

Das ist ein mutiges Vorhaben und kann durchaus ein Gewinn sein. Andererseits widmen sich die Beiträge so heterogenen Themen, dass die Klammer Goethe bisweilen wie ein bloßer Kunstgriff wirkt, das Auseinanderstrebende doch noch zusammenzuzwingen. Eine Mehrheit der Aufsätze ist dabei durchaus gelungen. Wenn Cremer und der Freiburger Biologe Hans Mohr nach dem »ewigen Leben« fragen, stellen sie gesellschaftlich brisante Fragen; Peter Hubers Beitrag zur Goethe-Rezeption bei »positivistischen« Wissenschaftlern wie Hermann von Helmholtz und Emil Du Bois-Reymond wirft wirklich neue Schlaglichter auf ein altes Thema – vor allem weil Huber zeigen kann, dass Letzterer Goethes Forschungen nicht immer so negativ gegenüberstand, wie man es aus seiner berühmt-berüchtigten Rede *Goethe und kein Ende* (1882) kennt. Über den Naturwissenschaftler Goethe erfährt man hier allerdings wenig Neues. Letizia Mancino-Cremer, die Vorsitzende der Heidelberger Goethe-Gesellschaft, stellt einschlägige Zitate zu Goethes Natur- und Wissenschaftsauffassung zusammen, Manfred Osten und H. Günter Dosch debattieren in ihren Beiträgen darüber, ob Goethe einen substanziellen Beitrag zur Physik geleistet habe oder nicht. Das ist es dann auch. Ob man nun gerade die Systembiologie in der Tradition Goethes sehen sollte, scheint zudem fraglich – natürlich bemüht sie sich um eine komplexe Gesamtsicht der organischen Prozesse, stützt sich dabei aber gerade auf die geschmähten Spezialstudien, ohne die sie die Interaktionen und Prozesse innerhalb von Körper und Zelle nicht einmal kennen würde. Wenn man auch noch bedenkt, dass die gegenwärtige Systembiologie die komplexen Prozesse innerhalb der Zelle vor allem im Computer simuliert, dass sie ohne mathematisches, formalisierendes Denken also überhaupt nicht funktionieren würde, wird die Berufung auf sie erst recht fragwürdig.

Zudem führt die große thematische Heterogenität des Bandes dazu, dass letztlich keiner der Bereiche in befriedigender Breite behandelt wird: weder Goethes Arbeit als Wissenschaftler (wobei speziell die Morphologie zu kurz kommt) noch eine Geschichtsschreibung der Lebenswissenschaften der letzten zweihundert Jahre oder die drängenden Fragen der heutigen Medizin – was nichts an der hohen Qualität der Beiträge selbst ändert. Schließlich ärgert man sich über eine ansehnliche Zahl von Druckfehlern und stellenweise nachlässige Zitate, wenn etwa dieselbe Stelle im Gedicht *Vermächtnis* von zwei Autoren mit unterschiedlichem Wortlaut zitiert wird, »das Dritte Keplersche Gesetzt« zur Sprache kommt oder Goethe einen »Kiefernteil« entdeckt haben soll.

Wie man eine gelungene Spezialstudie über die Wechselwirkung zwischen Naturwissenschaften und Poesie zur Goethezeit schreiben kann, zeigt Jocelyn Holland, Dozentin für Germanistik an der University of California Santa Barbara, in *German Romanticism and Science: The Procreative Poetics of Goethe, Novalis, and Ritter*. Dabei ist die thematische Klammer ihres Buches, einer überarbeiteten Fassung ihrer Dissertation, auf den ersten Blick ebenso verblüffend wie die Zusammenstellung der Autoren. Was bei uns eher als Gegensatz zwischen klassischen und romantischen Autoren gedacht wird, ist hier zwanglos zusammengeführt. Dabei kann Holland nicht nur zeigen, dass diese Zusammenschau sinnvoll ist; sie kann sich auch auf eine mindestens bis auf Germaine de Staël zurückgehende Tradition berufen, nach der Goethe und Schiller geradezu der Inbegriff der deutschen Romantik seien. Aber auch wenn man dieses Urteil nicht teilen mag, überzeugt das Thema einer Poetik der Zeugung (*procreation*), eines zentralen Begriffs naturwissenschaftlicher Debatten um 1800. Gegenstand der Diskussion war, ob die Fortpflanzung von Lebewesen mittels Epigenese oder Präformation vor sich gehe, das heißt, ob sie sich aus einem kleinen Zellhaufen in einen komplexen Organismus ausdifferenzieren oder ob jede einzelne Generation bereits bei der Schöpfung im Samen ihrer Vorfahren eingeschachtelt gewesen sei. Tatsächlich finden die Begriffe dieser Diskussion um 1800 regelmäßig ihren Weg in die zeitgenössische Philosophie und Literatur, weil sie, so eine zentrale These Hollands, sich dazu eignen, den Bereich zwischen Organischem und Anorganischem, Konkretem und Abstraktem zu überbrücken. Besonders fruchtbar werden solche Paarungen (*couplings*) gerade im Klima der Jahre um 1800 und ihrer vielfältigen Annäherungen zwischen Poesie, Philosophie und Naturwissenschaften. Holland ist nicht die erste Autorin, die dieses Feld bearbeitet; vielmehr stellt sich ihr Buch in eine ganze Tradition von Studien, die die Diskussion um Präformation und Epigenese mit ihrer literarischen und philosophischen Rezeption engführen. Zu nennen sind dabei vor allem Helmut Müller-Sievers mit seiner Monographie *Self-Generation: Biology, Philosophy, and Literature Around 1800* (1997) sowie *The Romantic Conception of Life: Science and Philosophy in the Age of Goethe* (2002) von Robert J. Richards, in denen Goethe ebenfalls eine prominente Rolle zukommt. Insbesondere Müller-Sievers ist ein zentraler Bezugspunkt von Holland, wobei sie einerseits seine Arbeit zum Vorbild nimmt. Andererseits grenzt sie sich insofern davon ab, als Müller-Sievers einseitig Partei für das epigenetische Paradigma nehme, das sich langfristig durchgesetzt habe, während sie beide Hypothesen gerade in ihrem Spannungsverhältnis beleuchten will.

Besonders überzeugend und eigenständig agiert Holland in der Auswahl ihrer Autoren. Die drei hier genannten bieten sich besonders für eine Untersuchung an, weil sie sich jeweils intensiv mit allen drei Gebieten befassen: Literatur, Philosophie und Naturwissenschaft. Goethe und Ritter tun sich zudem besonders als empirische Forscher hervor. In einer differenzierten und dichten Diskussion auf der Höhe gegenwärtiger Forschung führt uns Holland von Goethes Essay *Die Metamorphose der Pflanzen* (1790) und der gleichnamigen Elegie von 1798 zu Novalis, wobei vor allem dessen zu Lebzeiten unpublizierte Fragmentsammlungen im Mittelpunkt stehen und danach erst – eher als Coda – die Übertragung auf die Romanfragmente *Die Lehrlinge zu Sais* und *Heinrich von Ofterdingen* ansteht. Am besten gelingt ihre Arbeit in den beiden abschließenden Kapiteln zum Physiker Johann Wilhelm

Ritter (1776-1810), dessen *Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers* (1810) als Schlüsseltext der romantischen Naturwissenschaft noch längst nicht ausreichend gewürdigt sind. Offiziell fungiert Ritter nur als Herausgeber der Schriften eines anonymen Freundes, in Wirklichkeit stammen die siebenhundert kurzen Einzeltexte, die immer wieder mit denen seiner Freunde Novalis und Friedrich Schlegel verglichen wurden, von ihm selbst. Holland erhellt nicht nur wie niemand vor ihr die komplexen Beziehungen zwischen der langen Vorrede, in der die Biographie des »Verstorbenen« mit starken fiktionalen Elementen stilisiert wird, und den Fragmenten selbst, es gelingt ihr zum Schluss auch der Nachweis, dass Ritter in seinen experimentellen Ansätzen gerade wieder auf Goethes Ansichten zur Metamorphose zurückgreift – ein substanziell neues Ergebnis, das man bei einem der radikalsten Texte der wissenschaftlichen Romantik und seiner scheinbar chaotischen Struktur so nicht erwartet hätte.

Holland legt eine überaus gelungene Arbeit vor, an der im Detail nur wenig Kritik zu üben ist. Erhellend wäre es gewesen, bei der Diskussion von Ritters und Novalis' Fragmenten auch auf einen möglichen Zusammenhang zwischen dem Konzept der Zeugung und der frühromantischen Fragmentpoetik einzugehen. Holland behandelt diese Texte jedoch implizit als Unterart des Aphorismus, was einer Anlehnung an Gerhard Neumanns Standardwerk *Ideenparadiese* (1976) geschuldet sein dürfte. Das ist nicht falsch, da sich der heute in Deutschland gebräuchliche Aphorismus-Begriff ohnehin erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts durchsetzte, vernachlässigt aber das poetische Potenzial, das gerade Novalis und Schlegel in ihrer speziellen Ausformung sahen. Dass eine Reflektion hierüber fehlt, ist auch deshalb bedauerlich, da solche poetologischen Erwägungen in den Passagen zu Goethe durchaus stattfinden, etwa wenn es um den Elegie-Charakter des Metamorphosen-Gedichtes geht. Zudem sind einige Passagen des vierten Kapitels über den Begriff des Werkzeugs bei Novalis zwar brillant geschrieben (eine frühere Fassung erschien 2006 in der Zeitschrift *Modern Language Notes*), scheinen aber mit der eigentlichen Argumentation nur in losem Zusammenhang zu stehen. Dies sind aber nur Details in einer erfreulichen, wirklich innovativen Arbeit, die ein Gewinn für jede germanistische Bibliothek ist.

Stefan Höppner

Stefan Blechschmidt: *Goethes lebendiges Archiv.* *Mensch – Morphologie – Geschichte*. Heidelberg 2009, 355 S.

Im Sommer 1797 scheint eine neue Phase in Goethes Autobiographik einzusetzen: ein Brief-Autodafé, Musterentwürfe für biographische und Reiseaufzeichnungen sowie eine Selbst-Charakteristik (von Johann Jakob Ludwig Geists Hand) stehen am Beginn eines Schreibprojekts, das sich dann in den autobiographischen Notizen zur Farbenlehre und Morphologie sowie in den *Tag- und Jahresheften* fortsetzt. An die Stelle des eigenen Bildungsromans tritt nun, so die These dieser Arbeit, die fortgesetzte Erstellung eines Archivs von Autodokumenten, die eher als die Entwicklung des Individuums den tätigen »Konflikt mit der Welt« dokumentieren, »und dieser«, so Goethe zu Eckermann, »hat nur insofern Interesse als etwas dabei herauskommt«. Goethe selbst fungiere also nicht länger als Autor, sondern als Herausgeber seines ›lebendigen Archivs‹. Der Verfasser will darin eine »neue Form« autobiographischen Schreibens erkennen, die »eine markante Mittelstellung« zwischen klassischer Autobiographie und Memoirenliteratur einnehme (S. 53 f.) und die er »Archivautobiographie« (S. 46 u. passim) tauft.

»Goethes zweite Autobiographie«, wie Stefan Blechschmidt sie rekonstruiert, geht einher mit einer Umwertung seines Dilettantismus in bildender Kunst und Naturwissenschaft, wie sie die Charakteristik von 1797 vornimmt: »[…] selbst die falschen Richtungen des Strebens«

sind Goethe nunmehr »nicht unfruchtbar nach aussen und innen«, sondern tragen zum allgemeinen »Sehen-Lernen« bei (S. 75). Entsprechend ist von den vier inhaltlichen Großkapiteln des Buches eines der Dilettantismusproblematik gewidmet; es folgen Abhandlungen zu den *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre*, den Heftreihen *Zur Naturwissenschaft* und *Zur Morphologie* sowie den *Tag- und Jahresheften*. Die Kapitel stellen ihren Gegenstand jeweils ausführlich und dokumentenreich dar; auch die Forschungsliteratur wird intensiv referiert, die eigentliche These dabei jedoch eher vorausgesetzt und mitgeführt als am Material entwickelt. Im Historischen Teil der *Farbenlehre* etwa, der unterschiedlichste Dinge notiert sowie Textsorten mischt und den Goethe selbst als ›eine Art Archiv‹ bezeichnet, erkennt der Verfasser seine Grundfigur wieder: »Der Erzähler der Wissenschaftsgeschichte wird demzufolge zu ihrem Herausgeber« (S. 151). Im Aperçu (dem ein eigener Abschnitt gewidmet ist) offenbare sich im Nachhinein die Wahrheit der eigenen dilettantischen Ergebnisse, wodurch diese für Goethe »autobiographisch verwertbar« würden: »Die inhaltliche Begründung von Einzelheiten seiner Lehre kehrt sich in eine autobiographische Legitimation seines gesamten naturforschenden Schaffens« (S. 209 f.). Ähnlich wird aus Anlass des ›Eigen-Sinns‹ argumentiert, der Goethes osteologische Studien kennzeichnet. In der *Konfession des Verfassers* zur *Farbenlehre* erkennt Blechschmidt ein Strukturzitat der sokratischen Apologie, doch trete an die Stelle von deren Prinzip eines *semper idem* bei Goethe das »Kollektivwesen ihres Verfassers« (S. 334), das – so die abschließende Erkenntnis – erst im morphologischen Prinzip der Archivautobiographie Struktur werde.

Die Dissertation ist im Kontext des Sonderforschungsbereichs 482 *Ereignis Weimar-Jena* entstanden. Ihre Stärke liegt in der wohlinformierten, quellen- und zitatreichen Darstellung der verstreuten autobiographischen Ansätze des späteren Werks. Zahlreiche kleine Exkurse auch zu den literarischen Werken wirken durchaus anregend. Für eine weitergehende Zusammenschau und Deutung fehlen dem Verfasser dagegen die methodologischen Mittel. Um aus den dargestellten Strategien Goethes tatsächlich eine neue Form autobiographischen Schreibens herzuleiten, wäre doch zumindest eine irgendwie semiotisch informierte Diskussion von Goethes Symbolik vonnöten gewesen. So aber bleiben die entscheidenden Fragen unbeantwortet: Wie genau wird denn in den naturwissenschaftlichen Schriften die Einheit der »archivalischen Aufbereitung von Tätigkeit« (S. 322) garantiert, auf welche Weise bestimmt hier »die Morphologie [...] die Funktionslogik des Archivs« (S. 323) und inwiefern (und warum) stellt das einen Bruch mit früheren Ansätzen dar? Auch in der Benennung der konkreten Textverfahren Goethes und ihres Verhältnisses zur Programmatik bleibt die Untersuchung an der Oberfläche – die Einheit zu beschwören, ersetzt aber keine theoriegeleitete Analyse.

Ist es denn nicht möglich, eine philologisch-positivistische Forschung, wie sie hier betrieben wird, mit den methodologischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte zusammenzuführen? Zur Herausgeberfunktion liegen inzwischen überaus anregende Theorieansätze vor, doch in dieser Arbeit bleibt sie gänzlich unerleuchtet. Auch die Einordnung in das Gattungsspektrum autobiographischen Schreibens gelangt über die Oberfläche nicht hinaus – fruchtbare Auseinandersetzungen mit der reichen Autobiographieforschung finden nicht statt. Vollends gar nichts lernen lässt sich über den Begriff des Archivs, der über den *catchy* Titel hinaus rein ornamental eingesetzt wird. Die breite Aufmerksamkeit, die dem ›Archiv‹ in den letzten Jahren in der Forschung zuteil wurde, ist an dieser Arbeit spurlos vorbeigegangen – über die flüchtige (und im Ansatz falsche) Verwendung von Foucaults und Derridas Archivbegriffen schweigt die Höflichkeit des Rezensenten. In dem Maße aber, wie die Begriffe unserer Forschung leer bleiben, bleiben ihre Anschauungen blind.

Moritz Baßler

Matthias Buschmeier: ***Poesie und Philologie in der Goethe-Zeit.*** *Studien zum Verhältnis der Literatur mit ihrer Wissenschaft.* Tübingen 2008, 490 S.

Matthias Buschmeiers Studie untersucht das spannungsvolle Verhältnis des philologischen und literarischen Diskurses ›um 1800‹. Generell geht sie dabei von unterschiedlichen Beziehungen zwischen Philologie und Poesie aus, privilegiert jedoch eine Konkurrenzgeschichte zwischen den beiden Institutionen. Im Zentrum der Darstellung stehen vor allem jene Konflikte, »die sich vor der endgültigen Scheidung in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Zeitraum von 1750 bis 1832 zuspitzen« (S. 2). Buschmeier setzt an bei Diagnosen von Thomas Steinfeld (Veralltäglichung des philologischen Verhaltens in Fankulturen; S. 2 f.), Peter Szondi (tendenzielle »Geringschätzung« des »Gegenstandes« durch die Philologie; S. 3) und Hans Ulrich Gumbrecht (Philologie als »Krisenwissenschaft«; S. 3). Er macht zum einen darauf aufmerksam, dass die Philologie auf die Literatur angewiesen ist und dass diese Abhängigkeit immer auch eine Art Machtverhältnis sein kann. Zum anderen weist er darauf hin, dass erstaunlich viele Schriftsteller zur »Maske« des gegnerischen Philologen (insbesondere in der Rolle des Herausgebers) greifen (S. 4). Kurzum: »Die Literatur arbeitet an der Aufstellung eines Begriffs einer Wissenschaft ihrer selbst mit« (S. 6). Diese ›Mitarbeit‹ verfolgt Buschmeier von Johann Gottfried Herders »poeto-philologischer Hermeneutik« mit diversen Zwischenschritten bis hin zu Johann Wolfgang Goethes Spätwerk – diesem ist mit mehr als zweihundert Seiten die Hälfte der Studie gewidmet.

Vor die historischen Analysen schaltet Buschmeier ein Kapitel mit »theoretische[n] Vorüberlegungen« aus systemtheoretischer Sicht (Niklas Luhmann). Generell wäre es produktiver gewesen, zunächst einen Forschungsüberblick zum Thema ›Literatur und ihre Wissenschaft‹ zu liefern. Dass etwa Niels Werbers einschlägig argumentierender Aufsatz *Die Literatur der Literaturwissenschaft* nicht angeführt wird, ist gerade in diesem Zusammenhang bedauerlich,[1] zumal Buschmeier erklärt: »Die nun anschließenden theoretischen Vorbemerkungen sind nicht als methodisches Instrumentarium der Studie zu verstehen« (S. 11).

In einem zweiten Schritt behandelt Buschmeier, im Wesentlichen auf Grundlage von Heinz Schlaffers knapper Verhandlung des Verhältnisses von »Poesie und Wissen« (1990, 2005) und Rudolf Pfeiffers »Elementarbuch« zur »Geschichte der klassischen Philologie« (1976, 1982), die »Genese« des »Konflikts« von Philologie und Poesie sowie »die sich verändernde Relation« dieser beiden Kontrahenten »im System des Wissens« (S. 6) der Antike und des Humanismus. Von dort aus zieht er die Linie weiter bis in die Aufklärung (hier vor allem gestützt auf Lexikoneinträge bei Johann Heinrich Zedler und Johann Georg Sulzer, danach bereits mit Belegen aus Schriften von Friedrich August Wolf, also mit Quellen des späten 18. sowie beginnenden 19. Jahrhunderts). Die komplizierte Gemengelage der Entwicklung von Argumenten, Textumgangsformen, Werten und Normen, die man diversen, durchaus verstreuten und pluralen philologischen Diskursen privilegiert zusprechen kann, die sich aber zugleich auch in anderen institutionellen Kontexten entwickeln, verändern und dort literaturhistorisch wirkmächtig diskursiviert werden, will Buschmeier dabei nicht beachten. Stattdessen stellt er die »Klassische Philologie, ihre Geschichte und die aktuellen Diskussionen des Faches in der Goethe-Zeit« (S. 47) ins Zentrum. Ich halte dies dann für legitim, wenn man es als einen Aspekt unter verschiedenen möglichen Hinsichten behandelt.[2]

1 Niels Werber: *Es gibt keine Literatur – ohne Literaturwissenschaft.* In: Anne Bentfeld, Walter Delabar (Hrsg.): *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem.* Opladen 1997, S. 176-194.

2 An einigen Stellen wendet sich Buschmeier daher gegen meine Studie *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George.* Berlin, New York 2007. – Es ist mir unklar, warum Buschmeier sich darauf nicht kooperativ bezieht; mit dieser konkurrentistischen Haltung wird man kein reicheres

An diesen Überblick schließen die Einzelstudien des dritten Kapitels an. Sie legen das Schwergewicht eher auf die konventionellen Fragen der philologischen und hermeneutischen Theoriebildung. Als schwierige Hypothek erweist sich insbesondere eine von Herder paradigmatisch ausformulierte Problemstellung: »Wie lässt sich das Verhältnis von Geist und Geschichtlichkeit bestimmen und welche Konsequenzen hat die Konzeptualisierung dieses Verhältnisses a) für den Begriff der Philologie und b) für die Poesie?« (S. 7). Die Implikationen werden nicht zuletzt bei Friedrich August Wolf (S. 101 ff.) und Friedrich Ast (S. 98 ff.) deutlich, die die Impulse Herders für eine aktualisierende Erfassung des »Geists« (einer Zeit, eines Textes, eines Autors etc.) aufnehmen. Ergänzend beschäftigt sich Buschmeier ausführlich mit Friedrich Schlegel, dessen »philologische[m] Lektüre- und Verstehensmodell nachgespürt« wird (S. 117 ff.).

Das vierte Kapitel widmet sich dem Verhältnis von »Philologie und Poesie« bei Achim von Arnim (insbes. in *Von Volksliedern*) und Jacob Grimm. In der Auseinandersetzung zwischen der »Poeto-Theologie« Arnims (S. 185) und der radikal auf historische Differenzen beharrenden Haltung Grimms koppelt sich der »poeto-philologische« vom »wissenschaftsphilologischen« Umgang mit »alten Texten« ab (S. 168). Interessant sind dabei die zuvor angesprochenen Bezüge zwischen Altphilologie und Volkslied-Projekt, konkreter: Wolfs Vorleistungen in seinen Homer-Studien – seine Entmächtigung der Autorfigur für autoritative Texte legitimiert entsprechende »Wertungen für andere ›Kollektivstimmen‹«, wie z. B. die ›Volkslied‹-Literatur (S. 103). In diesem Zusammenhang setzt Buschmeier den Akzent mehr als zuvor auf die »Poesie« und arbeitet die ungelösten Probleme insbesondere in Grimms Position heraus. Damit legt er die Fährte zu Goethe, dessen Verhältnis zur »historische[n] Kritik«, ausgehend von den Stellungnahmen zum Streit um *Des Knaben Wunderhorn*, behandelt und bis hin zu Nietzsche perspektiviert wird (S. 203 ff.). Zu fragen wäre hier, ob Buschmeier nicht doch auf das ausgesparte Finale der Rezension Goethes hätte eingehen müssen, denn am Ende steht bei aller Neigung dazu, »an den poetischen Bestand kommunikativ anzuschließen« (S. 205), die Bitte, Arnim und Brentano möchten ihr »poetisches Archiv rein, streng und ordentlich« halten. Dann nämlich könnten sie daran »mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten« (WA I, 40, S. 358 f.). Generell blendet Buschmeier jene Stellen aus oder gesteht ihnen nur geringe Bedeutung zu, in denen Goethe positiv an ›historistische‹ Argumente anschließt, und zwar nicht zuletzt im Blick auf die Verwaltung der eigenen Schriften.

Als Ergebnis der ersten Kapitel und zugleich als These für die folgende längere Studie zu Goethe hält Buschmeier fest: Literatur setze in der Modernisierungskrise ›um 1800‹ gleichermaßen auf ›Autonomie‹ wie auf ›Integration‹ und ›Inklusion‹, und diese Doppelbewegung werde vor allen in der Figur einer »philologischen Autorschaft« von »Herausgeber[n], Sammler[n], Editoren, Archivare[n]« (S. 221) verkörpert – das fünfte Kapitel trägt die Überschrift *Philologie und Roman*, weil sich in Goethes Erzählprosa die »unterschiedlichen philologischen Figuren, ihre Institutionen und Medien« versammeln (S. 222). Am Beispiel von Goethes Sammelpraxis, seiner Theorie des Sammelns und der Darstellungsweise von

Verständnis des historischen Zusammenhangs von Literatur und Literaturwissenschaft erreichen. Besonders ärgerlich sind die groben Verzerrungen in der Darstellung meiner Argumente. Um nur ein Beispiel zu nennen: Kritisch bemerkt Buschmeier mit einem Zitat aus meiner Arbeit, dass Ludwig Tieck »die ›Leitformel der germanistischen Werkpolitik im 19. Jahrhundert‹« ›um 1800‹ nicht zur Verfügung gestanden habe, dass es also die »Germanistik« als Reflexionshorizont für diesen gar nicht gegeben habe. An der betreffenden Stelle meiner Arbeit beziehe ich mich institutionell explizit auf »die sich *im 19. Jahrhundert* etablierende Germanistik bzw. die entstehende deutsche Literaturwissenschaft« (ebd., S. 394; Hervorhebung S. M.). Dieses ›misreading‹ gilt leider für so gut wie alle Bezüge auf meine Arbeit und ist mit den Tugenden der von Buschmeier verhandelten philologischen und hermeneutischen Diskurse kaum vermittelbar, so dass es schwerfällt, auf selbst bedenkenswerte Kritik produktiv zu reagieren.

Der Sammler und die Seinigen zeigt Buschmeier zunächst, wie sehr Goethe in diesem Zusammenhang auf die »Reinszenierung« der Vergangenheit sowie auf deren »Überführung in gegenwärtige Kontexte« setzt (S. 230 f.) und eine »Transformationshermeneutik« (S. 235) entwirft. Die Untersuchung der *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (gefolgt von einem kürzeren Exkurs zu Wielands *Das Hexameron von Rosenhain*) schließt daran insofern an, als die *Unterhaltungen* Erzählen als »Sammlung« konzipieren (S. 244). Diese Sammeltätigkeit analysiert Buschmeier im Blick auf die »Diagnose einer Umbruchsituation« in drei Schritten zur »Politik«, zu den »Medien« und den »Poetiken« des Erzählens (S. 245 ff.), wobei der Bezug zur Philologie sehr locker ist und erst im folgenden Abschnitt zu den *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des »West-östlichen Divans«* wieder stabiler wird. Diese versteht Buschmeier als Subversion der Philologie mit philologischen Mitteln (insbes. S. 304 ff.). Die Diversität, die die *Divan*-Texte als Zeugnisse der Moderne auszeichnet, findet ihre ideale Ausdrucksform im Roman. Buschmeier kommt noch einmal auf Friedrich Schlegel zu sprechen (zur Entwicklung des frühromantischen Poesie- und Romankonzepts; S. 350 ff.), um dann abschließend Goethes *Wanderjahre* auf mehr als sechzig Seiten und in vielen Hinsichten als »philologisches Kompendium« zu verhandeln. Hier bemüht sich Buschmeier um eine »plausible Erklärung« für die »literaturgeschichtliche Genese« des Romans (S. 381). Er findet sie im Bezug auf den philologischen Diskurs, der bereits für Schlegel und dessen Korrelation von Epos und Roman wegweisend war, sowie in der philologischen Montage als Antwort auf die Krisendiagnose, die die moderne Welt für die Poesie zum letztlich Undarstellbaren erklärt.

Buschmeier hat einen wichtigen Beitrag zur Frage nach dem Zusammenhang zwischen der ›Literatur‹ und ›ihrer Wissenschaft‹ vorgelegt, der mit einer Fülle von Detailbeobachtungen und genauen Textanalysen aufwartet und übergreifende Aspekte eines weit angelegten Forschungsfeldes zur Diskussion stellt. Das leider sehr lückenhafte Personenregister ändert an den Qualitäten der Arbeit nichts. Ob sie freilich »ein erotisches, nicht gewaltsames Verhältnis zu ihrem Gegenstand, der Poesie«, stimuliert, bleibt abzuwarten. Das abschließende Versprechen lautet: »Einer solchen Philologie – sie wird sich ihrer Gelehrsamkeit dafür nicht erbrechen müssen – wird die Poesie ihre Zuneigung gewiss nicht verweigern« (S. 455).

Steffen Martus

Carl Gustav Carus. *Natur und Idee. Katalog.* Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und der Staatlichen Museen zu Berlin, 26. Juni bis 20. September 2009 und 9. Oktober 2009 bis 10. Januar 2010. Hrsg. von Petra Kuhlmann-Hodick, Gerd Spitzer u. Bernhard Maaz. Berlin, München 2009, 395 S., zahlr. Abb.

Carl Gustav Carus. *Wahrnehmung und Konstruktion. Essays.* Interdisziplinäres Kolloquium, 21. bis 23. Mai 2008, Staatliche Kunstsammlungen Dresden. Hrsg. von Petra Kuhlmann-Hodick, Gerd Spitzer u. Bernhard Maaz. Berlin, München 2009, 355 S., zahlr. Abb.

Museale Präsentationen des Schaffens von Carl Gustav Carus (1789-1869) beschränkten sich bisher weitgehend auf seine künstlerische Tätigkeit als Maler und deren Verortung im Kontext der Romantik, namentlich in ihrem Verhältnis zur Malerei Caspar David Friedrichs. Carus' wissenschaftliche Leistungen hingegen in Gebieten wie Medizin, Biologie, Anthropologie und Psychologie sind heute kaum außerhalb akademischer Kreise bekannt –

abgesehen von Dresden, wo Carus über mehr als fünf Jahrzehnte wichtige Ämter als Mediziner und Naturforscher bekleidete und wo er im stadtgeschichtlichen Bewusstsein zumindest als bedeutender Arzt präsent blieb. Die jüngere Forschung machte deutlich, dass auch die Eigenständigkeit von Carus' künstlerischer Entwicklung nur durch den Blick auf seine natur- und wissenschaftsphilosophischen Überzeugungen verstanden werden kann.

Umso erfreulicher ist es, dass nun die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und die Staatlichen Museen zu Berlin zu einem großangelegten Ausstellungsprojekt zusammenfanden und sich der Aufgabe verschrieben, »den ›ganzen‹ Carus zu erfassen«, wie es im Vorwort (S. 7) des Kataloges heißt. Teil der Vorbereitungen war das bereits ein Jahr zuvor veranstaltete interdisziplinäre Kolloquium in Dresden, das neben einigen jüngeren Kollegen die Riege der renommierten Carus-Forscher versammelte und dessen Ergebnisse in den umfangreichen, zweibändigen Ausstellungskatalog eingeflossen sind. Der Essay-Band mit dem Titel *Carl Gustav Carus. Wahrnehmung und Konstruktion* enthält die Beiträge der Referenten dieser Tagung; der eigentliche Katalog mit dem Ausstellungstitel *Carl Gustav Carus. Natur und Idee* kann sich daher auf kurze Einführungstexte beschränken, die Exponate der Ausstellung umso ausführlicher kommentieren und in durchgängig farbigen Abbildungen angemessener Größe dokumentieren.

Die 235 katalogisierten Gemälde und Zeichnungen nebst drei druckgraphischen Werken sind unter Verzicht auf eine strikte Chronologie in acht thematischen Kapiteln gruppiert. Verweise auf die Aufsätze des Essay-Bandes, die in den betreffenden Katalognummern eingefügt sind, erleichtern die gezielte vertiefende Lektüre. Gleichrangig zu Malerei und Graphik kommentiert der zweite Teil des Ausstellungskatalogs in 57 Katalognummern nahezu alle wichtigen Schriften von Carus. Erstmals liegt damit eine Art Handbuch seiner Publikationen vor. Der dritte und vierte Teil dokumentiert Carus' Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen und seine Korrespondenz mit den Zeitgenossen Goethe, Alexander von Humboldt, Lorenz Oken, Caspar David Friedrich, Ludwig Tieck und dem König Johann von Sachsen. Der Abriss von Stefan Grosche zum Rezeptionsverhältnis und zur Korrespondenz zwischen Carus und Goethe schließt mit der Formulierung eines Desiderats: »Eine umfassende Darstellung der vielschichtigen Beziehungen zwischen Carus und Goethe existiert bislang nicht« (S. 331).[1]

Für die Goethe-Forschung von Interesse sind auch einige Aufsätze des Essay-Bands: *Carus' Beitrag zur vergleichenden Anatomie und Zootomie* (Olaf Breidbach), *Rezeption und zeitgenössische Kritik des medizinischen und naturkundlichen Werkes von Carl Gustav Carus* (Caris-Petra Heidel), *Carus und die Kunst seiner Zeit* (Bernhard Maaz), *Zur Ambivalenz des Atmosphärischen bei Carl Gustav Carus* (Hans Joachim Neidhardt), *Die Landschaftsbriefe von Carl Gustav Carus und ihre Rezeption in der zeitgenössischen Kritik und Kunstliteratur* (Henrik Karge).

Die zweibändige Publikation bietet zweifellos das bislang umfangreichste Panorama zum Werk von Carus und zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Forschung.

Thomas Beck

1 Die Grundlagen hierzu hat Grosche freilich bereits gelegt, vgl. Stefan Grosche: *»Zarten Seelen ist gar viel gegönnt«. Naturwissenschaft und Kunst im Briefwechsel zwischen C. G. Carus und Goethe.* Mit einem kunsthistorischen Beitrag von Jutta Müller-Tamm. Göttingen 2001.

Harald Wentzlaff-Eggebert: *Weimars Mann in Leipzig.* *Johann Georg Keil (1781-1857) und sein Anteil am kulturellen Leben der Epoche. Eine dokumentierte Rekonstruktion.* Mit einem Beitrag von Markus Bertsch und unter Mitwirkung von Corinne Dölling. Heidelberg 2009 (*Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800*, Bd. 26), 702 S.

Über Johann Georg Keil war bisher nur partiell mehr bekannt als das, was der Nachruf im *Leipziger Tageblatt und Anzeiger* vom 14. Juli 1857 und der Eintrag in Band 17 der *Allgemeinen Deutschen Biographie* von 1883 an Information zur Verfügung stellte (dazu mit Abdruck S. 13-19). Dabei lässt schon ein erster Blick auf Keils verschiedenste, zunächst einander ablösende Tätigkeiten einen ungewöhnlichen Interessenhorizont aufscheinen. Dazu gehören vor allem: Handlungsdiener in Chemnitz (1796-1803), Verleger in Gotha (1803-1807), Bibliothekar und Lehrer in Weimar (etwa 1808-1814), Feuilletonist im Weimarer *Journal des Luxus und der Moden* und in den Erfurter *Erholungen* während der Weimarer Zeit, Verfasser zweier bisher nicht identifizierter, von Jean Paul inspirierter Romane in der Chemnitzer Zeit sowie des 1811 erschienenen Romans *Aemil und Elise oder die Fahrt auf der Elbe*, Autor von Gedichten, die als Sammlung *Lyrik und Harfe* 1834 veröffentlicht wurden, nach seiner Heirat mit Henriette Löhr 1814 und dem Umzug nach Leipzig Verwalter und Gestalter des Löhr'schen Palais und der Gartenanlagen einschließlich des – eigentlich dem Adel, nicht dem Bürgertum vorbehaltenen – Baus eines monumentalen Gewächshauses, Betreuer der Kunstsammlungen Löhr/Bause, Verwalter des Domstifts Wurzen, karitatives Engagement, Gründer des Leipziger Kunstvereins (1836/37), mit Felix Mendelssohn Bartholdy Initiator des Leipziger Konservatoriums der Musik (1838), Autor einer im Manuskript überlieferten Vorlesungsreihe zur Geschichte des Kupferstichs (späte 1840er Jahre), Verfasser des gedruckten Werkverzeichnisses des Kupferstechers Johann Friedrich Bause (1849), Autor zweier Märchenbücher (1847/49).

Noch nicht erwähnt ist dabei derjenige Teil von Keils Interessengebieten, der seinen eigentlichen Ruhm ausmacht, nämlich seine umfangreiche Tätigkeit als Übersetzer und Herausgeber italienischer und dann vor allem spanischer Werke, deren Höhepunkt die kritischen Ausgaben von Calderóns Werken sind (drei von geplanten zehn Text- und zwei Kommentarbänden 1820-1822 bei Brockhaus in Leipzig, vier Bände ohne den als fünften Band geplanten kritischen Apparat 1827-1830 bei Fleischer in Leipzig). Zudem verfasste er u.a. Lehrbücher für Italienisch (1812) und Spanisch (1814/17) sowie vor allem in der *Leipziger Literatur-Zeitung* Fachrezensionen, die nicht selten »polemisch und kämpferisch, mitunter auch engstirnig und rechthaberisch« (S. 373) sein konnten. Ein markantes Beispiel bietet die Auseinandersetzung über drei Editionen Jacob Grimms, die neben Keils Besprechung aus einer *Antikritik* Grimms und einer weiteren *Antwort des Recensenten* besteht (S. 386-393).

Harald Wentzlaff-Eggebert kann zusammen mit dem Verfasser des Kapitels zu Keils kunstgeschichtlichen Arbeiten, Markus Bertsch, und unter Mitwirkung von Corinne Dölling dieses große Spektrum an Tätigkeiten im vorliegenden Buch nun erstmals umfassend sichtbar machen. Dazu wurden nach eingehender Quellenrecherche etwa 500 während der Vorbereitungszeit ermittelte Dokumente ausgewertet (S. 613). Der zweite Untertitel des Bandes zeigt dabei die Präsentationsform an: »Eine dokumentierte Rekonstruktion«. Ganz in diesem Sinne bildet der Abdruck der Dokumente einen wesentlichen Bestandteil des Bandes, so dass der Leser direkte Einsicht bekommt etwa in die private Korrespondenz mit Johanna Schopenhauer oder Ottilie von Goethe, aber auch in den überwiegend fachlich orientierten Briefwechsel mit z.B. Arthur Schopenhauer, Friedrich de La Motte Fouqué, Ludwig Tieck oder den überhaupt umfangreichsten mit Nikolaus Heinrich Julius. Die aus drei Briefen bestehende Korrespondenz mit Goethe nimmt sich dagegen mager aus. Wie groß die Verehrung

für Goethe aber war, dessen Calderón-Begeisterung Keil in seinen Weimarer Jahren angesteckt hatte (S. 417), bezeugt die Widmung an Goethe, die Keil dem ersten Band seiner Calderón-Ausgabe bei Brockhaus auf Spanisch voranstellte (S. 430, in deutscher Übersetzung S. 423). Ein wichtiges, erstmals publiziertes Dokument sind Keils autobiographische Aufzeichnungen *Gedachtes und Erlebtes. Gedenk- und Erinnerungsblätter* (S. 617-651). Des Weiteren bietet der Anhang sehr hilfreiche Übersichten über Keils Veröffentlichungen und seine handschriftlichen Aufzeichnungen, zum Stammbaum der Familien Keil und Löhr sowie über Keils Korrespondenzpartner und die Anzahl der gewechselten Briefe (S. 652-672).

Breiten Raum im Band nimmt zu Recht die übersetzerische und herausgeberische Tätigkeit Keils ein. Dazu gehört auch der Abdruck der zumeist anonym publizierten Fachrezensionen, für die Keil als Autor identifiziert oder zumindest vermutet werden konnte. Die Autorschaftszuschreibungen werden mit allen philologischen Argumenten gewogen, so dass der Leser über den Status der jeweiligen Zuschreibungen nicht im Unklaren bleibt (S. 352). Dasselbe gilt für die mit Kürzeln gezeichneten frühen feuilletonistischen Beiträge Keils. Hier kann die philologische Untersuchung zugleich eine »Fallstudie zur Verschlüsselungspraxis« (S. 103) in Friedrich Justin Bertuchs *Journal des Luxus und der Moden* bieten.

All diese Dokumente erscheinen folglich nicht unkommentiert, sondern sind jeweils Kapiteln zugeordnet, deren ausführliche Einleitung einen zusammenfassenden Überblick gibt und eine vorsichtige kritische Bewertung vornimmt. Insofern bleibt der Leser weder mit den Dokumenten allein, noch steuern die jeweilige Einleitung und auch manche separate Kapitel die Rezeption so stark, dass der Leser mit der Lektüre der Dokumente nicht noch weitere Erkenntnisse gewinnen könnte. Das entspricht dem Anliegen des Bandes, der sich zum Ziel gesetzt hat, eine »genauere Verortung« Keils »zugunsten der ersten kommentierenden Erschließung des umfangreichen Materials« zurückzustellen (S. 613).

Der Rezensent hat ganz in diesem Sinne denn auch eine leicht andere Perspektive auf Keil gewonnen, als der Band in seinen erläuternden und darstellenden Teilen nahelegt, und mag daher nicht so sehr Keils Rolle als »Weimars Mann in Leipzig« betonen, wie es der Titel des Bandes und Kapitel wie *Keils Bindung an Weimar-Jena* (S. 207-264) oder *Keils Engagement für Weimar* (S. 265-347) tun, sondern sähe den Akzent lieber noch stärker auf Keils eigenständige Leistung gesetzt. Mögen Keils Calderón-Interesse und seine bibliothekarische und kunstgeschichtliche Erfahrung durch seine Weimarer Jahre grundiert worden sein, so entstanden doch vor allem in Keils Leipziger Zeit seine wichtigsten Arbeiten, die ihm weite Anerkennung einbrachten. Keils hohes Ansehen etwa als Hispanist spiegelt sich nicht nur darin, dass er 1832 das zweite deutsche Ehrenmitglied der spanischen *Real Academia Española* wurde, sondern auch in Arthur Schopenhauers brieflicher Äußerung gegenüber Keil vom selben Jahr, dass »Sie jetzt in Sachen der Spanischen Litteratur wohl das erste Wort in Deutschland haben« (S. 532). Auch seine kunstgeschichtliche und kunstvermittelnde Tätigkeit wie die Betreuung der Kupferstichsammlung Bause, die in dem *Catalog* gipfelte, oder die Gründung des Leipziger Kunstvereins, dessen erste Ausstellung 1837 17.000 Besucher anzog (S. 575), sind alleiniges Resultat seiner Leipziger Jahre.

Solche Modifizierungen zur »Verortung« Keils sind aber im Konzept des Bandes angelegt und gewünscht. In der Tat kann daher das Darstellungs- und Gliederungsverfahren des Bandes den Blick frei machen auf die »für verschiedene Fragestellungen aussagekräftige Zeitgenossenschaft Keils« (S. 613). Weil eine solche kulturgeschichtliche Perspektive der herkömmlichen biographischen vorgezogen ist, ermöglicht der vorgelegte Blick auf Keils Vita durchaus, die Konsequenzen bürgerlicher kultureller Tätigkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch sozialgeschichtlich auszuwerten, nämlich, wie im *Ausblick*-Kapitel formuliert, »Einsichten ›aus erster Hand‹ in die sich ständig verändernden Kräftekonstellationen bei der Entstehung und Veränderung des bürgerlichen Selbstverständnisses« (ebd.) zu gewinnen. Damit leistet der Band einen wertvollen und akribisch aufgearbei-

teten[1] Beitrag zur Herstellung jenes (kultur-)historischen ›Archivs‹, das die editorischen Arbeiten des Goethe- und Schiller-Archivs und eine ganze Reihe der Publikationen des Sonderforschungsbereichs *Ereignis Weimar-Jena* nach und nach sichtbar machen. Dass sich einem solchen durch die Themenwahl entstandenen Fokus Weimar-Jena räumliche und kulturanthropologische Anschlüsse und Erweiterungen anbieten, zeigt der Fall des Leipzigers Johann Georg Keil, der auch einmal ein paar Jahre in Weimar gelebt und gearbeitet hat.

Rüdiger Nutt-Kofoth

Silke Heckenbücker: *Prometheus, Apollo, Zeus/Jupiter – Goethe-Bilder von 1773 bis 1885*. Frankfurt a. M. 2008, 367 S.

Thomas Manns Bemerkung aus dem Jahre 1922, dass die »Redensart vom ›Olympier‹« Goethe längst zum »Gemeinplatz« geworden sei, ist von einer eigentümlichen, zwischen Kritik und Zustimmung schwankenden Ambivalenz gekennzeichnet. Hinreichend bekannt waren den damaligen Zuhörern und Lesern Manns die zahlreichen Anspielungen zeitgenössischer Festredner und Goethebiographen auf den ›Weimarer Jupiter‹, die mit der Zeit allerdings dazu geführt hatten, dass die Ehrfurcht heischende Rede vom gottgleichen Dichter mehr und mehr zu einer bloßen Phrase herabgesunken war. Andererseits hat der inflationäre Gebrauch der Olympierrhetorik Thomas Mann nicht daran gehindert, sich dieses Topos auch selbst zu bedienen, so etwa – in freilich ironischer Brechung – in seinem 1939 erschienenen Roman *Lotte in Weimar*.

In ihrer Düsseldorfer Dissertation hat es sich Silke Heckenbücker zur Aufgabe gemacht, Ursprung und Geschichte der Vergleiche Goethes nicht allein mit Zeus/Jupiter, sondern darüber hinaus auch mit Apoll sowie dem Titanenspross Prometheus nachzuzeichnen. Zeitlich eingegrenzt ist ihre Untersuchung durch Goethes frühe Prometheus-Dichtungen (1773 ff.) auf der einen und – als Einschnitt mehr oder weniger willkürlich gesetzt – die Gründung des Weimarer Goethe-Archivs im Jahre 1885 auf der anderen Seite (S. 19). Das innerhalb dieses zeitlichen Rahmens in chronologischer Reihe ausgewertete Quellenmaterial umfasst mithin sowohl Goethes eigene Werke als auch die Huldigungen, Satiren und Invektiven seiner unmittelbaren Zeitgenossen, die auf die ›Kunstperiode‹ kritisch wie auch nostalgisch zurückblickenden Äußerungen der 1840er und 50er Jahre sowie – nicht zuletzt – die Goethe gewidmeten Biographien, Festschriften und Literaturgeschichten des frühen Kaiserreichs. Berücksichtigung finden darüber hinaus die bildkünstlerischen Darstellungen Goethes als Prometheus, Apollo oder Zeus/Jupiter in Skulptur, Plastik, Malerei, Zeichnung und Reproduktionsgraphik.

Als zentrale Referenzpunkte der drei von ihr untersuchten Goethebilder benennt Heckenbücker a) Goethes eigene Prometheus-Dichtungen der frühen 1770er Jahre, deren gegen die göttliche Autorität rebellierender Protagonist schon von Wieland und Stolberg mit dem Stürmer und Dränger Goethe identifiziert wurde; b) den Ende der 1770er Jahre einsetzenden topischen Vergleich des Weimarer Dichters mit dem antiken Musengott (*Apollon Musagetes* bzw. *Kitharoedes*), dessen Gestalt und Züge die Zeitgenossen allerdings häufig mit denen des

1 Kleinere Unschärfen fallen dabei nicht ins Gewicht. So kann es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine Handschriften in »Sütterlin« (S. 26) gegeben haben, sondern nur solche in deutscher Kurrentschrift, denn ›Sütterlin‹ ist die spezielle, von dem Graphiker Ludwig Sütterlin erst in den 1910er Jahren entwickelte deutsche Ausgangsschrift für Schreibanfänger. Auch kann die Widmung des vierten Bandes der Calderón-Ausgabe bei Fleischer 1830 an den Weimarer Großherzog Carl Friedrich nicht mit »Goethes Tod« (S. 445) in Zusammenhang gebracht werden, da Goethe erst 1832 starb.

weitaus bekannteren *Apollo von Belvedere* assoziierten; sowie c) die zuerst in der berühmten, von Johann Heinrich Lips im Jahre 1791 angefertigten hieratischen Porträtzeichnung des Dichters greifbare Vorstellung von Goethe als einem gleich Zeus/Jupiter waltenden Dichtergott. Die Anfänge des von Heinrich Heine formulierten eigentlichen »Olympiermythos« wiederum führt sie mit Karl Robert Mandelkow und Hans-Martin Kruckis auf die Beschreibung des naiven Genius in Schillers Aufsatz *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795), darüber hinaus aber auch auf dessen als Goethe-Allusion interpretierbares Gedicht *Das Glück* (1799) zurück, in dem derjenige als »selig« gepriesen wird, »[w]elchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset, / Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt« (SNA 1, S. 409, V. 1-4).

Schon in dieser frühen Phase der Imagebildung, das lassen die von Heckenbücker zusammengestellten Zeugnisse erkennen, sind die auf Goethe applizierten mythischen Bilder weder kohärent noch eindeutig, sondern offen für differierende, ja z. T. gegensätzliche Deutungen. Das gilt auch für Goethes Selbstbild: Während er in den 1770er Jahren Prometheus noch als einen authentischen Rebellen gegen die göttliche Ordnung präsentiert, behauptet er 1814 im dritten Teil von *Dichtung und Wahrheit*, dass der »Titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn« der Prometheusfabel auf seine damalige Dichtungsart keinen Einfluss gehabt habe. Vielmehr habe er sich darum bemüht, in Hymne und Fragment »jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben« darzustellen, »das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte« (MA 16, S. 682). Nicht nur gelingt es Goethe, mit dieser Wendung das ursprünglich revolutionäre Pathos der Prometheusfigur zu entschärfen und in das Ethos eines die »Obergewalt« grundsätzlich nicht in Frage stellenden ›alter deus‹ umzudeuten: Der souveräne Gestus, mit dem er dies tut, macht zugleich deutlich, dass aus dem jungen »Prometheus-Göthe« (Wieland) mittlerweile ein Zeus bzw. »Wolfgang Apollo« (Heine) geworden war, der sich den olympischen Göttern tatsächlich gleichgesetzt hatte und dieses Selbstbild nicht allein in seiner Autobiographie, sondern etwa auch im Ausstattungsprogramm seines Hauses am Frauenplan (vgl. S. 73-82) propagierte.

Während Heckenbücker im einleitenden Teil ihrer Arbeit wie auch in den sich daran anschließenden Abschnitten zu den Bildern von Prometheus, Apollo und Zeus/Jupiter bei den Romantikern und Antiromantikern, den bildkünstlerischen Reflexionen der 20er und 30er Jahre sowie den Goethebildern Heinrich Heines und des Jungen Deutschland in weiten Teilen auf frühere Forschungsergebnisse zurückgreifen kann, betritt ihre Studie mit der Untersuchung der wirkungsgeschichtlichen Mythisierung Goethes seit den 1840er Jahren ein von der Forschung weniger gut erschlossenes Terrain (S. 201 ff.). Mit dem Hinweis auf eine ununterbrochene, insbesondere in den Jahren um 1849 kulminierende Reihe von Festschriften, Liedern, Biographien, Literaturgeschichten und Bildkunstwerken wendet sie sich gegen eine Auffassung, der zufolge die Goetherezeption in den Jahren zwischen ca. 1840 und 1870 rückläufig gewesen sei, und kann in diesem Zusammenhang mit zahlreichen Gegenbelegen aufwarten (S. 219 ff.).

Auch wenn Heckenbücker in ihrer Arbeit viele, z. T. entlegene Quellen zusammenträgt, gelingt es ihr allerdings kaum, die über weite Strecken rein additive Darstellung über den Status des, mit Schiller gesprochen, bloßen Aggregats zum System zu erheben. Durchaus bemerkenswerte und für die Frage nach der Funktionsweise der untersuchten Goethebilder aufschlussreiche Aspekte wie etwa die Unterminierung der hehren Zeus-/Jupiterimago durch den polemischen Verweis der Goethekritiker auf die zahlreichen Frauengeschichten des griechischen wie auch des Weimarer Olympiers (vgl. S. 156), die performative Verlebendigung der fraglichen Bilder in den Festspielen der Biedermeierzeit (S. 171 f.) oder die vor allem nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 virulent werdende Unterscheidung zwischen einem deutsch bzw. französisch geprägten Bild Zeus-Goethes (S. 277 f.) werden zwar erwähnt, aber nicht weiter verfolgt. Was, abgesehen von umständlichen oder gar falschen Genitivkonstruktionen (»die Bilder von dem zürnenden Zeus«, S. 106, bzw. »während des Sturms und Drangs«, S. 19 u. ö.) und dem inflationären Gebrauch der Partikel »ja«, »doch«,

»noch« etc., die Lektüre der Arbeit dabei aber besonders unbequem macht, sind zahlreiche argumentative Wiederholungen und Redundanzen sowie sprachlich immer wieder schiefe Bilder, angefangen etwa bei dem »in Marmor gegossen[en] Bild« Goethes (S. 201) bis hin zu seiner »in Gips gepresste[n] Büste« (S. 286, 307). Die Tatsache schließlich, dass der Großteil der besprochenen Kunstwerke nicht abgebildet, sondern lediglich in einem »Verzeichnis der erwähnten Abbildungen« erfasst ist, erschwert es dem Leser, den auf das jeweilige Objekt bezogenen Ausführungen der Verfasserin in jedem Punkt zu folgen. Gerade angesichts des ebenso traditionsreichen wie anspruchsvollen Reihentitels »Maß und Wert«, der in übergroßen Lettern auf dem Einband prangt, hätte man dem Buch an diesen wie auch anderen Stellen ein gründliches Lektorat gewünscht. So bleibt als Verdienst der vorliegenden Arbeit, anhand der Frage nach den »Bildern von Prometheus, Apollo und Zeus/Jupiter« ein umfangreiches Materialkorpus zusammengestellt zu haben, auf dessen Basis sich zweifellos viele interessante Fragestellungen werden entwickeln lassen.

Martin Dönike

Markus Winkler: *Von Iphigenie zu Medea.* *Semantik und Dramaturgie des Barbarischen bei Goethe und Grillparzer.* Tübingen 2009, VI, 278 S.

Markus Winklers Untersuchung erkundet verschiedenartige Adaptionen griechischer Mythen in der Neuzeit anhand einer exemplarischen Gegenüberstellung von zwei berühmten dramatischen Werken, deren repräsentativer Stellenwert nicht zuletzt durch die spätere Rezeptionsgeschichte (und Forschungstradition) deutlich geworden ist. Dabei bietet Winklers Buch, das aus einer Reihe von Vorträgen und Seminaren hervorgegangen ist, mehr als eine vergleichende Studie zu Goethes *Iphigenie auf Tauris* und Franz Grillparzers Medea-Trilogie *Das goldene Vließ*. Einleitend erinnert Winkler zunächst an Schillers dramaturgisches Interesse am Medea-Stoff, das er in einem Brief an Goethe vom 28. August 1798 bekundet, welches aber dann doch nicht zu einer klassischen Bearbeitung geführt hat. Auch Goethes *Iphigenie* sei als recht mühsame Arbeit am Mythos zu begreifen. In den verschiedenen Fassungen des Stücks komme das wiederholte Bestreben des Autors zum Ausdruck, den antiken Mythos zu bändigen und zu humanisieren, indem er ihn von seinem kultischen Substrat, dem Menschenopfer zu befreien sucht. Nicht ohne Grund hat Goethe, wie Winkler nachweist, in den Text der *Iphigenie* zwei Medea-Anspielungen integriert. So hat schon der klassische Autor die mythischen Gestalten Iphigenie und Medea in ein teils latentes, teils explizites Spiegelverhältnis gesetzt – eine Anregung, die später Grillparzer aufgegriffen und ausgeführt haben mag, als er seine Medea als parodistische Replik auf Goethes Iphigenie gestaltete.

Beiden modernen Dramatikern ist zunächst gemeinsam, dass sie auf eine antike Mythenüberlieferung und Stofftradition zurückblicken, denen schon in der Antike ein tragisches Format oder Potential zukam. Während in Goethes *Iphigenie* die tragische Verstrickung letztlich zugunsten einer versöhnlichen, humanen Lösung abgewendet wird, restituiert Grillparzer in seinem Stück durch die destruktiven Handlungen Medeas in Korinth das antiktragische Moment und ruft es den Zuschauern in seiner erschreckenden Gewalt vor Augen. Während sich in der *Iphigenie* die humanen Bestrebungen beispielhaft durchsetzen können, scheitert der Bildungsversuch Medeas in Korinth spektakulär.

Winkler ist es jedoch weniger um die dramenpoetologischen Aspekte zu tun als um die Frage nach den jeweiligen Verschiebungen in der kulturellen und historischen Semantik: nach den Modellierungen jener Antithese zwischen dem Barbarischen und dem Griechischen, wie sie im Kern schon den antiken mythologischen Überlieferungen um Iphigenie und Medea eingeschrieben war. Die Polarität zwischen ›griechisch‹ bzw. ›hellenisch‹ versus ›barbarisch‹ stellt für Winkler den roten Faden seiner epochenübergreifenden Studie dar und

bildet eine heuristische Leitdifferenz, die auch in den Dramenanalysen detailgenau beobachtet und veranschaulicht wird. Bezeichnete ›barbarisch‹ in der Antike zunächst all das, was ›nicht-griechisch‹, ›fremd‹ war, so nimmt die Bezeichnung bzw. das mit ihr verbundene binäre Begriffspaar zusehends die Züge einer scharfen Entgegensetzung an, die mit einer Abwertung des Barbarischen einhergeht. Die Unterscheidung, die im antiken Mittelmeerraum dazu diente, die griechische Kultur und Zivilisation zu verorten und gegenüber den benachbarten Völkern mehr oder weniger selbstbewusst abzugrenzen, kann demnach je nach Akzentuierung und Deutung in der Rezeptionsgeschichte als eine absolute bzw. exklusive gehandhabt werden. In Goethes *Iphigenie* scheint das Kulturgefälle zwischen Griechen und Taurern nicht mehr unüberwindbar, sondern durch Humanisierung zu überbrücken. Grillparzer wiederum entlarvt durch den tragischen sowie destruktiven Ausgang seines Medea-Dramas die von Goethe angedeutete Bildungsoption als trügerisch, da sie letztlich ethnozentrisch und befangen bleibt.

Um die kulturgeschichtliche Dynamik zu erfassen, die in den Dramen von Goethe und Grillparzer jeweils ausschnitthaft am Beispiel des jeweiligen Umgangs mit der Griechen-Barbaren-Differenz reflektiert wird, stützt sich Winkler zudem auf Edward Saids Konzept des Kontrapunkts. Dies ermöglicht es Winkler, das genannte Spannungsfeld, in dem sich Goethes und Grillparzers Dramen bewegen, als ethnographisch wirksame Differenz zu verstehen, anhand deren kulturelle Identitäten entworfen bzw. verfestigt werden können.

Dieses Vorgehen erlaubt Winkler eine innovative Akzentsetzung und Pointierung gegenüber der bisherigen Forschungsdiskussion. Zwar haben die Untersuchungen von Matthias Luserke-Jaqui, Hans-Georg Werner und anderen bereits die Relation zwischen Grillparzers Drama und Goethes *Iphigenie* beleuchtet und jene im Sinne einer Replik oder Parodie charakterisiert. Darüber hinaus gelingt es Winkler nun, insbesondere die kulturtheoretische und kulturgeschichtliche Relevanz, die in den unterschiedlichen Positionierungen der beiden Dramenschriftsteller impliziert ist, herauszuarbeiten und zu entfalten.

Dabei ist sich der Autor durchaus der Gefahr einer vorschnellen Aktualisierung mythologischer Adaptionen des 18. und 19. Jahrhunderts im Zeichen neuerer geopolitischer Debatten bewusst. Zu Recht verweist er indes auf die teils bis in die Antike zurückreichende Genealogie bis heute maßgeblicher Leitunterscheidungen – auch wenn diese nicht mehr mit demselben mythologischen Personal assoziiert werden.

Bei *Iphigenie* gelingt – wie Winkler hervorhebt – der Versuch, das Verhältnis von heroischem Mythos und kultischer Gewalt, das der antike Bezugstext des Euripides als zentrale Problematik gestaltet, untragisch zu lösen. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass die Vermeidung des Tragischen bei Goethe durchaus im Zeichen eines glücklichen Augenblicks und vorübergehenden Gelingens steht, dessen Wiederholbarkeit und Modellcharakter kaum gewährleistet scheint. Bei Grillparzer erweist sich der Bildungsversuch Medeas vollständig als Illusion – das Drama mündet nicht zufällig in einem Akt der Destruktion. Es spricht für Winklers sorgfältige Analyse, dass er die Dramen trotz der Herausarbeitung von pointierten Positionierungen nicht auf Thesendramen reduziert, sondern in beiden Fällen an die Uneindeutigkeit der Gattung erinnert. Insofern ist jeweils mit rezeptionsästhetischen Spielräumen zu rechnen, die auch in modernen Inszenierungen ausgeschöpft werden können.

Winklers anregende komparatistische und kulturwissenschaftliche Studie ist in einem angenehmen, sehr leserfreundlichen Stil verfasst und überzeugt durch die Anschaulichkeit und Detailgenauigkeit der erzielten Ergebnisse. Dabei geht der Verfasser über den Autoren- und Dramenvergleich weit hinaus und lässt den Leser *en passant* immer wieder an seinen profunden Kenntnissen der Mythen- und Stofftraditionen teilhaben, so dass die Lektüre des Buchs zu einer Bereicherung und einem Vergnügen wird. Zudem ist es zu begrüßen, dass Winkler mit seiner Untersuchung zwei vertraute Dramen des literarischen Kanons sehr überzeugend in neuere kulturtheoretische und ethnographische Diskussionskontexte eingebracht hat.

Annette Simonis

Lea Marquardt: *Goethes »Faust« in Frankreich. Studien zur dramatischen Rezeption im 19. Jahrhundert*. Heidelberg 2009, 545 S.

Nachdem Germaine de Staël mit ihrem Buch *De l'Allemagne* (1814) ihre Landsleute mit Goethes *Faust* bekanntgemacht hatte, wurde das Werk vor allem durch die schwungvolle – schon von Goethe selbst, später auch von der Literaturwissenschaft gelobte – Übersetzung von Gérard de Nerval (1828), durch die Zeichnungen aus der Feder von Eugène Delacroix und durch Charles Gounods Oper *Faust* (1859) in Frankreich popularisiert. Zahlreiche Gelegenheitsdichtungen und die Allgegenwart des *Faust* auf den Pariser Bühnen zeugen von der nachhaltigen Prägung der französischen Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts durch Goethes Drama.

Lea Marquardts Studie setzt sich zum Ziel, die dramatische Rezeption von Goethes Werk im damaligen Frankreich nachzuzeichnen und literarhistorisch zu deuten, da trotz der intensiven Beschäftigung der Forschung mit Goethes *Faust* der Rezeption des Dramas in Frankreich keine zufriedenstellende Gesamtdarstellung gewidmet wurde. Ältere Darstellungen der französischen *Faust*-Rezeption (z. B. Ferdinand Groß, 1889; Pierre Lasserre, 1929) beruhen nicht selten auf Mutmaßungen und bleiben ungenau. Karl Heinz Kubes Analyse *Goethes »Faust« in französischer Auffassung und Bühnendarstellung* (1932) stützt sich auf ein fragmentarisches Textkorpus und bietet vor allem Inhaltszusammenfassungen. Geneviève Bianquis (1955) beschränkt sich auf die künstlerischen Höhepunkte der französischen Rezeption. Charles Dédéyans grundlegende Darstellung *Le thème de Faust dans la littérature européenne* (4 Bde, 1954-1967) befasst sich mit der europäischen Behandlung des Mythos, wobei die französische Rezeptionsgeschichte knapp und unzusammenhängend ausfällt. Aufschlussreich, wenngleich in mancher Hinsicht lückenhaft und nicht fehlerfrei, ist Fernand Baldenspergers wiederholte Beschäftigung mit dem Thema, insbesondere seine *Bibliographie critique de Goethe en France* (1907) und seine Monographie über *Goethe en France* (^{2}1920). Auch die umfänglichste Bibliographie zu Goethes *Faust*, die Hans Henning zu verdanken ist (1966-1976), kann im Hinblick auf die französische Rezeption keineswegs als erschöpfend gelten.

Gewissenhaft berücksichtigt die Verfasserin all diese Studien, ohne die neueren Arbeiten zu vernachlässigen, die sich mit der Rezeption von Goethes *Faust* oder mit dem Original befassen (Enea Balmas, André Dabezies, Andreas Anglet, Jochen Schmidt, Albrecht Schöne, Ulrich Gaier u. a.). Auch die relevanten Forschungsergebnisse im Bereich der musikalischen Rezeption (Walter Aign, Hermann Fähnrich, Andreas Meier, Hans Joachim Kreutzer u. a.) finden Berücksichtigung, obwohl Lea Marquardts Fragestellung keine musikgeschichtliche ist.

Bisher sind die Primärtexte der französischen *Faust*-Rezeption im 19. Jahrhundert nur unvollständig erfasst und das Problem wurde nur ausschnitthaft behandelt. Die durch eigene Bibliotheksrecherchen von der Verfasserin erstellte ausführliche Bibliographie (Anhang I) erschließt die dramatische *Faust*-Rezeption mit dem erstmaligen Anspruch größtmöglicher Vollständigkeit. Die Untersuchung stützt sich auf ein Textkorpus, das Übersetzungen, Dramen und Libretti einschließt. Neben den Übersetzungsanalysen greift die Verfasserin auf die Methode der Intertextualitätsanalyse zurück, wobei sie unter ›Intertextualität‹ nur die bewusste Bezugnahme auf bestimmte Texte, Goethes *Faust*-Dichtungen, versteht.

Aus einem einführenden Teil, der dem vorgoetheschen Faust-Mythos in der französischen Literatur gewidmet ist, geht hervor, dass eine breite Rezeption des Stoffes und eine wahre Begeisterung erst mit dem Erscheinen der frühen Goethe-Übersetzungen einsetzen. Das darauffolgende erste Kapitel, das sich mit den *Faust*-Übersetzungen befasst, stellt heraus, dass in sehr vielen Fällen bewusste Eingriffe in das Original zur Anpassung an das französische kulturelle Umfeld vorgenommen wurden. Die stark auf Mephisto ausgerichtete Interpretation von Germaine de Staël wie deren Um- und Missdeutungen des Dramas haben das französische Verständnis des *Faust* maßgeblich geprägt. Die vielbewunderte Übersetzung von Gérard de Nerval, die den Anstoß zu zahlreichen französischen *Faust*-Dichtungen gab,

wird aufgrund ihrer epochalen Bedeutung von der Verfasserin ausführlicher untersucht. Sehr viel seltener als an *Faust I* wagte man sich an den generell als schwerer verständlich geltenden zweiten Teil der Tragödie.

Das zweite Kapitel nimmt die *Faust*-Dramen unter die Lupe. Unterschieden werden bei dieser großen Gruppe drei Kategorien: *Faust*-Adaptionen, *Faust*-Allusionen in selbständigen Dramen, die sich in einzelnen Figuren, Szenen oder Handlungsmomenten auf Goethes Tragödie beziehen, und schließlich Texte, die sich weder inhaltlich noch strukturell an Goethes Werk orientieren, sondern das Drama oder dessen Figuren metapoetisch diskutieren. *Faust*-Adaptionen neigen grundsätzlich dazu, das Original zu vereinfachen und auf die Liebesgeschichte zu reduzieren. Die metapoetischen *Faust*-Dramen vermitteln das französische Verständnis des *Faust I* (Degradierung Fausts zum Zauberer, Nicht-Beachtung des Erkenntnisdrangs, vorrangige Verarbeitung der Gretchenhandlung).

Das dritte Kapitel setzt sich mit der musikalischen Rezeption des *Faust* auseinander. In diesen Bereich gehören zwei der weltweit bekanntesten Rezeptionszeugnisse des Stoffes: Charles Gounods *Faust* (1859), das Musterbeispiel für eine originalgetreue Umsetzung von Goethe, und *La damnation de Faust* (1846) von Hector Berlioz, der stets bereit ist, sich von Goethes Vorgaben zu entfernen, um seinen eigenen *Faust* zu schaffen. Insgesamt bekunden die musikalischen Adaptionen eine beachtliche Eigenständigkeit im Umgang mit dem Stoff. Nach den Adaptionen betrachtet die Verfasserin die musikalischen Parodien und die Bearbeitung der Tragödie in Ballett-Szenarien. Unter den Zeugnissen der französischen *Faust*-Rezeption haben neben der bildkünstlerischen Auseinandersetzung von Delacroix und der Übersetzung von Nerval die musikalischen Bearbeitungen den größten bleibenden Ruhm erlangt.

Ein abschließendes Kapitel fasst die Ergebnisse in Form einer chronologischen Untersuchung zusammen, würdigt in einem Ausblick die lyrische und epische *Faust*-Rezeption im 19. Jahrhundert und verweist auf das anhaltende Interesse für die Tragödie im 20. Jahrhundert. Ergänzt wird die Arbeit – zusätzlich zu der bereits erwähnten Bibliographie – durch einen umfangreichen Quellenanhang, der zentrale Auszüge aus den analysierten, meist schwer zugänglichen Werken enthält.

Im Vergleich zu den beachtlichen Vorzügen dieser Studie haben leicht störende Aspekte nur ein geringes Gewicht. Überraschend wirkt zunächst die von der eigentlichen Untersuchung losgelöste und vorausgeschickte Darstellung der politischen, historischen und literarischen Hintergründe des 19. Jahrhunderts: Diese Vorgehensweise führt zu Redundanzen oder setzt voraus, dass die Kontextualisierung der folgenden Textanalysen dem Leser überlassen wird. Seltsam wirken die weitläufigen Kommentare von Werken mit bloßen *Faust*-›Allusionen‹, die bestenfalls am Rande dem Textkorpus zugehörig sind. Im Falle der Märchenoper *La coupe du roi de Thulé* (1873) von Louis Gallet und Edouard Blau lieferte Goethes *König von Thule* lediglich die Idee, das Libretto aber hat mit Goethes Dichtung – so die Verfasserin – »kaum noch Gemeinsamkeiten« (S. 323). Auch das von Halévy vertonte Ballett *La Tentation* (1832) ist »kein *Faust*-Ballett im eigentlichen Sinn« (S. 370), sondern entlehnt »lediglich Elemente des Stoffs« (ebd.). Schließlich überrascht die ausführliche Untersuchung des von Heinrich Heine für ein Londoner Theater verfassten Ballettszenarios *Der Doktor Faust* (1851): Die Verfasserin schreibt diesbezüglich selbst: »Heines Ballett […] ist weder der französischen, noch der deutschen Literatur eindeutig zuzurechnen: zudem stellt es keine Auseinandersetzung mit Goethe dar« (S. 379). Abgesehen von der problematischen Zugehörigkeit zum Korpus ist Heines Respektlosigkeit und Distanzierung gegenüber Goethe in keiner Hinsicht repräsentativ für das Verhalten der meisten französischen Dichter, die bemüht waren, Goethes Dichtung in die französische Literatur zu importieren.

Diese Kleinigkeiten aber und sogar die überraschenden – nicht seltenen – sprachlichen Nachlässigkeiten, die in einer Neuauflage zu berichtigen wären, kann der Leser verschmerzen in Anbetracht des durchaus positiven Gesamteindrucks dieser verdienstvollen, materialreichen, gewinnbringenden und anregenden Studie.

Raymond Heitz

Paola Del Zoppo: *»Faust« in Italia.* *Ricezione, adattamento, traduzione del capolavoro goethiano.* Roma 2009, 314 S.

Der 200. Jahrestag des Erscheinens von *Faust. Eine Tragödie* ist in Italien mit verschiedenen Tagungen und Veröffentlichungen begangen worden, unter anderem mit einer Goethes Meisterwerk gewidmeten Nummer der Zeitschrift *Cultura Tedesca*. Das bedeutendste Ereignis stellt jedoch Paola Del Zoppos breit angelegte und umfassende Monographie zum ›*Faust* in Italien‹ (Rezeption, Bearbeitung, Übersetzung) dar: eine ebenso komplexe wie streng durchgeführte Untersuchung der italienischen Rezeption, d. h. der Studien zu Goethes Werk und dessen Übersetzungen vom frühen 19. Jahrhundert bis in unsere Gegenwart hinein. Jahrzehntelang ist die deutsche Literatur auf dem Umweg über Paris nach Italien gekommen und die ersten Übersetzer von Goethes *Faust* sind insofern nur Übersetzer von Übersetzern gewesen, wie die erste italienische *Faust*-Übertragung belegt, die von dem im Brüsseler Exil lebenden Mazzini-Jünger Giovita Scalvini stammt. Von Belang ist auch die Tatsache, dass Goethes Werk im frühen 19. Jahrhundert aus einer gewissen Distanz, ja sogar mit Ablehnung betrachtet wurde. Das erklärt sich mit der vermeintlich ›unpolitischen‹ Haltung des deutschen Schriftstellers, dem man Schiller als Sänger der Freiheit bei weitem vorzog, wie sich an dessen Vertonungen durch Mercadante, Donizetti, Rossini und Verdi zeigt. Erst nach 1850 ist es durch Francesco De Sanctis, den Begründer der modernen Italianistik, zu einer Neubewertung der Werke Goethes und insbesondere des *Faust* gekommen, der nun als Hauptwerk der Weltliteratur neben Dantes *Divina Commedia* zu stehen kam: So wie Dantes Dichtung den höchsten Ausdruck der vormodernen Menschheit bilden sollte, wurde *Faust* zum Symbol für den modernen Menschen erklärt.

Mit De Sanctis hat sich die italienische Literaturkritik nach Neapel verlagert und ihre Fortsetzung in den Arbeiten des offen antiakademischen Vittorio Imbriani gefunden, der den *Faust* als ein ›verfehltes Meisterwerk‹ abqualifiziert und ihn als ›schlecht verbundenes Collier‹ bezeichnet, weil zwar jedes einzelne Element einer kostbaren Perle gleiche, das Ganze aber keine Einheit bilde. Dieses Problem der Einheit des *Faust* hat die Goethe-Forschung in Italien lange beschäftigt und steht auch noch im Zentrum der ersten Monographie zu Goethe, die Benedetto Croce, der bedeutendste italienische Philosoph des 20. Jahrhunderts, im verhängnisvollen Jahr 1919 veröffentlicht hat. In einer Zeit entstanden, als Italien sich im Krieg mit Deutschland und Österreich befand, bestätigt Croces *Goethe* die geistige Offenheit des Verfassers, der Politik und Kultur durchaus auseinanderzuhalten wusste. Seinen poetologischen Überzeugungen gemäß, macht Croce einen Unterschied zwischen den politisch-kulturellen Entscheidungen bzw. Vorlieben Goethes und seinem lyrischen Schaffen. Was zuvor Anlass für Kritik und Polemik gewesen war (Goethes Distanz zu den Problemen seiner Zeit), wird bei Croce nun zur entscheidenden Bestätigung der poetischen Echtheit des Verfassers von *Faust*. Croce ist auch der Erste gewesen (und bis heute einer von sehr wenigen geblieben), der in einem stupenden Kapitel seiner Goethe-Monographie die Figur Wagner positiv gedeutet hat: *Der Pedant Wagner.* Wenn Wagner auch kein genialer Gelehrter ist, beharrt er doch auf dem humanistischen Wert des Lernens als unersetzbarer Geistesdisziplin. Überdies versteht Croce – als erster Italiener – die tiefe symbolische und poetische Bedeutung der Helena-Figur, dieser außerordentlichen Synthese von Klassik und moderner Sensibilität. Die intellektuelle Dichte und geistige Aktualität von Croces Studie bestätigt sich angesichts der beinahe gleichzeitig erschienenen Goethe-Monographien von Georg Brandes und mehr noch von Friedrich Gundolf, dessen titanische *Faust*-Interpretation von Croce aus humanistischer Warte angefochten wurde.

Croces Denken ist von immenser Wirkung gewesen und seine *Ästhetik* hat die gesamte Literaturkritik Italiens im 20. Jahrhundert entscheidend beeinflusst. Seine Schüler haben ihm enthusiastisch zugestimmt, wie etwa die *Faust*-Essays des Florentiner Germanisten und Komparatisten Vittorio Santoli zeigen. Croce hat jedoch auch heftigen Widerspruch pro-

voziert, z. B. die scharfe Polemik von Seiten Guido Manacordas. Manacorda (dessen Lektor vorübergehend kein Geringerer als Victor Klemperer war) verdanken wir im Goethe-Jahr 1932 eine ebenso erfolgreiche wie umstrittene Übersetzung des ganzen *Faust*, die 1949 mit einem umfassenden Kommentar sowie mit einer weitläufigen Einleitung neu aufgelegt wurde. Fast gleichzeitig erschien auch die Übersetzung Vincenzo Errantes, eines Germanisten von lyrischer Begabung, dessen *Faust* einen deutlichen Einfluss der Dichtungen D'Annunzios spüren lässt. Vor seiner Übersetzung hatte Errante bereits eine imposante Monographie in drei Bänden publiziert: *Il Mito del Faust, dal personaggio storico alla tragedia di Goethe* (›Der Faust-Mythos: von der historischen Gestalt zu Goethes Tragödie‹; die Erstausgabe von 1922 ist 1951 wieder aufgelegt worden).

In jüngster Zeit ist *Faust* durch die Neuübersetzung von Franco Fortini, einem bedeutenden Dichter und Intellektuellen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in mehrfacher Hinsicht erneut in den Fokus der kulturellen Öffentlichkeit Italiens gerückt, zumal Fortini seine vieljährige ›Herkulesarbeit‹ mit zahlreichen kritischen Beiträgen insbesondere zur Praxis des Übersetzens begleitet hat. Paola Del Zoppos Untersuchung geht auch auf den noch unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Fortini und seinem ›Geheimrat‹ Cesare Cases ein. Als umfassend gebildeter Germanist spielt Cases dort seine Belesenheit nicht nur in der deutschen, sondern auch in der englischen und französischen Goethe-Philologie aus und ergänzt dies durch seine profunde Bildung in klassischer Philologie, die für ein angemessenes Verständnis des zweiten Teils von *Faust* unverzichtbar ist. Nicht zuletzt geht Paola Del Zoppos Studie auch auf die bislang letzte *Faust*-Übersetzung (1990) von Andrea Casalegno ein, der die nun schon in die Dutzende gehenden Versuche seiner Vorgänger gründlichst studiert und für seine eigene Übertragung fruchtbar gemacht hat.

Zu Recht befasst sich Del Zoppos Monographie mit den Beiträgen zur Goethe-Forschung der wichtigsten Literaturwissenschaftler und Germanisten Italiens, insbesondere mit den Arbeiten Ladislao Mittners, des Begründers der Germanistik in Italien, und seines Schülers Giuliano Baioni, dessen zwei in Italien Epoche machenden Goethe-Monographien noch immer nicht überholt sind und von der deutschen Germanistik vielleicht unterschätzt werden. Den Schluss der Untersuchung bilden ein umfassender Vergleich der verschiedenen Übersetzungen sowie eine kenntnisreiche Auseinandersetzung mit Bearbeitungen und Umformungen des Faust-Stoffes. Das beginnt mit Arrigo Boitos Oper *Mefistofele* von 1868, bei deren Uraufführung an der Mailänder Scala ›der Teufel los war‹, so dass der Komponist sein Werk zurückzog und 1875 eine ›gezähmte‹ und vor allem gekürzte Version vorlegte. Während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat Goethes *Faust* mehrere Umarbeitungen und Parodien inspiriert, etwa *Faust '67* des Sprachschöpfers Tommaso Landolfi oder *Faust. Un travestimento* (*1985*) von Edoardo Sanguineti, einem der prominentesten Vertreter der italienischen Neoavantgarde. 1990 ist Giovanni Testoris höchst umstrittene Parodie *Sfaust* erschienen (der Anfangsbuchstabe ›S‹ ist natürlich abfällig gemeint). Giorgio Strehler hat seit 1988 wiederholt *Faust* inszeniert und kritische Abhandlungen dazu verfasst, die von erheblicher Wirkung auf das Theaterleben in Italien gewesen sind.

Del Zoppos Monographie *Faust in Italia* bietet, wie jede komparatistische Untersuchung, einen Beitrag zur Interpretation des Werks und zugleich eine profunde kulturgeschichtliche Analyse der italienischen Literaturwissenschaft, die an Goethes Meisterwerk ihr Selbstbewusstsein entwickelt hat. Nur die Dichtungen Homers, Dante und das Theater Shakespeares haben die italienische Kultur in ähnlich tiefgreifender Weise beeinflusst – dennoch stellen Goethe und sein *Faust* (den vielen Übersetzungen und ungezählten, gelegentlich auch wirklich bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten zum Trotz) noch immer ein Rätsel dar, das sich dem endgültigen Verständnis widersetzt, obwohl doch jede Übersetzung und jeder Forschungsbeitrag ›faustisch‹ danach streben muss.

Marino Freschi

Edda Burger-Güntert: *Robert Schumanns »Szenen aus Goethes ›Faust‹«*. *Dichtung und Musik*. Freiburg i. Br. 2006, 692 S.

Über die Verflechtungen von »Dichtung und Musik«, zumal in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sind in der Germanistik schon viele Qualifikationsarbeiten verfasst worden, aber nur wenige zeichnen sich durch die notwendige literatur- und musikwissenschaftliche Doppelkompetenz aus. Zu diesen rühmlichen Ausnahmen gehört die Monographie von Edda Burger-Güntert, eine bei Günter Schnitzler entstandene Freiburger Dissertation. Zwar fehlt ihr die vertiefte theoretische Reflexion, doch lassen die Textinterpretationen und Musikanalysen in ihrer Sorgfalt wenig zu wünschen übrig und demonstrieren eingehend das innige Zusammenspiel von Dichtung und Musik in Schumanns *Szenen aus Goethes »Faust«*. Ihr eingangs formuliertes Ziel, »etwas von der Faszination dieses ›Gipfeltreffens‹ zweier ›Erwählter‹ in Dichtung und Musik zu vermitteln, zu einem besseren Verständnis beizutragen und das wachsende Interesse an Schumanns *»Faust«-Szenen* mit zu fördern« (S. 40), kann die Studie daher durchaus erfüllen.

Nach Siglenverzeichnis (Kapitel I) und Einleitung (Kapitel II) – wo, wie in der Schlussbetrachtung (Kapitel VI), m. E. etwas zu häufig der Superlativ gebraucht und überraschend unreflektiert von der »Genialität« Goethes und Schumanns bzw. der »Kongenialität« der *Szenen* gesprochen wird – widmet sich die Verfasserin eingehend Schumanns Beziehung zu Goethe und seinem Werk (Kapitel III). Dabei konzentriert sie sich auf zwei Aspekte: die melancholischen Figuren in seinen Texten, die für Schumann aufgrund seiner Neigung zur Melancholie von großem Interesse gewesen seien, sowie das Spätwerk Goethes, mit dem sich Schumann im Unterschied zu seinen Zeitgenossen besonders intensiv beschäftigt habe. Die Verfasserin führt diese Beschäftigung vor dem Hintergrund neuerer Forschung auf die »wachsende Bedeutung zurück, die die Musik in thematischer und motivischer, hauptsächlich aber in struktureller Hinsicht in der späten Dichtung« (S. 78) gewinne. Schade nur, dass sie diese strukturelle Dimension nicht stärker ausführt. Die formalen Ähnlichkeiten etwa, die mit Verweis auf eine Studie Johannes Bauers zwischen Goethes und Beethovens Spätwerk festgestellt werden, sind in ihrer Allgemeinheit – z. B. das Aufbrechen geschlossener Formen, Selbstreferentialität, Zusammenfügen von Disparatem – nicht allein für diese beiden Spätwerke, sondern auch für andere Texte kennzeichnend. Hier wäre ein Verweis auf die Formexperimente frühromantischer Dichter angebracht gewesen, zumal Schumann in diesem Zusammenhang ein Gedicht von Friedrich Schlegel zitiert, wie die Verfasserin beiläufig erwähnt (S. 83). Wichtiger ist aber, dass diese Gemeinsamkeiten noch gar keinen Hinweis auf eine ›Musikalität‹ der Dichtung Goethes darstellen, handelt es sich doch keineswegs um genuin musikalische Strukturen. Mit diesem Problem steht die Verfasserin aber nicht allein, denn es betrifft viele Versuche, die strukturelle Affinität von Literatur zur Musik zu beschreiben. Gerade deswegen hätten aber, wie in der Forschung geschehen, diese grundsätzliche Schwierigkeit, ihre Gründe und der eigene Umgang damit thematisiert werden müssen. Das Fehlen einer theoretischen Reflexion über die Verflechtungen von Dichtung und Musik, wie es die Studie insgesamt kennzeichnet, macht sich an dieser Stelle schmerzlich bemerkbar. Das gilt auch für einige Passagen des Kapitels IV, in dem sich die Verfasserin mit den Problemen der musikalischen *Faust*-Rezeption im 19. Jahrhundert beschäftigt. Hier distanziert sie sich bisweilen nicht genug von ihren Autoren und verfängt sich so in der seit dem späten 18. Jahrhundert topischen Zuordnung von Musik zu »Unvernunft« und »Gefühl« (S. 130). Daraus leitet sie eine latente Unvereinbarkeit von *Faust II* als »eher die ›Reflexion‹ als das ›Gemüt‹« (S. 134) ergreifendem Werk und der Musik ab. So bewirke auch Schumanns Musik eine »Emotionalisierung der Faust-Gestalt« (S. 130) und damit tendenziell eine Reduzierung (S. 137). Diese rechtfertigt die Verfasserin jedoch damit, dass es eine »›passende‹ Vertonung des *Faust*« nicht geben könne und sogar nicht geben dürfe, »weil sie dem Fortleben der Dichtung […] unzuträglich wäre« (S. 138).

Das Herzstück des Buches bildet das gut 530 Seiten umfassende Kapitel V, in dem die Verfasserin die eigentliche Analyse der *Szenen aus Goethes »Faust«* vornimmt. Im ersten, kürzeren Teil des Kapitels widmet sie sich der Struktur der *Szenen*, wie sie sich aus Schumanns Auswahl aus Goethes *Faust* ergibt. Sie greift zunächst den Begriff des Fragments auf, den die musikwissenschaftliche Forschung bislang vor allem in pejorativer Weise auf Schumanns *Szenen* appliziert hatte. Dabei macht sie mit Bezug auf die neuere Goethe-Forschung darauf aufmerksam, dass sich Goethes späte Dichtung vom Prinzip der Geschlossenheit insofern abwende, als sie Formen wie »Fragment, Aphorismus und Reihe« (S. 145) bevorzuge. Vor diesem Hintergrund werde auch der *Faust* als »fragmentarische[s] ›Ganze[s]‹« (S. 145) lesbar, dem es aufgrund »leitmotivische[r] Verknüpfungen, […] zyklische[r] Struktur und komplexe[r] Spiegelungstechnik« (S. 146) keinesfalls an »›Einheit‹« (S. 145) mangele. Gleiches gelte für Schumanns *Szenen*, deren vielgescholtene Reihenform und Zwitterhaftigkeit der Gattung die Struktur des *Faust* somit widerspiegele. Zugleich versteht die Verfasserin das Fragment als geeignete Form, »das nicht zu Gestaltende, sich dem bannenden Zugriff stets Entziehende annähernd zu gestalten« (S. 149) – eine Problematik, die sie als Grundthematik beider Werke begreift. In den folgenden Teilen des Kapitels V.1 führt sie diese Thesen schlüssig aus, indem sie zunächst auf Schumanns Entscheidung, keine *Faust*-Oper zu komponieren, eingeht, sodann seine Szenenauswahl analysiert und die inneren Zusammenhänge der Szenen herausarbeitet, um schließlich auf die Herausforderungen einer Gesamtaufführung zu sprechen zu kommen.

Der zweite Teil des V. Kapitels widmet sich einer detaillierten Analyse der einzelnen Szenen des schumannschen Werks, wobei in der Regel zunächst die Textvorlagen und dann die Kompositionen Schumanns eingehend untersucht werden. Wie schon in Kapitel V.1.3 und V.1.4 überzeugen hier vor allem die Textinterpretationen durch Genauigkeit und Sensibilität. Große Sorgfalt waltet auch in den Analysen der Musik. Durchweg gelingt es der Verfasserin zu zeigen, wie intensiv sich Schumann in seiner Vertonung mit Goethes *Faust* auseinandersetzt, wobei er die Schwerpunkte auf den »Kampf gegen dunkle, zersetzende Kräfte, die Sehnsucht nach einer Befreiung von allem hinderlichen Körperlichen, das Wiederfinden der Liebenden in höheren Sphären und die reinigende Verklärung durch die ›allmächtige Liebe‹ des Ewigweiblichen« (S. 64) lege. Jedoch weist schon die häufige Rede von »Vertonung« (z. B. in den Kapitelüberschriften aus V.2) in Bezug auf Schumanns Komposition auf ein Problem der musikwissenschaftlichen Analysen hin. Im Kleinen wie im Großen versucht die Verfasserin nämlich, Goethes *Faust* in Schumanns Werk wiederzufinden. Ihr Buch ist von dem Wunsch getragen, Schumanns Komposition von dem auf ihr lastenden negativen Urteil, Ausdruck geistigen Verfalls zu sein, zu befreien, indem ihre Adäquatheit (S. 77), ihr »tiefgehendes Verständnis« (S. 36) des *Faust* demonstriert wird. Dadurch lässt sie sich die Möglichkeit entgehen, auch Konflikte und Brüche zwischen Dichtung und Musik zu entdecken, in denen Schumanns Komposition Goethes dramatischen Text in Frage stellt und dadurch möglicherweise auf überzeugendere Weise die »frappante Modernität« (S. 36) aufweist, die die Verfasserin ihr zuspricht. In Zusammenhang damit steht auch die mangelnde medientheoretische Reflexion darüber, inwiefern Musik überhaupt ›etwas ausdrücken‹ kann – im frühen 19. Jahrhundert eine vieldiskutierte Frage. So neigt die Verfasserin dazu, Schumanns Musik in sprachlich gefasste Gefühlszustände zu übersetzen, ohne darüber nachzudenken, auf welcher Grundlage dies geschieht: etwa vor dem historischen Hintergrund zeitgenössischer musikalischer Konventionen oder überlieferter Hörerlebnisse oder dem – möglicherweise rezeptionstheoretisch zu rechtfertigenden – anachronistischen Hintergrund subjektiver Höreindrücke.

Bleibt die Frage, die sich jedes Buch gefallen lassen muss: Warum soll man es lesen? Sicher ist es für jeden ein Muss, der sich mit Goethes *Faust* oder mit Schumanns Werken befasst. Für diese Leser lohnt sich die sonst vielleicht eher abschreckende Länge von 692 Seiten. Sicher ist auch für jeden, der sich mit dem intermedialen Forschungsbereich »Musik und Literatur« im Sinne Stephen Paul Schers (z. B. Lied, Oper) beschäftigen will, eine mindestens

kursorische Lektüre sehr sinnvoll. Einen noch größeren Leserkreis hätte das Buch jedoch gewonnen, wenn es sich breiteren Kontexten sowie der theoretischen Reflexion geöffnet hätte. Auch wenn das auf Kosten mancher Detailuntersuchungen gegangen wäre, hätte sich diese Ausweitung für die Studie auf jeden Fall gelohnt.

Nicola Gess

Ghorbanali Askarian: *Ost-westliche Begegnung in der Poesie. Muhammad Iqbals »Botschaft des Ostens« als Antwort auf Goethes »West-östlichen Divan«.* Berlin 2009, 201 S.

Muhammad Iqbal (1877-1938) gilt als einer der wichtigsten Dichter und Denker der Muslime Südasiens. Hauptanliegen war ihm die Mobilisierung der Muslime Indiens und der gesamten islamischen Welt hin zu religiöser und politischer Erneuerung. Neben seiner Urdu-Dichtung, die vor allem in Südasien bekannt ist, verfasste er zahlreiche Werke in persischer Sprache, die ihm ein Wirken außerhalb des südasiatischen Sprachraums ermöglichten. Bedeutende Teile seiner Dichtung wurden von Annemarie Schimmel und Christoph Bürgel ins Deutsche übersetzt, darunter Passagen aus der *Botschaft des Ostens*. Neben europäischen Philosophen wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Immanuel Kant, Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Nietzsche und Henri Bergson hatte Iqbal sich auch mit Goethe beschäftigt, teils in englischer Übersetzung, teils im Original. Er hat in seinen Schriften mehrfach betont, wie sehr er Goethe schätzte und wie sehr er sich ihm geistig verwandt fühlte. Dies fand Ausdruck nicht nur in seinen *Stray Reflections*, seinen Reden und seiner *Botschaft des Ostens*, sondern auch in der schöpferischen Adaption einiger Gedichte Goethes. Diese Verehrung Goethes durch Iqbal spiegelt in gewisser Weise Goethes Verehrung für Hafis.

Goethes *Divan* liegt mittlerweile in einer Urdu-Übersetzung vor. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich die Forschung in Europa und in Südasien dem Thema Iqbal und Goethe zuwandte. Aufsätze dazu in englischer und deutscher Sprache wurden u.a. von Annemarie Schimmel, Alessandro Bausani, Christoph Bürgel, Ingeborg H. Solbrig und in jüngerer Zeit von Anil Bhatti verfasst. In Pakistan widmete sich vor allem Ikram Chaghatai diesem Thema. Eine Monographie zum Vergleich von Iqbals *Botschaft* und Goethes *Divan* lag bisher aber nicht vor und es ist sehr zu begrüßen, dass diese Lücke mit der vorliegenden Arbeit geschlossen wurde.

In seinen einleitenden Bemerkungen bezeichnet Askarian Iqbal in Anlehnung an Schimmel als den einzigen Dichter des Orients, »der versucht hat, zu einer Synthese des östlichen und westlichen Gedankenguts zu gelangen« (S. 9). Ziel der Arbeit soll sein, auf der Basis einer sorgfältigen Analyse der Werke der poetischen Begegnung beider Kulturen näherzukommen (S. 11). In Kapitel 2 weist Askarian zuerst auf mögliche Gründe für Iqbals Wahl des Persischen hin und erläutert dann die Umdeutung traditioneller persischer Sprachbilder durch Iqbal. Hierbei erwähnt er die Verwendung zentraler persischer Bilder durch Goethe und betont die Berührungspunkte zwischen beiden. Kapitel 3 ist dem Vergleich der Struktur der *Botschaft des Ostens* und des *West-östlichen Divan* gewidmet. Dabei nennt er als einen wesentlichen Unterschied beider Werke: das Fehlen des Politischen bei Goethe und die große Bedeutung des Politischen bei Iqbal (S. 34f.), unterstreicht aber auch die Gemeinsamkeit des Gedankens, dass die Zusammenarbeit beider Kulturen nur durch Liebe und gegenseitige Akzeptanz zustande kommen kann (S. 36). Als eine weitere Übereinstimmung zeigt er auf, dass die Dichter ihre jeweilige Welt als unerträglich empfanden (S. 37) und nach dem »*reinen Osten*« suchten, den sie allerdings unterschiedlich auffassten (S. 38). Ausführlich geht Askarian auf die verwendeten Gedichtformen ein, bei denen er mehrere gegenseitige Anleihen nachweist. Abschließend äußert er sich zu Iqbals Stil.

Nach der überwiegend formalen Analyse in Kapitel 3 wendet sich Askarian in Kapitel 4 der inhaltlichen Analyse der Werke zu. Hierbei stellt er Iqbals Goethe-Bild an den Anfang. Besonders detailliert und durch zahlreiche Zitate belegt beschreibt er Goethes Verhältnis zur islamischen Mystik und insbesondere zu Rumi, immer im Hinblick auf Iqbals Interpretation. Iqbal bezeichnet in der *Botschaft* Goethe und Rumi gleichermaßen als seine spirituellen/geistigen Führer, vergleicht sich aber auch selbst mit Goethe und betont den fundamentalen Unterschied in ihrer Wirkungsabsicht. Askarian zitiert Iqbals Verse, die die prophetische Mission seiner Dichtung benennen, versäumt es aber, Bezüge zur quasi-prophetischen Verehrung des jungen Goethe und zur Auffassung des Dichters als Prophet im Sturm und Drang herzustellen. Sehr zu Recht weist er hingegen auf eine wesentliche Gemeinsamkeit beider Dichter hin: Sie lehnen das Konzept des ›Entwerdens‹ ab und appellieren an den Menschen, sein ›Ich‹, sein Menschentum nicht aufzugeben, auch nicht für die Allmacht Gottes (S. 63). Desgleichen stellt er die Parallelität in der produktiven Auseinandersetzung Goethes mit Hafis und Iqbals mit Goethe heraus.

Diese Passage enthält jedoch einige problematische Äußerungen. So meint Askarian, Iqbal wiederhole »eintönig« sein Anliegen (S. 70) und bringe in den verschiedenen Gedichtformen »inhaltlich nichts Neues« (S. 71). Damit ignoriert er die fundamentalen Veränderungen, die Iqbals Anschauungen im Laufe seines Lebens erfuhren. Gleichzeitig reduzieren solche Aussagen Iqbal auf einen Ideologen und stellen seine Bedeutung als Dichter in Abrede. Weitere Themen in Kapitel 4 sind Iqbals politische Motive und seine Behandlung von Individuum und Gesellschaft in der *Botschaft*. Askarian betont hierin Iqbals Botschaft von der Schöpferkraft und der dynamischen Natur des (idealen) Menschen und seine Rolle als Statthalter Gottes auf Erden.

Kapitel 5 beschäftigt sich mit Iqbals Reaktion auf Gedichte von Goethe und Heine.

In Kapitel 6 wendet sich Askarian dann der wichtigen Figur des Satans bei Iqbal zu, die er von Goethes Mephistopheles beeinflusst sieht. Kapitel 7 behandelt das Verhältnis von Liebe und Verstand – ein zentrales Thema bei Iqbal wie bei Goethe. In Kapitel 8 fasst der Autor die Charakterisierung europäischer Denker im Werk Iqbals, und insbesondere in der *Botschaft*, zusammen. Kapitel 9 stellt eine kurze Synopse dar, in der Askarian einige wesentliche Unterschiede im Herangehen Goethes und Iqbals nennt. Er stellt den Kontrast zwischen Goethes Haltung der Annäherung und Verständigung und Iqbals Geist der Ablehnung und Distanzierung heraus. Goethe möchte seinen Landsleuten orientalische Poesie und Denkweise näherbringen und wirbt für Verständnis, während Iqbals Dichtung »nur polemische Aussagen über das Abendland und seine Menschen« enthält. »Die ironisch-leichte Diktion im *West-östlichen Divan* hat keine Entsprechung in der *Botschaft des Ostens*. Iqbals Sprache ist ernst und kritisch. Statt mit seiner Antwort auf Goethes *West-östlichen Divan* seine Leser über die europäische Dichtung zu informieren, warnt Iqbal sie vor der europäischen Zivilisation« (S. 189). Den Hintergrund für dieses sehr unterschiedliche Herangehen hat der Verfasser jedoch nicht genügend herausgearbeitet.

Es ist auffällig, dass relevante Publikationen der Iqbal Academy Pakistans im Literaturverzeichnis fehlen und vom Autor wohl tatsächlich nicht zur Kenntnis genommen wurden. Seine Ausführungen lassen gelegentlich Unkenntnis der Situation in Südasien vor und nach 1947 erkennen, die zu einigen sachlichen Fehlern geführt hat. Mein Hauptkritikpunkt ist jedoch, dass die Behandlung der zitierten Gedichte sich weitgehend auf eine Paraphrasierung beschränkt und tiefergehende Analysen fehlen. Die Kommentare enthalten zahlreiche Wiederholungen und oberflächliche, generalisierende Aussagen. Man hätte sich vielerorts eine kritischere Auseinandersetzung mit den Texten und eine gründlichere Erläuterung des literarischen und historischen Kontextes gewünscht. In dieser Hinsicht bleibt Askarian hinter früheren Einzelanalysen und auch hinter der etwa gleichzeitig verfassten Arbeit von Stephan Popp (*Muhammad Iqbal. Ein Philosoph zwischen den Kulturen*, Nordhausen 2007) zurück. Askarian hat allerdings zum ersten Mal einen derart umfangreichen Vergleich von Gedichten Goethes und Iqbals vorgelegt. Er hat seine Aussagen ausführlich

mit Zitaten belegt und die Querverbindungen im Werk beider Dichter aufgezeigt. Hervorzuheben ist, dass sein Text dank der Erläuterungen zu Formen und Konventionen der persischsprachigen Dichtung auch für Nicht-Orientalisten gut verständlich ist. Für diese Pionierleistung gebührt ihm Anerkennung und es bleibt zu hoffen, dass seine Arbeit zahlreiche Leser findet.

Christina Oesterheld

Alokeranjan Dasgupta: *Goethe und Tagore.* *Eine vergleichende Studie.* Heidelberg 2008, 160 S.

Der Autor dieser Studie, Alokeranjan Dasgupta, ist als bengalischer Dichter und Vermittler zwischen der bengalischen und der deutschen Literatur bekannt. In seiner Vermittlerrolle geht es ihm immer wieder um die zwei herausragenden Figuren der deutschen und bengalischen Literatur. Seine Studie ist der Frage gewidmet, wie Goethe und Tagore aus ihrem jeweiligen historischen und kulturellen Kontext heraus die west-östliche Begegnung erfuhren und welche Spuren sie auf der Bahn ihrer allgemeinen geistigen wie auch spezifisch literarischen Entwicklung hinterließ. Die betont subjektive Sichtweise zeigt, dass das Thema den Verfasser tief bewegt hat. Das Buch stellt in gewissem Sinne seine eigene Suche nach den Spuren dieser Begegnung dar und versucht dabei zu klären, inwieweit sie glückte und wo sie an historisch und kulturell bedingten Hindernissen scheiterte.

Beim Hauptteil des Buches handelt es sich um eine 1973 ursprünglich auf Englisch verfasste Abhandlung, die den deutsch-indischen geistigen Austausch von der Zeit Goethes bis zur Zeit Tagores verfolgt, einen Austausch, der – wie der Verfasser es formuliert – mit Goethes Antwort an Indien begonnen und in Tagores Antwort an den Westen seinen Höhepunkt gefunden hat. Als Anhang sind drei Texte beigegeben, die die persönliche Beziehung des Verfassers zu Goethe und deren nachhaltigen Einfluss dokumentieren. Durch einen Dialog mit dem japanischen Goethe-Experten Hikaru Tsuji wird das Thema der west-östlichen Begegnung in einen größeren Rahmen gestellt und die indische und japanische Rezeption der Schriften Goethes beleuchten sich wechselseitig.

Bekanntlich hat die Lektüre von Kalidasas Epos *Sakontala* einen tiefen Eindruck auf Goethe gemacht: »Will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen; / Nenn ich Sakontala dich und so ist alles gesagt« (FA I, 1, S. 702). Diese auch in indischen intellektuellen Kreisen bekannten Worte haben als Gegenstück die Abneigung Goethes der indischen Philosophie und Religion gegenüber. Der Ambivalenz in Goethes Einstellung zu Indien versucht Dasgupta im Kontext der Entwicklung der Indologie in Deutschland und dann mit einer Besprechung des Gedichtes *Der Gott und die Bajadere* sowie der *Paria*-Trilogie nachzuspüren.

Dem Verfasser zufolge sind durch die Trennung von indischer Philosophie und Religion einerseits und indischer Literatur andererseits wichtige Dimensionen der Literatur nicht wahrgenommen worden, zum Beispiel das Spielerische. Des Weiteren widmet sich Dasgupta der Rezeption der indischen Literatur, in erster Linie der Kalidasa-Dramen. Er stellt fest, dass im Prozess der allgemein üblichen Übersetzung von Übersetzungen bedeutende Aspekte des Originals verlorengingen. So wurden zum Beispiel erotische Passagen im Original den damaligen europäischen Moralvorstellungen angepasst. Goethe war sich der Entfernung zwischen Übersetzung und Original bewusst und plädierte dafür, weitere Übersetzungen anzufertigen, die dem Original näherkommen sollten. Sein *West-östlicher Divan* enthält in den *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des »West-östlichen Divans«* einen eigenen Exkurs zum Übersetzen, in dem Goethe drei Formen des Übersetzens darstellt, die sich schrittweise an das Besondere und das Eigentümliche des Originals annähern. Erst durch die dritte Form

der Übersetzung würde ein Text aus einer fremden Sprache in die eigene überführt. Aber Goethe habe auch William Jones gelobt, der seine Übersetzungen »in den Grenzen europäischer Sittlichkeit« (S. 42) zu halten wusste. Der Verfasser bedauert, dass sich diese »präskriptive Tendenz« (S. 43) in der Indologie durchsetzte. Dies habe zusammen mit anderen Entwicklungen dazu geführt, dass die Indologie sich immer mehr auf begrenzte Gebiete konzentrierte und die indische Literatur und zeitgenössische Geschichte aus den Augen verlor.

Faszination und Abneigung bestimmen also Goethes Indienbild. Dazu findet der Verfasser eine Parallele in der Rezeption Tagores im Westen nach dem Ersten Weltkrieg wie auch in Tagores Deutschland- bzw. Europabild. Tagore besuchte Europa 1921, 1926 und 1930. Er wurde offenbar mit großer Begeisterung aufgenommen und von vielen als eine Art Heiliger gesehen, der die Botschaft des Friedens in ein von Krieg und Zerstörung heimgesuchtes Europa brachte. Jedoch blieben auch diese Ereignisse ohne nachhaltige Wirkung auf den erwünschten Ost-West-Dialog.

Tagore rezipierte Goethe schon als Jugendlicher. Er war vom Werk und noch mehr von der Persönlichkeit Goethes nachhaltig beeindruckt. Wie Goethes Indien-Begeisterung in den gelegentlichen Versuchen zum Ausdruck kam, die Sanskritschrift zu lernen, so zeigte sich Tagores Begeisterung für Goethe in einem exzerpierten Zitat, in deutscher Fassung (»Entbehren sollst du, sollst entbehren«) mit der eigenen Übersetzung ins Englische daneben. Dasguptas Buch enthält Faksimiles der Handschriften beider Dichter, die Goethes Sanskrit-Übungen und Tagores Goethe-Zitat darstellen.

Auch bei Goethes und Tagores Äußerungen zum Begriff ›Weltliteratur‹ werden Konvergenzen und Divergenzen herausgearbeitet. Dabei erwähnt der Verfasser einerseits die kulturelle Offenheit beider, unterstreicht andererseits aber den Rückzug auf das jeweils Eigene, den sie sich vorbehielten. Goethe wandte sich in seinen letzten Tagen von den östlichen Interessen ab und Tagore nahm den Widerspruch zwischen Literatur und Wirklichkeit in der westlichen Welt als enttäuschend wahr. So blieb der Begriff der Weltliteratur zwar ohne konkreten Inhalt, jedoch der Anspruch einer den beiden Dichtern gemeinsamen universalen, grenzüberschreitenden utopischen Weltvision wurde als Anregung für die Zukunft aufrechterhalten.

In diesem Sinne standen Goethe und Tagore allen engstirnigen ideologischen Tendenzen ihrer Zeit entgegen. In der Tat korrespondierte der rückwärtsgewandte Blick der Indologie dem sich etablierenden Kolonialdiskurs. Als ›Wiege der menschlichen Zivilisation‹ konnte Indien mit nostalgischer Sehnsucht bedacht werden, ohne den Glauben an die zivilisatorische Überlegenheit Europas in Frage zu stellen. Goethe jedoch drückte immer wieder sein Unbehagen über die politisch geteilte Welt aus und sein Begriff der Weltliteratur war ein Vorschlag, den für ihn unangenehmen Weltzustand zu überwinden. Auch seine Auseinandersetzung mit Indien und dem Orient lässt sich als intellektuelle Distanzierung von den herrschenden politischen Diskursen seiner Zeit verstehen. Tagore suchte mit seinem Werk mitten im Unabhängigkeitskampf das Augenmerk seiner Leser weniger auf die koloniale Unterdrückung zu richten als vielmehr auf die schändliche und bedrückende Zerrissenheit der indischen Gesellschaft. Für seine indischen Leser schrieb er nicht nur Gedichte des Friedens und der Liebe, sondern auch flammende poetische Appelle mit einer vernichtenden Kritik dieser hierarchischen Grenzen. Sein Begriff der Weltliteratur speiste sich aus seiner Weltoffenheit wie aus dem Zorn über das durch gesellschaftlich gezogene Grenzen verursachte menschliche Elend. Beide Dichter blickten, jeder auf seine Weise und in dem jeweiligen historischen Kontext, über die beschränkten Interessen ihrer Zeit hinaus auf eine freiere Zukunft.

Der Verfasser stellt enttäuscht fest, dass der »viel zitierte Ost-West-Dialog« bislang »ein Mythos« geblieben sei (S. 91). In Anbetracht der oft gepriesenen Globalisierung darf man hinzufügen, dass der Dialog zwar nötiger denn je, aber die Welt immer noch materiell und geistig zerrissen ist. Vielleicht ist es an der Zeit, die Überlegungen Goethes und Tagores zur

Frage einer Weltliteratur gegenwartsbezogen zu diskutieren und Texte der Gegenwartsliteratur nach möglichen Ansätzen dieses so oft Verwirrung stiftenden Begriffs zu untersuchen. So würde man im Sinne der beiden großen Dichter handeln, indem man sich auf die Suche macht nach den Keimen einer menschenwürdigen Zukunft in den poetischen Reflexionen der Gegenwart.

Shaswati Mazumdar

Jochen Golz, Adrian Hsia (Hrsg.): *Orient und Okzident.* *Zur Faustrezeption in nicht-christlichen Kulturen.* Köln, Weimar, Wien 2008, 267 S.

Der vorliegende Band beruht auf einer Auswahl von Beiträgen eines internationalen Symposiums, das 2006 in Montréal, Kanada, stattfand und sich mit der Frage beschäftigte, in welcher Weise Goethes *Faust* in drei Weltkulturen, die durch jeweils unterschiedliche, auch religiöse Wertesysteme geprägt, mit diesen aber nicht unbedingt identisch sind, rezipiert wurde und wird. Bereits auf den ersten beiden Seiten umreißen die Veranstalter Jochen Golz und Adrian Hsia eine fast erschreckende Vielfalt an Fragestellungen, die ein solches Symposium bezüglich der Rezeption in den Kulturräumen der islamischen, der südasiatischen und der ostasiatischen Welt aufwirft. Obwohl der Band nicht theologisch ausgerichtet ist, spielt die Auseinandersetzung nicht-christlicher Kulturen mit christlichen Werten natürlich eine herausragende Rolle bei den Rezeptionsstudien und entsprechend zu berücksichtigen wären die in sich komplexen Verhältnisse des Einflusses einer monotheistischen Religion wie des Islam sowie der nicht-monotheistischen des Hinduismus, des Buddhismus sowie des Taoismus und des Konfuzianismus auf die jeweilige Faustrezeption. Das ist in einer Vielzahl von Beiträgen der Fall; dennoch blieben, so die Herausgeber, etliche Desiderata, die umso komplexer sich gestalteten, je stärker die Vermischung verschiedener kultureller und religiöser Einflüsse sei. Den Band mit achtzehn Beiträgen sehen Golz und Hsia daher eher als ein »vielstimmige[s] Gespräch« (S. 8) denn als Sammlung repräsentativer Stimmen, die die jeweiligen Kulturräume verträten. Dass es sich um »individuelle Bekundungen« (S. 9) und nicht um eine in sich kohärente Beschreibung der Bedingungen und Möglichkeiten einer Faustrezeption in so großen Kulturräumen handelt, versteht sich eigentlich von selbst.

Das Spektrum der Beiträge reicht in der ersten Abteilung von der Diskussion der vorgriechischen und mythologischen Elemente sowie der christlich / nicht-christlichen Wertekonfrontation bis hin zur ukrainischen Faustrezeption vor und während der Sowjetzeit. Verblüffend ist in dieser Gruppe Richard Ilgners Deutung des *Faust* als »shamanistic tale« (S. 28), wobei über den Schamanismus Universalität reklamiert wird.

In der zweiten Abteilung wird die Aufnahme im islamisch-arabischen und türkischen Raum untersucht, interessanterweise unter anderem anhand einer Erzählung des ägyptischen Schriftstellers Taufik Al-Hakim, der eine weibliche Faustfigur präsentiert.

Die dritte Abteilung beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten der Rezeption im hinduistischen und buddhistischen Kulturraum: mit Übersetzungen in Hindi, die den Prozess der indischen Nationenbildung befördern sollten, mit indischen und thailändischen Bühnenfassungen und ihren besonderen Erschwernissen (bis hin zum Scheitern) und einer grundsätzlichen buddhistischen Problematisierung des faustischen Strebens.

Die vierte Abteilung wendet sich der Rezeption und Adaptation im ostasiatischen Raum zu: Gleich zwei Beiträge befassen sich mit der Aufnahme in ein spezifisch japanisches Medium, die Comic-Variante Manga, in der ein ›Neo-Faust‹ mit sehr modernen Problemen von Ökologie und politischem Widerstand in Verbindung gebracht wird. Durch die inzwischen weitreichende Christianisierung sieht sich die *Faust*-Rezeption und insbesondere die Über-

setzungstätigkeit in Korea aktuell weniger mit dem Problem der Verständnisschwierigkeit als mit dem der Berücksichtigung neu-christlicher Empfindlichkeiten konfrontiert. Ähnlich wie in Bezug auf die frühen indischen *Faust*-Übersetzungen kann auch für das China der 1920er und 1930er Jahre eine gewisse politische Instrumentalisierung für eine erstarkende Nation festgestellt werden. Beschlossen wird der Band durch einen Beitrag zu einer weiteren weiblichen Faustgestalt, diesmal aus einer koreanischen Seifenoper, erstaunlicherweise jedoch ausgestattet mit konfuzianischen Attributen der Lernbegierde, der moralischen Weiterentwicklung hin zur »großen Egalität« eines modernisierten Taoismus und somit als »moderne Identifikationsfigur« (S. 261) tauglich.

Die Faustrezeption wird, wie ersichtlich, von den Beitragenden in einem breiten Spektrum von Übertragungsaspekten verortet: Religiöse Fragestellungen werden aufgeworfen, aber auch solche nach der politischen Instrumentalisierung (mit interessanten Perspektiven auf die Forschungen etwa deutscher Indologen, die sich in Anandita Sharmas Beitrag gerade nicht dem bekannten saidschen Vorwurf des Orientalismus ausgesetzt sehen, sondern deren kritische Editionen als Kanonisierung und Vereinheitlichung dem nationalen Projekt sehr dienlich waren). Hervorgehoben werden auch die philologischen und insbesondere die Übersetzungsschwierigkeiten, diskutiert werden zudem die performativen ›Übersetzungsprobleme‹ bei Bühnenaufführungen (sehr schön illustrieren die Fotos der gescheiterten thailändischen Aufführung im Beitrag von Ampha Otrakul die Verfremdungseffekte, welche die in Gestus und Kleidung thailändisch ausstaffierten Dramenfiguren erfahren). Schließlich wird die Übersetzung nicht nur in andere Gattungen, sondern in gänzlich andere Medien erörtert, anhand der Manga-Comics und der filmischen Übertragung.

»Faust kann als ein Weltdrama gelten« (S. 9), heißt es in der Einführung – und tatsächlich scheint die bloße Vielzahl der vorhandenen Adaptationen, ihre so offenkundige Verschiedenheit bei dennoch wiedererkennbaren Grundzügen, diese Feststellung affirmativ fortzuschreiben. Immer wieder wird Goethes Konzept der ›Weltliteratur‹ angesprochen und gewürdigt (bis hin zu der Annahme, es sei gerade seine Orient-Begeisterung gewesen, die ihn im arabischen Raum interessierte Aufnahme finden ließ, wie Lale Behzadi betont; S. 76). Die Skala der Antworten auf dieses unterschwellig als Frage zu verstehende Postulat reicht allerdings von skeptischer Betonung der Schwierigkeiten in philologischer Hinsicht – »Es geht um das Verb ›streben‹. Das Koreanische hat kein entsprechendes Wort« (Young-Ae Chon, S. 219) – bis hin zu buddhistischer Verständnislosigkeit gegenüber dem Streben als einer Erlösungsvoraussetzung: »Aus buddhistischer Sicht muß jedoch nicht nur Fausts ständige Begierde zu neuer Tat und neuem Genuß, sondern schon dieses Beharren auf seiner besonderen Individualität als Abkehr vom ›rechten Wege‹ aufgefaßt werden« (Pornsan Watananguhn, S. 173). In klaren Kontrastierungen stellt auch Torang Sinagas Beitrag die Frage nach einer universellen Ethik, um im Vergleich mit der hinduistisch-brahmanischen Weltvorstellung zu einem verneinenden Schluss zu kommen, denn dort ist es gerade die Rücknahme des Willens, die erlösungsfördernd ist: »Nach brahmanischem Verständnis ist Erlösung weniger eine Befreiung von der Sünde, sondern vielmehr eine Befreiung vom *Irrtum*« (Sinaga, S. 56). Dieser aber besteht wesentlich darin, nicht zu erkennen, dass es keine Opposition von Ich und Weltseele gibt und dass jedes Handeln »ein unbestimmtes Wirken des Brahman« (ebd., S. 48) ist. Genau dies aber bleibt Faust in einer gewissermaßen spirituellen Blindheit verborgen; er verharrt in Gegenüberstellung zum letzten Erkenntnisprinzip des »Tat tvam asi« (der Identität von Einzel-Seele und Weltseele). Eine universelle Gültigkeit könne der goethesche Faust also nicht beanspruchen: »Als zu groß erweisen sich die Unterschiede zwischen einem westlichen Realitätsbegriff und einem exemplarisch gewählten fernöstlich-indischen Weltbild« (ebd., S. 57). Zwischen der Behauptung ihrer universellen Gültigkeit und deren steter Verneinung liegt allerdings die Mehrzahl der Beiträge auf einem ›mittleren Weg‹, wenn betont wird, dass auch »jeder Nichtchrist Zugang zur mythologischen Welt in Goethes *Faust* [habe; M.H.], wenn er nur humanistisch gebildet sei« (Naoji Kimura, S. 44). Erleichtert wird dieser kulturelle Transfer bei nicht-humanistisch Gebildeten, wenn es Entsprechungen im

eigenen Kulturraum gibt, wie Kimura am Beispiel des Ur-Ehepaares Izanagi und Izanami zeigt (ebd., S. 43).

Für die interkulturelle Rezeptionsforschung ist der Band bei sehr divergierenden Ansätzen eine Bereicherung, auch und gerade weil er keine homogenen Antworten zu präsentieren sucht.

Michaela Holdenried

***Goethe in chinesischer Übersetzung und Forschung** (1878-2008). Eine kommentierte Bibliographie.* Wissenschaftlich ermittelt u. hrsg. von Zhengxian Gu. Beijing 2009, 519 S.

»Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze« – Schillers Diktum aus dem *Wallenstein*-Prolog hat im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit an Bedeutung verloren, doch ganz aufgehoben ist es nicht. Wie viel mehr mag es in Anspruch genommen werden für den Bibliographen, jenen Faktensammler, der ein reich bestelltes Forschungsfeld aberntet und in säuberlich getrennte Kammern deponiert. Leicht lässt solch ein landläufiges Urteil außer Acht, dass der Bibliograph die vor ihm liegende Faktensammlung nicht nur rubrizieren, sondern vor allem destillieren, will sagen: kritisch reflektieren muss. Das hier anzuzeigende Werk legt von dieser Kunst des bibliographischen Destillierens Zeugnis ab.

Goethe und China, das ist ein Thema, über das noch manche Halbwahrheit verbreitet ist und das im Allgemeinen im Kontext von Goethes Weltliteraturkonzept verhandelt wird. Doch diese Perspektive bleibt einseitig, wenn nicht auch das korrelierende Thema – Goethe in China – hinzugefügt wird. In der Erschließung des zweiten Themas liegen Rang und Wert der Bibliographie des seit 1988 in Deutschland lebenden und lehrenden Zhengxian Gu, der in der deutschen wie in der chinesischen Kultur bewandert und durch einschlägige Vorarbeiten für das vorliegende Werk bestens ausgewiesen ist. Ähnlich strukturierte Bibliographien zu Hegel und Nietzsche liegen bereits auf dem chinesischen Buchmarkt vor.

Das Buch, durchgängig in Deutsch und Chinesisch mit großer typographischer Sorgfalt gesetzt und gedruckt und dementsprechend für den deutschen wie für den chinesischen Markt bestimmt, besitzt zwei Hauptteile. Der erste zu den Übersetzungen Goethes ins Chinesische enthält vier Hauptkapitel (*Dichtung*, *Prosatexte*, *Dramen*, *Briefe*), die jeweils einheitlich aufgebaut sind (lediglich das vierte Kapitel enthält zusätzlich ein Verzeichnis der Briefempfänger): Den chronologisch geordneten und bezifferten bibliographischen Angaben folgen in jedem Kapitel Übersichten zu den Übersetzern bzw. Herausgebern, zu den Verlagen und den Originaltiteln Goethes (die beiden letzten Rubriken bringen überdies Verweise auf die vorher bibliographierten Einzeltitel). Für den deutschen Nutzer ist das Verzeichnis der Originaltitel von besonderer Relevanz, vermittelt es doch nicht nur eine Übersicht über die frappierende Vielfalt der Übersetzungen (265 Nummern umfasst z. B. das Kapitel *Dichtungen*, d. h. Gedichte und Versepen, 280 das Kapitel *Prosatexte* – unter dieser Überschrift werden nicht nur künstlerische Prosatexte, sondern Maximen sowie Aufsätze zu Kunst, Literatur und Naturwissenschaft erfasst; auf die *Dramen* entfallen 94, auf die *Briefe* über 600 Nummern), sondern gibt Schwerpunkte zu erkennen, die zugleich Schwerpunkte der chinesischen Goethe-Rezeption sind. Dass der Werther-Roman oft übersetzt wurde, dass unter den Dramen *Faust* eine Spitzenstellung einnimmt und erst mit weitem Abstand *Egmont*, *Tasso* und *Iphigenie* folgen, wird hier gewissermaßen statistisch verifiziert. Aufschlussreich ist der Zeitpunkt, zu dem die ersten Übersetzungen entstehen. Während Lyrik und Prosa erstmals 1914 übersetzt werden, datiert die erste Dramenübersetzung (aus dem *Faust*) bereits aus dem Jahre 1902; verhältnismäßig spät erst (seit 1949) entstehen Übersetzungen von Briefen Goethes.

Nicht minder beeindruckt der zweite Hauptteil des Bandes, der in fünf Hauptkapiteln, inhaltlich wie die Kapitel des ersten Teils aufgebaut, und zwei Anhängen die Erträge der chinesischen Goetheforschung zusammenfasst. Sind schon für den ersten Teil Entdeckerfleiß und Entdeckerglück des Autors zu rühmen – welche Mühe muss es zum Beispiel gewesen sein, Übersetzungen goethescher Briefe an entlegener Stelle aufzufinden –, so gilt das erst recht für den zweiten Teil, in dem ein wahrhaft enzyklopädischer Überblick über entlegene, nur mit großem Spürsinn aufzufindende Goethe-Darstellungen in *Lexika* (Kapitel 1), *Literaturgeschichten* (Kapitel 2), *Sammelbänden* (Kapitel 3), *Monographien* (Kapitel 4) und *Aufsätzen* (Kapitel 5) gegeben wird. Im ersten Anhang werden Übersetzungen von Sinnsprüchen Goethes (sowohl von *Maximen und Reflexionen* als auch von Zitaten, die zu geflügelten Worten geworden sind) verzeichnet, im zweiten Texte ausländischer Goethe-Forscher in chinesischer Übersetzung bibliographiert.

Wenn man bedenkt, dass erst nach dem Ersten Weltkrieg ein in unseren Augen modernes China entsteht, dann ist es bemerkenswert, dass 1924 bereits Goethes Name in einer literarhistorischen Darstellung erscheint – doppelt bemerkenswert aber, dass Goethe schon 1878 in einem *Tagebuch aus meiner Gesandtschaft in Deutschland* von Li Fengbao erwähnt wird. Lassen wir wieder die Zahlen sprechen: 124 bibliographische Aufnahmen finden sich zu den Lexika (seit 1926), 124 zu Literaturgeschichten (seit 1924), 344 zu Sammelbänden (seit 1878), 62 zu Monographien (seit 1923), 528 zu Aufsätzen (seit 1878). Ein reiches thematisches Spektrum tritt uns vor allem im Aufsatzkapitel entgegen.

Deutschen Germanisten mag es ungewöhnlich erscheinen, dass in einer Vielzahl von thematisch ganz unterschiedlich konzipierten Enzyklopädien und Lexika Goethe-Erwähnungen oder Goethe-Kapitel zu finden sind. Respektvoll nimmt man Titel zur Kenntnis wie *Enzyklopädie für chinesische Schüler*, *Universallexikon der Ethik*, *Chronologische Tabelle der Weltzivilisation* oder *Universallexikon für chinesische Kinder* (Bd. *Literatur und Kunst*), in denen Goethe offenkundig ein Ehrenplatz eingeräumt wird. So darf in der Sammlung *Berühmte Worte von berühmten Personen, die uns lebenslang beeinflussen (*Anhang 1, Nr. 30) Goethe ebenfalls nicht fehlen. Darin spiegelt sich wohl ein Gutteil konfuzianisches Erbe, die Verehrung bedeutender Gestalten der Weltkultur als Weisheitslehrer der Menschheit – auch dies gibt die erstaunliche Bibliographie von Gu zu erkennen.

Der Autor hat dem Band eine sehr nützliche rezeptionsgeschichtliche Skizze vorangestellt. Überzeugend gliedert er die Aufnahme Goethes in China in vier Phasen: 1878-1922, 1922-1949, 1949-1976 (Ende der Kulturrevolution), 1976 bis zur Gegenwart. Seine Feststellung, dass seit dem Ende der Kulturrevolution die Beschäftigung mit Goethe im Hinblick auf Quantität und Qualität ein hohes Niveau erreicht hat, wird durch die Bibliographie eindrucksvoll bestätigt. *Faust* ist seit 1919 mehr als 24mal übersetzt worden, vom Werther-Roman existieren mehr als 45 Übersetzungen. Jüngstes Zeugnis einer intensiven Goethe-Rezeption ist die im Jubiläumsjahr 1999 von Yang Wuneng herausgegebene und in mehr als einer Million Exemplaren verbreitete vierzehnbändige Goethe-Ausgabe.

Zhengxian Gus bibliographisches Werk ist keine *creatio ex nihilo*. In einer Materialzusammenstellung auf S. 518 nennt er eine Reihe von Werken, auf deren bibliographische Ermittlungen er zurückgreifen konnte. Gleichwohl ist seine Erschließungsleistung, die lange Aufenthalte in chinesischen Bibliotheken erforderlich machte, nicht hoch genug zu bewerten. In seiner bibliographischen Tätigkeit zeigt sich Gu mit modernen systematisierenden Verfahren vertraut; er hat sich, wie die sorgfältig disponierte Kapiteleinteilung bezeugt, die Spezifik des goetheschen Werks zu eigen gemacht und verfügt über ein beeindruckendes Maß an Fleiß und Spürsinn. Was er vorlegt, ist nichts weniger als eine lebendige Dokumentation von Goethes kommunikativem Konzept einer Weltliteratur.

Jochen Golz

ESSAY-WETTBEWERB DER GOETHE-GESELLSCHAFT

Rede zur Auszeichnung der Preisträger des 2. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft am 4. Juni 2009 im Deutschen Nationaltheater Weimar

PROF. DR. WERNER FRICK

Herr Minister,
Herr Oberbürgermeister,
Herr Präsident Golz,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Goethefreunde aus aller Welt!

Hauptversammlungen wie diese mit ihren vielen hundert Teilnehmern aus aller Welt sind Gala-Veranstaltungen, Festtage im Leben einer jeden literarischen Gesellschaft, ein glanzvoller Aufzug von Interessierten und Begeisterten, in alledem: ein Grund zur Freude. Aber wir wissen auch: Der Alltag jenseits solcher Festtage sieht anders aus, weniger glänzend. Das Publikum läuft den literarischen Gesellschaften heute nicht mehr einfach zu, die Mitgliederzahlen sind – nicht nur, aber auch und sogar bei der Goethe-Gesellschaft – schleichend rückläufig, die Altersstatistiken nicht ermutigend, und um neue, jüngere Mitglieder muss man sich sehr bemühen, sie kommen in aller Regel nicht von selbst, sondern wollen umworben und ›abgeholt‹ werden, wenn sie überhaupt zu gewinnen sind. – Der Vorstand der Goethe-Gesellschaft hat seit einiger Zeit beträchtliche Anstrengungen unternommen, um nach neuen, lebendigen ›Formaten‹ der Klassikerpflege zu suchen, die auch jüngere Leute ansprechen und für sie attraktiv sein könnten. Zu diesem Bündel kreativer Maßnahmen gehören etwa das nun schon zum fünften Male veranstaltete Symposium junger Goetheforscher, das sich, im unmittelbaren Auftakt zur eigentlichen Hauptversammlung, auch in diesem Jahr wieder eines enormen Zuspruchs erfreute und durch die Qualität der vorgestellten wissenschaftlichen Beiträge ebenso beeindruckte wie durch die engagierten und höchst fachkundigen Diskussionen unter den Teilnehmern, nicht zuletzt aber auch durch die Resonanz beim Publikum, das den großen Saal des Jugend- und Kulturzentrums *mon ami* den gesamten Tag sehr gut füllte. Eine noble und wirkungsvolle Maßnahme der Nachwuchsförderung sind nicht minder die Stipendien, die es möglich machen, Studierende aus aller Welt nach Weimar einzuladen, sei es zu jeder Hauptversammlung, sei es zu individuellen Arbeitsaufenthalten und Archivstudien das ganze Jahr über. Und ein ganz besonders produktiver Ausdruck unseres Bemühens um eine jüngere Generation von Klassik-Interessenten und Goethe-Liebhabern ist der alljährlich im Rahmen der Weimarer Sommerkurse stattfindende Goethe-Kurs, den Terence James Reed und ich 2004 im Auftrag der Gesellschaft begründen durften und der dieses Jahr, noch immer unter der Leitung von Jim Reed, nunmehr im Zusammenspiel mit Benedikt Jeßing aus Bochum, in seine fünfte Runde geht, diesmal übrigens mit dem höchst reizvollen Thema *Politik, Freiheit, Revolution – Weimarer Klassik als politische Morgendämmerung?*.

In dieses Spektrum von Einladungen an die jüngere Generation, sich näher auf Goethes Gesellschaft einzulassen, gehört auch der Essay-Wettbewerb für Studierende aller Fakultäten

aus dem In- und Ausland, den wir vor zwei Jahren erstmals – und als erste literarische Gesellschaft überhaupt – ausgerichtet haben und der gleich eine so erfreulich große Resonanz fand, dass wir beschlossen haben, ihn auch 2009 wieder durchzuführen: Was in der ersten Runde noch ein wirkliches Experiment war, nimmt sich schon bei dieser ersten Wiederholung wie eine eigene kleine Tradition aus! Und tatsächlich sind Wettbewerbe wie dieser gerade in Weimar keineswegs fehl am Platz, war es doch kein anderer als Goethe selbst, der in den Jahren um 1800, in der Epoche der *Propyläen* und der sogenannten Weimarer Kunstfreunde, derartige jährliche Preisaufgaben öffentlich ausgeschrieben hat: zunächst und vor allem für junge Maler und Bildhauer, später dann auch für junge Dramatiker. Den bildenden Künstlern wurde dabei eine (von Goethe offenbar aus eigener Tasche, nämlich aus seinen Tantiemen für die Mitarbeit an den *Propyläen* bestrittene) Prämie von 20 Dukaten für den Sieger und 10 Dukaten für den Zweitplazierten ausgesetzt, dies »freilich nicht als Belohnung, sondern nur als Anlaß und Ermunterung« (MA 6.2, S. 413), es wurde ihnen ein homerisches Thema zur Gestaltung aufgegeben, die konkreten Modalitäten der künstlerischen Durchführung aber blieben sehr liberal: »Man bestimmt keine Größe, kein Format für die Zeichnungen, jedem steht es frei das Ganze nach Belieben anzuordnen und zu gruppieren«, heißt es in der ersten Auslobung von 1799 und: »Es wird keine Manier vorgeschrieben in welcher die Zeichnungen verfertigt sein müssen, ein jeder bediene sich derjenigen in welcher er sich am besten geübt fühlt« (MA 6.2, S. 414). Nur »die größte Einfachheit und Ökonomie in der Darstellung« wurde allen Kandidaten anempfohlen, und Goethe stellte klar, »hauptsächlich« werde »die Erfindung unser Urteil lenken«, und es werde »als das höchste entschiedenste Verdienst angerechnet werden, wenn die Auflösung der Aufgabe schön gedacht, und innig empfunden« sei, »wenn alles bis aufs geringste motiviert sein wird, wenn die Motive aus der Sache fließen und Gehalt haben« (MA 6.2, S. 414f.). »Nach der Erfindung« solle ferner »hauptsächlich der Ausdruck, das ist, das Lebendige, Geistreiche der Darstellung in Betracht gezogen« werden (MA 6.2, S. 415). Das sind Bestimmungen, wie sie ganz ähnlich auch unsere Jury zu den Maximen ihres Urteils gemacht hat. Nur ganz so streng, wie Goethe bei aller Liberalität dann auch wieder sein konnte, waren wir nicht – oder brauchten wir glücklicherweise nicht zu sein. Über die Einsendungen zur dramatischen Preisaufgabe eines ›Intrigenstücks‹ für die *Propyläen* findet sich in Goethes *Tag- und Jahres-Heften* für das Jahr 1802 der denn doch recht ungnädige Kommentar: »Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meist von so desperater und vertrackter Art, daß wir nicht genugsam uns wundern konnten, was für seltsame falsche Bestrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei solchem Aufruf sich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unser Urteil zurück, da eigentlich keins zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Produktionen wieder aus« (MA 14, S. 90). Und Mit-Juror Schiller berichtet im Brief vom 5. Oktober 1801 an Körner, mit ebenso harschem Urteil über die eingereichten Lustspiele: »[…] nicht eines ist davon zu brauchen; die meisten sind ganz unter der Kritik. So steht es jetzt um die dramatische Kunst in Deutschland« (SNA 31, S. 62).

Wir hatten mit unserem Essay-Wettbewerb sehr viel größeres Glück, denn nicht nur war die Resonanz auf unseren Aufruf quantitativ sehr viel größer – es gingen insgesamt vierzig Einsendungen aus sage und schreibe vier Kontinenten ein, unter den ausländischen Beiträgen besonders viele aus Osteuropa und aus Asien –, es war auch nichts (oder fast nichts) davon »ganz unter der Kritik« oder »von so desperater und vertrackter Art«, dass wir »nicht genugsam uns wundern konnten«. Vielmehr fanden wir vieles zu brauchen, etliches sehr anregend und gelungen und einiges so vorzüglich und erfindungsreich, dass wir (in einem ebenso gründlichen wie einmütigen Entscheidungsprozess unter dem umsichtigen Vorsitz unseres Präsidenten Dr. Jochen Golz) drei zweite und zwei erste Preise vergeben konnten, dazu noch einen Preis für die beste ausländische Einsendung.

Die Aufgabenstellung war in diesem Jahr ganz besonders anspruchsvoll. Die Teilnehmer waren aufgefordert, sich in Texten, die maximal 3.500 Wörter umfassen sollten, zu einem der drei folgenden Themen zu äußern:

1. *Vor 200 Jahren, 1809, sind Goethes »Wahlverwandtschaften« erschienen. Was haben sie uns heute noch zu sagen?*
2. *»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Was könnte der Satz aus Goethes »Maximen und Reflexionen« meinen? Und hat er heute noch Gültigkeit?*
3. *Warum Goethes Lyrik lesen?*

Ausgelobt wurden drei Vollstipendien zur Teilnahme am 5. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 16. bis 29. August 2009 in Weimar für die Verfasser der beiden besten Essays sowie für die Verfasserin oder den Verfasser der besten Einsendung aus dem Ausland; die drei nächstplazierten Kandidaten sollten zur kostenlosen Teilnahme an der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar eingeladen werden; allen Preisträgern wurde schließlich eine zweijährige kostenlose Mitgliedschaft in der Goethe-Gesellschaft mit allen zugehörigen Vorzügen in Aussicht gestellt.

Die Beiträge, die wir diesmal in ausgewogener Verteilung zu allen drei Themen erhielten, schöpften das ganze, durch die weite Fragestellung eröffnete Spektrum an Darstellungs- und Schreibweisen aus: von sehr strengen und ambitionierten wissenschaftsförmigen Abhandlungen über feuilletonistischere, kreativere Erörterungsformen bis hin zu freien literarischen Versuchen. Auch ein paar germanistische Hausarbeiten in ökonomischer Zweitverwertung bereicherten, recht leicht erkennbar, den Reigen des Dargebotenen; in zwei Fällen stammten sie gar aus meinem eigenen Goethe-Oberseminar des vergangenen Semesters, ein unverhofftes Wiedersehen der besonderen Art! Von der konkreten Fülle der Einsendungen kann ich hier keine auch nur andeutungsweise Vorstellung geben, aber wir werden, wie bereits beim ersten Wettbewerb vor zwei Jahren, eine Auswahl des Gelungensten, nämlich die Beiträge der fünf ersten und zweiten Preisträger sowie der Empfängerin des Sonderpreises, im *Goethe-Jahrbuch* 2009 veröffentlichen, und ich darf Ihnen, meine sehr geehrten Damen und Herren, durchaus faszinierende Lektüren versprechen.

Von der beträchtlichen Qualität der eingesandten Beiträge war die Jury beeindruckt. Das gilt auch und gerade für einige Essays, deren Verfasser keine deutschen Muttersprachler waren. Unter diesen verdienen jedenfalls *Seonghee Cho*, Germanistik-Studentin aus Seoul in Korea, mit einem gedankentiefen Aufsatz über psychische Traumata in Goethes *Wahlverwandtschaften* und *Anushka Gokhale*, Germanistik-Studentin aus Pune in Indien, mit einem sehr originellen Vergleich der Liebes- und Glücksvorstellungen in den *Wahlverwandtschaften* mit den erotisch-psychologischen Plots in den Melodramen des indischen Bollywood-Films, eine ausdrückliche lobende Erwähnung. Den Preis für den besten ausländischen Wettbewerbsbeitrag vergab die Jury jedoch einmütig an *Gabriela Zgrzebnicka* von der Jagiellonen-Universität in Krakau: Ihr Essay über Goethes paradoxe Maxime zum Verhältnis von Kunst und Wirklichkeit zwischen Distanzierung und Teilhabe oder, in Goethes Worten, zwischen »Ausweichung« vor und »Verknüpfung« mit der Welt besticht durch eine ebenso sprachlich geschliffene wie argumentativ subtile und nuancenreiche Auslegung von Goethes kunsttheoretischer Sentenz in ihrer Spannung zwischen Kunstautonomie und festgehaltener Wirklichkeitsreferenz, eine eindringliche Interpretation, die hier überdies – wie in der Aufgabenstellung gefordert – zu einer profunden Reflexion über die Geltung und Anwendbarkeit des goetheschen Satzes auch für Bereiche der modernen Kunst und Ästhetik ausgeweitet wird.

Wahrscheinlich ist es ein Indiz für den Ehrgeiz und die Intelligenz der diesjährigen Kandidaten, dass von den fünf ersten und zweiten Preisträgern gleich drei weitere sich an der Exegese von Goethes schwieriger ästhetischer Maxime erprobten. Zu ihnen gehörten zwei der drei Empfänger des 2. Preises: *Sebastian Treyz* aus Freiburg i. Br. setzt sich in seiner grundgelehrten, von weitesten ideengeschichtlichen Überblicken geprägten Abhandlung mit den Figuren der Uneindeutigkeit und des Elliptisch-Paradoxalen in Goethes Nachdenken über das Verhältnis von Natur und Kunst auseinander und er stellt dabei einleuchtende

Bezüge her zu den großen abendländischen Debatten um Mimesis und Repräsentation seit Platon und Aristoteles – während *Tobias Roth* aus Berlin in einem sprachlich und gedanklich höchst originellen Essay in ganz anderer, aber nicht weniger einleuchtender Annäherung an das Thema danach fragt, wie Werke der zeitgenössischen Kunst sich ausnehmen (seine Paradigmen sind die englische Konzeptkünstlerin Tracey Emin mit ihren skandalträchtigen Installationen und die sogenannte *Street Art* des unter Pseudonym arbeitenden Künstlers Banksy), wenn sie mit Goethes ästhetischer Devise zwischen Ausweichen vor der Welt und Sich-Verknüpfen mit der Welt konfrontiert werden. Die Ergebnisse dieser gedanklichen Versuchsanordnung sind überraschend, originell und blitzgescheit.

Auch die dritte Empfängerin eines 2. Preises, *Birte Lipinski* aus Oldenburg, konfrontiert Goethe'sches, hier *Die Wahlverwandtschaften*, mit Zeitgenössischem, nämlich mit Albrecht Hirches Bühnenbearbeitung dieses Romans für das Staatstheater Oldenburg. Der Verfasserin gelingt dabei die präzise, in der Akkuratesse ihrer dramaturgischen Wahrnehmung mustergültige Analyse eines produktiven Dialogs über die Zeit- und Gattungsgrenzen hinweg und sie weiß mit klugen Argumenten eine Lanze zu brechen für die neuerdings vielpraktizierte (und nicht selten auch beargwöhnte und gescholtene) Form der Roman-Dramatisierung als eines eigenwertigen Mediums der kreativen Auseinandersetzung. Auch hier überzeugen die Frische und Unvoreingenommenheit des Zugangs, die Neugier auf das zeitgemäße künstlerische Experiment und die völlige Abwesenheit dessen, was Bertolt Brecht weiland als sterile ›Einschüchterung durch die Klassizität‹ kritisierte.

Die beiden ersten Preise vergab die Jury an *Sebastian Wilde* aus Leipzig und *Roland Muntschick* aus Freiburg i. Br. (nach den beiden Siegerinnen des ersten Wettbewerbs von 2007 diesmal also an zwei Herren, ohne dass freilich das krampfhafte Bemühen um *gender equality* hier irgendeine Rolle gespielt hätte). Auch Sebastian Wilde kommentiert noch einmal Goethes Kunst-Maxime, analysiert in unerhört dichten und subtilen Formulierungen ihre »Doppelbewegung der Distanzierung und Hinwendung« und erläutert diese ästhetischen Prinzipien sehr erhellend am Darstellungsverfahren von Goethes Schrift *Campagne in Frankreich*. Der Aufsatz mündet in eine wohlgesetzte Hommage an die welterschließende Leistung der Kunst: Der Mensch besitze, so die Quintessenz von Wildes Überlegungen im Ausgang von Goethe, kein anderes Medium, mit dem er in so komplexer Weise auf sich selbst sehen, seine eigenen Verhältnisse artikulieren und Selbstentwürfe versuchen kann, ohne dabei systematisch verstehen zu müssen. In ihren Darstellungsmöglichkeiten ist die Kunst einzigartig, dadurch dass ihr Abstand zur ›Welt‹, aus dem heraus sie beobachtet, der freieste ist. Ihr Bezug zur ›Welt‹ macht sie in gleicher Weise ›wirklich‹ wie andere Formen der Artikulation. Ihre Fragilität zeigt uns schließlich, dass ihr Wesen fiktional sein mag, ihre Voraussetzungen dagegen vollkommen ›real‹ sind, genauso wie die Folgen für die Kunst, wenn man dieses Zusammenspiel im gesellschaftlich-politischen Handeln ignoriert. Dass wir diese ›reale‹ Warnung aus einem Kunstwerk entwickelt haben, zeigt die Verwobenheit der beiden vermeintlich getrennten Bereiche.

Dem dritten Wettbewerbsthema, nämlich der lapidaren Frage *Warum Goethes Lyrik lesen?*, ist schließlich der Essay unseres anderen 1. Preisträgers gewidmet: Roland Muntschicks stupend kenntnisreicher, klug und elegant formulierter Aufsatz entfaltet auf wenigen Seiten ein Panorama von Goethes lyrischem Werk, wie man es sich kompetenter, dichter und für Goethes Dichtung einnehmender nicht wünschen könnte. (Tatsächlich war unser stets wachsamer Jury-Vorsitzender nur schwer von dem Verdacht abzubringen, dieser Aufsatz müsse das Werk eines »reifen Gelehrten« sein, womöglich die pseudonyme Einreichung eines altgedienten Ordinarius, der es noch einmal wissen wolle; erst der Hinweis, deutsche Professoren unserer Tage zeichneten sich in ihren schriftlichen Verlautbarungen in aller Regel eher durch eine minder klassische Diktion aus, erwies sich als geeignet, diese Befürchtung zu zerstreuen). Muntschicks Aufsatz entfaltet Goethes lyrische Leistung entlang einer Reihe konstitutiver Grundspannungen, die er in feinsinnigen Gedichtanalysen exemplifiziert; hier

geht es um Verhältnisse von Subjektivem und Objektivem, Wirklichem und Phantastischem, Gegenwärtigem und Vergangenem, von kultureller Eigenheit und interkulturellem Transfer. Diese Beobachtungen münden in das Fazit:

> Wir haben gesehen, wie Goethes Gedichte, über die unzählige Male bewunderte und beschriebene kunstvolle Gestaltung im Einzelnen hinaus, grundlegende Kräfte der Kultur der Moderne offenbaren. Natürlich waltet die Spannung zwischen dem Subjektiven und Objektiven, dem Besonderen und dem Allgemeinen, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der Wirklichkeit und dem Phantastischen nicht nur in Goethes lyrischem Schaffen. Natürlich sind die Aufhebung einer vergangenen Kultur im Gegenwärtigen und die Übersetzung als interkultureller Begegnungsprozess nicht nur in Goethes Gedichten präsent. Aber vielleicht ist die Lyrik der Teil von Goethes dichterischem Werk, der am avanciertesten die Energien der Moderne offenbart und nicht als olympischer Gipfel eine vollendete Periode der Klassik beschließt, sondern als Keim die literarische Kultur der Moderne erblühen lässt. Und solange der Bruch mit der Moderne und mit ihren Wurzeln in der neuzeitlich-abendländischen Kultur nicht vollzogen ist, mag es sich auch weiterhin lohnen, im Akt des nachschaffenden Lesens mit der Quelle goethescher Lyrik die bedürftigen Pflanzungen der eigenen Gedanken zu wässern.

Sie dürfen, meine Damen und Herren, auf das *Goethe-Jahrbuch* 2009 gespannt sein, das die Essays der Preisträger abdrucken und Ihnen die eigene lesende Begegnung mit den originellen und klugen Reflexionen junger Goethe-Kenner ermöglichen wird. Solange Goethes Werk Autoren der jungen Generation zu einem solchen Grad an engagierter und unkonventioneller, um Kanon und Tradition wissender und ihnen gegenüber doch zugleich das Recht des kreativ-freien Umgangs, der Annäherung auf je eigenen Denkwegen behauptender Auseinandersetzung herauszufordern vermag, kann es um seine fortdauernde Wirksamkeit und Lebendigkeit nicht ganz schlecht bestellt sein. Für Goethes Gesellschaft wäre das eine gute Nachricht, die beste überhaupt.

Die Preisträger des 2. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft

Die Jury vergab folgende Preise:

1. Preise:	Roland Muntschick (Freiburg i. Br.) Sebastian Wilde (Leipzig)
2. Preise:	Birte Lipinski (Oldenburg) Tobias Roth (Berlin) Sebastian Treyz (Freiburg i. Br.)
Preis für die beste ausländische Einsendung:	Gabriela Zgrzebnicka (Krakau).

ROLAND MUNTSCHICK

Warum Goethes Lyrik lesen?

Warum Goethes Lyrik lesen? – Aus dem Geiste der klassischen Autonomie-Ästhetik scheint diese Frage schnell beantwortet: Erster und letzter Grund für die Lektüre von Goethes Lyrik, der beiden Sammlungen der *Vermischten Gedichte*, der zwölf Bücher des *West-östlichen Divans*, der Lieder und Balladen, der Elegien, Episteln und Epigramme, ist das freie zwecklose Wohlgefallen an der Vielfalt und Vielzahl der lebendigsten und kunstvollsten Gedichte, die in deutscher Sprache, in »dem schlechtesten Stoff«, mit dem man sich Leben und Kunst verderben kann (FA I, 1, S. 449), geschrieben wurden. Ohne das gleichsam nachschaffende Miterleben des dynamischen Potentials und der schöpferischen Gestaltungskraft, die aus Jugendgedichten wie *Willkommen und Abschied*, *Prometheus*, *Ganymed* oder *Mailied*, aus dem *Erlkönig* und dem *Fischer*, aus den *Römischen Elegien* und aus dem *Buch des Sängers* oder dem *Buch Suleika* sprechen, und ohne die bewundernde Anerkennung der klassischen Vollendung dieser Sprachkunstwerke muss jede Lektüre unfruchtbar bleiben.

Darüber hinaus lassen sich natürlich viele Gründe anführen, die einen Leser im Jahre 2009 dazu bewegen mögen, sich mit Goethes Lyrik auseinanderzusetzen. Goethes Gedichte gelten als unverzichtbares Bildungsgut, als lyrisches Erbe des Dichters, der zum Klassiker der deutschen Literatur schlechthin geworden ist, als integraler Bestandteil eines Kanons, der in Schulunterricht und Universität, im Bild- und Zitatenschatz des Bildungsbürgers alter Schule bis heute präsent geblieben ist. Goethes Gedichte können als historische Dokumente betrachtet werden, in denen sich die Universalität von Goethes Dichtung und Weltbild widerspiegelt und anhand derer sich die Entwicklung eines so vielseitigen Geistes und so bewegten Lebens nachvollziehen lässt. Oder sie können in ihrer Vielfalt an antiken und volksliedhaften Formen und Metren, in ihrem Reichtum an Figuren und Bildern als Juwelen deutscher Sprach- und Verskunst bewundert werden. Goethes Gedichte können aber auch ganz unvermittelt und naiv als unmittelbarer Niederschlag und genialer Ausdruck eines quasi zeitlos gültigen menschlichen Erlebens, Fühlens, Denkens und Handelns aufgefasst werden.

Goethes Gedichte markieren in der Lyrik nach Aufklärung und Französischer Revolution die Schwelle zu dem um 1800 anbrechenden Zeitalter der Moderne. Sie stehen nicht am »Ende der Kunstperiode«,[1] eines vermeintlich goldenen klassischen Zeitalters der Poesie; vielmehr scheint uns aus der Welt der goetheschen Lyrik in Form, Stoff und Gehalt bereits die Morgenröte der Moderne entgegen. Goethe ist ein Anfang, ist Quelle und Keim der modernen Poesie.[2] Goethes Gedichte sind zum Vorbild und Ausgangspunkt beinahe der gesamten Tradition deutscher Lyrik geworden. Darüber hinaus verdankt die Geschichte des Kunstlieds von Mozart, Beethoven und Schubert bis zu Hugo Wolf und Richard Strauss Goethes lyrischem Schaffen unzählige der hervorragendsten Werke im Repertoire der Liedvertonung. Ich will jedoch, ohne auf formal und stofflich, stilistisch und motivisch begründete literaturhistorische Traditionslinien einzugehen, vier Aspekte umreißen, unter denen Goethes Gedichte als literarische Kunstwerke der Moderne betrachtet werden können;

1 Heinrich Heine: *Französische Maler*. In: ders.: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Klaus Briegleb. Bd. 3. München 2005, S. 27-87; hier S. 72.

2 Vgl. Friedrich Schlegel: *Gespräch über die Poesie*. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hrsg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett u. Hans Eichner. I. Abt.: *Kritische Neuausgabe*. Bd. 2: *Charakteristiken und Kritiken I (1796-1801)*. Hrsg. u. eingeleitet von Hans Eichner. München u.a. 1967, S. 284-362; hier S. 347.

ich werde vier Perspektiven eröffnen, die jenseits gewaltsamer Aktualisierungen und einseitig-ideologischer Vereinnahmung, aber auch über eine analytische Sektion von Objekten toter Musealität hinaus auf einige der tieferliegenden Kräfte und Energien in Goethes Gedichten aufmerksam machen – auf Bewegungen, die als treibende Strömungen und Entwicklungen die Kulturgeschichte der Moderne geprägt haben und bis in die Postmoderne hinein wirksam sind.

Das Subjektive und das Objektive. – Die Tendenz zur Vermittlung des Subjektiven und des Objektiven, des Individuellen und des Absoluten, des Besonderen und des Allgemeinen, des Endlichen und des Unendlichen ist seit der revolutionären Philosophie Kants, des deutschen Idealismus und der europäischen Frühromantik der Kultur der Moderne ebenso wie bereits Goethes Gedichten eingeschrieben. Speziell in den Liedern und Gedichten, die in die um 1789 zum Druck vorbereiteten Sammlungen der *Vermischten Gedichte* eingegangen sind, lässt sich Goethes kunstvolle Technik beobachten, dem unmittelbaren Reflex individuellen Erlebens ein allgemeines Interesse zu verleihen, dem Ausdruck subjektiven Empfindens, einem auf wahrem Gefühl und persönlicher Erfahrung beruhenden Gehalt eine objektivierende Gestalt zu geben. Den aus einmaligen Situationen und individuellen Begebenheiten entstandenen, aus einem bestimmten Anlass, Zeitpunkt und Umfeld erzeugten Gelegenheitsgedichten bemüht sich der Dichter eine objektive Form zu verleihen.

Immer wieder ist gerade das *Mailied* als Beispiel für die Durchdringung von spontaner, subjektiver Erfindung und besonnener Ausarbeitung angeführt worden. Die Popularität des Gedichts lebt ebenso von der Geste eines unmittelbaren genialen Wurfs, der den Schwung und die Frische einer Schöpfung des Augenblicks atmet, von der sprühenden Kraft eines lyrischen Ergusses, wie seine nachhaltige Wirkung von der Anordnung der Strophen und Verse, von der besonnen geplanten Anlage, der sorgfältigen sprachlichen Komposition und der Wahl der Bilder zehrt. Die in der Form bewältigte Spannung zwischen einem dem Innern entspringenden Gehalt und einem der äußeren Welt angehörenden Stoff wird auch in der Umarbeitungstendenz sichtbar, der Goethe seine bereits in Einzelveröffentlichungen publizierten oder in Abschriften, Manuskripten und Briefen kursierenden Gedichte unterzieht, wenn wir die uns aus Anthologien und Gesamtausgaben bekannten ›Endfassungen‹ der Gedichte mit ihren früheren Versionen vergleichen. Während die ersten Versionen der Jugendgedichte häufig Anlass, Ort und Zeit ihrer Entstehung verraten, das private (Liebes-)Erlebnis mehr oder weniger deutlich durchblicken lassen, bereiten die stilistisch geglätteten oder ausgefeilten Spätfassungen und Gedichte der Reifezeit Schwierigkeiten, ein konkretes, biographisch belegtes Erlebnis festzumachen und ihnen eine Lotte, Lili oder Christiane als Muse zuzuordnen. Getilgt wird die bestimmte Verortung der in einem Zeitraum von über dreißig Jahren entstandenen Gedichte in der individuellen Lebensgeschichte des Subjekts Goethe nicht nur durch die Publikation in einer Sammlung; auch sprachliche Provinzialismen, regionale Eigentümlichkeiten Frankfurter Provenienz in Wortschatz, Grammatik und Orthographie werden bereinigt, genialische Auswüchse und Kühnheiten der *Sturm und Drang*-Zeit in Ausdruck und Stil, in denen sich ein subjektivistischer Überschwang Bahn bricht, werden gemildert; Anspielungen auf private Lebensmomente werden weitgehend gemieden. Aus der unmittelbaren, direkt an die Geliebte gerichteten Erlebnislyrik des dichtenden Subjekts Goethe werden objektivierten, typischen Erfahrungsmustern angeformte Rollengedichte eines lyrischen Ich und Du.

Willkommen und Abschied lässt, in den handschriftlichen und gedruckten Frühversionen von 1775 noch eindeutig in der Sesenheimer Zeit zu verorten, zwischen der Ankunft des Geliebten am Abend und dem morgendlichen Abschied eine Liebesnacht des Dichters mit Friederike unschwer erraten. Durch die Umarbeitung und den später hinzugefügten Titel bekommt es einen allgemeineren Sinn, wird Ausdruck einer typischen Situation, in der das konkrete Erlebnis aufgehoben wird. Programmatisch spricht dafür schon die sprachlich entsubjektivierte Revision des Gedichteingangs (»*Es* schlug mein Herz« statt »*Mir* schlug das Herz«; FA I, 1, S. 283 u. S. 128 – Hervorhebungen R.M.). Eine Überarbeitung im

Kontext der Gedichtsammlung tilgt aber nicht nur Eigentümlichkeiten, sondern vermittelt relativierend auch durch neue Konstellationen in der Zusammenstellung einseitige zu sich ergänzenden Perspektiven. So stehen sich ›Verselbstung‹ und ›Entselbstigung‹ direkt gegenüber, wenn dem *Prometheus*, dem Aufrührer gegen Gott, der nach seinem eigenen Bilde Menschen schafft, wenn also dem Typus des Künstlers als selbstvergöttlichtem Schöpfer der *Ganymed*, ein Bild der enthusiastischen Begeisterung und Entgrenzung, der pantheistischen Ekstase, der Selbstauflösung in der göttlichen Natur zur Seite gestellt wird.

Das Wirkliche und das Phantastische. – In Goethes Balladen, den ›Ureiern‹ der Dichtung, wo die epische, lyrische und dramatische Dichtweise in der »Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor[bringen]« (FA I, 3.1, S. 206), begegnet uns eine Welt, welche die Sphäre übernatürlicher Naturwesen und unbeseelter Elementargeister aus Mythos, Aberglauben und volkstümlicher Sage mit dem gewöhnlich-alltäglichen Erfahrungshorizont des Menschen vereint. Es ist eben jene Sphäre, die auch in Gestalt von Melusinen und Undinen, im Gewand der über die Ballettbühne schwebenden Sylphen, als hoffmanneske Feuersalamander und groteske Äpfelweiber in die menschliche Alltagsrealität, die empirische, prosaische Wirklichkeit, eindringt und die Menschen bezaubert oder verstört zurücklässt.

So sieht sich der *Fischer* in seiner von der eigenen Rationalität durchdrungenen empirischen Wirklichkeit unmittelbar mit dem Übernatürlichen, dem Wunderbaren konfrontiert. Der aufgeklärte Mensch, der dank des Sonnenlichts seiner Vernunft die ihn umgebende Welt, mit »Menschenwitz und Menschenlist« (FA I, 1, S. 303) vermeintlich die Natur beherrscht, der besonnene Forscher, der das Geheimnisvolle und Elementare aus seiner unendlich feuchten Tiefe lockt und unter die Halogenleuchte des trockenen Verstandes stellt und als kühler Beobachter und ruhiger Lauscher aus der sicheren Distanz rationaler Beherrschung in den Gründen und Abgründen der Erkenntnis angelt, erfährt die Kräfte der elementaren Natur. Die übernatürlichen, nicht den menschlichen Gesetzen kausaler Verknüpfung gehorchenden Wesen, die sich im Flüssigen, im werdenden Wechsel, im nie fest greifbaren, rauschenden, wellenatmenden, schwellenden Element des Wassers bewegen, lassen einen betörenden Sirenengesang erklingen, der nicht der Sprache der Vernunft gehorcht. Der erotischen Verlockung, die von der unergründlichen Tiefe des Meeres ausgeht, auf dessen Oberfläche sich das verklärte Blau des weiten Himmels wie die menschliche Hybris der Vernunft selbst bespiegelt, vermag sich der Fischer, verführt vom dämonischen Meerweib, nicht zu widersetzen. Versunken in die Selbstreflexion, von der Sehnsucht nach den Geheimnissen der Tiefe ergriffen, sehen wir ihn willenlos dem netzenden Meer in den Schoß sinken und in die Feuchte entgleiten.

Im *Erlkönig* entfaltet ein düster-unheimliches Nachtstück die dämonisch-bedrohliche, schaurige Seite der wunderbaren Kräfte. Hier wird ein triadisches Spannungsfeld aufgezogen zwischen der lockenden Stimme des dämonisierten Erlkönigs, dem für das Übernatürliche empfänglichen, dem Elementaren ungeschützt ausgesetzten Kind und der abgeklärten Klugheit des Vaters, der in seiner Blindheit für das Wunderbare die Gefahr und Bedrohung des Kindes nicht wahrzunehmen und ihm somit keinen wirksamen Schutz zu bieten vermag. Im dramatischen Wechselgespräch entwickelt Goethe zwei Perspektiven auf die bedrohlichen Elementarkräfte. Der Vater kann nur mit rationalen Erklärungsmustern reagieren, welche die Erscheinungen auf Phänomene zurückführen, die im Einklang mit den vom Menschen formulierten Naturgesetzen stehen. Im Säuseln des Windes hört er nicht die verführende Stimme, im Grau der alten Weiden sieht er nicht den Schatten des Erlkönigs. Das Grausen packt ihn erst, als die Wirkungen des Übernatürlichen in die ihm zugängliche empirische Realität eintreten und das Kind in seinen Armen stirbt. Dem Knaben erscheint im Nebel der gekrönte Erlkönig, der ihn mit leisen Versprechungen verlockt, zu Tanz, Spiel und Gesang lädt. Das Kind vermag die Nebelschwaden nicht rational zu durchdringen, ist der faszinierenden Schönheit und Gewalt des dämonischen Wesens verfallen und widersetzt sich vergebens der ästhetisch-erotischen Verführungs- und Anziehungskraft der phantastischen Welt.

Auch nach der Abschaffung Gottes und des Göttlichen, nach dem Sturz der metaphysischen Systeme, nach dem Verlust der Aura im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks, lebt im Menschen ein Bedürfnis nach dem Wunderbaren, Übernatürlichen, wovon die begierige Aufnahme von sensationsträchtigen medizinischen und technischen Wundermeldungen ebenso zeugt wie die Fülle der ins Weltall projizierten Phantasiegestalten. Nachdem das Phantastische aus der rational durchleuchteten Welt getrieben wurde, existiert es im Außerirdischen und in Science-Fiction-Visionen fort, wird im Träumen einer mythisierend verklärten ›Geschichte‹ lebendig gehalten. Wo die menschliche Kraft der Phantasie, die über die Beschränkungen des alltäglichen Lebens, gleich einem von Blüte zu Blüte taumelnden Schmetterling, hinweg zu träumen vermag, wo das Bedürfnis nach dem Wunderbaren durch die Hybris der Vernunft unterdrückt wird, bricht die Welt des Übernatürlichen mit Gewalt hervor, treibt sie zur tödlichen Selbstaufgabe und auflösenden Auslieferung an das Dämonisch-Irrationale. Goethes Balladen führen vor Augen, wie das Faszination und Verderben in sich tragende Phantastische nicht durch Unterdrückung und Ausrottung, durch Trockenlegung und Ausleuchtung der Welt zur tödlichen Verständlichkeit zu beseitigen ist, sondern nur in schwebender Balance mit den Kräften des Verstandes und der Vernunft existieren kann.

»*Im Gegenwärtigen Vergangnes*« (FA I, 3.1, S. 20; Hervorhebung R. M.). – Die Moderne ist auch das Zeitalter der Geschichte, des Bewahrens eines kulturellen Erbes, das Zeitalter der historischen Betrachtung, welches die Welt als einen Prozess des ewigen Werdens und Vergehens begreift. Ähnlich wie wenige Jahre später die Frühromantiker ein neuzeitliches Kontinuum der europäischen Poesie von Dante und der italienischen Renaissance über Calderón, Cervantes und Shakespeare bis zu Goethe behaupten und ihre Idee einer großen kulturellen Synthese in Kunsttheorie und Übersetzungsprojekten verbreiten, sucht Goethe Wege, eine vergangene Kultur lebendig zu halten und für die Gegenwart produktiv zu machen. So stehen die *Römischen Elegien* ganz unter dem Zeichen, die vergangene Welt der Antike für die Gegenwart zu gewinnen.

In der ersten Elegie exponiert Goethe spielerisch seinen programmatischen Grundgedanken im berühmten Palindrom Amor – Roma. Die Liebe, welche auch die Objekte der Außenwelt zum Du zu schaffen vermag und ihnen im nachschaffenden Erleben lebendige Realität und Persönlichkeit verleiht, stellt als beseelende, verlebendigende Kraft den Kontakt zwischen dem reisenden Dichter und den Kunstwerken einer vergangenen Zeit römischer Größe her, wenn ihr glühender Hauch die toten Steine der Ruinen und Säulen, die Fragmente des alten Rom belebend durchdringt. Die Denkmäler vergangener Zeiten schweigen dem modernen Menschen, solange er nur in kühler bedächtiger Betrachtung verharrt. Die ewige Stadt Rom, als *urbs et orbis* für eine ganze Welt der Antike stehend, öffnet sich dem Liebenden, der das Vergangene im unmittelbaren geistigen Erleben zur Gegenwart macht. Wie ein zündender Funke, ein feuriger Blitz der Verjüngung, erweckt Amor den *Genius Loci* und bringt das machtvolle alte Rom zum Sprechen.

Das Geheimnis der Wirkkraft der *Römischen Elegien* ist die Innenspannung der Idee des Amor. Von der handgreiflich-körperlichen Liebe eröffnet die symbolische Dimension eine Perspektive ins Unendliche, Universelle einer allumfassenden Liebe und die Idee der Liebe als geistige, beseelende Kraft ist allegorisch der Liebe zum römischen Bürgermädchen eingeschrieben. So werden die erotischen Begegnungen des dichtenden Subjekts metaphorischer Ausdruck einer Aneignung der Antike, ohne dass die römische Geliebte an Lebenswirklichkeit und wahrer Individualität verliert. Wenn der Dichter sich von den majestätischen barocken Adelspalästen mit ihren mit Juwelen besetzten Balkonen abwendet und die niedre, zierliche Pforte, ein einfaches Bürgermädchen im wollenen Kleidchen, bevorzugt, lassen die mit anzüglichen Anspielungen gespickten Beschreibungen der architektonischen Kultur Roms deutlich erotische Untertöne erklingen. »Und des geschaukelten Betts lieblicher knarrender Ton« (FA I, 1, S. 394), so formuliert es Goethe in einer von Schiller – um seine *Horen* nicht herunterkommen zu lassen – aussortierten Elegie, zieht sich durch die ganze Sammlung.

Umgekehrt wohnt den »Freuden des echten nacketen Amors« (ebd.), jeder provozierenden Pointe (»Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib«; FA I, 1, S. 397) in ihrer handfesten Erotik eine universale Tendenz inne.

Amors Hilfe verleiht den durchwandelten Trümmern antiker Bildung Glanz, Farbe und Form, weckt den Sinn für die in Verehrung und Staunen bewunderten klassischen Kunstwerke. Die griechische Antike ist erst klassisch geworden, »war neu da jene Glückliche lebten, / Lebe glücklich und so lebe die Vorzeit in dir« (FA I, 1, S. 419). Die Elegien besingen die enge Verbindung von gelehrtem Studium der Kunst und liebendem Erleben, Nachempfinden und Verstehen, die Synthese von erotischer Sinnlichkeit und ästhetischer Erfahrung im geistigen Vergleich des belebten Marmors mit dem Körper der Geliebten. Während die Geliebte schläft, herrscht die Reflexion, der »stille Genuß reiner Betrachtung« (FA I, 1, S. 421) von ›edler Einfalt‹ und ›stiller Größe‹. Öffnet sie erwachend die Augen, reißt den Betrachter der trunkene Taumel, die verworrene Begeisterung der Begierde fort. Kunstwerk und Geliebte sind im Wechsel betrachtetes Denkmal und begehrter Reiz.

Die fruchtbare Verbindung wird in den Elegien nicht nur als Thema besungen, sondern in den Kunstwerken selbst vollzogen. Die *Römischen Elegien* sind im zum Werk gehörigen Entstehungsmythos die Kinder dieser Liebe, der Vermählung des goetheschen Geistes mit der römischen Muse. Goethe adaptiert das elegische Distichon der antiken Metrik für die deutsche Sprache. Durch das Aufgreifen von Form und Tonfall der Elegie nimmt Goethe die Auseinandersetzung mit der vielleicht bedeutendsten Gattung der römischen Dichtkunst auf. Die lateinische Dichtung eines Catull, Properz und Ovid dient als Anspielungshorizont und übernimmt die Funktion eines idealtypischen Urbilds. Zwischen dem grauen, trüben Norden des in brütender Reflexion unbefriedigten Geistes und einem hellen, sonnigen Süden voll leuchtender Farben und Formen vollzieht sich eine Synthese. Der Dichter bekennt sich zu den Lebenskräften der antiken Welt, wenn er die strotzende Geschlechts- und Zeugungskraft des Priapus, die göttliche, würdevolle Majestät Jupiters, den Stolz Junos, die Sonne Apollos, den trocken-klaren Verstand der Minerva, die weich-trunkene Träumerei des Bacchus, die Schalkhaftigkeit des Hermes seine Gedichte beleben fühlt. Im Bekenntnis zu einem antiken Ethos setzt »Der große Heide«[3] das freie Liebesleben der griechischen Götter dem giftigen Atem und gekrümmten Gang der moralischen Heuchelei seines Zeitalters entgegen.

Diese paradigmatisch dargestellte Auseinandersetzung mit einer vergangenen Zeit betrifft auch uns, die heutigen Leser, wenn wir mit den mittlerweile über zweihundert Jahre alten Gedichten Goethes durch einen Verlebendigungsprozess in Kontakt treten. Auch Goethes Gedichte wollen zum Sprechen gebracht, nicht allein als Relikte vergangener Zeiten und Objekte der Buchstabenbildung bestaunt und wie Reliquien verehrt werden. Goethes Lyrik fordert die produktive Begegnung mit dem postmodernen Leser heraus, der ihren Geist zum Leben zu erwecken, ihre Idee zu entfalten, ihren Gehalt zu erschließen und ihr Ideal sich vorzustellen vermag.

Interkultureller Transfer. – Wir haben gesehen, dass den *Römischen Elegien* auch die Synthese zwischen nördlicher Reflexionskultur und farbigem Süden, somit zwischen zwei Bereichen des europäischen Kulturraums eingeschrieben ist. Mit dem ab 1814 entstandenen *West-östlichen Divan* begegnen wir einem frühen Beispiel dessen, was wir heute als interkulturellen Transfer bezeichnen. Goethes Gedichtsammlung, die sich als Pendant zur Lyrik des persischen Dichters Hafis begreift, steht am Beginn einer Begegnung von Orient und Okzident. Das abendländische Europa der Neuzeit, das mit der Frühromantik gelernt hat, sich als pluralistische, aus charakteristischen ›Nationalkulturen‹ gewachsene Kultureinheit zu begreifen, sieht sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend mit außereuropäischen Hochkulturen, ihren Wertesystemen und Traditionen konfrontiert, was den modernen Europäer nötigt, sich angesichts der multiplizierten Perspektivenvielfalt neu zu bestimmen. Wäh-

3 Heinrich Heine: *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*. In: ders.: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Klaus Briegleb. Bd. 3. München 2005, S. 505-641; hier S. 618.

rend die Politik des 19. Jahrhunderts den Weg des Imperialismus, der kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Unterwerfung und Ausbeutung, den Weg der Kolonialisierung gegangen ist, hat die Frühromantik eine Theorie des Transfers entwickelt, die Neugier und Sehnsucht nach dem Fremden und Unbekannten befördert, ein Ausgreifen nach den Hochkulturen des nahen und ferneren Ostens in Gang gesetzt und der europäischen Kultur dadurch neue Energie und Lebenskraft verschafft hat. Goethes Interesse am arabischen und persischen Orient steht im Kontext der gelehrten Orient-Forschung um 1800 und der Orient-Bewegung der Romantik, die besonders durch die Sanskritstudien Friedrich Schlegels Aufsehen erregte. Die Aneignung der Veda-Philosophie durch Schopenhauer, die Entdeckung eines pittoresken Nordafrika durch Eugène Delacroix, die Begeisterung der französischen Impressionisten für die japanischen Holzschnitte eines Katsushika Hokusai, die Adaption javanischer Gamelan-Musik durch Claude Debussy, die Rezeption chinesischer Lyrik und Klangwelten bei Gustav Mahler oder Paul Gauguins Sehnsucht nach Tahiti setzen eine Entwicklung fort, zu der nicht zuletzt Goethes *Divan*-Projekt den Anstoß gegeben hat.

Goethe versteht seinen *Divan* als Teil eines Begegnungsprozesses. Die Romantik hatte das Übersetzen als produktive Grundfunktion der Moderne nicht nur zwischen Sprachen, Epochen und Medien der europäischen Kulturgemeinschaften erkannt, sondern gerade auch eine globale Perspektive eröffnet. In den Bemerkungen *Besserem Verständniss* entwirft Goethe, ganz ähnlich wie Novalis in seinem *Blüthenstaub*-Fragment Nr. 68, ein dreistufiges Übersetzungsmodell, das den kulturellen Transfer zu beschreiben vermag.[4] Am Anfang steht die prosaisch-grammatische Übersetzung, die gelehrte systematische Erschließung der Vortrefflichkeiten einer fremden Kultur, die unter Aufgabe aller weiteren Eigentümlichkeiten allein mit dem Datenmaterial, der Stoffmasse einer fremden Kultur bekannt macht und das Unbekannte in einen häuslichen Rahmen zieht. Die verändernde Übersetzung, häufig mit parodistischer Tendenz, zielt als zweiter Schritt auf die Idee. Sie versucht, sich in das Denken der anderen Kultur zu versetzen, »fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen« (FA I, 3.1, S. 280). Sie liefert aus der eigenen Kultur gewachsene Surrogate, die das Ideengut der fremden Kultur durch Schöpfungen in der eigenen Kultursprache ersetzen. Die dritte Stufe, die mythische Übersetzung, sucht unter Aufgabe der eigenen Originalität durch die Darstellung des Ideals fremder Ideen das Vorbild zu übertreffen, »ein Drittes« (FA I, 3.1, S. 281) zu erzeugen, welches die Eigentümlichkeiten beider Kulturen in einer produktiven Symbiose verschmilzt. Die »Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten« (FA I, 3.1, S. 283) ist ein Prozess des Verstehens und Aneignens, der sich auf das andere in seiner Andersartigkeit einlässt. »Wollen wir an diesen Productionen der herrlichsten [orientalischen] Geister Theil nehmen, so müssen wir uns orientalisiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen« (FA I, 3.1, S. 200). Jede Kultur will in ihrer Eigentümlichkeit erkannt, will in ihrem eigenen Kreis, mit eigenem Maßstab gemessen werden. Goethe fordert dazu auf, sich »mit diesen Schätzen an der Quelle bekannt [zu] machen« (ebd.). Er übernimmt die Rolle eines reisenden Handelsmannes, versteht sein literarisches Projekt als Initiation einer kulturellen Auseinandersetzung mit der zu neuem Leben erweckten Blüte persischer Dichtkunst eines Firdusi, Saadi und Hafis.

In den Büchern seines *Divan* beginnt Goethe, fremde Quellen und Bäche auf die eigenen Blumenbeete zu leiten, charakteristische Momente der persischen Dichtkunst zu adaptieren. Ihn fasziniert die unendliche Realität und »Breite der Außenwelt« (FA I, 3.1, S. 178), »das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen« (FA I, 3.1, S. 181), der Naturgegenstände und Gegenstände des öffentlichen Lebens, der liebevolle Blick für die kleinen Einzelheiten, der jedem »bedeutenden Gegenstand sein eigenthümlichstes abzugewinnen sucht« (ebd.). Doch dem bestimmtesten Realismus ist eine Tendenz ins Grenzenlose ein-

4 Vgl. FA I, 3.1, S. 280-283, und Novalis: *Vermischte Bemerkungen/Blüthenstaub 1797/98*. In: ders.: *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*. Hrsg. von Hans-Joachim Mähl. Darmstadt 1999, S. 225-285; hier S. 253 f.

geschrieben, die dem Wirklichen einen hohen Sinn oder »Geist« (ebd.) verleiht. In der Verknüpfung des Niedrigsten und Edelsten, in der virtuosen Kunst, in willkürlicher Blumen- und Zeichensprache und Chiffren das Ungereimte zusammenzureimen, in der divinatorischen Kunst, das Entfernteste aufeinander zu beziehen, geht diese Dichtung an die Grenzen von Kombinationsgabe und Vorstellungskraft. So konzipiert Goethe seinen *Divan*, ähnlich dem Koran und persischen Gedichtsammlungen, als Buch-Orakel, das, nach der Sitte des Fal an beliebiger Seite aufgeschlagen, demjenigen, der Dank seiner Divinationskraft vom exoterischen zum esoterischen Sinn vorzudringen vermag, für seine individuelle Problemlage Auskunft verschafft.

Wir haben gesehen, wie Goethes Gedichte, über die unzählige Male bewunderte und beschriebene kunstvolle Gestaltung im Einzelnen hinaus, grundlegende Kräfte der Kultur der Moderne offenbaren. Natürlich waltet die Spannung zwischen dem Subjektiven und Objektiven, dem Besonderen und dem Allgemeinen, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der Wirklichkeit und dem Phantastischen nicht nur in Goethes lyrischem Schaffen. Natürlich sind die Aufhebung einer vergangenen Kultur im Gegenwärtigen und die Übersetzung als interkultureller Begegnungsprozess nicht nur in Goethes Gedichten präsent. Aber vielleicht ist die Lyrik der Teil von Goethes dichterischem Werk, der am avanciertesten die Energien der Moderne offenbart und nicht als olympischer Gipfel eine vollendete Periode der Klassik beschließt, sondern als Keim die literarische Kultur der Moderne erblühen lässt. Und solange der Bruch mit der Moderne und mit ihren Wurzeln in der neuzeitlich-abendländischen Kultur nicht vollzogen ist, mag es sich auch weiterhin lohnen, im Akt des nachschaffenden Lesens mit der Quelle goethescher Lyrik die bedürftigen Pflanzungen der eigenen Gedanken zu wässern.

SEBASTIAN WILDE

*Die artikulierte Lücke. Über die Möglichkeiten der Kunst in Goethes »Campagne in Frankreich 1792« und »Belagerung von Maynz«**

Goethe ist dreiundvierzig Jahre alt, als er 1792 am Frankreichfeldzug teilnimmt. Er folgt seinem Fürsten, dem Herzog von Weimar. Der wiederum stellt ein Regiment für den Kampf Preußens und Österreichs gegen die Revolutionstruppen. Diese sollen besiegt und der französische König wieder eingesetzt werden. Bekanntlich schlägt dieser Versuch fehl; bei Valmy endet der Vormarsch. – 1822, dreißig Jahre später, erscheint der *Zweyten Abtheilung Fünfter Theil* von Goethes autobiographischem Werk *Aus meinem Leben*. Dieser *Theil* erhält 1826 im 30. Band der *Ausgabe letzter Hand* den Titel *Campagne in Frankreich 1792* und *Belagerung von Maynz*.[1]

Schon früh wurde entdeckt, dass es sich bei diesem Text nicht tatsächlich um die ›authentischen‹ Tagesaufzeichnungen Goethes handelt. Wir wissen, dass der Dichter auch Frankreich-Aufzeichnungen anderer verwendete, an denen er sich mit seinem eigenen Schreiben ›orientierte‹. Zudem bemerken wir bei einer Lektüre schnell, dass der Text seine literarischen und dichterischen Ambitionen gar nicht verstecken möchte und sich geradezu als Roman im Gewand des Tagebuchs und damit als *Kunstwerk* geriert.

Doch wozu diese Erwähnung? Wozu unser Versuch, fein säuberlich das ›Wirkliche‹ vom ›Nicht-Wirklichen‹, die ›reale Welt‹ von der fiktionalen zu unterscheiden? Und vor allem: Was hat dies zu tun mit der Maxime »Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«? – Wir wollen versuchen, die starre Grenze, die zwischen dem ›Wirklichen‹, vielleicht dem ›Realen‹, und dem ›Möglichen‹ künstlerischer Welten trennt, zu erschüttern. Aufgeworfen werden damit auch Fragen nach der Fiktionalität. Diese Erschütterung wollen wir dabei aus der Maxime selbst entwickeln, zusammen mit ihrem Bezugspunkt, der Kunst, wofür wir Goethes *Campagne* wählen.

Warum ich gerade diesen Text ausgewählt habe, möchte ich mit einer Vorwegnahme erklären: Während ich über die Maxime nachdachte, baute sich für mich nach und nach eine Beziehung zwischen ihr und der *Campagne* auf. Ich kam schließlich zu der Überzeugung, dass Goethe mit seinem Tagebuch den abstrakten Gehalt der Maxime in unglaublicher Direktheit und man möchte fast sagen: *am eigenen Leib* demonstriert. Die Bedeutung, die damit der Maxime zugeordnet wird, halte ich für zutiefst existentiell, denn es wird auf diese Weise deutlich, dass sie an einem Punkt ansetzt, an dem die Frage *für* und *gegen* künstlerisches Schaffen entschieden wird. Die Maxime beleuchtet damit nichts Geringeres als die Seinsvoraussetzungen der Kunst selbst, womit sie gleichzeitig auch die Grenze verwischt, die wir eben erwähnten.

* Der Beitrag befasst sich mit dem zweiten Thema des Essay-Wettbewerbs: *»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Was könnte der Satz aus Goethes »Maximen und Reflexionen« meinen? Und hat er heute noch Gültigkeit?* – Valérie Lawitschka (Hölderlin-Gesellschaft, Tübingen) möchte ich vielmals für ihre Kritik danken.

1 Im Folgenden unter dem Kurztitel *Campagne* nach FA I, 16, S. 386-612, zitiert.

Die *Campagne* ist ein Text über den Krieg und damit über das menschliche Handeln in seiner negativ extremsten Form. Genauer gesagt, ist es ein Text über den Kriegsalltag. Er handelt von der Schwierigkeit, im Schlamm vorwärts zu kommen und seine Ausrüstung trocken zu halten, von der Knappheit der Rationen, von Müdigkeit und Erschöpfung. Er ist aber auch – und das nicht weniger – ein Text über ein beobachtendes Ich; ein Ich, das sich in Beziehung setzt und sich zu seiner ›Welt‹ verhält, ganz gleich, wie sie beschaffen ist. Goethe bietet keine weltpolitische Gesamtschau oder klare parteiliche Stellungnahme. Im Gegenteil, er weigert sich ausdrücklich, solche zu geben, und endet daher mit dem Satz:

> Und so wollen wir schließen, um nicht in Betrachtung der Weltschicksale zu geraten, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denselben Fluten uns überschwemmt, wo nicht verschlungen gesehen. (FA I, 16, S. 612)

Welche strategischen Fehler womöglich begangen wurden, welches der eigentliche Grund für das Scheitern des Feldzugs war – wir haben am Ende der Lektüre nicht das Gefühl, darüber Auskunft bekommen zu haben. Dafür haben wir aber einen Menschen begleitet, der innehält in *Augenblicken* und hinsieht, der Beobachtungen naturwissenschaftlicher wie ästhetischer Art macht, dessen Blick bestimmte Dinge *isoliert*, aus dem Gesamtgeschehen *ausschneidet*, um sie für sich zu untersuchen, und der sich – wie im folgenden Zitat – von den Eindrücken *reizen* lässt zur (künstlerischen) Ver-Äußerung:

> Die allen Begriff übersteigende Mannigfaltigkeit der auf- und aneinander getürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, riefen die Lust hervor wenigstens etwas davon aufs Papier zu bringen. (FA I, 16, S. 485)

Wenn wir einen Augenblick innehalten bei diesem Zitat, dann entdecken wir an dieser Stelle etwas, das für die weiteren Überlegungen von immenser Bedeutung ist. Artikuliert wird eine Distanz, die zwischen der Betrachtung und einer (möglicherweise künstlerischen) Produktion liegt, dadurch dass die »Lust […] etwas davon aufs Papier zu bringen« auf ein Zukünftiges weist. Diese Stelle zeigt eine äußerst interessante Parallele auf: Wir haben auf der einen Seite den vergleichsweise geringen Abstand zwischen einem erlebten Augenblick und der gedanklichen (zum Teil künstlerischen) Auseinandersetzung mit ihm und parallel dazu auf der anderen Seite den großen Abstand der vielen Jahre, die zwischen dem Feldzug und seiner abgeschlossenen künstlerischen Verarbeitung liegen. In letzter Konsequenz kann es natürlich nur der Blick des dreißig Jahre älteren Goethe sein, dem wir beim Lesen folgen. Allerdings ist dieser Blick neben allen textlichen Fremdeinflüssen *auch* von den eigenen, zur Zeit des Feldzugs gemachten Notizen geleitet. Und so wird das große Gegenüber von Krieg und gealtertem Selbst hineingetragen in die kleinen Wechsel zwischen Kriegschaos und Momenten der Ruhe, »zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben« (FA I, 16, S. 413), zwischen »Labyrinthen«, die sich dem ordnenden Geist entziehen, und Gelegenheiten, »das kurz Vergangene zu überdenken« (FA I, 16, S. 486).

Goethe hält uns das Gegenüber, die *Differenz* zweier Momente, stets vor Augen. Entscheidend ist dabei, dass ein Ich in einer Ent-Äußerung (z. B. in einer künstlerischen), mit welcher es sich aus dem einen Moment heraus zum anderen verhält, diese Differenz zwar überbrücken, jedoch nicht aufheben kann. Prinzipiell verschiebt sich die Differenz in ihrer kleinsten denkbaren Form bis in das Individuum hinein, allein dadurch, dass eine Reaktion auf einen Eindruck immer eine (zumindest zeitliche) Verzögerung mit sich führt. Doch brauchen wir im Fall der *Campagne* soweit ins Detail gar nicht zu gehen, denn es ist das Prinzip der Differenz an sich, woran uns Goethe im Gesamtzusammenhang des Tagebuchs erinnert. Er macht die Zeitlichkeit des Schreibens zum Thema, markiert die eigene Autorenrolle und legt sich das Verbot auf, mit dem antizipierten Wissen des Schreibenden, das er zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht haben dürfte, weiterzureden – »weil, was getan und geleistet worden, sich erst nach und nach aus sich selbst entwickelte, und also historisch dargestellt werden müßte« (FA I, 16, S. 558).

Doch welche Schlüsse können wir ziehen aus dieser Betonung des Abstands bzw. der Perspektive, aus der heraus Vergangenes an-gedacht wird? Und wie verhält sich diese Betonung zum Darstellungsimperativ, der im konjunktivischen Schluss des zitierten Satzes anklingt? Das eine hängt direkt mit dem anderen zusammen. Das Prinzip der Differenz, das *jede* Betrachtung begleitet, verneint im Grunde eine objektive Darstellung, die gemeinhin – und mit Goethe können wir auch sagen: fälschlicherweise – der Geschichtswissenschaft zugesprochen wird. Die ›Authentizität‹, die wir fordern, wenn wir fragen, wie es ›wirklich‹ geschehen ist, wird so zum Trugbild. Das ist allerdings kein Anlass zur Resignation. Denn eigentlich verlieren wir durch diese Einsicht nichts, allein deswegen, weil wir das verloren Geglaubte nie besaßen. Und so sollten wir auch Goethes Verweigerung eines welthistorischen Überblicks genau in diesem Zusammenhang lesen. Er gibt ihn nicht, weil er um die eigene Beschränktheit im An-denken weiß.

Die allgemeinen Vorüberlegungen, die wir anhand der *Campagne* anstellen, führen uns an dieser Stelle direkt zur Maxime. Halten wir deshalb die zentralen Aspekte noch einmal fest: Zu ihnen gehört die prinzipielle Unterscheidung zwischen einem betrachtenden Ich und einem Zeit-Raum, auf den es sich bezieht, sei es im kleinen oder im großen Zusammenhang. Diese Unterschiedenheit *negiert* zunächst alles, was den Anspruch erhebt, Geschehenes ›authentisch‹ abbilden zu können, wodurch sich die obengestellte Frage nach ›Wirklichem‹ und ›Nicht-Wirklichem‹ auf eine völlig neue Weise stellt. Ist diese Unterschiedenheit aber im Bewusstsein, dann bringt sie eine Reflexionskraft hervor, die ihrerseits wieder ein schier unerschöpfliches Maß an Betrachtungs-Darstellungen *erlaubt*. Die historische ist im Übrigen eine davon, die naturwissenschaftliche eine andere. Sie umfassen ganz spezifische Prinzipien, um die es hier aber nicht gehen soll. Denn mit der Maxime richtet sich unser Blick auf die Kunst und die Möglichkeiten, die sich mit ihr für Betrachtung und Darstellung ergeben.

Goethes *Campagne* halte ich, wie gesagt, für eine Verkörperung des Gehalts, der sich uns in der Maxime darbietet. Um dem nachzugehen, möchte ich im folgenden Schritt die Grundbewegung des Ausweichens, der wir begegnen, wenn es heißt: »Man weicht der Welt nicht sicherer aus […]«, genauer befragen. Allein dass es sich dabei um eine *Bewegung* handelt, ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es drückt sich die unmittelbare Nähe eines körperlichen und geistigen Tätigseins aus, die sich tief in unserer Sprache verankert hat. ›Vorwärtskommen‹ oder ›zurückgehen‹, ›springen‹ oder ›in sich ruhen‹ – all dies sind Verben, mit denen man physische Bewegungskreise ebenso nachzeichnet wie mentale. Auch das Verb ›ausweichen‹ trägt diese doppelte Bezeichnungskraft in sich: Es ist möglich, bestimmten Fragen auszuweichen, wenn man befürchtet, dass eine evozierte Antwort entblößend für das eigene Selbst ist. Voraussetzung dafür ist sicherlich mindestens eine rhetorische Gewitztheit. Denkbar ist auf der anderen Seite aber auch ein Extremfall, in dem das Ausweichen zur existentiellen Notwendigkeit wird. Der Krieg, dem wir in Goethes Tagebuch begegnen, ist ein solcher Extremfall. Die Ausweichbewegung wird dabei zur menschlichen *conditio sine qua non*. Dass dies wiederum nicht nur den bloßen, existentiellen Augenblick eines Einzelnen umfassen kann, sondern auch politische Entscheidungen über Krieg und Frieden, die ein gewisses (geistiges) Kalkül verlangen, bestätigt die doppelte Dimensionalität, die wir im ›Ausweichen‹ entdecken können.

Die Verknüpfung mit der ›Welt‹, von der im zweiten Teil der Maxime gesprochen wird, ist eine direkte Folge oder sogar eine Konsequenz der Ausweichbewegung. Sieht man in der Bewegung nur den physischen Gehalt, dann liegt in der Gleichzeitigkeit des Ausweichens und Verknüpfens eine Paradoxie. Und es scheint die Maxime auch darauf ausgelegt zu sein, dieses paradoxe Verhältnis zu evozieren. Allerdings löst sich die Paradoxie auf, wenn wir zur physischen Dimension die mentale hinzuziehen. Dann wird uns klar, dass die körperliche Distanzierung von einer Sache immer gleichzeitig ein geistiges *Verhalten* zu derselben Sache mit sich bringt. In diesem Verhalten *zu* etwas steckt auch das, was in der Maxime mit ›Welt‹ bezeichnet wird. Es ist allzu verlockend, in ›Welt‹ etwas zu sehen, was gemeinhin als das ›Konkrete‹ oder ›Reale‹ bezeichnet wird. Würden wir diesen Faden weiterspinnen, dann

kämen wir schnell in eine Sackgasse und würden merken, dass dieser Gedanke schlichtweg zu kurz greift.

In unseren Überlegungen geht es uns allerdings nicht darum, ›Welt‹ in ihrer begrifflich-konzeptionellen Komplexität zu durchdringen. Für unseren Zusammenhang ist die *untrennbare* Verbindung zwischen ihr und dem Ausweichen wichtig. Unter diesen Voraussetzungen lässt sich ›Welt‹ erst mit der physisch-mentalen Bewegung bestimmen. Die Frage nach ihr ist müßig, wenn wir nicht auch fragen, *vor* wem oder was ausgewichen und zugleich *zu* wem oder was sich verhalten wird. Dass ›Welt‹ dabei den physischen Raum weit übersteigen kann, ist sicherlich keine neue Einsicht. Denken wir aber daran, welche neuen Wege Goethe beschritten hat, als er versuchte, Erfahrungen und Ideen in ihrer gegenseitigen Bedingtheit immer wieder neu aneinander auszurichten, dann wird uns die Bedeutung dieser Einsicht um einiges deutlicher. Und gerade weil wir die Maxime auch im Spiegel *der* Zeit sehen müssen, in der sie als reflexive Essenz reifen konnte, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass sie sich mit ihrem Begriff von ›Welt‹ nicht auf einen physischen oder geistigen Raum beschränkt, sondern beide Räume in der Bewegung des Ausweichens in eine *wechselseitige* Beziehung setzt und somit vereinigt.

Gehen wir einen Schritt weiter: Wenn wir sagen, dass sich ›Welt‹ erst aus einer Bewegung heraus bestimmen lässt, dann müssen wir diesen Gedanken weiter spezifizieren, und zwar genau auf diese Bewegung hin. Dies wiederum führt uns auf direktem Wege zur Kunst, die sich – als Adverbialbestimmung – in der Maxime unmittelbar mit dem Ausweichen verbindet. Das bedeutet, dass die Ausweichbewegung im Rahmen der Kunst vollzogen wird und das Verhalten zur ›Welt‹ daher ein künstlerisches ist. Allerdings verzerren wir die Bedeutung der Maxime, belassen wir es bei dieser Aussage, denn der Akzent liegt in der Maxime nicht so sehr auf dem Ausweichen, sondern vielmehr auf der Kunst, wodurch sich auch die Bestimmungsrichtung ändert. Es wird nicht gesagt, dass auszuweichen generell als ein Akt der Kunst verstanden werden muss, sondern dass Kunst eine Bewegung mit sich führt, deren Grundcharakter ein ausweichender ist. Kunst ist Ausweichen und die Bestimmung dieses Ausweichens – mit *allen* von uns freigelegten Dimensionen – ist gleichzeitig auch eine Bestimmung der Kunst. Dies bedeutet auch, dass das Verhalten bzw. die Verknüpfung, die mit dem Ausweichen verbunden sind, als künstlerisch zu verstehen sind. ›Welt‹ fügt sich schließlich in dieses Verhalten ein und ist in der Doppelbewegung der Distanzierung und Hinwendung einmal etwas, das im Kunstprozess einen eigenständigen Widerstand bietet (dem man ausweicht), gleichzeitig aber auch etwas, das im Verhalten der Kunst (durch die Verknüpfung) konstituiert wird. Wir könnten sagen, dass ›Welt‹ im Rahmen der Kunst unbedingt und bedingt *zugleich* ist, niemals aber nur eines von beidem.

Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen und auch die Kunst näher betrachten: Zunächst können wir dem Ausdruck »durch die Kunst« – formal – eine Produktions- und eine Rezeptionsseite zuordnen. Jedoch sollten wir uns vor Augen halten, dass diese Unterscheidung begrifflich zwar vollzogen werden kann, *tatsächlich* aber Produktion und Rezeption zusammenfallen. Natürlich gibt es jemanden, der ein Werk (im materiellen Sinne) schafft, und jemanden, der es wahrnimmt. Nur darf dies nicht ausschließlich verstanden werden: Der Schaffensprozess trägt einerseits immer auch ein rezeptives Moment in sich, wobei das Geschaffene auf den Schaffenden zurückfällt und ein neues Schaffen auslöst. Andererseits trägt der Prozess der Wahrnehmung insofern ein produktives Moment in sich, als er eine gedankliche (und in zeitgenössischer Kunst auch physische) Leistung mit sich bringt, bei der die Teile des Werks in der interpretierenden Wahrnehmung in eine *bedeutungstragende* Verbindung gesetzt werden. Zudem impliziert die Kunstschöpfung selbst eine rezeptive Auseinandersetzung mit anderen Werken, so dass das Werk zu jeder Zeit auch etwas Wahrgenommenes in sich trägt.

Nun enthält die Maxime mit der Komparativform von ›sicher‹ jedoch noch eine zweite Adverbialbestimmung. Die negierte Form des Komparativs (»sicherer«) entspricht in ihrer Bedeutung einem Superlativ. »[N]icht sicherer« heißt, dass man mit der Kunst der ›Welt‹ am

sichersten ausweicht. Doch was bedeutet dieses ›sicher‹? – Jacob und Wilhelm Grimms *Deutschem Wörterbuch* zufolge stammt der Begriff aus der römischen Rechtssprache und bedeutete zunächst, von »öffentlichen lasten« verschont, frei von Schuld, Pflichten und Strafe zu sein. Die terminologische Bedeutung entwickelte sich dann zu einer allgemeinen, die bis heute gilt. Sicher ist man demnach, wenn man sorglos, gefahrlos oder geschützt ist oder aber auch frei von Zweifeln, selbstsicher ist. Das Wort umfasst also sowohl einen physischen als auch einen mentalen Bereich.

Auch wenn meine Darstellung des Bedeutungswandels reduziert ist, können wir dennoch eine interessante Bewegung nachvollziehen: Sie bezieht sich auf den Seinsstatus eines einzelnen Menschen (auf das »man« in der Maxime). Die ursprüngliche Bedeutung von ›sicher‹ trägt dabei ein stark negatives, d.h. ausschließendes Moment in sich. Sicher zu sein heißt, frei zu sein *von* etwas. Dieses negative Moment ist zwar auch noch deutlich in der späteren bzw. gegenwärtigen Bedeutung enthalten; es wird aber ergänzt durch ein positives. Zur negativen Gefahrenfreiheit tritt z.B. eine positive Selbstsicherheit. Die Tätigkeit des *Setzens*, d.h. im weitesten Sinne *Ver-Äußerns*, die das Wort ›positiv‹ in seiner Wurzel trägt, konkretisiert sich dabei am Wort ›selbstsicher‹, dass eine starke Egopotenz erhält. Es ist das Wissen um die eigene Möglichkeit, auf etwas zu wirken oder etwas zu schaffen. Das ist die Freiheit *zu* etwas, die sich – wortgeschichtlich – aus der Freiheit *von* etwas ergibt.

Diese Differenzierung ist notwendig, wenn wir die Komplexität des Wortes ›sicher‹ und damit letztlich auch die Dimensionen der Maxime verstehen wollen. Als Einheit trägt sie die Differenz in sich. Sicher der Welt auszuweichen ist von der sicheren Verknüpfung unterschieden und wir können in dieser Unterscheidung eine ebensolche Entwicklung, eine Grundlegung zum schöpferischen Seinsstatus eines Einzelnen lesen, wie wir es gerade in der Bedeutungsgenese konnten. Es wird damit nicht nur die Grundvoraussetzung einer künstlerischen Produktion verdeutlicht; ebenso wird die Differenz von Kunst und ›Welt‹, die sich in der Bewegung des Ausweichens andeutet, unterstrichen, wobei aber die Maxime auch hier nicht beim bloßen Unterschied stehen bleibt, sondern gleichzeitig der Verbindung mit der ›Welt‹ entgegenstrebt. Der Parallelismus, die Wiederholung der Phrase »durch die Kunst«, verdeutlicht diese *doppelte* Bewegung in *einem* Schritt, die man mit der Kunst vollzieht.

Im Zusammenspiel von Ausweichen, Sicherheit und Kunst erfährt die Maxime eine starke ethisch-soziale Aufladung, da die Kombination, die die Kunst mit den beiden anderen Aspekten eingeht, gewissermaßen ihre eigene Voraussetzung ist. Kunst ist erst dann sicherstes Ausweichen, *wenn* sie ausweicht. Dies wiederum erfordert ein Ausweichen-Können und im gleichen Zug auch Bedingungen sozialer Art, die dieses Können ermöglichen. Damit bestimmt die Maxime nicht nur die Kunst in ihrem Verhältnis zur ›Welt‹, sie formuliert gleichzeitig auch ihre Seinsvoraussetzung. Kunst – und damit meine ich den *Prozess* in seiner ganzen von uns dargelegten Komplexität – braucht Freiräume, will sie die Bewegungen, die uns die Maxime darstellt, vollziehen. Diese Räume umfassen neben der physischen Dimension auch eine zeitliche und geistige. In ihrer Form festzulegen sind sie nicht. Im Gegenteil, gerade aus ihrer potentiellen formalen Offenheit heraus ergibt sich die unendliche Vielfalt künstlerischer Verknüpfungsmöglichkeiten mit der ›Welt‹. Wenn man diese Räume reglementiert, dann reglementiert man auch die Kunst.

Von der existentiellen Notwendigkeit des Freiraums überzeugt uns schließlich Goethe selbst. Kurz vor Ende – im Abschnitt *Belagerung von Maynz* – markiert er eine »Lücke« in seinem Tagebuch und kommentiert sie mit den Worten:

> Daß eine solche hier einfällt möchte wohl kein Wunder sein. Jede Stunde war unglücksträchtig; man sorgte jeden Augenblick für seinen verehrten Fürsten, für die liebsten Freunde, man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. (FA I, 16, S. 590)

Anscheinend war es Goethe von äußerster Wichtigkeit, uns diese »Lücke« vor Augen zu führen. Gerade weil er andernorts das eigene schöpferische Tätigsein kennzeichnet, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die »Lücke« auszufüllen. Da er dies aber nicht tut, sollten wir ihre

Artikulation nicht als Platzhalter auffassen, der der vollständigen Darstellung der Geschehnisse dient, sondern »Lücke« vielmehr in ihrer ganz wörtlichen und eigenen Bedeutung verstehen. In dieser Weise wird sie nämlich zur Aussage über den schöpferischen Akt des Schreibens selbst und reflektiert vor allem die *Voraussetzungen* dieses Aktes. Wenn wir die »Lücke« in dieser Weise betrachten, dann merken wir, dass die Möglichkeit, Kunst zu schaffen, ihrem negativen Part gegenübersteht und genau die Grenze bildet, an der sich die Möglichkeit zum Ausweichen entscheidet.

Geschildert wird die Unmöglichkeit des Schreibens, des (künstlerischen) Verhaltens zur ›Welt‹ im Zeitpunkt der existentiellen Bedrohung und der damit verbundenen Absenz eines Freiraums. Auch wenn das Prinzip des Abstands, so wie wir es besprochen haben, hier gesehen werden muss, so muss gleichzeitig erkannt werden, dass Kunst eine Qualität dieses Abstands erfordert, hinter die sie – um ihrer selbst willen – nicht zurückfallen darf. Genau darum geht es aber: Die ›Welt‹ des Krieges, das Extrem menschlichen Handelns nimmt überhand und verhindert, dass die Kunst ihr ausweichen und Abstand gewinnen kann.

Dass die »Lücke« selbst eine künstlerische Artikulation ist, ermöglicht durch einen Freiraum, aus dem heraus eine Verknüpfung mit dem Zeitpunkt des Extrems geschlossen werden konnte, führt uns schließlich zum Verhalten der Kunst selbst, dessen Bestimmung für uns noch offen ist. Im Grunde liefert uns die Kunst ein reflexives Verhalten zur ›Welt‹, das es ermöglicht, das menschliche Verhältnis zur ›Welt‹ zu artikulieren, und zwar in seiner ganzen Aporie, Brechung und Widersprüchlichkeit. Dies schließt auch ein, dass die Kunst ihre eigene Verknüpfung mit der ›Welt‹ zur Darstellung bringen kann, wobei die Spezifik dieser Darstellung so komplex wie die Kunst selbst ist. Sie kann die Gestimmtheit einer Zeit, die menschlich-kulturelle Verfassung hör- und sichtbar machen; sie kann diese Verfassung zum Konzentrat verdichten, womit sie Bewusstsein schafft und vielleicht sogar zum Diskurs provoziert. Um sich aber in dieser Reflexivität gemeinsam mit der ›Welt‹ zum Bezugspunkt zu machen, braucht es einen Freiraum, in dem sich die Kunst in ihrer Artikulation selbst unterscheiden kann. Enthoben wird sie dabei von dem Anspruch, zu sagen, wie es ›wirklich‹ ist. Und so folgen wir in der *Campagne* auch einem Ich, das sich – fernab von historisch-politischen Erklärungen – in seinem menschlichen Unverständnis, das gewissermaßen zum Spiegel vieler wird, dem Chaos der Umwälzung gegenüberstellt und dem es höchstens im Detail gelingt, Klarheit über bestimmte Phänomene zu erlangen.

Wenn wir zum Schluss nach der Gültigkeit der Maxime fragen, dann bleibt uns als Antwort der Appell, den sie selbst an uns heranträgt. Die Notwendigkeit, Freiräume zu *ermöglichen*, in denen sich Kunst bewegen kann bzw. in denen wir uns mit Kunst bewegen können, besteht nach wie vor. Freiräume eigens zu *schaffen*, gilt es jedoch weniger, weil wir nicht voraussehen können, welche Räume Kunst mit ihren Bewegungen einnimmt. Dies zu trennen ist jedoch nicht immer möglich, gerade weil sich mit diesen Räumen ein hohes Maß an Materialität verbinden kann. Nach einem ausgeglichenen Weg muss hierbei gesucht werden.

Als Antwort bleibt uns aber auch die Kunst. Der Mensch besitzt kein anderes Medium, mit dem er in so komplexer Weise auf sich selbst sehen, seine eigenen Verhältnisse artikulieren und Selbstentwürfe versuchen kann, ohne dabei systematisch verstehen zu müssen. In ihren Darstellungsmöglichkeiten ist die Kunst einzigartig, dadurch dass ihr Abstand zur ›Welt‹, aus dem heraus sie beobachtet, der freieste ist. Ihr Bezug zur ›Welt‹ macht sie in gleicher Weise ›wirklich‹ wie andere Formen der Artikulation. Ihre Fragilität zeigt uns schließlich, dass ihr Wesen fiktional sein mag, ihre Voraussetzungen dagegen vollkommen ›real‹ sind, genauso wie die Folgen für die Kunst, wenn man dieses Zusammenspiel im gesellschaftlich-politischen Handeln ignoriert. Dass wir diese ›reale‹ Warnung aus einem Kunstwerk entwickelt haben, zeigt die Verwobenheit der beiden vermeintlich getrennten Bereiche.

BIRTE LIPINSKI

Der Gattenwechsel im Gattungswechsel oder: Wie man Goethes »Wahlverwandtschaften« auf den neuesten Stand dramatisiert

Weh dir, daß du ein Enkel bist!
(*Faust I*, V. 1977; WA I, 14, S. 93)

Wenn Mephisto in der wohl prominentesten Dramatisierung der deutschen Literatur[1] das Problem des kulturellen Nachfolgens und Erbens, also das von Wiederholung und Innovation überdenkt, wird er deutlich ironisch. Er spricht jedoch ein Thema an, das gerade im deutschsprachigen Literaturraum ernstzunehmende Diskurskarriere gemacht hat und das seit dem Geniekult im *Sturm und Drang* gepflegt wurde: Die Fülle an vorausgegangenen Werken wird für den Schriftsteller zur Belastung, denn er sieht sich als ›Enkel‹ in der Gefahr, angesichts der berühmten und geschätzten ›Ahnen‹ als unbedeutender Nachfolger und vielleicht sogar Kopist, jedenfalls als epigonal angesehen zu werden. Dass sich das Schlagwort des Epigonentums gerade im Anschluss an die literarische Klassik entwickelt, ist ein Paradox, da die »Wiederholung des Alten mit dem Neuen« dort gar das erklärte Ziel ist, wie es Karl Philipp Moritz in seinem Roman *Anton Reiser* programmatisch durchdenkt.[2] Sich an bekannten Texten, Stoffen und Formen zu orientieren, sie umzuarbeiten und neu zu werten, ist das Recht jeder literarischen Produktion – wenn nicht eine Notwendigkeit.

Trotz aller postmodernen Rede vom ›Leben im Zitat‹ wird die Nachfolge auch heute oft als Angriff auf das vermeintliche Original verstanden und an diesem gemessen. »An das Buch kommt der Film nicht heran«, lautet die fast obligatorische Bewertung von Literaturverfilmungen, und damit gibt sich der Hobbyrezensent geschickt gleich dreifach als Kunstkenner aus. Die hochliterarische Vorlage kann zum Ersten nur gut sein, ist sie doch bereits lange anerkannt, also vielfach wissenschaftlich und prominent geprüft. Gleichzeitig kann man sich als Kenner, weil Leser traditioneller Bildungsgüter ausgeben. Drittens ist diese Meinung auf jeden Fall argumentativ belegbar: Der Film muss als eigenständige mediale Form die Darstellung und damit die Inhalte verändern. Legt man also die Romanvorlage als Maßstab an, dann ist der Kritiker immer auf der sicheren Seite. Diese Beweisführung funktioniert ebenso gut bei Romandramatisierungen für die Theaterbühne und wird entsprechend regelmäßig angewandt. An Literaturverfilmungen ist der Rezipient inzwischen gewöhnt, bei Dramatisierungen ist die empört kritische Reaktion noch an der Tagesordnung. Weder das Phänomen noch seine Bewertung sind neu.

»Sie werden hundertmal gehört haben, daß man nach Lesung eines guten Romans gewünscht hat, den Gegenstand auf dem Theater zu sehen« (WA IV, 12, S. 382). So schreibt Goethe in seinem Brief vom 23. Dezember 1797 an Schiller. Er scheint damit auch in Bezug auf seine eigenen Romane Recht zu behalten, denn allein in den letzten zehn Jahren sind zu den

1 Der Begriff der Dramatisierung sei hier mit Vorsicht verwendet, da die *Historia von D. Johann Fausten* aus dem Jahr 1587 bekanntermaßen zuvor mehrfach in Dramen umgewandelt wurde und auf diese Weise große Verbreitung fand. Ein einzelner Prätext ist damit nicht mehr auszumachen.

2 Karl Philipp Moritz: *Anton Reiser*. In: ders.: *Werke*. Hrsg. von Horst Günther. Frankfurt a. M. ²1993, Bd. I, S. 145.

Wahlverwandtschaften mindestens acht Bühnenfassungen erstellt worden.[3] Doch Goethes Befund ist noch nicht am Ende: » […] und wie viel schlechte Dramen sind daher entstanden!« (WA IV, 12, S. 382), beklagt er. Diese Kritik hat die Koautoren offenbar nicht davon abgehalten, Goethes berühmten Eheroman zu dramatisieren. Eine dieser Dramatisierungen der *Wahlverwandtschaften* erlebte ihre Uraufführung am 23. November 2006 im Oldenburgischen Staatstheater.[4] Es handelt sich um die Fassung des Theaterwissenschaftlers, Regisseurs, Autors und Schauspielers Albrecht Hirche, die dieser wenig originell mit dem Titel *wahlverwandtschaften* und dem Zusatz *nach goethe* versehen und in Oldenburg selbst inszeniert hat. Um heimliche Plagiate müsste sich Goethe angesichts der Berühmtheit des Stoffes wohl nicht sorgen; der Wiedererkennungseffekt ist offenbar erwünscht, man nutzt den großen Namen gern.

Aber braucht die Bühne den Roman und braucht der Roman die Bühne? Stellt man Marcel Reich-Ranicki, dem sich der *FAS*-Leser in literarischen Zweifelsfällen gerne anvertraut, die Frage: »Was halten Sie von Bühnenbearbeitungen von Romanen?«,[5] so findet der Meister der harten Worte eine erstaunlich versöhnliche, wenngleich recht pädagogische Antwort: »Ob die Fassung besser oder schlechter ist – man sollte sie befürworten, wenn sie zur Folge hat, dass Leser, die diesen oder jenen berühmten Roman bisher nicht gelesen haben, das jetzt nachholen«.[6] Immerhin: Es gibt auch die Möglichkeit einer guten Bühnenfassung, ja sogar einer, die den Prätext übertrifft. Auch die Oldenburger Dramatisierung ist offenbar nicht so schlecht, wie Goethe befürchtete. Ganz im Gegenteil lässt die *Süddeutsche Zeitung* in einer Rezension verlautbaren, dass am Oldenburgischen Staatstheater die *Wahlverwandtschaften* »für die Bühne verbessert« würden – und das ganz prominent in der Überschrift plaziert.[7]

Die Frage, ob die *Wahlverwandtschaften* zur vorsichtigen Heranführung des heutigen Rezipienten eine Bühnenversion brauchen, hat Reich-Ranicki leider nicht beantwortet. Doch schon in der Romanform wirkt Goethes Text offenbar nicht abschreckend auf das Publikum: verstaubt, veraltetes Problemfeld, nicht mehr lesbar durch eine fremde Sprachverwendung? So schlimm kann es gar nicht sein, erhalten doch fast sämtliche Ausgaben der *Wahlverwandtschaften* auf *amazon.de* alle fünf verfügbaren Sterne in der Leserbewertung. Nun scheinen die Käufer der *Wahlverwandtschaften* in ihrem Leseverhalten allerdings sehr klassiker- oder besser goethe-freundlich. Denn Kunden, die diesen Artikel gekauft haben, kauften auch: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, manche – ganz ambitioniert – gleich in der 2-für-1-Ausgabe gemeinsam mit den *Wanderjahren*, und selbstverständlich *Die Leiden des jungen Werther*. Doch auch solche Goethe-Hardliner suchen nach Orientierung in ihrer Klassikerlektüre und erwerben außerdem Königs *Erläuterungen und Materialien* und Reclams *Erläuterungen und Dokumente*. So viele ›Erläuterungen‹ helfen, das Leseerlebnis verständlich zu machen und sich in historische Zusammenhänge und soziale Lebensformen um 1800 einzuarbeiten. Dabei geht es auch einfacher: Man befreit den Text von Zeitverweisen und historischem Kontext und sieht nach, was anschließend zu lesen bleibt. Wie macht man das? Man streicht

3 Die Autoren Silvia Armbruster, Felicitas Brucker, Jan Hein und Martin Nimz, Albrecht Hirche, Marcel Klett und Philip Stemann, Christoph Roos, Hannes Rudolph und Lars-Ole Walburg sind als Dramatiker sowie in Dramaturgie und Regie tätig. Zu Goethes *Wilhelm Meister*-Romanen existieren ebenfalls mehrere Dramatisierungen. Auch *Die Leiden des jungen Werthers* bringt es sicher auf deutlich mehr als die sechs Fassungen, die im Verzeichnis des Verbandes der deutschen Bühnen- und Medienverlage aufgeführt sind. Für den *Werther* gibt es außerdem Adaptionen als Jugendstück, Oper und Ballett.

4 Albrecht Hirche: *wahlverwandtschaften nach goethe*. Unveröffentlichte Fassung des Oldenburgischen Staatstheaters vom 12.10.2006; Uraufführung im Oldenburgischen Staatstheater, 23.11.2006. Alle Zitate werden im Folgenden unter Angabe der Seitenzahl nachgewiesen.

5 *Fragen Sie Reich-Ranicki*. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 24 (2008), S. 28.

6 Ebd.

7 Georg Klein: *Auf der Seelenbaustelle der Republik. Wie am Oldenburgischen Staatstheater Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften« für die Bühne verbessert wird*. In: *Süddeutsche Zeitung* 223 (2006), S. 16.

alle beschreibenden Passagen, die Erzählerkommentare und philosophischen Gedanken und übrig ist: die Figurenrede – folglich fast ein Drama. Diese sehr technische Verfahrensbeschreibung klingt abwertender, als sie gemeint ist. Denn tatsächlich bleibt das Experiment um die beiden Paare der *Wahlverwandtschaften* und ihre wechselseitigen Anziehungskräfte auch heute ein spannendes. Die Rezipienten wissen, wie die Geschichte ausgeht – der Prozess hat dennoch an Dynamik und Sensation nicht verloren.

Albrecht Hirche streicht zahlreiche Figuren, ein kräftiges Stück vom Anfang des Romans und den Großteil des zweiten Buches. Er tilgt außerdem alle historischen Dimensionen des Textes und verwehrt dem Zuschauer damit einen illusionistischen Rückblick auf den Landadel um 1800. Die Geschichte wird stattdessen über eine einzige konkrete Jahreszahl vage in die Gegenwart der Theaterzuschauer verlegt. Der alternde Graf erinnert sich beim Anblick seiner jungen, tanzenden Geliebten: »Sommer. 1970 [...] Die schönste Zeit meiner Jugend« (S. 36). En passant gibt er sich so als Alt-68er zu erkennen.

Übrig bleibt ein Bühnenraum, auf dem vier Personen ihre Beziehungen aushandeln – und das Menschliche hat bekanntlich über die Zeiten hinweg Bestand. In Hirches Inszenierung agieren Eduard, Charlotte, der Hauptmann und Ottilie auf einer Bühne, die mit Kunstrasen ausgelegt ist und in deren Mitte ein großer Glaskasten steht. Dieser legt gleichermaßen Assoziationen an ein Gewächshaus (und damit an die Landschaftsgärtnerei des Romans), an das Terrarium eines Versuchslabors, ein Schaufenster oder eine Ausstellungsvitrine nahe, so dass von vornherein eine Beobachtungssituation geschaffen wird, die Experimentcharakter, zumindest aber Ausstellungscharakter hat. Die vier Hauptpersonen bleiben in der Handlung gefangen, während Mittler seinem Namen gerecht wird und als Mittelsmann zwischen Figuren und Publikum agiert. Er kann das Geschehen, wie auch der Graf und die Baronesse, mit Abstand betrachten. Graf und Baronesse bezeichnet Regisseur Hirche als »Katalysatoren innerhalb der Versuchsanordnung der Handlung«.[8] Die Besucher treiben also den ›chemischen Prozess‹ an. Einfluss zu nehmen versucht auch Mittler, der nicht nur in auktorialer Manier die (Bühnen-)Handlung kennt, wenn er erklärt: »Wunderbar! Ein schöner Abend. Entspannt gleiten wir in die Katastrophe« (S. 27). Er weiß darüber hinaus auch um die medialen Bedingungen ihrer Aufführung: »Und Sie, liebes Publikum – haben sich jetzt eine Pause verdient. *(Saallicht – Tanzteemusik – Mikro)* Ein Gläschen Sekt, Kaffee [...]«, so komplimentiert er das Publikum hinaus ins Foyer und macht sich zu dessen Komplizen, indem er erklärt: »Gut, wir werden uns ja gleich wiedersehen! Schöne Pause! Ach was, ich komm einfach mit und wir plaudern!« (S. 28). Damit bleibt einzig den beiden Paaren die mediale Situation ihrer eigenen Geschichte verborgen. Als Objekte des Experiments haben sie keine Einsicht in dessen Bedingungen. Das Publikum hingegen erfährt sich durch den Bruch mit der Aufführungskonvention einer geschlossenen Bühnenhandlung, durch das Überspielen der Rampe und die Thematisierung des Theaters mehrfach explizit als Zuschauer. Die Illusionswirkung der Handlung wird gebrochen, der Rezipient darauf aufmerksam gemacht, dass er nicht dem Leben, sondern einer künstlich geschaffenen Situation zuschaut. Er wird zum Betrachter eines (künstlerischen) Experiments.

Experimentell wird auch mit der Sprache umgegangen. Wo Formulierungen aus dem Roman erhalten bleiben, die dem heutigen Sprachgebrauch nicht mehr entsprechen, die gerade in der mündlichen Rede gestelzt und altmodisch klingen, nehmen die Figuren das Erstaunen über den Ausdruck auf:

hauptmann	Sie können sich denken, wie mich das geschmerzt hat, da ich sie hier so gern akkompagniere. *(Eduard kommt – Pause)*
mittler	... akkompaknieren? äh?
hauptmann	Begleiten. ... *(packt ihn drohend)* Im musikalischen Sinne! (S. 30f.)

8 *»Fang auf Seite 80 an!«*. In: *Spielzeitung. Theatermagazin für Oldenburg und die Region in Zusammenarbeit mit der Nordwest-Zeitung* 1 (2006), S. 6f.; hier S. 7.

Häufiger jedoch wird Sprache aktualisiert und einer direkten Rede angepasst. Auffälligstes Beispiel ist die Neufassung der Novelle. Der Hauptmann erzählt sie der Baronesse wie in einer persönlichen Aussprache. Entsprechend ist die Novelle nicht nur stark gekürzt wiedergegeben, sondern wechselt vom Ausdruck konzeptioneller Schriftlichkeit im Roman zu einem Stil konzeptueller Mündlichkeit, der außerdem umgangssprachliche Wendungen und solche aus dem Sprachgebrauch der heutigen Zeit enthält. In einem Vergleich der Eingangspassagen beider Versionen tritt die Differenz deutlich hervor:

> Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnismäßigem Alter, um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht miteinander aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervortat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. (HA 6, S. 434)

So ist die Binnenerzählung bekannt; deutlich lockerer in der Form, sehr elliptisch und trotz direkter Zitate aus dem Roman der mündlichen Redeweise stark angepasst, kommt die Dramatisierung daher:

> Na gut, also. Wie anfangen. So. Ja. Zwei Nachbarskinder ja. […] Zwei Nachbarskinder. Knabe und Mädchen. Man lässt sie in der angenehmen Aussicht miteinander aufwachsen, dass sie sich später miteinander verheiraten sollen. […] Doch. O weh. O weh. Man merkte bald, dass die Sache schief gehen könnte. Zwischen den beiden tat sich ein sonderbarer Widerwillen hervor. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich – was weiß ich. Ich war nicht dabei. Wie gesagt. (S. 24)

Stärker noch als einer Anpassung an den heutigen Sprachgebrauch scheint die sprachliche Umformung dem Bewusstsein zu entspringen, dass es in der Bühnenform einer direkten Rede und damit einer Annäherung an mündliche Kommunikationsformen bedarf, denn die Aktualisierung des Stoffes steht in Hirches Fassung nicht im Vordergrund. Dadurch dass der Dramentext weitgehend auf die Beschreibung des Umfeldes verzichtet und stattdessen die Beziehung der Figuren herauspräpariert und in den Vordergrund stellt, scheint die Einordnung in den aktuellen zeitlichen Kontext nur am Rande von Bedeutung. Die Konflikte der Figuren erkennbar werden zu lassen scheint das Ziel der Dramatisierung. Der Leser des Romans erhält Einblick in die Gefühlslage der Figuren über den Blick des Erzählers, der Gedanken und Emotionen seines Personals mühelos beschreiben kann. Um dem Theaterzuschauer die seelische Not plausibel zu machen, muss eine andere Darstellungsform gefunden werden, die den medialen Wechsel zum Schauspiel übersteht. Die nötigen Veränderungen verursachen nicht selten eine Umwertung der Figuren. Denn Figuren, die ihre Gefühle im dramatischen Geschehen direkt aussprechen, provozieren mehr Konflikte als ein außenstehender Erzähler, der aus sicherer Distanz mit lächelndem Wohlwollen die Gedanken seiner Protagonisten zusammenfasst. So werden Streite zwischen den Eheleuten heftiger, gerade Charlotte gewinnt an Durchsetzungskraft und Schärfe. Deutlich zeigt sich das in der Unterhaltung mit Mittler, welcher im Roman die Erzählerworte vorausgehen:

> Charlotte war diesmal, wie schon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor, aber seine Übereilung war schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er. (HA 6, S. 358)

In der Dramatisierung wird Charlotte direkt: »Sie wissen sicher, Mittler, und das ist jetzt nicht das erste Mal, dass ich sehr unzufrieden mit ihnen bin« (S. 34). Sie wirft dem Freund des Hauses Charakterschwächen vor, die im Roman nur indirekt durch den Erzähler wiedergegeben werden:

charlotte Ihr rasches Wesen mag manches Gute hervorbringen. Aber Ihre maßlose Übereilung ist Schuld an manchem Misslingen.
mittler All die Jahre, die ich …
charlotte Niemand ist abhängiger von vorgefassten Meinungen als Sie.
mittler Niemand.
charlotte Eine Chance gebe ich Ihnen noch. (S. 35)

So macht Charlotte auch in der berühmten Schlafzimmerszene ihrer Enttäuschung Luft. Da der Erzähler des Romans nur dem Leser die Erwartungen der Gattin offenlegt, indem er erklärt, ihr stünde »des Hauptmanns Gestalt vor der Tür« (HA 6, S. 320), wären diese Gedanken im dramatischen Sprechtext unsichtbar. Hirche ersetzt den Blick in Charlottes Gefühlsleben durch die spröde Antwort: »Ach. Du. Und was willste?« (S. 27) und gibt der Figur damit deutlich schärfere Züge.

Für die dramatische Darstellung noch problematischer wird die abgedruckte Szene etwas später, als der Erzähler während des ehelichen Geschlechtsaktes Einblick in Gedanken und Gefühle seiner Protagonisten gewährt. Der Akt wird zum imaginären ›Gattenwechsel‹, denn Charlotte und Eduard erträumen sich ihre außerehelichen Wunschpartner:

> In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche: Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen, Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander. (HA 6, S. 321)

Der nur erträumte Kontakt muss in der Dramatisierung ein anderes Darstellungsmittel finden. Über Blacks werden die Paare in verschiedenen Positionen der Umarmung gezeigt – jedoch mit wechselnden Partnern, so dass die erträumten Partner für den Zuschauer sichtbar werden. Der Autor überschreibt die Szene mit der Regieanweisung »*Beischlaf zu viert*« (S. 27). Um Realität und Traum voneinander zu trennen, sind die erträumten Einstellungen mit Musik unterlegt. In den Begegnungen zwischen Charlotte und Eduard sind anstelle schöner Melodien eher kommunikative Misstöne zu hören, wenn zwischen den Ehepartnern eine kurze Unterhaltung stattfindet, die sich gespiegelt wiederholt und den komischen Wert der Situation in den Vordergrund rückt. Der Zuschauer sieht erst Eduard mit Ottilie, nach einem Black dann wieder mit Charlotte:

Charlotte Hast du was?
Eduard Nö. Wieso? (S. 27)

Anschließend wechselt die Position, Charlotte und der Hauptmann sind zu sehen, dann wieder Charlotte und Eduard:

Eduard Hast du was?
Charlotte Nö. Wieso? (S. 27)

Dieses Arrangement des imaginierten Ehebruchs kehrt die komische Seite der Situation heraus. Der Zuschauer hat einen Wissensvorsprung; das alte Mittel der dramatischen Ironie wird durch eine neue Art der Fokalisierung ersetzt. Die Darstellung ist stark am Film orientiert. Nicht nur dieser vorläufige Höhepunkt der Handlung spielt mit Konventionen des ›goethefernen Mediums‹: Das mit den Toden Ottilies und Eduards überraschend schnelle Ende des Romans persifliert Hirche mit einem sehr eigenwilligen Stilmittel, um den raschen und unaufhaltsamen Niedergang zu zeigen. Der Tod Ottilies und der Eduards (vgl. S. 49) werden in einer einzigen Szene zusammengefasst, die durch rasch aufeinanderfolgende Klappsätze und schnell wechselnde Sprecher die Hektik der Situation widerspiegelt. Die Darsteller springen mehrfach im Text zurück, als handele es sich um eine Videoaufzeichnung: »*Im folgenden Text dürfen drei Spieler an beliebiger Stelle im Text zurück springen – auch das Spiel wird zurückgespult*« (S. 47).

Das Geschehen läuft in Hirches Version immer gleich und immer wieder ab – es wird zum »Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«.[9] Doch irgendwann helfen auch die Rufe des Hauptmanns: »Zurück! Zurück!!« (S. 49) nicht mehr. Die dramatische Wiederholung thematisiert sich selbst als Wiederholung und wird gleichzeitig zum Kommentar des Romans.

Wenn Michail Bachtin die »Dialogizität« zur exklusiven Eigenschaft des Romans erklärt und dem Drama diese Fähigkeit abspricht,[10] so ist diese in der Romandramatisierung ganz gattungsuntypisch wiederhergestellt. Der intertextuelle Bezug macht es möglich, wie im epischen Text zwei Stimmen oder Sichtweisen innerhalb einer Äußerung sprechen zu lassen; mehr noch: Sie sind zwangsläufig vorhanden. Aus dem zwischen diesen Stimmen angelegten Widerspruch entsteht ein ergiebiger Dialog beider Anschauungen. Es wundert kaum, dass besonders populäre Werke auffällig oft dramatisiert werden, da die Bühnenfassung dann vom bildungsbürgerlichen Theaterpublikum vor der Folie des Romans rezipiert werden kann.

Das Theater kennt sich mit der Wiederholung von Stoffen aus. Über das Konzept der Inszenierung trägt das Theater die Wiederholung und die Neuinterpretation des Bekannten seit Jahrhunderten als Grundmuster in sich. Der Begriff von Originalität ist also in diesem kulturellen Bereich ein anderer: Zum einen gilt die Umsetzung in ein anderes Medium (nämlich vom schriftlich fixierten Drama in eines der performativen Aufführung) als künstlerischer Akt, zum anderen wird die Neuinterpretation als originell bewertet. Visualisierung, Wiederholung und Differenz sind ästhetische Grundkategorien des künstlerischen Schaffens am Theater. Wie stark das Theater mit dem Verständnis von Wiederholung und Differenz verbunden ist, zeigt sich darin, dass so unterschiedliche Philosophen wie Søren Kierkegaard und Gilles Deleuze ihre jeweiligen Theorien der Wiederholung mit dem Theater beziehungsweise dem Bild des Schauspielers illustrieren: Kierkegaard nimmt, um Aussagen über die Wiederholung machen zu können, eine Art Selbstversuch vor, bei dem er unter anderem ein Theaterstück ein zweites Mal ansieht, um dabei festzustellen, dass es die eigentliche Wiederholung im Sinne völliger Identität nicht geben kann.[11] Deleuze nutzt in seinen frühen Schriften das Bild des Schauspielers als Figur der Wiederholung, die ein unpersönliches Ereignis durch Gegenverwirklichung ausdrückt und seine Essenz herausarbeitet.[12]

Wo also wiederholen, wenn nicht im Theater? Unter Theaterpraktikern hat die Romandramatisierung deshalb einen besseren Ruf als bei so manchem Zuschauer oder Rezensenten. Albrecht Hirche befindet sich in der deutschen Theaterlandschaft in guter, wenn nicht gar berühmter Gesellschaft. Frank Castorf vertraut dem Roman mehr als dem Drama, wenn er erklärt:

> [...] herkömmliches Theater ist daher meistens ungeheuer pappig, das hat schon Bertolt Brecht gestört. Mir ist eine gewisse Komplexität, eine Komplexität, wie sie in einer vielschichtigen Wahrnehmungsweise, aber auch stofflich in den Romanen Dostojewskis liegt,

9 Walter Benjamin wertet die Reproduzierbarkeit der Kunst und die mechanische Wiederholung als Erster positiv um. Vgl. Walter Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd. I.2. Hrsg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M. 1974, S. 431-508.

10 »Die organisch aus der gespaltenen und in der Rede differenzierten Sprache hervorgehende innere Dialogizität des authentischen Prosawortes kann nicht substantiell dramatisiert und dramatisch vollendet (wirklich beendet) werden, sie geht im Rahmen des direkten Dialogs, im Rahmen des Gesprächs von Personen nicht restlos auf, ist nicht in deutlich abgegrenzte Repliken zu scheiden« (Michael M. Bachtin: *Das Wort im Roman*. In: *Die Ästhetik des Wortes*. Hrsg. von Rainer Grübel. Frankfurt a. M. 1979. S. 154-300; hier S. 215).

11 Vgl. Søren Kierkegaard: *Die Wiederholung*. Übersetzt, mit Einleitung u. Kommentar hrsg. von Hans Rochol. Hamburg 2000, S. 42.

12 Vgl. Gilles Deleuze: *Logik des Sinns*. Frankfurt a. M. 1989.

> ganz wichtig. […] die Komplexität der Weltwiderspiegelung, der möchte ich mich gerne annähern, dieser Ungleichzeitigkeit. Das finde ich wichtig als ästhetisches Prinzip.
>
> Daher arbeite ich auch meist mit Romanen. Theaterstücke sind oft ein Generalplan: Die meisten suggerieren eine Erkennbarkeit und Beherrschbarkeit der Welt.[13]

John von Düffel, ebenfalls als Liebhaber der Romandramatisierung und Autor zahlreicher Bearbeitungen bekannt, zeigt sich nicht weniger enthusiastisch, betont aber in einem Interview in fast pädagogischer Manier, es gehe um »Kommunikation«:

> Nicht im Sinne des Services, dass ich Bekanntes noch mal wiederhole, sondern im Sinne einer Auseinandersetzung über die gemeinsame kulturelle Prägung, über das, was uns als bürgerlicher Bildungskanon von der Schule an vermittelt wird.[14]

Keine schlechte Bilanz für die Romandramatisierung: Sie bietet die besseren Stoffe und dazu noch die Eröffnung einer Metaebene, wenn nicht gar einer Bildungsfunktion. Aber bei soviel Komplexität und Nützlichkeit, bei soviel bürgerlicher Rede vom ›*prodesse*‹ – wie steht es um das ›*delectare*‹? Ja, sie können auch spannend und lustig, also unterhaltsam sein. Oben wiedergegebene Szenen lassen die Komik der Inszenierung nur erahnen. Was unterhält, begeistert auch das Publikum, und so zeigt es sich ebenso wie die Zeitungen der Provinz begeistert von Hirches theatralem Experiment. Die *Nordsee-Zeitung* erklärt: »Goethe-Zeitgenosse Wilhelm Grimm belegte den 1809 erschienenen Roman mit dem vernichtenden Urteil ›über alle Begriffe langweilig‹. Diese Bühnenfassung ist es gewiss nicht. Das vereinzelte Buh nach der zweiten Vorstellung kam vermutlich aus dem engeren Zirkel einer Goethe-Gesellschaft«.[15] Diese Einschätzung mag falsch sein, denn deren Mitglieder haben ihren *Faust* sicher gelesen und wissen, dass das ›Enkel-Sein‹ auch die Lust an der Beschäftigung mit dem Gelesenen und Gewesenen erlaubt. Der Blick wird dabei mit zunehmender zeitlicher Distanz freier. Zudem ist die kritisch durchgeführte intertextuelle Bearbeitung eines Romans auch eine Stellungnahme zur bisherigen Praxis seiner Deutung. Sie kann also in die Nähe literaturwissenschaftlicher Betrachtungen von Texten rücken. Hier sei noch einmal auf Bachtin verwiesen, der das dialogische Verfahren als Basis literaturwissenschaftlicher Arbeit definiert:

> In der Philologie ist das dialogische Erkennen obligatorisch […]. Jedem Fortschritt in der Wissenschaft vom Wort geht ein »geniales Stadium« voraus – das *verschärfte dialogische Verhältnis zum Wort*, das in ihm neue Aspekte erschließt.[16]

Die Dramatisierung als künstlerische Form darf ihr ›verschärftes dialogisches Verhältnis zum Wort‹ dabei sicher etwas gelassener angehen als die ernste Wissenschaft. Sie ist Erläuterung – aber vor allem eben Kunstform und Spiel. Vielleicht sollte man sie deshalb mit der Leichtigkeit und der Prise Komik verstehen, mit der auch Mephisto seinen Schüler bedenkt. Das entlastet den ›Enkel‹ ebenso wie den Leser und Zuschauer:

> Original, fahr' hin in deiner Pracht! –
> Wie würde dich die Einsicht kränken:
> Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
> Das nicht die Vorwelt schon gedacht? –
> (*Faust II*, V. 6807-6810; WA I, 15.1, S. 100)

13 *Es gibt zu wenige Anarchisten. Frank Castorf im Gespräch mit Cornelia Niedermeier und Claus Philipp*. In: *Manifeste europäischen Theaters. Grotowski bis Schleef*. Hrsg. von Joachim Fiebach. Berlin 2003, S. 449-456; hier S. 456.

14 *Romane, Romane!* In: *Theater heute* 11 (2008), S. 12-15; hier S. 14.

15 *Die Suche nach dem idealen Liebespaar.* In: *Nordsee-Zeitung* 232 (2006), S. 40.

16 Bachtin (Anm. 10), S. 238; Hervorhebungen im Original.

TOBIAS ROTH

Ein unverständlicher Anspruch. Zu Goethes Satz: »Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«

Mit einem Fragment Friedrich Schlegels, das etwas schräg, wenn nicht gar quer zu gängigen Definitionsversuchen von Klassizität steht, könnte man Goethes Satz aus den *Maximen und Reflexionen* bündig als klassische Formulierung fassen: »Eine klassische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr draus lernen wollen«.[1] Tatsächlich stößt jedes erneute oder fortgesetzte Nachdenken über diesen Satz auf neue Bereiche der Vieldeutigkeit oder Ausweglosigkeit, während die ruhige Form, die paradox aufeinandergeschobenen Aussagen, und die Autorität des Autors tiefer in den Stollen locken, in eine unausgesetzte Bewegung.

Schon ein erster Auslegungsversuch, der in der Paraphrase auffalten und sich deutlich machen will, was an Goethes Satz normalsprachlich verstanden wurde, stößt vorläufig auf zwei Bedeutungsprobleme: Was ist die »Welt«, wenn die Kunst nicht Teil von ihr ist, sondern beide sich gegenüberstehen? Von wem ist durch das zweifache »man« die Rede, von einem Künstler oder einem Betrachter? Spricht der Satz aus der Perspektive des Künstlers, dann steht die Welt ihm gegenüber als Rohstoff, Thema, Medium und Publikum. Sie stellt einen Sammelbegriff für die naturgesetzlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge und Abläufe dar, denen der Künstler entweicht und sich gleichsam in die Werkstatt zurückzieht, wo er die Schwelle zwischen Kunst und Welt erst durch das Werk errichtet, beispielsweise durch einen Akt der Idealisierung, was im Gedanken an Goethe vorrangig eine Ausschließung der Kontingenz bedeutet, eine Vergeistigung des Stoffes im Destillationskolben der Form. Um dieser Funktion als Schnittstelle gerecht werden zu können, muss der Künstler den engsten Kontakt mit der Welt halten, schon allein um zu wissen, was er wohin idealisiert. Ohne die Verknüpfung mit der Welt würde das Werk zu einer Kontingenz zweiter Ordnung, ohne das Entweichen bliebe alles in der natürlichen Kontingenz verhaftet. Spricht der Satz aber über den Betrachter, dann läuft der Formungsprozess der Idealisierung rückwärts über die Schnittstelle. Wo das Publikum aus der Werktagswelt hinaus in das Museum, den Konzertsaal oder hinter die Buchseiten entweicht, da verknüpft es sich im Kunstkonsum mit dem gesteigerten Weltkonzentrat und damit der Welt selbst: Die Wahrnehmung eines Kunstwerkes, das von der Welt handelt, steigert und bereichert die Wahrnehmung der Welt überhaupt, der Knoten der Verknüpfung wird enger und inniger.

Das Problem, Goethes Satz heute aus- und auf zeitgenössische Welt und Kunst umzulegen, ist nun nicht in erster Linie die ungegenständliche, minimal oder gar nicht mehr welthaltige Kunst. Die problematische Frage ist vielmehr, ob die Schleife, die zwischen Welt und Kunst beschrieben wird, so bruchlos durch dasselbe »man« verlaufen kann, in dem die Trennung von Welt und Kunst erst festgestellt wird, sei dieses »man« nun Künstler oder Betrachter.

1 Friedrich Schlegel: *Über die Unverständlichkeit*. In: *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hrsg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett u. Hans Eichner. I. Abt.: *Kritische Neuausgabe*. Bd. 2: *Charakteristiken und Kritiken I (1796-1801)*. Hrsg. u. eingeleitet von Hans Eichner. München u.a. 1967, S. 363-372; hier S. 371.

Goethes zweigliedrige Sentenz hält bereits formal ein Gleichgewicht zwischen Kunst und Welt, zwischen Ausweichen und Verknüpfen. Das Gleichgewicht der kommunizierenden Röhren wird aber empfindlich gestört durch den im Perspektivismus gebundenen Künstler oder Betrachter. In der heutigen, angespannten Theoriesituation müsste man wohl zum mindesten ›Interpretation von Welt‹ und ›Interpretation des Kunstwerkes‹ sagen und die Bewegung der Schleife kommt in jedem Individuum wieder zum Erliegen. Die Allgemeinheit des »man« droht leer zu werden und schrumpft auf ein privates Verständnis zusammen. Wird die Bewegung des Satzes aber mit Perspektivismus-Arrest belegt, so verliert sie schnell ihre Spannung; die Auslegung des Satzes müsste in der ihrerseits perspektivischen Paraphrase verharren und das Interesse an allen den Satz umgebenden Betrachtungen schwände rasch. Eine neue, erneuernde Lektüre des Satzes sollte also noch einen Schritt zurücktreten und auch von meiner eigenen Unterstellung Abstand nehmen, es sei von einer idealisierenden, aber grundsätzlich mimetischen Kunst, es sei überhaupt von einer bereits existierenden Kunst die Rede. So entsteht eine Lesart, die mir in Bezug auf die zeitgenössische Kunst brauchbar erscheint und damit für uns Zeitgenossen und Goethe-Leser fruchtbar wird in einer Art und Weise, die nicht nur versucht, Goethes Aussagen über Kunst (als Ganzes) für Goethes Literatur (allein) nutzbar zu machen. Das heißt auch, Goethe ernster bzw. ernst genug zu nehmen und seinen Aussagen Relevanz weit über den germanistischen Raum hinaus zuzusprechen.

In der neuen Lesart würde der Satz nicht mehr einen Umstand der Kunst oder einen Umgang mit Kunst beschreiben, sondern einen *Anspruch* an Kunst formulieren, nämlich den, dass die Kunst sich der Welt öffne und dennoch eine Domäne eignen Rechts bliebe. In doppeltem, wiederum paradoxem Sinn wäre eine solche, dem Anspruch gemäße Kunst ein *Grenzfall*, in dessen Betrachtung der Bereich der Venn-Diagramme aufhört und Geisteswissenschaft einen möglichen Anfangspunkt hat. Es lassen sich leicht Beispiele in der zeitgenössischen Kunst finden, in denen dieser Grenzfall praktiziert wird und die so der unverminderten Relevanz des Satzes im Umgang mit Kunst zuarbeiten. Am Ende wird ein Problem, das sich schon im Anfang stellte, in veränderter Form wiederkehren und sich dringlich behaupten.

Um das Beispielfeld einzugrenzen, möchte ich mich auf zwei britische Künstler konzentrieren, an deren Werk sich, von je einem Extrem her, die gesuchten Tendenzen ablesen lassen. Der eine Pol der wechselseitigen Durchdringung von Kunst und Welt[2] kann an den Arbeiten von Tracey Emin (*1963) verdeutlicht werden. Emins Installationen werden momentan als ›Confessional Art‹ beschrieben, ein Ismus ohne die charakteristische Endung, für den es an der European Graduate School in Saas-Fee bereits einen Lehrstuhl gibt. Exemplarisch für diesen Ismus sind bisher die Installationen *My bed* und *Everyone I have ever slept with 1963-95*. In ersterer ist »das Bett der Künstlerin« mit zerwühlten Laken, umringt von chaotisch verstreuten Kleidungsstücken und Verpackungen, als intimes Fundstück in den *white cube* des Museums gesetzt; letztere ist ein Iglu-Zelt, dessen Innenwände mit den Namen all derer bestickt sind, mit denen, wie der Name schon sagt, Emin im Laufe der betreffenden Zeit Sex hatte. Entsprechend der Logik des *objet trouvé* werden weltliche Gegenstände in das Spannungsfeld und den Kunstkontext des Museums gestellt: Die Lebenswelt, bzw. der Lebenslauf der Künstlerin, wird selbst zum *ready-made* gemacht. Das Zugleich aus dem oben formulierten Anspruch wird hier eingelöst, indem ein Stück (höchstprivate) Welt durch seine Rahmung in die Kunst verschoben wird, unmittelbar und (so muss man in erster Linie für *My bed* unterstellen) ohne maßgebliche materielle Bearbeitung. Natürlich sind Emins Werke künstlich, gemacht, auf eine Wirkung abgezirkelt und provokativ, aber genau die Grenze, auf die René Magrittes Bildunterschrift »Ceci n'est pas une pipe« hinweist, ist hier gefallen. Der Betrachter, der in das Museum ausweicht, sieht sich einem Stück Welt unter veränderten Vorzeichen gegenüber und muss auf die Welt *als Kunst* reagieren.

2 Natürlich soll Goethe nicht über Gebühr zum Romantiker gemacht werden.

Die ganz entgegengesetzte Bewegung mit allerdings gleichem Ergebnis vollführt die »Street-Art« von Banksy (geb. 1974), dessen Klarname noch nicht bekannt ist. Hier liegt das Entscheidende nicht in der Rahmung, sondern im Untergrund der Kunstwerke: Indem Banksy Graffiti in den öffentlichen Raum setzt und auf diese Umwelt direkt reagieren lässt, wird nicht durch den Kunstkontext ein Stück Welt zur Kunst, sondern durch ein Stück Kunst die Welt zum Kunstkontext. (Hier ist ein Quantum progressiver Universalpoesie unverkennbar.) Etwa die berühmt gewordene Serie von Ratten, die ihre Londoner Umgebung kommentieren (z. B. filmt eine Ratte eine Überwachungskamera), oder seine Arbeiten auf der israelischen Mauer im Westjordanland (eine Leiter oder die gestrichelte Linie mit Schere, die ikonographisch für das »Hier auftrennen« von Verpackungen ist) wirken wie sarkastische Brenngläser und auflockernde Inseln im Betongrau zugleich. Über das ausweichende Moment der Kunstbetrachtung wird hier eine Steigerung der Weltwahrnehmung erzielt, extrem wie im Werk Emins, aber durch eingängige, ihrerseits allgegenwärtige Bildstrategien der Populärkultur und Warenwelt. Im Werk beider Künstler werden Kunst und Welt so ineinander verschränkt, dass sich die Bereiche nicht wechselseitig deformieren oder in ein Übertrumpfungsverhältnis treten, das etwa flämische Stillleben der Barockzeit kennzeichnet. Gerade das unverminderte Ineinander einer Wahrnehmung von Kunst und Welt, das in der Deutung des Goethe-Satzes als Anspruch zutage trat, zeichnet die Werke von Banksy und Emin aus: ein Charakteristikum, das wohl auch Kriterien liefern könnte, die naturgetreuen Darstellungen beispielsweise von Gerhart Hauptmann und Jörg Fauser zu unterscheiden, ohne die in beiden Fällen obsolet erscheinende Fiktionalität heran- oder sich auf die Künstlervita zurückziehen zu müssen. Aber auf eine soziologische Sandbank läuft die Argumentation dennoch auf, an anderer Stelle auf das Individuum, um das sie herumkommen wollte.

Eines der bekanntesten Werke Banksys ist die Darstellung eines Fensters, aus dem heraus ein nackter Mann hängt. Das Bild befindet sich auf einer grau-braunen Brandmauer in der Innenstadt von Bristol. Nachdem das illegal angebrachte Gemälde Kontroversen ausgelöst hatte, überließ die Stadtverwaltung von Bristol der Öffentlichkeit die Entscheidung, ob Banksys Werk entfernt werden sollte, und dem mehrheitlichen Votum für den Erhalt des Bildes wurde Folge geleistet. Durch Akklamation wurde das Bild also vom Vandalismusvorwurf freigesprochen und konserviert, wodurch es vom ephemeren Graffito, das jederzeit von anderen Graffiti überlagert werden kann, zum offiziellen Kunstwerk aufstieg, das in seiner Substanz unangetastet bleiben soll. Die Frage, die hier auf der Hand liegt, und das Problem, auf das die Goethe-Lesart zuläuft, ist also, wie noch unterschieden werden kann zwischen Kunst und Welt. Diese Frage ist brennend, gerade in der zeitgenössischen Kunst, wo Behelfswörter wie ›kunstmäßig‹ oder ›kunstverdächtig‹ auch aus dem Munde derer gehört werden können, die berufen sind, das Kunstwissen der Gesellschaft zu verwalten. Die Frage »Was unterscheidet?« kippt um in die Beantwortung durch die Gegenfrage »Wer trifft die Unterscheidung?«, und jeder Versuch einer Wesensunterscheidung mittels »Was« nennt nichts weiter als den Namen des Autors als »Wer«.

Die Autorität nicht zuletzt der Museumsleitung unterscheidet Marcel Duchamps Flaschentrockner von meinem Flaschentrockner, wie auch die Autorität der Kirche einen beliebigen Zeh von einer Reliquie unterscheidet. Diese Parallelführung erscheint mir nicht so abwegig, hat sich ja die Kunstpraxis und -theorie in nahezu allen Gattungen soweit geöffnet, dass sie ihre Werke nur noch in der Heiligkeit des Künstlers binden kann bzw. im Kunstkontext, den der Künstler auch in (jahrhundertelanger) Abwesenheit gewährleisten muss. Wenn der Kunstbetrieb sowohl den Anschluss an die eigene Tradition als auch die Abgrenzungskriterien gegen den buchstäblichen Rest der Welt aus der Künstlerfigur, dem inkarnierten Kreuzungspunkt von Kunst und Welt, bezieht, dann ist das Nachdenken über Kunst in die Soziologie abgewandert, die die betreffende Personalpolitik zu beschreiben hat. In dem Maße, wie sich die heutige Auslegung des Goethe-Satzes also auf die Frage »Was ist Kunst?« zuspitzt, wird die Kunstwissenschaft zur Künstlerwissenschaft. Das nun am Horizont stehende *anything goes*, das die Unsicherheit hinsichtlich des Grenzverlaufs zwischen Welt und

Kunst zusammenfasst, kann nicht handfest und ernsthaft weggedacht werden. Auch im Rückbezug auf Goethes Wortlaut lässt sich kein Trost schöpfen: Das kleine Wort »sicherer« gibt schließlich nichts, was der *Wahrheit* einen letzten Auftritt auf diesem Kampfplatz verschaffen könnte. Wie ein Refrain scheint nach diesem Umweg Schlegels Aperçu über Klassizität wiederzukehren, dass Goethes Satz »nie ganz verstanden werden« kann. Als Schlusswort unter diesen Refrain, gleichsam bei halbgeschlossenem Vorhang, bleibt wiederum nur ein anderes Wort aus Weimar, das auch die Texte beschließen müsste, deren Suchen und Versuchen sich nicht so willkürlich und offenherzig selbst aushebelt wie das Vorliegende:

> Wahrheit sag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
> M e i n e Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.
> (Friedrich Schiller, Johann Wolfgang Goethe: *Xenien*; SNA 1, S. 335, u. MA 4.1, S. 677)

SEBASTIAN TREYZ

»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Überlegungen zum Verhältnis von Natur und Kunst in Goethes Ästhetik

In Goethes *Wanderjahren* wird Wilhelm Meister eines Tages in das geheimnisvolle Repositorium von Makaries Archiv eingeweiht, in dem »einzelne gute Gedanken« aufbewahrt werden, »die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze, hervorspringen«. Der morphologische Vergleich, dessen sich die sonderbare Bibliothekarin hier bedient, um ihrem Gesprächspartner Genese und Wirkungskraft jener »Hefte kurzer, kaum zusammenhängender Sätze« zu veranschaulichen, deutet bereits auf die ertragreiche Faszination aphoristischer Prosa hin. Aus einem einzelnen Gedanken entstünden »tausend Einzelnheiten [...], eben als wenn eine Masse Quecksilber fällt und sich nach allen Seiten hin in die vielfachsten unzähligen Kügelchen zerteilt« (FA I, 10, S. 387-389). Doch erst der Kommentar des Redaktors, der auf die Auffindung der Spruchsammlung folgt, hält den entscheidenden Hinweis bereit, wie mit solchen Bruchstücken zu verfahren sei: »Resultate waren es, die, wenn wir nicht ihre Veranlassung wissen, als paradox erscheinen, uns aber nötigen, vermittelst eines umgekehrten Findens und Erfindens, rückwärts zu gehen und uns die Filiation solcher Gedanken von weit her, von unten herauf, wo möglich zu vergegenwärtigen« (FA I, 10, S. 389).

Dementsprechend mutet auch das vorliegende Aperçu aus Goethes *Maximen und Reflexionen* dem Leser besondere Deutungsanstrengungen zu. Um die kunsttheoretischen Implikationen aufzuhellen, muss er einerseits versuchen, das aus dem Kontinuum des Lebens herausgelöste Gedankenfragment wieder mit den individuellen und diskursiven Erfahrungshorizonten, aus denen es hervorgegangen ist, zu verbinden, und es sich mittels eines »umgekehrten Findens« gleichsam *in statu nascendi* vor Augen führen. Andererseits aber gilt es, den Wahrheitsgehalt des Aphorismus anhand einer Untersuchung seiner paradoxen Form genauer zu bestimmen, in der er sich als eine jener »Synthesen des Unmöglichen« (FA II, 10, S. 118) manifestiert, von denen Goethe wiederholt gesprochen hat.[1] Das Paradox verstehen zu lernen, verlangt, hinter dem offenkundigen Widerspruch eine Sinnschicht wahrzunehmen, die das Entgegengesetzte als notwendige Korrespondenz erfahrbar werden lässt: »Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst« (FA I, 13, S. 441).

Für das Verständnis eines solchen Aphorismus – schon der etymologische Wortsinn des griechischen Verbum αφορίζειν verweist auf perspektivische Brechungen und Begrenzungen

1 Zur Stoff-Form-Korrelation siehe Goethes Überlegung: »Den Stoff sieht Jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den meisten« (FA I, 13, S. 31); in den *Noten und Abhandlungen* zum *West-östlichen Divan* kommt Goethe auf die Wechselbeziehung von Wahrheitsgehalt und Darstellungsform unter dem Titel *Eingeschaltetes* erneut zu sprechen. Dort heißt es: »Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzufreygebig, der Gehalt entspringt freywillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beyde einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre« (FA I, 3.1, S. 196).

eines Horizonts – ist darüber hinaus aber auch der Anschauungskreis des jeweiligen Rezipienten prägend.[2] Oder wie Harald Fricke nonchalant formuliert: Das aphoristische Genre gleicht einem Gesellschaftsspiel mit Warnhinweis: »Nur ab zwei Mitspielern!«[3] Folglich sind auch Goethes *Sprüche in Prosa* auf dialogische Ergänzung und produktive Applikation angewiesen, zumal nicht wenige von ihnen das Gespräch mit dem Leser ausdrücklich thematisieren. Die Erkenntnisse, die in diesem besonderen Zwiegespräch artikuliert werden, beziehen ihre Evidenz nicht aus dem Gefüge eines kohärenten Systems, sondern aus dem Bruchstückhaften und Fragmentarischen. Vergleichbar mit dem Torso einer antiken Skulptur, verdankt der Aphorismus seine Attraktion dem Nicht-Dargestellten und Ausgesparten, das er vor allem zwischen den Zeilen zur Sprache bringt: »Man sagt: zwischen zwey entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht« (FA I, 13, S. 52). Demgemäß indizieren sowohl der pointierte Lakonismus als auch die rätselhaft anmutende chiastische Verschränkung hier eine kaleidoskopische Bedeutungsoffenheit, die vielfältige und gleichermaßen lebendige Auslegungen ermöglicht. Uneindeutigkeit erscheint dabei keinesfalls als Mangel, sondern fungiert im Sinne der »lebendige[n] Heuristik« (FA I, 13, S. 35), die für Goethe jede rigide Axiomatik suspendiert, als ertragreicher Beweggrund des Verstehens wie auch als poetologisches Formprinzip, das den Leser nötigt, das Gesagte zu überschreiten, sich das Gemeinte anzueignen und den Gehalt neu zu justieren: »Ich erwarte wohl daß mir mancher Leser widerspricht aber er muß doch stehen lassen was er schwarz auf weiß vor sich hat« (FA I, 13, S. 81).

Angesichts des in Frage stehenden Aphorismus muss allerdings beachtet werden: Was hier schwarz auf weiß vorliegt, ist gar nicht so einfach zu klären. Verwirrend beinahe, wie Goethe sich der Sprachfigur eines elliptischen Paradoxons bedient, kontradiktorische Verben verwendet und den Adressaten über das unbestimmte Pronomen »man« als Jedermann apostrophiert. Aber lässt sich diese erste, vermeintlich ernüchternde Lese-Erfahrung nicht fruchtbar machen? Haben wir es nicht auch hier mit einem »Parallelismus im Gegensatz« zu tun, der – wie Goethe in einem Brief an Carl Friedrich Zelter vom 25. August 1824 betont – »einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte« (WA IV, 38, S. 230)? Goethes Vorliebe für merkwürdige Oppositionen entspringt ja keineswegs allein aus dem subjektiven Bedürfnis, sich als ein zweiter Proteus »in alle Formen zu verwandeln, mit allen zu spielen, die entgegengesetztesten Ansichten aufzufassen und gelten zu lassen«, wie Kanzler von Müller noch das Temperament des Achtzigjährigen charakterisiert (FA II, 11, S. 258). Die Sympathie für »unmögliche Synthesen«, »wiederholte Spiegelungen« und »offenbare Geheimnisse« erweist sich – epistemologisch betrachtet – als skeptischer Vorbehalt gegenüber abstrakten Systementwürfen und theoretischen Konstruktionen,[4] die »die Phänomene gern los seyn möchte[n] und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschieb[en]« (FA I, 13, S. 353). Mephistopheles pointiert solche sophistische Wortspielerei in seiner universitätskritischen Studienberatung, wenn er einen angehenden Studenten mit kalkuliert performativer Rhetorik hinters Licht führt: »Mit Worten läßt sich trefflich streiten, / Mit Worten ein System bereiten, / An Worte läßt sich trefflich glauben, / Von einem

2 Im sechzehnten Buch von *Dichtung und Wahrheit* findet sich eine Bemerkung, in der Goethe die enge Verbindung von Aperçu und Anschauung hervorhebt: »Es sind eigentlich was wir in den wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten aperçu's nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Überlieferung« (FA I, 14, S. 743).

3 Harald Fricke: *Aphorismus*. Stuttgart 1984, S. 152.

4 In seiner *Italienischen Reise* kommt Goethe unter dem Datum vom 8./12. Oktober 1787 auf diesen Umstand zu sprechen: »Ich habe immer mit stillem Lächlen zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein. Mir könnte vielmehr dran gelegen sein, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite« (FA I, 15.1, S. 447).

Wort läßt sich kein Jota rauben« (FA I, 7.1, S. 85 f.). Der Aufforderung aber gerecht zu werden, »man solle sich treu an die Phänomene halten« (FA I, 23.1, S. 1043 f.), da sie bekanntlich »selbst [...] die Lehre« (FA I, 10, S. 578) seien, gleicht dem Abenteuer des Odysseus, der zwischen den sagenhaften Ungeheuern Scylla und Charybdis hindurchzuschiffen hat: Auf der einen Seite lauert die »millionfache Hydra der Empirie«,[5] der man mittels quantitativer Aufzählung nicht beikommen kann, da die Summe der Teile noch kein lebendiges Ganzes konstituiert; am gegenüberliegenden Ufer hausen die »Greife« der *Klassischen Walpurgisnacht*, mythische Archetypen einer Begriffsspekulation, die alle originären Erfahrungen sogleich in abstrakte Fesseln legt. Aus der erkenntniskritischen Skepsis resultiert Goethes entschiedenes Plädoyer für die Kunst: »Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Äußere fehlt; so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten« (FA I, 23.1, S. 605). Damit aber stoßen wir an den Zentralpunkt unserer Betrachtung: Was eigentlich bedeutet Kunst für Goethe? Und in welcher Relation steht sie zur Welt der Erscheinungen, zum Inbegriff des natürlichen Kosmos, wenn ihr wiederholt das Vermögen zugeschrieben wird, als eine »Vermittlerin des Unaussprechlichen«[6] geheimnisvoll zu offenbaren, was sich dem menschlichen Begreifen entzieht?

Zur Klärung dieser Frage scheint ein Exkurs angebracht, der wenn auch kein umfassendes Panorama, so doch drei Grundpositionen abendländischer Ästhetik anhand des Mimesis-Paradigmas entfalten soll. Geht man dabei vom antiken Nachdenken über den Stellenwert der Kunst aus, so findet sich bei Platon bekanntlich keine enthusiastische Apologie, sondern ein drakonisches Verdikt gegen das Verfahren ästhetischer Nachahmung. Im zehnten Buch der *Politeia* wird die Kunst mittels der Kategorien des Unwahren und Scheinhaften rigoros kritisiert, und zwar in dreifacher Hinsicht: erstens, weil sie sich auf Konkreta bezieht, die nur degressive Abschattungen der ewigen Ideen seien; zweitens, da die künstlerischen Imitate den ontologischen Schein erster Ordnung zur ästhetischen Illusion zweiter Ordnung depotenzieren würden. Darüber hinaus moniert Platon neben der darstellungsästhetischen Dimension der Kunstwerke die wirkungsästhetische Intention des Künstlers: Dieser sei nicht an philosophischen Erkenntnissen über die Sache selbst, sondern nur an Effekthascherei und Meinungsmache interessiert. Daher stellt die Kunst für Platon lediglich ein hypertrophes Abbild dar, das bloßer Schein des Scheins ist. Entsprechend würde er allein den ersten Teil des in Rede stehenden Aphorismus befürworten, um die Kunst mitsamt ihren Adepten aus seiner Gelehrtenrepublik zu verbannen: *Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst!*

Aristoteles dagegen nimmt in seiner *Poetik* – im Hinblick auf die Dichtkunst – eine konträre Position ein: Für ihn bezeichnet Mimesis keine realitätsferne Imitation, insofern sich das poetische Werk, anders als die alltägliche Doxa, nicht auf das konkrete Einzelne bezieht, sondern auf das, was sein könnte. Mimesis meint bei ihm demzufolge eine spezifische Darstellungsweise, die sich auf das Typische konzentriert und ihren Wahrheitsgehalt gerade nicht durch die exakte Nachbildung eines Vorgangs erhält, sondern – in konsistenter Gestaltung glaubwürdiger und wahrscheinlicher Handlungsmöglichkeiten – affektive Erfahrungsdimensionen entfaltet, die sodann beim Rezipienten im Fall der Tragödie eine kathartische Reinigung von Erregungszuständen (Phobos und Eleos) bewirken können. Indem Aristoteles dergestalt zwischen dem Naturwirklichen und dem Kunstwahren differenziert, konzediert er die eigenständige Bedeutung der Kunst und beglaubigt ihr wirkungsästhetisches Potential. Er

5 Goethe an Schiller, 17.8.1797 (WA IV, 12, S. 247).

6 Der Aphorismus pointiert die scheinbar unlösbare Schwierigkeit der Kunst-Auslegung: »Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen, darum scheint es eine Thorheit sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen; doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt« (FA I, 13, S. 39).

würde wohl eher dem zweiten Teil des Aphorismus beipflichten: *Man verknüpft sich nicht sicherer mit der Welt als durch die Kunst!*

In der Epoche des Renaissance-Humanismus geht die durchgreifende Neufassung des Nachahmungsproblems von den bildenden Künsten aus. Die auf Unmittelbarkeit zielende Reproduktion von Wirklichkeit avanciert insbesondere bei Leonardo da Vinci zum zentralen Qualitätsmerkmal der Malerei: »Denn die Poesie legt ihre Dinge in die Imagination der Schriftzeichen nieder; die Malerei aber gibt die ihrigen so von sich, dass sie wirklich aussen vor dem Auge stehen, von welchem (alsdann) das Eindrucksvermögen die Scheinbilder empfängt, nicht anders, als wenn dieselben von der natürlichen Wirklichkeit herrührende wären«.[7] Die entscheidende geistesgeschichtliche Voraussetzung für diese programmatische Rehabilitierung der Nachahmungsästhetik bildet jedoch eine gewandelte Naturanschauung. Da in der Renaissance, besonders im florentinischen Neuplatonismus, die sinnlich erfahrbare Welt als eine Manifestation göttlicher Schönheit – und eben nicht mehr als bloßer Abglanz der Ideenwelt – erfahren wird, ist die adäquate und wirklichkeitsgetreue *imitatio rerum* durch den Künstler ein Spiegelbild des Naturschönen: »Er [der Maler] soll es dabei machen, wie der Spiegel, der sich in so viel Farben verwandelt, als der Dinge sind, die man vor ihn hinstellt. Und wenn er so thut, so wird er sein, wie eine zweite Natur«.[8] Was sich bei Leonardo als naiver Abbildungsrealismus ausnimmt, das akzentuiert Goethe in seiner Besprechung des *Abendmahls* mit idealistischer Verve. Von dem »technischen Verfahren«, das da Vinci angewandt habe, heißt es dort: »Das Innere nun im Aeußern gewissenhaft darzustellen, war nur der größten Meister höchster und einziger Wunsch, sie trachteten nicht nur den Begriff des Gegenstandes treffend wahr nachzubilden, sondern die Abbildung sollte sich an die Stelle der Natur selbst setzen, ja, in Absicht auf Erscheinung, sie überbieten« (FA I, 20, S. 255). Schon Jahre zuvor hatte Goethe ausgeführt, was er mit solcher *Überbietung* meint: Es gehe nicht darum, »mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, sie [die Kunst] hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigne Tiefe, ihre eigne Gewalt; sie fixiert die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft« (FA I, 18, S. 567). Das Kunstwahre entsteht also weder durch einfache Nachahmung der Wirklichkeit noch durch eine subjektiv-manieristische Verfremdung der Natur, sondern durch eine stilvolle Vervollkommnung ihrer immanenten Gesetzmäßigkeiten.[9] Diese Bestimmung gilt es im Folgenden genauer herauszustellen.

Goethes kunsttheoretische Konzeption bildet sich in kritischer Abgrenzung vom Nachahmungsparadigma bereits in der Epoche des Sturm und Drang heraus. So preist er etwa im Aufsatz *Von deutscher Baukunst* (1772) das Straßburger Münster, das für ihn nicht primär Ausdruck der Herrlichkeit des Herrn, sondern des Genius Erwin von Steinbach ist, den Goethe zum alleinigen Baumeister des Münsters stilisiert: »[…] und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken« (FA I, 18, S. 110). Der Künstler, als ein »gottgleiche[r] Genius« (FA I, 18, S. 117), sei dem allmächtigen Schöpfer zu vergleichen, der die Gebirgs-

7 Leonardo da Vinci: *Das Buch von der Malerei*. Nach dem Codex Vaticanus 1270, übers. u. unter beibehalt der Haupteintheilung übersichtl. geordnet von Heinrich Ludwig. Neudruck der Ausgabe von 1882. Osnabrück 1970, S. 13 f.

8 Ebd., S. 54.

9 Goethe beschreibt diese Opposition anhand der Unterscheidung von Manier und Stil: »[Der Künstler] wird alsdenn nicht bloß durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In *diesem Sinne* würde man sagen können, er habe sich einen *Styl* gebildet; wie man von der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar so genau nähme, wenn er nur das auffallende, blendende leicht auszudrücken beflissen wäre, gar bald in die *Manier* übergehen würde« (FA I, 18, S. 228 f.).

welten erschaffen hat. Da die künstlerische Produktion – gemäß der Forderung nach ästhetischer Autonomie – nun als selbständiges Hervorbringen verstanden wird, sind die Kunstwerke nicht mehr bloße Nachahmungen der Natur, sondern Manifestationen der Einbildungskraft des Künstlers, der kraft seiner Genialität eine eigenständige, zweite *Welt* entwirft. In Goethes klassischer Schaffensperiode entwickelt sich daraus das Postulat, dass die Natur durch die Kunst noch übertroffen werden müsse. Programmatisch heißt es in der 1798 verfassten *Einleitung* in die *Propyläen*: »[…] so ist es, besonders in der neuern Zeit, noch viel seltner, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände als in die Tiefe seines eignen Gemüts zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht- und oberflächlich wirkendes, sondern […] etwas geistisch-organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint« (FA I, 18, S. 462). Diesen Unterschied zwischen der sichtbaren Natur und der übernatürlichen Kunst beschreibt Goethe wiederholt als »ungeheure Kluft«[10] und tiefen Zwiespalt. Doch sieht er im spannungsvollen Gegensatz stets auch eine Möglichkeit, um das ambivalente Verhältnis genauer zu bestimmen: »Wir ergreifen die Natur nur durch Kunst, und jede Kunst muß der Natur Gewalt anthun. Ja man darf wohl sagen, indem der Mensch bestimmt ist, eine zweyte Natur hervorzubringen; so darf er sich dem Sinne der ersten nicht völlig hingeben« (WA II, 4, S. 429). Der Künstler soll sich zwar an den Naturgebilden orientieren und ihre Grundsätze sorgfältig studieren. Er muss »das Notwendige kennen lernen, und […] die Labyrinthe des organischen Baues, wie dem Grundriß eines Irrgartens […] vor seiner Seele fest halten« (FA I, 18, S. 564), doch nur, um durch diese Einsicht ein Werk hervorzubringen, das die Gesetzlichkeit der Natur im Medium der Kunst noch auf spezifische Weise zu überbieten vermag. Folglich kritisiert Goethe in seinem Essay *Diderots Versuch über die Malerei* die Tendenz, »Natur und Kunst zu konfundieren, Natur und Kunst völlig zu amalgamieren«, und wendet dagegen ein: »[…] unsere Sorge muß sein, beide in ihren Wirkungen getrennt darzustellen. Die Natur organisiert ein lebendiges, gleichgültiges Wesen, der Künstler ein totes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüt selbst hinbringen, im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden« (FA I, 18, S. 563 f.). Damit aber wird eine naturalistische Nachahmungsästhetik radikal verabschiedet.[11] Indem der Künstler sich einem Gegenstand zuwendet und »ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante, abgewinnt, […] gehört dieser schon nicht mehr der Natur an« (FA I, 18, S. 465). Bereits die Wahl eines spezifischen Sujets wird als ein formender Akt begriffen, der sich zwar aus dem natürlichen Stoffreservoir bedient, dieses jedoch immer schon idealisiert, »um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt Maß, Grenze, Realität und Würde zu geben« (FA I, 18, S. 490).

In einem Gespräch mit Eckermann vom 18. April 1827 demonstriert Goethe, was er damit meint. Er legt seinem Gesprächspartner einen Stich von Rubens' Gemälde *Ländliche Umgebung von Mecheln* vor und bittet ihn, zu beschreiben, was er sieht.[12] Nachdem Eckermann die verschiedenen Bilddetails aufgezählt hat, weist ihn Goethe auf die Lichtkomposition hin, die bewirke, dass die Feldarbeiter im vorderen Bildbereich auf einem »dunkeln Grunde« erscheinen, welcher vom Schattenwurf der Baumreihe herrührt. Eckermann erstaunt: »Aber

10 »Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst, ohne äußere Hülfsmittel, zu überschreiten nicht vermag« (FA I, 18, S. 461).

11 »[…] kein echter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturprodukt, oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es täte, wäre wie ein Mittelgeschöpf, aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen« (FA I, 18, S. 569).

12 Goethe legt Eckermann das Gemälde in der Radierung von Schelte Adamszoon Bolswert vor; abgedruckt findet sich diese in FA II, 12, Abb. 11.

wie? […] die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beschauer entgegen? – Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur ist!« Goethe, sichtlich erfreut über die Verwirrung, die sich bei seinem Gesprächspartner einstellt, entgegnet darauf: »Das ist es, wodurch Rubens sich groß erweiset und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste *über* der Natur steht und sie seinen höheren Zwecken gemäß traktiert. Das doppelte Licht ist allerdings gewaltsam, und Sie können immerhin sagen, es sei gegen die Natur. Allein, wenn es gegen die Natur ist, so sage ich, […] es sei der kühne Griff des Meisters, wodurch er auf geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat«. Im Einzelnen gehe es zwar um strenge Nachbildung von Proportion und Anatomie, auch die Details müssten den Naturerscheinungen entsprechen. In den »höheren Regionen des künstlerischen Verfahrens« habe der Künstler jedoch ein »freieres Spiel, und er darf hier sogar zu *Fiktionen* schreiten, wie Rubens in dieser Landschaft mit dem doppelten Lichte«.[13] Wie aber lässt sich der Wahrheitsanspruch künstlerischer Fiktion mit dem Wirklichkeitsgebot vereinbaren?

Bereits im ersten Heft der *Propyläen* hat Goethe dieses Problem unter dem Gesichtspunkt der *Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke*[14] erörtert. Die fiktive Kontroverse zwischen zwei Theaterbesuchern entzündet sich an dem Unbehagen, das einer der beiden Gesprächspartner angesichts gemalter Zuschauer in den Logen zum Ausdruck bringt, da sie ihm als gänzlich unwahr und unwahrscheinlich den Kunstgenuss unmöglich machten. Daraufhin beginnt eine Auseinandersetzung über die Frage nach dem Wahrheits- und Wirklichkeitsanspruch der Kunst. Der am Abbildungsrealismus orientierte »Zuschauer« fordert, dass alles, was im Theater zu sehen ist, »wahr und wirklich scheinen solle«, woraufhin ihn der fiktionsbewusste »Anwalt des Künstlers« – dem Goethe seine eigene Kunstanschauung in den Mund legt – mit einem scheinbaren Wortspiel provoziert: »Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatralische Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?« Der Verwirrung auf Seiten des naiven Zuschauers versucht der Anwalt nun durch ein Beispiel abzuhelfen, das die »innere Wahrheit« als Eigengesetzlichkeit des Kunstwerks verdeutlichen soll: Beim Besuch einer Oper, »wenn die guten Leute da droben, singend sich begegnen und bekomplimentieren, Billets absingen die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herum schlagen, und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung, oder auch nur ein Teil derselben, wahr scheine? […] Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden«. Gerade die Unwahrscheinlichkeit und Überzeichnung der Oper bewirkt, so muss nun auch der Zuschauer bekennen, das eigentliche Wohlgefallen an ihr: Obgleich sie das Unwahrscheinlichste inszeniert, bereitet sie Vergnügen. Dieses Wohlgefallen resultiert aus einer »inneren Wahrheit, die aus der Konsequenz eines Kunstwerkes entspringt«, da es eine »kleine Welt für sich aus[macht], in der alles nach gewissen Gesetzen vorgeht«. Der Anwalt zieht nun den entscheidenden Schluss aus dieser Betrachtung, indem er den Wirklichkeitsanspruch eines »ungebildeten Zuschauers« an die Werke der Kunst als unangemessen herausstellt: »Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sei, und daß der Künstler keineswegs streben sollte, noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine«. Zur Illustration seiner These führt der Kunstkenner daraufhin zwei Anekdoten an, die einen *ungebildeten Kunstgenuß* demonstrieren: Mag die zweite dieser Geschichten auch die amüsantere sein, da in ihr ein »genäschige[r] Affe« abgebildete Insekten in Kupferstichen als willkommene Mahlzeit betrachtet, so umreißt die erste, die vom Malerwettstreit zwischen Zeuxis und Parrhasios handelt, das Problem universeller, da sie sowohl der Rezeption als auch der Konzeption von

13 Goethe im Gespräch mit Eckermann, 18.4.1827 (FA II, 12, S. 602 f.).
14 Die folgenden Zitate im Fließtext finden sich in FA I, 18, S. 501-507.

Kunstwerken gilt.[15] Parrhasios übertraf die Illusionskunst des Zeuxis, der Weintrauben so naturgetreu gemalt hatte, dass Vögel nach ihnen zu picken begannen, indem er den Maler selbst düpierte. Zeuxis stürzte voller Erwartung auf das Gemälde des Kontrahenten zu, um den Vorhang zu entfernen, der das Kunstwerk zu verhüllen schien. Doch der faltenreiche Schleier erwies sich als das gemalte Bild. So trug Parrhasios den Sieg über Zeuxis davon, da dieser lediglich Sperlinge, jener jedoch das Künstlerauge des Malers selbst hatte täuschen können. Die illusionistische Reproduktion der Natur erscheint in dieser Anekdote als Höchstmaß künstlerischer Vollkommenheit. Und entsprechend formuliert auch der naive Zuschauer seine Zustimmung: »Nun beweist das nicht, daß diese Früchte fürtrefflich gemalt waren?« Der Anwalt jedoch entgegnet: »Keineswegs, vielmehr beweist mir, daß diese Liebhaber echte Sperlinge waren«. Dieser subtile Affront impliziert, dass der Anwalt die Bewertung von Kunstwerken anhand des Maßstabs perfekter Nachahmung ablehnt. Entsprechend hält er daraufhin auch sein Plädoyer für die Kunst als einer zweiten, höheren Natur: »Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. [...] Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Überirdische der kleinen Kunstwelt«.

Die Ambivalenz von Natur und Kunst, das zugleich Natürlich- und Übernatürlichsein des Kunstwerks, präzisiert, was Goethe in seinem Aphorismus über die künstlerische Vermittlungsleistung und Distanznahme von der Welt auf paradoxe Weise zum Ausdruck gebracht hat. *Welt* meint dort deshalb auch jeweils Verschiedenes: Einerseits werden damit die Widrigkeiten und Kontingenzen einer Natur umschrieben, in der Schönheit nur flüchtig und verstreut vorkommt (vor dieser hässlichen, zuweilen gar zerstörerischen Nachtseite der Erscheinungen muss sich der Mensch, besonders aber der Künstler, in Acht nehmen). Andererseits ist *Welt* hier jedoch im Sinne eines den Kosmos harmonisch durchwaltenden Naturprinzips zu verstehen, das im Kunstwerk salviert und zum Vorschein gebracht werden kann. Sie fungiert somit als Chiffre für das im Kunstwerk zu restituierende Ideal.[16] Entsprechend beruht der Eigenwert der Kunst für Goethe darauf, dass sie über die detailgetreue Realitätsnachahmung hinaus ein ästhetisches Arrangement, eine stilvolle Komposition des Bedeutenden erschafft, um eine gleichsam geläuterte Natur zu gestalten, in der die Gesetze der natürlichen Schöpfung mit anderen Mitteln fortgesetzt werden und das Geheimnis jener ersten Wirklichkeit offenbar wird: »Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst« (FA I, 13, S. 24).[17]

15 Goethe war mit der Geschichte vom Malerwettstreit bestens vertraut und greift das »flache Märchen« im *Historischen Teil* seiner *Farbenlehre* abermals auf (siehe FA I, 23.1, S. 578 f.).

16 In seinem Sammelband *Winkelmann und sein Jahrhundert* pointiert Goethe diesen Zusammenhang wie folgt: »Ist es [das Kunstwerk] einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles herrliche, verehrungs- und liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist« (FA I, 19, S. 184).

17 Entsprechend heißt es auch in *Diderots Versuch über die Malerei*: Die »Lebenswirkung der organischen Natur [sei] der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel keine Ansprüche auf lebendige, produktive und reproduktive Realität macht, sondern die Natur auf dem würdigsten Punkte ihrer Erscheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben« (FA I, 18, S. 567).

So macht uns Goethe entschieden darauf aufmerksam, dass die Kunst dem Bemühen des Individuums entspringt, die disparaten Phänomene der Realität symbolisch zu retten, um »sich gegen die zerstörerische Kraft des Ganzen zu erhalten«.[18] Einerseits kommt ihr somit eine wirkungsästhetische, beinahe ethisch-therapeutische Aufgabe zu, sofern durch sie die vielfältigen Beziehungen und Interferenzen des menschlichen Selbst- und Weltverhältnisses in neue Anordnungen überführt und vermittelt werden können. Reale Verhältnisse und unvereinbare Erfahrungen werden in fiktiven Konstellationen aufgehoben und in imaginären Akten darstellerisch bewältigt, um einen alternativen Zugang zur Faktizität der Lebenswelt zu gewinnen: Das Kunstwerk »fesselt die Gefühle, und die Einbildungskraft, es nimmt uns unsre Willkür, wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen, wir sind genötigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhöht und verbessert, wieder zu erhalten« (FA I, 18, S. 468). Andererseits aber verlangt die hermeneutische Übersetzungsleistung der künstlerischen Darstellung entschieden nach ästhetischer Autonomie. Da die Kunstwerke nicht in einer mimetischen Abbildungsfunktion aufgehen, sondern ideale Welten fingieren, beanspruchen sie auch ihre eigene Wahrheit, »die wir, als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen« (FA I, 18, S. 702). Demgemäß verknüpft sich der Mensch – um die Formulierung der Eingangsfrage nochmals aufzugreifen – am sichersten und schönsten durch die Kunst mit der Welt, indem er auf besondere Art und Weise dazu berufen ist, ihr immer wieder entschieden auszuweichen: »Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen, / Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden« (FA I, 2, S. 838).

18 Siehe hierzu Goethes Rezension von Johann Georg Sulzers *Allgemeiner Theorie der schönen Künste*: »Was wir von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt nichts gegenwärtig alles vorübergehend, tausend Keime zertreten jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existierend. Und die *Kunst* ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörerische Kraft des Ganzen zu erhalten« (FA I, 18, S. 99).

GABRIELA ZGRZEBNICKA

»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Was könnte der Satz aus Goethes »Maximen und Reflexionen« meinen? Und hat er heute noch Gültigkeit?

Die Frage nach der Rolle, die die Kunst in unserem Leben spielt, beantworten verschiedene Menschen auf unterschiedliche Weise. Die einen sagen, die Kunst könne uns die Weltgeheimnisse veranschaulichen. Andere meinen, sie lade uns in eine völlig andere, täuschende Welt ein. Manche sehen in ihr nur die Expression des Künstlers, die dem Rezipienten außer ästhetischen Eindrücken nicht viel anzubieten habe. Die Sentenz von Goethe, über die hier nachgedacht werden soll, gibt sich den Anschein einer Schlussfolgerung, welche der Dichter aus seiner jahrelangen Beschäftigung mit ästhetischen Fragestellungen gezogen hat. Dabei ist schon auf den ersten Blick zu erkennen, dass wir es mit einem Paradoxon zu tun haben. Goethe hat das Wesen der Kunst als ein dialektisches aufgefasst, als eine Verkoppelung von zwei funktionellen Gegensätzen. Zum einen wird unterstellt, dass die Aufgabe der Kunst darin bestehe, dem Empfänger durch Täuschung eine alternative Wirklichkeit zu bieten, in die er sich, ein enttäuschter Häftling der unzureichenden Welt, retten kann. Zum anderen aber soll gerade in der Isolierung von der Welt eine höhere Vereinigung mit ihr stattfinden.

Die Frage danach, ob dieses Paradoxon tatsächlich zutrifft, gewinnt insbesondere heutzutage, im 21. Jahrhundert, an Bedeutung, wo sich uns die Kunst in ihrer Form und ihrem Inhalt wesentlich verändert präsentiert. Im Wandel der Zeiten hat sie sich von ihrer ursprünglichen mimetischen Beziehung zur Realität entfernt und scheint von bloßer gegenständlicher Darstellung nicht mehr viel zu halten. Angesichts der Probleme der modernen Gesellschaft und der sich rasant beschleunigenden Globalisierung könnte man den Eindruck gewinnen, dass die Kunst, die zunehmend Abstraktes und Zufälliges materialisiert, den ermüdeten Menschen allenfalls noch zu entlasten, aber nicht mehr mit der Welt zu verbinden vermag.

Doch es dürften der äußeren, wenngleich vielleicht vom Künstler sehr subjektiv wahrgenommenen Wirklichkeit stets Beweggründe innewohnen, die sein Werk und vor allem dessen endgültige Gestalt zumindest zu einem Teil beeinflussen. Dies bedeutet, dass der Beschauer neben rein sinnlichen Eindrücken eine Botschaft aus der Realität übermittelt bekommt und diese unter bestimmten Umständen auch entschlüsseln kann. Angesichts dessen bin ich der Meinung, dass sich die neue, auch die abstrakte Kunst in ihren grundlegenden Aufgaben von ihrer klassischen Vorläuferin nicht wesentlich unterscheidet und die beiden von Goethe genannten Funktionen erfüllt. Auch im Erlebnis abstrakter Kunst kann man die Verständigung mit der Welt erfahren. Aus dieser Annahme lässt sich wiederum ableiten, dass jede Kunst als eine Brücke zwischen dem Einzelnen und der ihn umgebenden Wirklichkeit anzusehen ist. Im ästhetischen Erlebnis isoliert sich der Mensch zwar von der Welt, findet sie allerdings in der Exemplifizierung einzelner ihrer Erscheinungen wieder – so könnte man das Goethe-Zitat erläutern.

Um diese Auslegung argumentativ zu stützen, kann Goethes Gedicht *Natur und Kunst* herangezogen werden, in dem sich das obengenannte Paradoxon bereits in den ersten Versen auflöst:

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
(FA I, 2, S. 838)

Hier wird explizit die Idee formuliert, dass der Gegensatz zwischen den beiden Bereichen nur oberflächlich sei und sie sich letztendlich vereinigen ließen. Im weiteren Verlauf des Gedichtes werden die Voraussetzungen dieses Vorgangs geklärt. Die Versöhnung zwischen Kunst und Natur sei nur möglich, wenn sich der Betrachtende durch emotionales Eintauchen in die Kunstwelt um ihr Verständnis bemühe. Es bedürfe einer gewissen Sensibilität für die Kunst sowie der Fähigkeit, in Ruhe und höchst konzentriert an sie heranzugehen, um in ihr die Tür zur Natur zu entdecken.

Mit dieser Aussage exponiert das Gedicht eine der zentralen Thesen von Goethes ästhetischer Konzeption. Sinnliche Teilnahme am Kunstgegenstand und schrankenlose Hingabe an dessen Wirkung werden zur unentbehrlichen Grundlage des Kunsterlebnisses erklärt und der rein theoretischen Beschäftigung mit Kunst im Sinne der Aufklärungsästhetik gegenübergestellt.

Aus heutiger Sicht muss als durchaus einleuchtend erscheinen, was im ästhetischen Bewusstsein jener Zeit sich erst etablieren sollte – der Gedanke nämlich, dass sinnliche Erfahrung und ein emotionales Verhältnis zum Kunstwerk notwendig sind, um dessen eigentliche Ausdruckskraft zu erfassen. Die von Winckelmann begründete einfühlsame Herangehensweise an die Kunst befand sich zu Goethes Zeit noch mitten in ihrer Entwicklung und sollte das alte *antiquarische* Paradigma der Kunstbetrachtung erst einige Zeit später endgültig ablösen. Goethes Ästhetik stellt ohne jeden Zweifel einen entscheidenden Schritt auf diesem Weg dar.

Man kann nicht leugnen, dass die alte, rein technische Betrachtung eines Kunstwerkes die objektiv bestehenden Bezüge zur Natur aufdeckt. Aber die eigentliche *Verknüpfung* des Betrachters mit dem Wesensinhalt der Darstellung bleibt ihm dabei verwehrt. Daher stimme ich mit der Ansicht überein, dass nur ein sensibler Betrachter, das heißt einer, der sich im Stillen ins Wesen eines Kunstwerkes, sei es eines Gemäldes, einer Skulptur oder auch eines literarischen Werkes, vertieft, sich von der äußeren Welt vollständig ausschließen und in die Welt der Kunst versenken kann.

Die Frage, die sich dabei sofort aufdrängt, ist, ob uns diese andere, vom Künstler geschaffene Welt überhaupt eine Wahrheit über die Wirklichkeit vermittelt. Bei der Beantwortung dieser Frage kann man von der Annahme ausgehen, dass die ästhetische Verarbeitung von Naturgegenständen zu Kunst mit nichts anderem als Täuschung operiere und zwangsläufige Entstellungen ergebe. Aus solch einem Blickwinkel betrachtet, zeigt sich uns die Kunst als Schein und Lüge bzw. als Kompensation einer unbefriedigenden Wirklichkeit. Diesem Konzept entspricht exakt die Vorstellung von einem enttäuschten Menschen, der sich in die schöne und sichere Kunstwelt flüchtet, um seine unerträgliche Lage für einen Moment zu vergessen.

Wir müssen allerdings bedenken, dass die Aufgabe des Künstlers, zumindest des klassischen, vielmehr in einer treuen, wenn auch unter Verarbeitung mittels eigener Kräfte und Phantasie vorgenommenen Wiedergabe, nicht aber in einer Verschönerung besteht. Laut Goethe sind auch durchschnittliche oder sogar hässliche Gegenstände vom Künstlerinteresse nicht ausgeschlossen. Unabhängig davon, was der Künstler zum Ausgangspunkt seiner Schöpfung nimmt, habe er sich nach dem Grundsatz zu richten, die Natur nicht bedenkenlos nachzuahmen, sondern aus der ausgewählten Erscheinung das ihm Wertvolle herauszunehmen und diesem eine nach seinem Ermessen zweckmäßige Gestalt zu geben. Demnach darf die Kunst keine Verschönerung der Welt darstellen. Die hohe Kunst hebt das hervor, was der Künstler in seiner individuellen Wahrnehmung der Natur als ihn ansprechend erlebt hat. Ist die Naturerfahrung eine notwendige Grundlage des ästhetischen Vorgangs, so ist die Einbildungskraft des Künstlers als ein Filter zu verstehen, mit dessen Hilfe sich die Auswahl

aus dem Gesehenen vollzieht. Bestimmte Elemente der Wirklichkeit sind folglich im Kunstwerk doch enthalten und sogar unvermeidlich. So aufgefasst, kann die Kunst als eine harmonische Verbindung von objektiver Wirklichkeit und subjektiver Wahrnehmung des Künstlers angesehen werden, die sich dann dem Empfänger darbietet.

Folgerichtig begegnet dem Kunstbetrachter oder -rezipienten ein Ergebnis jenes zusammengesetzten Vorgangs, in dem der Künstler mittels seiner Phantasie die objektive Wahrheit in eine neue, künstlerische Wahrheit verwandelt hat. Er hat, und zwar ganz im Sinne der Genieästhetik des *Sturm und Drang*, gleich Gott eine neue Welt geschaffen, die sich zwar von ihrer Vorgängerin emanzipiert hat, aber von deren Grundzügen fortdauernd gekennzeichnet bleibt. Daraus folgt, dass in der Kunst doch ein wahres Naturerlebnis stattfinden kann. Der Rezipient kann sich allerdings erst durch die emotionale Teilnahme an der künstlerischen Wahrheit mit der Wahrheit der Natur ›verknüpfen‹, wie unsere Maxime plastisch sagt, und einen Zugang zu ihr finden. Das Einzige, was er braucht, sind die besagte Sensibilität und Aufgeschlossenheit gegenüber der Sprache, die die Kunst spricht. Wenn er nur diese Sprache versteht, steht ihm auf dem Weg zum endgültigen Eintauchen in die Geheimnisse der Welt im Zustand ästhetischen Vergnügens kein Hindernis mehr entgegen.

Es ist folglich zu konstatieren, dass die Kunst tatsächlich imstande ist, die Natur wiederzugeben, und doch ist ersichtlich, dass sie keine bloße Nachbildung der Welt darstellt. Sie ist eine um die Subjektivität des Künstlers bereicherte Welt, die nicht zuletzt die Kunstwahrnehmung des Rezipienten stark beeinflusst. Dieser hat in der Tat eine solche Welt vor Augen, wie sie der Künstler gesehen hat, und verknüpft sich zuerst mit der Wirklichkeitserfahrung, die der Künstler gemacht hat. Was er damit anfängt, wie er sich zu dem Beschauten stellt, hängt nun von seiner subjektiven Wahrnehmung ab.

Wie man in der *Einleitung* in die *Propyläen* liest, liegt nach Goethe die Aufgabe des Künstlers prinzipiell darin, seinem Werk solch eine Gestaltung zu geben, dass es »natürlich zugleich und übernatürlich erscheint« (HA 12, S. 42). Für uns ergibt sich daraus die Einsicht, dass Kunst zu betreiben keine handwerkliche Naturnachahmung bedeuten darf. Ein Kunstwerk zu schaffen, bedeutet vielmehr, zum einen tief in die Natur einzudringen, sie zu begreifen und in ihrer Erscheinung wiederzugeben, zum anderen aber auch, das Unsichtbare und Unaussprechliche zu vermitteln. Nur wer die materielle Wirklichkeit überschreitet und zur Idee greift, welche hinter dem Materiellen steckt, betritt den Weg des wahren Schöpfungsprozesses. Die Kunst hat mehr zu vermitteln als nur das sinnlich Wahrnehmbare. Ein guter Künstler ist demnach nicht derjenige, der die Wirklichkeit möglichst treu wiederzugeben vermag, sondern derjenige, dessen Werk die ganze Seele des Betrachters erschüttert.

Aus den obigen Ausführungen tritt ein Bild des sensiblen Rezipienten hervor, der im Kunsterlebnis in die Natur eintaucht und ihre Harmonie mit ganzer Seele erlebt. Wahrscheinlich wäre ihm in einem direkten Kontakt mit der Natur diese Erfahrung nicht einmal möglich. Dies ergibt sich aus der zivilisatorischen Entwicklung, die er durchlaufen hat. Der neue Mensch lebt von der Natur entfernt – steht nicht innerhalb, sondern außerhalb ihres Reichs und versteht ihre Gesetze nicht mehr so gut wie seine Vorfahren.

In seiner Goethe-Studie geht Geerdts auf die vom Dichter geprägte klassische Ästhetik ein. Als deren Kern gibt er das Konzept der Hervorbringung der verborgenen Gesetzmäßigkeiten der Natur an.[1] Vor diesem Hintergrund wird die prinzipielle Aufgabe des für die Natur empfindlichen Künstlers verständlich, der für das Begreifen ihres Wesens prädisponierter ist als andere Menschen. Im Lichte der Kulturentwicklung, die von einer zunehmenden Entfernung von der Natur gekennzeichnet ist, erscheint uns der Künstler als Vermittler zwischen dem Menschen und seiner natürlichen Umgebung, nach der sich dieser im Grunde seines Herzens sehnt. Somit wäre der mögliche Vorwurf endgültig entkräftet, dass die Kunst, also prinzipiell die künstlerische Vermittlung eines Naturgegenstandes, bis-

1 Hans Jürgen Geerdts: *»Trinke Mut des reinen Lebens«. Weimar 1788-1805*. In: ders.: *Johann Wolfgang Goethe*. Leipzig 1972, S. 155-199; hier S. 185.

weilen eine Beschönigung darstelle. Sie bringt die sonst verborgene Vollkommenheit von Naturerscheinungen ans Licht und stellt dem Menschen das ihm unmittelbar nicht Zugängliche vor Augen. Wenn er nun diesen übermateriellen Inhalt erkennt, ist die Voraussetzung des wahren, seelischen Vergnügens an der Kunst und des Eintritts ins Reich der Natur erfüllt. Die Verknüpfung des entzückten Rezipienten mit der Welt kommt somit zustande.

Die bisher erschlossenen Zusammenhänge erklären auch, weshalb die antike Kunst mit dem mimetischen Prinzip, also der reinen Naturnachahmung ohne jegliche Bereicherung um das Ideelle, auskam. Der antike Mensch, der mitten in der Natur lebte, begriff ihr Wesen in der unmittelbaren Erfahrung ebenso wie über die mimetische Kunst. Der neue Mensch hingegen, der sich von der Natur losgesagt hat und enttäuscht den Weg zurück sucht, braucht die Kunst als eine Brücke oder Vermittlungsinstanz zwischen seiner geistigen Innenwelt und der verlorenen Natur.

Rudolf Steiner weist in einem Aufsatz[2] auf Goethes Wunsch hin, dass sich der Mensch durch die Kunsterfahrung mit der Quelle seines Seins versöhne. Es leuchtet ein, dass solch einer Forderung die Überzeugung zugrunde liegt, die Kunst besitze die Kraft, den Menschen aus den Irrwegen der modernen Welt zurück in die Natur zu führen. Mit der Übernahme dieser Funktion wird die Kunst zur »würdigsten Auslegerin« der Natur, wie es in einer Sentenz aus den *Maximen und Reflexionen* heißt (HA 12, S. 467). Dies bedeutet, dass sie ein für die Welterkenntnis geeignetes Mittel ist, indem sie den Menschen die Natur neu zu verstehen lehrt.

Wenn wir den Sensualismus als einen Weg zur Welterkenntnis betrachten, so bietet sich gerade die Kunst als ein ideales Medium für die Erfassung der Wirklichkeit an. Überdies findet diese Erkenntnis im Zustand absoluter Aufmerksamkeit und Ruhe statt. Der Raum dieses Vorgangs ist paradoxerweise die andere, *künstliche* Welt, in welcher der sinnlichen Wahrnehmung der ebenso sinnliche Wahrnehmungsgegenstand begegnet und mit ihr verschmilzt. In diesem Zusammenhang ist die nicht selten vertretene Ansicht zu berücksichtigen, dass eine sensualistisch geprägte Herangehensweise an ein Kunstwerk die Erfahrung des Ideellen verhindere. Dagegen bin ich der Meinung, dass gerade derjenige Rezipient, der sich in sensualistischer Betrachtung ganz der Kunstwirkung hingibt, die wahrste Begegnung mit der darin verzauberten Natur erleben kann. Er nimmt die Eindrücke mit allen Sinnen auf und seine Seele wird von der Lebenskraft und Heftigkeit des Ausdrucks ergriffen. Diese Ergriffenheit sehe ich als einen Pfad zur Einsicht in die hinter dem Kunstwerk verborgene Natur an. Als Beispiel solch einer erschütternden Vereinigung mit der Welt auf dem Wege der sensualistischen Kunsterfahrung sei der – den Lebensdaten nach der Aufklärung zuzurechnende – Dichter Wilhelm Heinse genannt. Seine aus sensualistischer Betrachtungsweise entsprungenen Kunstbeschreibungen stellen ein lebendiges Zeugnis dieser Art von Erfahrung dar.

Es ist bereits deutlich geworden, dass die angebliche Flucht aus der Welt in die Kunst keine wirkliche ist und ihr Ziel vielmehr gerade in der Welterkenntnis liegt. Es geht nicht darum, dass sich der Mensch im Kunsterlebnis von der Welt abkapselt und in sich selbst zurückzieht, sondern darum, dass er sich in die Kunst vertieft, um in ihr die Gesetzmäßigkeiten und die Vollkommenheit der Natur wiederzufinden. Auf diese Weise zieht die Natur einen Kreis. Zuerst wird sie von der Subjektivität des Künstlers in eine materielle Darstellung übertragen, um dann dem Betrachter so Ideen zu vermitteln.

Nun ist allerdings noch die Frage unbeantwortet, ob es sich mit der modernen und postmodernen Kunst, die sich in so hohem Grad von der klassischen unterscheidet, ähnlich verhält. Die Werke des Surrealismus beispielsweise scheinen ja gar nicht in der objektiven Wirklichkeit zu wurzeln, da sie bekanntlich dem Unterbewusstsein oder Zuständen der Hypnose, des Rausches oder der Ekstase entspringen. In der abstrakten Kunst können

2 Rudolf Steiner: *Goethe als Vater einer neuen Ästhetik*. http://wn.rsarchive.org/Articles/GoeAst_index.html (12.2.2009).

Gegenstände zu Anordnungen zusammengestellt werden, die ganz offenbar gegen die natürlichen Zusammenhänge verstoßen, oder sie kann überhaupt nur aus lauter Farben und zufälligen Formen bestehen. Viele Menschen finden solch eine Kunst vielleicht unlogisch oder unzugänglich. Andere wiederum halten sie für interessant, wissen mit ihr allerdings nicht viel anzufangen. Installationen und Interventionen enthalten unstreitig Elemente der Wirklichkeit, dies aber wiederum so buchstäblich, dass sie über den der Kunst traditionell gestatteten Raum hinausgehen. Die Grenzen zwischen Kunst und Wirklichkeit verschwimmen zunehmend und doch wird es immer schwieriger, in der einen die andere zu spüren. Daher sprechen manche der Kunst, die keine mimetische Interpretation der Natur darstellt, die welterklärende Funktion ab. Solch eine Kunstkonzeption formuliert beispielsweise Alfons Hug, der die Rolle der Abstraktion in der gegenwärtigen Kunst in einer »Reinigung« der Welt von ihrem gesellschaftlich-politischen Ballast sieht.[3] Tatsächlich spricht vieles dafür, dass die Abstraktion dem Menschen erlauben soll, in sie wie in ein Gegenmodell der Wirklichkeit hineinzugehen und die ganze ermüdende Welt hinter sich zu lassen. Andererseits wäre zu überlegen, ob es überhaupt möglich ist, dass in irgendeiner Kunstform dem Beschauer keine Elemente und Ideen der objektiven Wirklichkeit begegnen. Es wurde bereits dargelegt, dass der Künstler in sein Werk die individuelle Interpretation der gegebenen Erscheinung hineinträgt. Diese Übertragung geschieht, wenn nicht bewusst, dann automatisch. Es ist wohl kaum vorstellbar, dass ein Autor wirklich keine Inhalte in sein Werk einrückt, die seiner individuellen Erfahrung in der Gesellschaft entspringen – selbst wenn er es in der Absicht erschafft, den Rezipienten von Problemen dieser Gesellschaft zu entlasten.

Zu berücksichtigen wäre hierbei die Ansicht Goethes, dass das Schaffen eines Künstlers nie von seiner nationalen Identität losgelöst betrachtet werden könne.[4] Die Kunst spiegelt immer eine gesellschaftliche Erfahrung des Künstlers. Was sich geändert hat, ist nur die Ausdehnung seiner politisch-gesellschaftlichen Umgebung. Neben der nationalen hat der Künstler auch eine übernationale Identität, und die Erfahrung, die er macht, ist die Erfahrung des Einzelmenschen in der globalisierten Welt. Und wenn der Inhalt seiner Kunst nur seine Gedanken und Empfindungen sind, die sich in seinem Kopf abspielen und denen er eine abstrakte Kunstform gibt, so sind sie ohnehin Ergebnis solch einer Erfahrung.

Oft spiegeln Kunstwerke eine bestimmte Erscheinung der heutigen Welt wider, dies allerdings mittels einer Form, die nicht direkt der Natur nachempfunden ist. Trotzdem kann der Rezipient die darin enthaltenen Bezüge zur Wirklichkeit erkennen, da er sich in derselben globalisierten Realität bewegt wie der Künstler. Höchstwahrscheinlich verfügt er auch über ähnliche Erfahrungen und ausreichende Kenntnisse der Sache. Aktuelle Ereignisse, die Künstler in ihren Arbeiten thematisieren, und die Symbolik, die sie verwenden, sind dem Rezipienten etwa aus den Massenmedien bekannt. Als Beispiel seien die Arbeiten der in Düsseldorf tätigen polnischen Künstlerin Brygida Wróbel-Kulik angeführt. Ihre Lichtinstallationen und von Landkarten inspirierten Arbeiten haben die Welt an sich zum Gegenstand, aber diese wird in ihnen nicht direkt abgespiegelt. Zu diesen Werken gehören u. a. topographische Bilder mit Meridianen und an Globen erinnernde Gebilde und doch ist dem Rezipienten die Idee, die sie vermitteln, durch Assoziationen erkennbar. Diese Idee ist gerade die Vielzahl und Vielfältigkeit der möglichen Weltbilder, die individuelle Menschen produzieren.

Die ungewöhnliche Form, in der eine Wahrheit über die Welt vermittelt wird, verhindert deren Erkenntnis nicht. Sie zieht die Aufmerksamkeit des potentiellen Betrachters auf sich, während sich andernfalls die Botschaft kaum gegen den Informationsfluss, dem dieser Rezipient ausgeliefert ist, durchsetzen könnte. Daher erscheint es sinnvoll, die Abstraktion

3 Alfons Hug: *Bilderschmuggler im Niemandsland der Kunst*. http://www.universes-in-universe.de/car/sao-paulo/2004/d-concept.htm (2.3.2009).

4 *Goethe zu Fragen der Ästhetik*. Einleitung, Kommentar und Auswahl von Siegfried Heinz Begenau. Dresden 1953, S. 245.

nicht als Anzeichen einer beabsichtigten Weltentfremdung zu betrachten. Es ist zu bedenken, dass die Gesellschaft der Zeit Goethes auch unter bestimmten Problemen litt und die damalige Kunst darauf nicht mit Abstraktion reagierte. Wie bereits gezeigt, ist die geschichtliche Kunstentwicklung von einer Verschiebung des Schwerpunktes von der mimetischen Form zum nicht-materiellen Inhalt gekennzeichnet. Dies ist die Folge der zwangsläufigen Entfernung von der Natur, die mit der kulturellen Entfaltung der Menschheit einhergeht. Die Abstraktion in der gegenwärtigen Kunst stellt nichts mehr als eine weitere Stufe dieses Prozesses dar, auf der die Form schon fast völlig auseinanderfällt und das Einzige, was bleibt, das *Übernatürliche* ist. Darüber hinaus ist diese neue Ausdrucksform einfach attraktiv, da in der von den Massenmedien dominierten Welt auch die Kunst für sich werben muss.

Die Kunst ist mehr als bloß eine materielle Darstellung der Naturdinge. Sie ist materiell und ideell zugleich. Sie zeigt die Wirklichkeit nicht nur, sondern erklärt sie auch. Es ist weder die detailgetreue Wiedergabe noch die meisterhafte Beherrschung der Kunstmittel, was die Größe des Kunstwerkes ausmacht, sondern die Eigenständigkeit des Künstlers, der eine Wahrheit über die Welt einzusehen vermag und diese gemäß seinem persönlichen Urteil in ein Kunstwerk einrückt. Die materielle Natur stellt ausschließlich eine Ausgangsebene dar; sie ist eine Vorlage, deren Abbildung im Kunstwerk erst ein Gerüst des Ganzen bildet. Dem Künstler obliegt die Aufgabe, es mit persönlicher Reflexion auszufüllen. Aber er ist ebenso berechtigt, seine Gedanken mittels einer nicht-mimetischen Form zu vermitteln. Auch solch eine Kunst ist Quelle der Welterkenntnis. Sie lenkt die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf Erscheinungen der Weltordnung, in der er selbst lebt, erklärt ihm diese und schafft die Grundlage für seine eigene Reflexion. Daher trifft Goethes Sentenz auch auf die heutige Kunst zu und kann mithin als universal gültig angesehen werden.

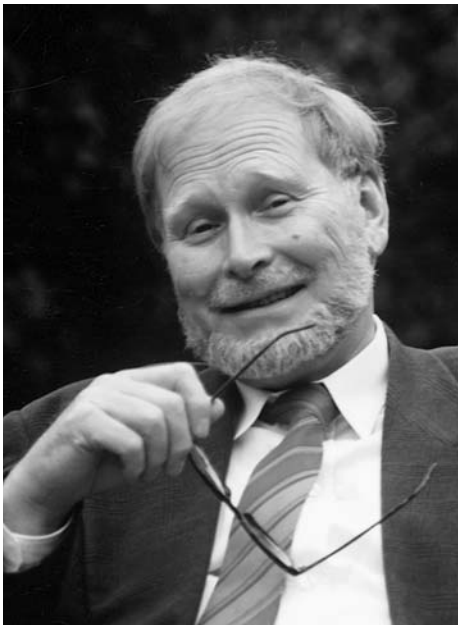
Dass die Kunst die Welt verfälsche, verschönere oder dazu diene, den Menschen von ihr zu entfremden, ist nur Schein. In Wirklichkeit schafft sie nur Distanz, aus der vieles verständlicher wird. Sie stellt dem Menschen eine Wahrheit über die Welt vor Augen, lässt ihn Zusammenhänge erkennen, die ihm, dem in der modernen Gesellschaft verlorenen Naturkind, sonst verborgen blieben, und regt ihn zum Nachdenken an. Darauf läuft die grundlegende Aufgabe jeder Kunst hinaus – als Begleiterin des Menschen in seinem zivilisatorischen Aufstieg ist sie ein Spiegel der Welt, in dem alles verständlicher wird.

Um zu dieser Wahrheit zu gelangen und sich mit ihr zu verknüpfen, braucht man nur vor dem Kunstwerk innezuhalten, sich ein wenig Zeit zu nehmen und sich in seine Welt genügend zu vertiefen. Wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, erscheint es mir legitim, die in Abstraktion verschlüsselte Botschaft des Künstlers gemäß der eigenen Erfahrung zu interpretieren. Man kann die Sicht des Künstlers als einen Denkanstoß aufnehmen und sich ein eigenes Urteil über den Inhalt eines Werkes bilden.

AUS DEM LEBEN DER GOETHE-GESELLSCHAFT

In memoriam

Professor Dr. Peter Horst Neumann
23. April 1936 – 27. Juli 2009



Nein, sterben lassen wollen wir ihn nicht. Wir wollen ihn leben lassen. »Der schreibt die Deutung, / jener das Gedicht«, heißt es in Peter Horst Neumanns Gedicht *Kleine Brigade*. Den Widerspruch zwischen dem Dichter und dem Deuter hat er der Allgemeinheit erst so richtig erklärt, nachdem er sich aus der literaturwissenschaftlichen Karriere in einen Dichter verpuppt hatte, dabei wohl wissend: »Wir sind nicht einer. Ich bin zwei«. Und wohl wissend, dass er dieser Dichter immer schon war.

Am 23. April 1936 in Neiße in Oberschlesien geboren, hat Peter Horst Neumann die Flucht 1945 nach Sachsen geführt, wo er in Aue im Erzgebirge die Schule besuchte. Von hier ging er zum Studium nach Leipzig. Anfangs widmete er, der Künstler, sich der Musik, speziell dem Gesang und Tonsatz. Doch bald schon wechselte er an die Leipziger Universität, von der er aus politischen Gründen relegiert wurde. 1958 floh er in den Westen und studierte zuerst in Berlin, dann in Göttingen Philosophie, Literatur-, Musik- und Kunstwissenschaft. Unter seinem ungeteilten Himmel versammelte er die Musen um sich. Nach der Göttinger Promotion 1965 war er wissenschaftlicher Assistent in Erlangen. 1968 folgte er dem Ruf auf die Professur, 1972 auf den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Fribourg in der Schweiz, 1980 an der Universität Gießen, 1983 an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Promoviert worden war er mit der Dissertation über Jean Pauls *Flegeljahre*, die 1966 in Göttingen im Druck erschien (Palaestra 245). 1968 publizierte er, noch zu Celans Lebzeiten (1920-1970), die Einführung *Zur Lyrik Paul Celans* (Göttingen, 2. Aufl. 1990), im Jahr darauf die für die frühe Beschäftigung wegweisende *Wort-Konkordanz zur Lyrik Paul Celans* (München 1969), die die Gedichtbände einschließlich *Atemwende* (1967) berücksichtigt. 1970 erschienen die Brecht-Studien *Der Weise und der Elefant* (München), 1977 *Der Preis der Mündigkeit. Über Lessings Dramen* (Stuttgart) und 1981 *Die Rettung der Poesie im Unsinn. Der Anarchist Günter Eich* (Stuttgart, 2. Aufl. Aachen 2006). Die Bücher begleiteten Essays und Abhandlungen zur Literatur und Musik vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Andreas Thalmayr alias Hans Magnus Enzensberger nahm beispielsweise die

Interpretation von Ingeborg Bachmanns Gedicht *Böhmen liegt am Meer* (zuerst 1982) auf in die weitverbreitete Anthologie *Das Wasserzeichen der Poesie* (Nördlingen 1985). Auch in der *Frankfurter Anthologie* unter der Leitung von Marcel Reich-Ranicki ist er mehrfach vertreten. Literaturkritisch meldete er sich in Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunkanstalten und in Vorträgen quer durch Europa zu Wort. Wen er alles über den akademischen Betrieb hinaus dank seiner inspirierenden, belebenden, ansteckenden Art, Literatur nahezubringen und dazu die wichtigen Fragen zu stellen, wirklich erreicht hat, ist schwerlich zu überblicken. Ob Schüler, Kollegen, Freunde, Dichter – wen man auf ihn anspricht, kannte ihn, nicht zuletzt auch aus seiner Kreise ziehenden Tätigkeit als Präsident der Eichendorff-Gesellschaft, als der er zudem als Herausgeber der *Aurora* seit 1984 firmierte, sowie als Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft Erlangen. Geehrt wurde der Sechzigjährige mit der Festschrift *Hermenautik – Hermeneutik* 1996, herausgegeben von Holger Helbig, Bettina Knauer und Gunnar Och, die dem Profil des Gelehrten entsprechend literarische und geisteswissenschaftliche Beiträge versammelt und eine Bibliographie seiner literaturwissenschaftlichen Arbeiten angehängt haben.

Nachdem bereits 1994 erste Gedichte erschienen waren, folgte im Jahr der Festschrift 1996 sein Gedichtband *Pfingsten in Babylon*, 1999 *Die Erfindung der Schere*. Dieser beiden Bände gemeinsame zweite Auflage erschien 2005 bei Rimbaud in Aachen, wo er zuvor schon *Auf der Wasserscheide* (2003) veröffentlicht hatte. Hier folgten *Was gestern morgen war* (2006) und die Gedichtauswahl *Der Heckenspringer* (2009). Im selben Verlag erschienen die Essays und Lobreden *Erschriebene Welt* (2004) von Lessing bis Eichendorff und *Erlesene Wirklichkeit* (2005) von Rilke, Brecht und George bis Celan, Jandl und Ilse Aichinger. Schon schmerzlich waren die *Letzten Gedichte* als dichterisches Vermächtnis aufzunehmen, die postum erschienen sind, nachdem die schockierende Nachricht von seinem Tod, der ihn am 27. Juli zwischen abendlichem Musizieren und dem Ergehen im Garten ereilte, eine große trauernde Gemeinschaft am 4. August 2009 an seinem Grab zusammengeführt hatte. Ein Nachlassband Gedichte ist für Frühjahr 2010 unter dem Titel *Vertrau dem Schatten* bei Rimbaud in Vorbereitung.

Die Gedichte waren es, die Peter Horst Neumann schon gleich 1996 den Eichendorff-Preis, 1998 den Nikolaus-Lenau-Preis, 2001 den Kunst-Preis Schlesien des Landes Niedersachsen, 2005 den August-Graf-von-Platen-Literaturpreis eingebracht haben. Als Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste war er zuletzt Direktor ihrer Literaturabteilung. Für das Festival *Lied & Lyrik* in Kloster Banz und Coburg waren wir für den 31. August 2009 verabredet, wo er den Einführungsvortrag zu halten vorhatte: *Wollen Gedichte wirklich gesungen werden? Überlegungen zum Verhältnis von Lyrik und Lied*. Ja, das waren seine Themen, Dichtung als Kunst unter Künsten und insbesondere Dichtung im Spannungsfeld der Musik. Früh schon hat er zum Verständnis der Dichtung Paul Celans beigetragen, an deren Kommentierung er auch spät noch beteiligt war. Im Banne von Celans Dichtung entwickelten sich unvergessliche Auseinandersetzungen, an denen insbesondere anfangs in Paris unter anderen Jean Bollack, Bernhard Böschenstein, Jürgen Lehmann, Barbara Wiedemann und gelegentlich die die Arbeitssitzungen nobilitierende Gisèle Celan-Lestrange beteiligt waren. Hier haben wir die Gratwanderung zwischen Kommentierung und Interpretation exemplarisch immer von neuem erprobt, die den Literaturwissenschaftler ohnehin mehr verfolgt als begleitet haben und die der Dichter Peter Horst Neumann, mit dem Titel seines Festschriftgedichts von Oskar Pastior, zu einer ›hermenautischen‹ Kunst veredelte.

Das literarische Kunstwerk ist, wie Horst-Jürgen Gerigk (Heidelberg) sagt, eine »verstandene Welt«. Wenn der Dichter sich folglich an die Deutung macht, entsteht ein Gedicht. Wenn er sich außerdem poetologisch-didaktisch darüber äußert, werden ihm diese Erläuterungen zu Verständigungsproben beim Wiederbegegnen, so Peter Horst Neumann in der kleinen Lesereise zum eigenen Gedicht, die er unter dem Titel eines Gedichtes, auf das er sich darin bezieht, *Die allegorische Spinne* in der Edition Toni Pongratz 2006 (2. Aufl. 2007)

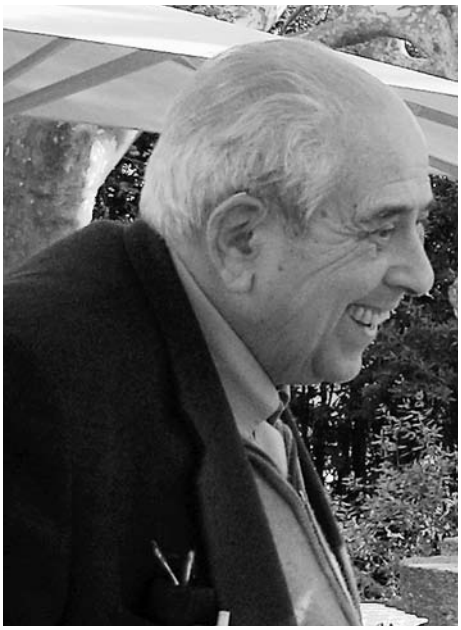
veröffentlicht hat. »Wer sich [im Netz der allegorischen Spinne] verfängt«, heißt es da, »verwest / am leichten Faden. // Wer sich befreit, zerstört / den schönen Text«. Keiner sieht die Gefahren im Umgang mit Dichtung schärfer als der Dichter, der eine professionelle literarhistorische und literaturwissenschaftliche Kompetenz hat. »Wir sind nicht einer. Ich bin zwei«.

Wer sich durch die Gedichte bewegt und in ihrer Landschaft pointenreiche Ausblicke gewinnt, wird überrascht sein, wie viele autobiographische Spuren in diese Landschaft führen, vom Urgroßvater über den Großvater zum »Frühe[n] Photo der Eltern«. Die Heimat ist wiederholt gegenwärtig, nicht nur in *Schlesische Sommerfrische 1943* oder *In Görlitz*. Zu *Neiße/Nysa* muss man sich aus der Anmerkung vergegenwärtigen, dass es bei dem Geburtsort (auch des Landsmannes Max Hermann-Neiße) sich um eine seit 1945 polnische Stadt in Oberschlesien an der Glatzer Neiße handelt, wo sich flussabwärts auf dem »Jerusalemer Friedhof« das Grab Joseph von Eichendorffs befindet. *In Muzot*, Rilkes einstigem Wohnturm, ›hauste‹ Peter Horst Neumann mit einer gewissen Vorliebe. Sein Tod verhinderte eine neuerliche Klausur in Muzot im Sommer 2009. Auch in Nietzsches *Sils Maria* oder *Am Murtensee* verweilte sein »Zugvogelherz«. Wie »Der Dichter als Vogel« betont: »So weit / geflogen / mit nur einer / Feder«. Seine Landkarte, markiert durch die Steinbilder seiner Frau Astrid, wie sie die Buchtitel zieren, wäre reich gespickt mit Freundes- und Dichternamen, zu denen Wolfgang Hildesheimer, Ernst Jandl, Ilse Aichinger, Oskar Pastior, Reiner Kunze, Adolf Muschg, Wulf Kirsten, Hans Wollschläger oder Friederike Mayröcker gehörten, um von seinen Zeitgenossen auch nur wenige zu nennen. Sein weites Herz offenbarte den großen Freund.

Neumann habe mit seinem Buch über Günter Eich *Die Rettung der Poesie im Unsinn* (1981), dessen zweite Auflage fünfundzwanzig Jahre später bei Rimbaud 2006 herauskam, Eichs späte Dichtung rehabilitiert, wie es in einer Tageszeitung damals hieß. Derlei Rehabilitationen sind ein schwieriges Unterfangen, wenn das der Deutungscharakter der Dichtung nicht selbst leistet. Aber Verständigung über Dichtung mag mancher Leser als hilfreich dankbar aufnehmen. Dazu hat Peter Horst Neumann unermüdlich beigetragen. Seine Doppelkompetenz hat ihn dazu in außerordentlichem Maße privilegiert. Als wir eine Tagung im Zeichen der Freundschaft im Gleimhaus Halberstadt verabredeten, da erwies er sich einmal mehr als großer Freund, der dem anderen den Titel *Rituale der Freundschaft* (erschienen 2006) schenkte. Beigetragen hat er zu einer Schillertagung 2005 mit der Betrachtung: *Auf Goethes Schreibtisch Schillers Schädel* (in: *Der ganze Schiller*, 2006). Immerzu schieben sich Erinnerungen an Gespräche in den Vordergrund. Wer ihn liest, sieht sich umstandslos in die Gespräche zurückversetzt, die der Weltbürger meisterlich zu führen verstand. Eigentlich kann es gar nicht sein, dass er nicht mehr ist, da er im Andenken der Nachwelt fortlebt, auch wenn uns die »Erfindung der Schere« in der Hand der Parzen zu Sterblichen macht. Im Gedicht zu David Rokeahs letztem Anruf heißt es, er habe zu läuten vergessen. Jetzt will es scheinen, als rufe Peter Horst Neumann immerzu an. Aber weshalb vergisst er zu läuten?

Klaus Manger

Professor Dr. Luciano Zagari
22. November 1928–21. Juni 2008



Als Paolo Chiarini, Leiter des Istituto Italiano di Studi Germanici, das sich in der herrlich gelegenen Villa Sciarra auf dem Gianicolo befindet, und ich, aus dem fernen Princeton über Computer und Telefon mit Rom verbunden, eine internationale Tagung zum Thema *Heinrich Heine, ein Wegbereiter der Moderne* vorbereiteten, war es für uns selbstverständlich, dass unser vielseitiger Freund Luciano Zagari bei der geplanten Parallelaktion von italienischen und ausländischen Literaturwissenschaftlern eine besondere Rolle spielen müsste. Wie meist bei Konferenzen glänzte er auch bei dieser Heine-Tagung (vom 3. bis 5. Mai 2007) mit einem originellen italienischen Vortrag: *Heine e il paradiso in terra. L'iperverbalizzazione come via alla costruzione e decostruzione di un mito* (*Heine und der Himmel auf Erden. Die ›Hyperverbalisierung‹ als Weg zur Konstruktion und Dekonstruktion eines Mythos*). Er belebte und bereicherte die Diskussionen mit seiner sprichwörtlichen rhetorischen Eleganz, die er auf Italienisch wie auf Deutsch demonstrierte, wobei es ihm oft nicht einmal bewusst zu sein schien, in welcher Sprache er gerade seine geschliffenen Argumente vorbrachte. »Parla benissimo«, so ließe sich zusammenfassen, was nach Thomas Mann ohnedies die Nachkommen der Römer auszeichnet, die der Sprache, »einem Ingredienz der Lebensfreude«, weitaus »lebhaftere gesellschaftliche Schätzung« entgegenbringen, »als der Norden sie kennt«. Als Chiarini und ich mit der Publikation der Beiträge dieser Konferenz beschäftigt waren, erreichte uns die traurige Nachricht, dass unser bis zuletzt tätiger Freund vollkommen unerwartet am 21. Juni 2008 in Pisa verstarb.

Luciano Zagari, 1928 in Rom geboren, war zweifelsohne einer der international angesehensten und vielseitigsten italienischen Germanisten der älteren Generation. Er studierte ursprünglich klassische Philologie in Rom und promovierte dort 1952 mit einer Dissertation über Mythos und Natur bei Friedrich Hölderlin. Von 1955 bis 1959 war er Lektor für Italienisch an den Universitäten Göttingen und Hannover. Nach einer Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent am Istituto Italiano di Studi Germanici in Rom, nach seiner Habilitation im Jahre 1966 und Dozenturen in Bari und Perugia wurde er bereits 1968 ordentlicher Professor an der Universität Bari. 1970 erhielt er einen Ruf an die Universität Neapel, der er auch als Präsident der Fakultät für Literatur und Philosophie bis 1987 angehörte. Von 1987 bis 2004 Ordinarius an der Philosophischen Fakultät der Universität Pisa, blieb er nach seiner Emeritierung dieser Universität in Lehre und Forschung bis zu seinem Tod verbunden.

Luciano Zagari war von 1975 bis 1986 im Ausschuss der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG) tätig und von 1986 bis 1996 im Vorstand der Goethe-Gesellschaft in Weimar. 1998 half er als Gründungspräsident bei der Formierung eines Italienischen Germanistenverbandes (AIG). Fast zwei Jahrzehnte leitete er eine Art Graduiertenkolleg, das sogenannte *Dottorato di ricerca*, ein dreijähriges Forschungsstudium, das die Promotion fortgeschrittener Studenten vorbereitet und zum »Dottore di ricerca« (Dr. phil.) führt. Außerdem war Zagari Mitarbeiter an italienischen und deutschen Zeitschriften, leitete von

1973 bis 1987 die *Studi Tedeschi* und von 2000 bis 2008 die Buchreihe *Letteratura tedesca*. Luciano Zagari war nicht nur ein wichtiger Vermittler und Interpret deutscher Literatur, sondern auch maßgeblich an einem regen Austausch zwischen italienischen und deutschen Komparatisten und Germanisten beteiligt. Für seine wissenschaftlichen und kulturellen Aktivitäten erhielt er mehrere Auszeichnungen: 1974 die Goethe-Medaille des Goethe-Instituts in München, 1997 den Ordine del Cherubino der Universität Pisa und den Premio Montecchio für deutsch-italienischen Kulturaustausch sowie im Jahr 2001 die Goldene Goethe-Medaille der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

Wenn mich die Erinnerung nicht trügt, habe ich Luciano Zagari im Jahre 1969 oder 1970 bei dem Komparatisten Horst Albert Glaser kennengelernt, der ihn als Gastprofessor für ein Jahr an die Universität Essen eingeladen hatte. Dort wurde der Grund gelegt für eine anhaltende freundschaftliche Beziehung, die ihn auch zu einem längeren Besuch in Princeton motivierte. Von 1985 bis 1986 wohnten wir im Bibliotheksgebäude des Wissenschaftskollegs zu Berlin gewissermaßen Tür an Tür und teilten einen fürstlichen Wohn-, Aufenthalts- und Speiseraum mit üppig ausgestatteter Küche. In diesem anziehenden Gemach trafen wir des Öfteren mit unseren Freunden Guiseppe Bevilacqua (Universität Florenz), Mazzino Montinari (dem bekannten Nietzsche-Forscher) und Carlo Poni (Wirtschaftswissenschaftler an der Europäischen Akademie in Florenz) zusammen. Unsere italienische Kolonie wurde intellektuell und kulinarisch von Beppo, wie wir alle unseren Freund Bevilacqua nannten, mit Umsicht und Entschlossenheit dirigiert. In dieser Runde, zu der sich zuweilen auch der Gründer des Wissenschaftskollegs, Peter Wapnewski, und dann und wann Claudio Magris gesellten, ging es kaum weniger lebhaft zu als in einer professionellen Redeschule im alten Rom. Als ich einmal gegenüber meinem Zimmernachbarn leicht deprimiert bemerkte, dass ich diesen rhetorischen Naturtalenten mit meinen dürftigen Italienischkenntnissen einfach nicht gewachsen sei, tröstete er mich lächelnd damit, dass ich sie dafür alle im Englischen schlagen würde. Ich sehe ihn noch vor mir, Luciano, den großgewachsenen Römer, mit leicht geneigtem Haupt das Gesicht dem Gesprächspartner zugewandt, dabei meist ein freundliches Lächeln aussendend, das der Intensität der Unterhaltung und der Überzeugungskraft seiner Argumente auch mimisch eine Leichtigkeit verlieh, eben »sprezzatura«, die Baldassare Castiglione einst so nachdrücklich dem gebildeten Redner empfohlen hatte. Zagari war in der Tat ein Meister der mündlichen Rede, die er nicht selten mit einer sublimen Selbstironie würzte. Er war gleichermaßen zu Hause in der Antike wie in der Gegenwart, schrieb Bücher und zahlreiche Artikel über die deutschen Klassiker von Goethe, Schiller bis Hölderlin und Jean Paul, über die Wegbereiter der Moderne von den Romantikern bis Georg Büchner, Franz Kafka, Elias Canetti, Hermann Broch, Gottfried Benn und Bertolt Brecht. Vielen seiner Freunde und Kollegen im In- und Ausland, die ihn auf Tagungen erlebt haben und seine Schriften kennen, wird er unvergessen bleiben.

Walter Hinderer

Bericht über die 81. Hauptversammlung vom 3. bis 6. Juni 2009:

»Weite Welt und breites Leben« – Goethe, der Weltbürger

Programm und Ablauf

3. Juni 2009

9.00–19.00 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
Symposium junger Goetheforscher
(Konzeption und Leitung: PD Dr. Wolf Gerhard Schmidt, Eichstätt; Dr. Matthias Buschmeier, Bielefeld) mit folgenden Vorträgen:

Sebastian Kaufmann (Freiburg i. Br.): Der Dichter auf dem Gipfel der Welt. Zur poetologischen Reflexion in Goethes »Harzreise im Winter«. – Marie Wokalek (Berlin): Die schöne Seele zwischen Evidenz, Wohlredenheit und der Beredsamkeit des Herzens. Zu einer Konfiguration in Goethes Schauspielen »Torquato Tasso« und »Iphigenie auf Tauris«. – Dr. Mattias Pirholt (Uppsala): Nachahmung und Geschichtsphilosophie. Zu den Grundlagen der Ästhetik Goethes. – Dr. Stephan Pabst (Jena): Das Bild der Idylle. Goethes Kritik an Salomon Geßner. – Gerrit Brüning (Frankfurt a. M., Weimar): Unglückliches Ereignis. Goethes Erfindung und sein Verhältnis zu Schiller. – Lars Korten (Berlin): »Das sonderbare Wälzen und Rollen«. Überlegungen zu Johann Wolfgang von Goethes antiken Versmaßen. – Julia S. Happ (Oxford): Goethes Pandorengeschenke: ›Gestalten Umgestalten‹ oder Metamorphosen der Pandora. – Dr. Dina Lobacheva (Tomsk): Werther-Fiktionen. Zur produktiven Rezeption von Goethes Roman »Die Leiden des jungen Werther« im Russland des 20. Jahrhunderts. – Dr. Paul Kahl (Göttingen, Weimar): Goethehaus und Goethebild im neunzehnten Jahrhundert. Geschichte eines literarischen Gedächtnisortes

19.30–21.00 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
Empfang für Studierende und junge Wissenschaftler

4. Juni 2009

10.00–12.30 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar
Eröffnungsveranstaltung
Anlässlich des 200. Geburtstages von Felix Mendelssohn Bartholdy erklang das Klaviertrio Nr. 1 d-moll op. 49, IV. Finale: Allegro assai appassionato.

Es musizierten Studierende der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar: Irene Hierrezuelo (Klavier), Hyerim Cho (Cello) und Susanne Steinkühler (Violine).

Begrüßung durch den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Dr. habil. Jochen Golz; Grußworte des Kultusministers des Freistaates Thüringen Bernward Müller, des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar Stefan Wolf und der ehemaligen Stipendiatin Mariam Mtchedlidze (Tbilissi, Jena)

Auszeichnung der Preisträger des 2. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft durch das Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft Prof. Dr. Werner Frick (Freiburg i. Br.) (siehe S. 336-340)

Festvortrag: Prof. Dr. Yoshito Takahashi (Kyoto): ›Weltliteratur‹ bei Wieland und Goethe (siehe S. 27-39)

Verleihung der Goethe-Medaille an Prof. Dr. h. c. mult. Dietrich Fischer-Dieskau (Berlin) in Abwesenheit und an Prof. Dr. Norbert Miller (Berlin) (siehe S. 411-418)

14.00–17.30 Uhr, diverse Orte
Wissenschaftliche Konferenz zum Thema »Weite Welt und breites Leben« – Goethe, der Weltbürger: 14.00–15.30 Uhr Arbeitsgruppen A–C (A: Kein Revolutionsfreund. Die Französische Revolution im Blickfeld Goethes, B: Iphigenien. Goethe und die Tradition eines Mythos, C: Faust – der Befreier) und 16.00–17.30 Uhr Arbeitsgruppen D–F (D: Weimar – Goethes politisches Projekt, E: »Ubi bene, ibi patria« oder: Amerika, hast du es besser?, F: Die Mobilität der Poesie. ›Weltliteratur‹ in Goethes »Wilhelm Meister«-Romanen)

19.30–22.30 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar
Wolfgang Amadeus Mozart: Die Zauberflöte. Eine deutsche Oper in zwei Aufzügen (Text von Emanuel Schikaneder; Inszenierung: Gabriela Rech, Ausstattung: Nicola Reichert, Dramaturgie: Michael Dißmeier). Es spielte die Staatskapelle Weimar.

19.30–21.00 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
»Laß mich hören, laß mich fühlen, / Was der Klang zum Herzen spricht«. Goethes musikalischer Horizont. Ein Gespräch zwischen Prof. Dr. Peter Gülke und Prof. Dr. Norbert Miller, moderiert von Prof. Dr. Dieter Borchmeyer

5. Juni 2009

9.00–10.30 Uhr, diverse Orte
Wissenschaftliche Konferenz zum Thema »Weite Welt und breites Leben – Goethe, der Weltbürger«: 9.00–10.30 Uhr Arbeitsgruppen G–I (G: Vom »wahren, weltbürgerlichen Sinne«. Goethe und die Kosmopolitismusdebatte seiner Zeit, H: Goethe – der Weltbürger als Weltleser. Lektüre als Akzeptanz des Fremden, I: Die Welt in Weimar. Besucher und Korrespondenten Goethes seit der »Divan«-Zeit) und 11.00–12.30 Uhr Arbeitsgruppen K–M (K: »am Klavier wie hinter den Kanonen«. Goethe und Napoleon und was das 19. Jahrhundert daraus machte, L: Der Orient als Experimentierfeld. Goethes »Divan« und der Aneignungsprozess kolonialen Wissens, M: »unermeßliche Räume«. Weltbürgertum versus Auswandererutopie in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«)

14.00–18.30 Uhr, Audimax der Bauhaus-Universität Weimar
Ordentliche Mitgliederversammlung (siehe S. 388-423)

1. Eröffnung und Begrüßung
2. Feststellung der Tagesordnung
3. Verleihung von Ehrenmitgliedschaften (siehe S. 419-423)
4. Beschlussfassung über Satzungsänderungen
5. Tätigkeitsbericht des Präsidenten (siehe S. 388-397)
6. Geschäftsbericht des Schatzmeisters (siehe S. 405-408)
7. Bericht der Kassenprüfer (siehe S. 409 f.)
8. Aussprache zu den Berichten
9. Antrag auf Entlastung des Vorstandes
10. Antrag auf Entlastung der Kassenprüfer
11. Verschiedenes

20.30–0.00 Uhr, Dorint Sofitel »Am Goethepark« Weimar
Geselliger Abend mit Büfett sowie Musik und Tanz in der Hotelbar »Belle Epoque«; zugleich waren für unsere Mitglieder Haus und Garten des goetheschen Wohnhauses am Frauenplan geöffnet

6. Juni 2009

10.00–11.30 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«
Goethe im Ausland
Podium zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland. – Mitwirkende: Prof. Dr. Young-Ae Chon (Korea), Prof. Dr. Nanuli Kakauridse (Georgien), Dr. Márta Nagy (Ungarn), Prof. Dr. Marisa Siguan Boehmer (Spanien), Dr. Milan Tvrdik (Tschechische Republik), Prof. Dr. h.c. Klaus-Dieter Lehmann (Präsident des Goethe-Instituts München); Moderation: Dr. habil. Jochen Golz

13.00–23.00 Uhr
Exkursion im Schillerjahr nach Rudolstadt und Großkochberg
(Konzeption und Leitung der Exkursion: MinR a. D. Dr. Wolfgang Müller):

Busfahrt nach Rudolstadt. – Begrüßung und Einführung in das Museum im Rokoko-Festsaal durch den Direktor des Schlossmuseums, Dr. Lutz Unbehaun. – Führungen im Schloss Heidecksburg und Möglichkeit zur Besichtigung der Ausstellung »Rococo en miniature« im Erdgeschoss der Heidecksburg. – Stehkaffee im Schloss. – Stadtführung von der Heidecksburg zum Schillerhaus (ca. 2 km) durch Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Rudolstadt, Gang durch das Schillerhaus. – Fahrt nach Großkochberg. – Abendimbiss im Schloss Kochberg. – Vortrag zum Liebhabertheater und Lesung von Goethebriefen durch die Vorsitzende der »Freunde des Liebhabertheaters Schloss Kochberg e.V.« Silke Gablenz-Kolaković. – Möglichkeit zur Besichtigung von Museum und Park von Schloss Kochberg. – Rückfahrt nach Weimar

Tätigkeitsbericht des Präsidenten

Liebe Mitglieder, verehrte Gäste,

erlauben Sie mir eingangs – gewissermaßen als Extempore – einige Anmerkungen zum bisherigen Verlauf unserer 81. Hauptversammlung. Beginnen möchte ich mit einem herzlichen Dank an Herrn Prof. Dr. Hans-Jürgen Schings, der sich spontan bereit erklärt hatte, für Herrn Prof. Dr. Ernst Schulin aus Freiburg einzuspringen, welcher als Referent in der Arbeitsgruppe A krankheitshalber leider kurzfristig absagen musste. Fasse ich meine Eindrücke, die mit denen etlicher Teilnehmer korrespondieren, zusammen, so haben wir vorzügliche Vorträge gehört und an sehr lebendigen Diskussionen teilhaben können, so dass wir noch bessere und präzisere Vorstellungen von Goethes Weltbürgertum in all seinen Facetten gewonnen haben.

Eine literarische Gesellschaft wie die unsere hat guten Grund, ihre Traditionen hochzuschätzen und gleichwohl, mit Fontane zu reden, für das Neue recht eigentlich zu leben. Jubiläen geben dazu stets besonderen Anlass. Hatte ich in meinem Bericht vor zwei Jahren auf 120 Jahre Goethe-Gesellschaft zurückblicken können, so kann ich Ihnen heute das 125-jährige Jubiläum ankündigen und – gegen Ende – mitteilen, welche Vorstellungen Vorstand und Beirat dazu entwickelt haben.

Das Thema der 81. Hauptversammlung legt es nahe, der internationalen Arbeit unserer Gesellschaft besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Weltweit existieren nunmehr 38 internationale Goethe-Gesellschaften. Neue Gesellschaften sind vor wenigen Wochen in São Paulo in Brasilien und (dem telefonischen Vernehmen nach) in Rabat in Marokko entstanden – das wäre die erste Gründung in einem islamischen Land. Ich muss es mir versagen, an dieser Stelle einen Überblick zu geben über die kulturellen und wissenschaftlichen Aktivitäten der Goethe-Gesellschaften in aller Welt. Vieles wäre hier zu nennen. In der Podiumsdiskussion *Goethe im Ausland* wird dazu Gelegenheit sein.

Ungeachtet aller buchenswerten Erfolge dürfen wir nicht die Augen davor verschließen, dass die Auseinandersetzung mit deutscher Sprache und deutscher Kultur insbesondere in der westlichen Hemisphäre stagniert oder sich auf dem Rückzug befindet. Umso wichtiger ist es, dass wir dort, wo sich Goethe großer Wertschätzung erfreut, nach Kräften Hilfe leisten. Das trifft zu für die Goethe-Gesellschaften im östlichen Mitteleuropa, im Südosten Europas, im Baltikum, in Russland, in den Ländern des Kaukasus und im Fernen Osten. Sie alle brauchen unsere Aufmerksamkeit, sei es durch die Übernahme von Mitgliedspatenschaften, sei es durch direkte materielle Unterstützung. Dass wir sie in größerem, leider den Bedarf längst nicht erschöpfendem Umfang leisten können, ist das große Verdienst unseres Ehrenpräsidenten Prof. Dr. Werner Keller, ohne dessen unermüdliches Einwerben von Fördergeldern aus Privathand wir nahezu mit leeren Händen dastehen würden. Ihm sei darum von Herzen gedankt. Möge sein Beispiel die Herzen öffnen und auch die direkte Hilfsbereitschaft verstärken. Jeder Beitrag ist willkommen. In diesem Zusammenhang kann aber nicht unerwähnt bleiben, dass nicht wenige Ortsvereinigungen den Weg einer Patenschaft mit einer ausländischen Goethe-Gesellschaft gegangen sind – Wetzlar, Hamburg, Chemnitz und Heidelberg seien als Beispiele genannt – und dass, wenn Namen *pars pro toto* zu nennen sind, Angelika Kunkel und Cornelia Kühn-Leitz für Wetzlar und Ursula Heldmann für Ulm genannt werden müssen; Frau Heldmanns Engagement für die Donauländer sei besonders hervorgehoben.

Einen wesentlichen Bestandteil unserer internationalen Arbeit bildet das Stipendienprogramm der Goethe-Gesellschaft. Dank der Zuwendungen aus einer privaten Stiftung und von großherzigen Mitgliedern unserer Gesellschaft, dank der Unterstützung durch den Bundesförderer und der Teilhabe am Goethe-Stipendium des Thüringer Ministerpräsidenten Dieter Althaus konnte das Programm kontinuierlich fortgeführt werden. Kamen 2008 vier-

zehn Stipendiaten zu uns, so werden es 2009 voraussichtlich elf sein. Die Beratung und Betreuung unserer Stipendiaten macht mir große Freude. Hatten wir 2006 im Rahmen einer Konferenz ehemaliger Stipendiaten anlässlich der Tagung der Ortsvereinigungen in Weimar den 200. Stipendiaten (im Jubiläumsfall eine Stipendiatin aus Tschechien) empfangen können, so wird 2010 bereits der 250. Stipendiat in Weimar zu Gast sein. Die Verbindung mit den ehemaligen Stipendiaten möchten wir nicht abreißen lassen. Mit Bezug auf den Alumni-Gedanken, wie ihn unser Beiratsvorsitzender Dr. Michael Albert dem Vorstand nahegelegt hat, haben wir – nicht zum ersten Mal – gestern ehemalige Stipendiaten zu einem Gespräch eingeladen. Es liegt uns sehr daran, den wissenschaftlichen Weg unserer Stipendiaten weiterzuverfolgen und sie nach Möglichkeit als aktive Mitglieder in ihrer jeweiligen Goethe-Gesellschaft am Ort oder als potentielle Gründer neuer Gesellschaften zu gewinnen. In jedem Fall kehren sie als Botschafter Goethes in ihre Heimatländer zurück und werden in ihrem Kreis fruchtbar wirken.

Für die internationale Resonanz, die Goethe findet, spricht ebenso die große Zahl ausländischer Teilnehmer an unserem zweiten Essay-Wettbewerb, den Prof. Dr. Werner Frick gestern in seiner Laudatio vorgestellt hat. Die Träger der beiden ersten Preise werden am Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft teilnehmen. Außerdem hatte sich die Jury entschlossen, einen Sonderpreis für die beste ausländische Einsendung in Gestalt einer Kursteilnahme zu vergeben. Was kann es für Studierende und junge Wissenschaftler Besseres geben, als teilzuhaben an einem Kurs, der in seminaristischer Form Wissen über die klassische Kultur vermittelt und die eigene Ideenmasse in Bewegung setzt, der zur Kommunikation mit Gleichgesinnten einlädt und Weimars kulturellen Reichtum zugänglich macht. Die Kurse, stets in der zweiten Augusthälfte stattfindend, besitzen jeweils ein Rahmenthema: 2007 lautete es *Selbst-Erkundungen. Der junge Goethe*, 2008 *»Bretter, die die Welt bedeuten«. Goethe und das Theater* und 2009 wird man sich dem Thema *Politik, Freiheit, Revolution. Weimarer Klassik als politische Morgendämmerung?* widmen. In unserem Vorstandsmitglied Prof. Terence James Reed aus Oxford und in Prof. Dr. Benedikt Jeßing, Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft in Essen und akademischer Lehrer in Bochum, besitzen die Kurse ein eingespieltes Dozententeam – Christoph Reith aus Freiburg muss hier als Kursassistent unbedingt mitgenannt werden –, das es vortrefflich versteht, die Zungen zu lösen und eine gleichermaßen lockere wie konzentrierte Arbeitsatmosphäre zu schaffen. Einen fulminanten Schlusspunkt stellte 2008, und zwar am 28. August, eine Aufführung von Goethes *Triumph der Empfindsamkeit* durch Bochumer Studenten in der Regie und in der musikalischen Realisierung von Benedikt Jeßing dar. In der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte (fortan EJBW abgekürzt) findet unser Kurs die denkbar besten Rahmenbedingungen und in unserem Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Müller besitzt er einen wahrhaft getreuen Eckart, der die organisatorischen Geschicke vor Kursbeginn lenkt und dessen Ablauf umsichtig begleitet.

Doch damit die Goethe-Gesellschaft als einladende Institution wirken kann, bedarf es in jedem Jahr neuer finanzieller Anstrengungen. Es ist dem leidenschaftlichen Engagement und dem entschlossenen Spürsinn unseres Mitglieds Alfried Holle zu verdanken, dass sich private Stiftungen seinen Bitten nicht verschließen. Gedankt sei ihm auch für den Druck der Kursdokumentation und der Kursplakate, die in Wort und Bild die alte Weisheit bezeugen: *res severa verum gaudium*.

Dem Sommerkurs einige Wochen voraus geht an der EJBW die Goethe-Sommerschule, für die unser Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Müller ebenfalls organisatorische Mitverantwortung übernimmt. Die Themen der Sommerschule sollen besonders Schüler ansprechen: 2008 hieß es *Weimar-Jena als Schauplatz der Aufklärung*, 2009 beherrschen Goethe, Schiller und die jungen Wilden die Szene. Schüler aus Deutschland, Polen, der Slowakei und Italien finden sich zu gemeinsamer Projektarbeit zusammen. Unter Anleitung von Dr. Frithjof Reinhardt entwickeln sie aufgrund zuvor erbrachter Studien eigene Formen der Ergebnisdarstellung: kleine Filme, Features, Interviews usw. Den Abschluss des Kurses bildet dann

eine Präsentation der entstandenen Arbeiten, eingeleitet von einer Theateraufführung, die von unserem Vorstandsmitglied Dr. Jürgen Klose, einem schultheatererfahrenen Experten, vorbereitet wird. Er richtet die Texte ein, inszeniert selbst und vollbringt in kürzester Zeit das Kunststück, aus einem sehr heterogenen Schülerkreis so etwas wie ein internationales Theaterensemble zu formen.

Wenngleich wir dem Nachwuchs gebührende Aufmerksamkeit schenken, so heißt das nicht, dass wir nicht auch unserer Mitgliederschaft – die dem jugendbewegten Alter zumeist entwachsen ist – Bildung und Belehrung zuteil werden lassen wollen.

Unsere Vortragsreihe in Weimar, in Kooperation mit dem Goethe-Institut veranstaltet, konzipiert und realisiert von Dr. Petra Oberhauser, erfreut sich großer Beachtung in der kulturellen Öffentlichkeit Thüringens.

Von den Vortragszyklen in den Ortsvereinigungen geben die Chroniken im Jahrbuch eindrucksvoll Zeugnis und schließlich erweist sich auch die Hauptversammlung als Ort wissenschaftlicher Kommunikation auf hohem Niveau.

Von unserem Beirat kam die Anregung, ein Kurssystem für ältere Mitglieder unserer Gesellschaft einzurichten – das Wort Senioren möchte ich vermeiden, weil es keine kalendarische Altersgrenze zu statuieren gilt –, für jene also, die über genügend Zeit und Mittel verfügen, sich eine Woche lang in Weimar unter Anleitung erfahrener Hochschullehrer mit Goethes Werk auseinanderzusetzen und Weimars Kulturschätze kennenzulernen. Unser Vorstandsmitglied Prof. Frick, bis 2007 leidenschaftlicher Lehrer in unserem Sommerkurs, hat bereits sein Interesse, als Seminarleiter zu fungieren, bekundet. Dass ein solcher Kurs, den wir für den Monat September anberaumen würden, nicht ohne Kooperation mit der Klassik Stiftung Weimar zustande kommen kann, steht außer Frage. Als organisatorischer Partner wäre die Weimar-Jena-Akademie anzusprechen, die auch Verantwortung trägt für das Sommerkurssystem an der EJBW. Dort, wo unsere studentischen Kursanten unterkommen, würden auch unsere Mitglieder (oder, sofern möglich, andere Interessenten) ihr Haupt betten, wobei einzuräumen ist, dass die Quartiere in der EJBW zwar einen guten Standard aufweisen, aber nicht die höchste Sternenzahl erreichen. Nehmen Sie dies alles bitte als Ankündigung, die – sofern sie bei Ihnen Beifall und Zustimmung findet – erst noch mit Leben erfüllt werden muss.

Dank einer harmonischen Zusammenarbeit mit dem Wallstein-Verlag und dank der guten, präzisen und von den Autoren sehr geschätzten Redaktionsarbeit von Frau Dr. Oberhauser wird das *Goethe-Jahrbuch*, wissenschaftliches Organ unserer Gesellschaft und zugleich Spiegel des Vereinslebens, in diesem Jahr, wie auch 2008, wieder im Juni in bewährter Qualität erscheinen. Die periodische Goethe-Bibliographie in der Verantwortung von Dr. Siegfried Seifert legt überdies Zeugnis ab von Goethes weltweiter Wirkung.

In diesem Zusammenhang seien weitere Publikationen Ihrer Aufmerksamkeit empfohlen. Erschienen ist im Böhlau-Verlag ein Sammelband unter dem Titel *Orient und Okzident. Faust in nichtchristlichen Kulturen*, herausgegeben von Prof. Dr. Adrian Hsia aus Montreal und mir, in dem die Beiträge zu einem Kolloquium an der Mc Gill Universität in Montreal vom Oktober 2006 zu finden sind.

Am 17. und 18. März 2007 hatten Goethe-Gesellschaft und Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums ein Kolloquium zum Thema *Goethe heute. Zur Aktualität seines Werks* veranstaltet. Unter diesem Titel sind die dort gehaltenen Vorträge in einer eigenen Publikation veröffentlicht worden.

Schließlich sei Ihnen noch eine besonders beeindruckende Publikation angekündigt – Herr Gu, ihr Herausgeber, ein in Tübingen lebender chinesischer Germanist, wird sie in der Diskussion genauer vorstellen: eine kommentierte Bibliographie der zwischen 1878 und 2008 in China veröffentlichten Goethe-Übersetzungen und wissenschaftlichen Goethe-Beiträge, 2009 in China und im Verlag Hiersemann in Deutschland erschienen.

Erfreulichen Zuwachs verzeichnet die Schriftenreihe unserer Gesellschaft. 2007 erschien, erstmals aus der Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv ediert, vorzüglich kommentiert

von Dr. Juliane Brandsch und ebenso vorzüglich vom Wallstein-Verlag ausgestattet, das Tagebuch der Weimarer Hofdame Luise von Göchhausen, das sie als Begleiterin der Herzogin Anna Amalia in Italien niedergeschrieben hat. Im September 2007 erlebte das Buch im Goethe- und Schiller-Archiv seine Premiere.

Mit großer Freude kann ich Ihnen mitteilen, dass dank einer harmonischen Kooperation zwischen Autor und Verlag eine Sammlung von Goethe-Studien unseres Ehrenpräsidenten Prof. Keller rechtzeitig vor Beginn der Hauptversammlung vorgelegt werden konnte. Prof. Keller sei besonders dafür gedankt, dass er diese Studien, nach Gehalt und Gestalt Zeugnis einer jahrzehntelangen intensiven Auseinandersetzung mit Goethes Leben und Werk, unserer Schriftenreihe anvertraut hat. Ich wünsche dem Buch möglichst viele Käufer, denen sich weitere aufmerksame und dankbare Leser in reicher Zahl hinzugesellen mögen.

Darüber hinaus bin ich in der glücklichen Lage, für dieses Jahr noch einen weiteren Schriftenband ankündigen zu können, eine kommentierte, mit einem reichen dokumentarischen Anhang versehene Edition des Briefwechsels zwischen Goethe und dem Jenaer Philologen Heinrich Karl Abraham Eichstädt aus den Jahren 1803 bis 1805 zur Gründung der *Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung*, die von der Münchner Germanistin Dr. Ulrike Bayer besorgt worden ist.

An dieser Stelle ergeht an Sie auch die Mitteilung, dass unsere Schriftenreihe vollständig auf Subskriptionsbasis erworben werden kann. Wer eine solche Subskription bereits besitzt oder sie erwerben möchte, wird gebeten, sich bei Frau Dr. Oberhauser in der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu melden. Einzelbestellungen (zu einem Rabatt von 20 %) senden Sie bitte an den Wallstein-Verlag.

Die Goethe-Gesellschaft ist stets gut beraten, Kooperationen mit anderen literarischen Gesellschaften und mit wissenschaftlichen Institutionen einzugehen. So haben wir das Angebot der Thomas-Mann-Gesellschaft gern aufgegriffen, gemeinsam eine Tagung zum Thema *Thomas Mann in Weimar* zu veranstalten. Sie fand vom 11. bis 14. September 2008 in Weimar statt und gab Thomas Manns Beziehungen zu Goethe und der Goethe-Stadt ausreichend Raum.

Eine andere Kooperationsmöglichkeit eröffnete sich im Jahr der 200. Wiederkehr des Erscheinens von Goethes *Wahlverwandtschaften*. Gemeinsam mit dem Sonderforschungsbereich *Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800* an der Friedrich-Schiller-Universität Jena veranstalten wir am 19. Juli 2009 eine Tagung zum Thema *Andacht zum Detail. Goethes »Wahlverwandtschaften«*, die unter der Leitung von Herrn Dr. Helmut Hühn steht. Der Tagung unmittelbar voraus gehen Lesungen aus dem Roman von Jutta Lampe und Hanns Zischler – im Herbst wird dann noch Peter Stein lesen.

Sie werden sich erinnern, dass der Vorstand auf der Hauptversammlung im Jahr 2007 seinen Antrag auf Beitragserhöhung vor allem mit der Notwendigkeit begründet hatte, die Finanzierung unseres Jahrbuchs mittelfristig zu sichern. Ohne dem Bericht des Schatzmeisters vorgreifen zu wollen, kann ich heute sagen, dass die Erhöhung des Beitrags eine stabilere Finanzierung des Jahrbuchs ermöglicht hat. In diesem Zusammenhang darf ich nicht unerwähnt lassen, dass das Thüringer Kultusministerium uns auch für dieses Jahr eine finanzielle Unterstützung für das Jahrbuch zugesagt hat. Nicht ohne leise Bedenken haben wir in der Geschäftsstelle dem Eingang der Beiträge im Jahr 2008 entgegengesehen, denn dieser erwies sich als Nagelprobe für einen Beschluss, den nach Vereinsregularien stets wenige für eine nach Tausenden zählende Mitgliederschaft fassen. Doch die übergroße Zahl unserer Mitglieder hat durch prompte Überweisungen zu erkennen gegeben, dass sie für die Entscheidung Verständnis besitzt und sie um der Gesellschaft willen mitzutragen bereit ist. Für Ihr Verständnis und die damit verbundene solide Zahlungsmoral möchte ich Ihnen herzlich danken.

Mein besonderer Dank gilt all jenen, die durch größere Spenden unser Finanzaufkommen vermehrt haben. So manche Aufgabe könnte nicht erfüllt werden, wenn es nicht unter uns großherzige und großzügige Mitglieder gäbe.

Das Jahrbuch kann durch die Nennung der Namen von Spendern, die mehr als 50 Euro gegeben haben, nur einen symbolischen Dank abstatten. Einige Persönlichkeiten, die uns größere Spenden haben zuteil werden lassen, laden wir alle zwei Jahre zu einer Dankesveranstaltung nach Weimar ein. Das Konzert am 27. September 2008 im Junozimmer des Goethe-Hauses, dargeboten am dortigen Streicher-Flügel, wird als Höhepunkt des Tages allen in dankbarer Erinnerung bleiben.

Der Geist, der in unserer Gesellschaft herrscht, gibt Anlass zu Vertrauen auch in die Zukunft. Wenn dieser Geist noch weiter ausstrahlen soll, dann durch die Werbung neuer Mitglieder. In meinen Augen hat sich die Devise »Mitglieder werben Mitglieder« als die beste und wirkungsträchtigste erwiesen. Darum mein Appell an Sie alle: Gewinnen Sie Verwandte, Freunde, Kollegen, Bekannte für unsere Gesellschaft, berichten Sie von Ihren Eindrücken und Erlebnissen, lassen Sie auch jüngere Menschen teilhaben an dem, was Sie selbst durch Ihre Erfahrungen mit Goethe empfangen haben!

Eine Mitgliedschaft in der Goethe-Gesellschaft bietet zudem konkrete Vorteile: den freien Eintritt in die Museen der Klassik Stiftung Weimar und ins Düsseldorfer Goethe-Museum, den automatischen Bezug des *Goethe-Jahrbuchs* und den rabattierten Erwerb der Schriftenreihe, die Teilhabe an Vorträgen, Symposien und der Hauptversammlung, vor allem aber den ideellen Gewinn, die Pflege und Verbreitung von Goethes Werk zu fördern.

Mitgliedswerbung kann sehr eigenständige Wege gehen. Als Beispiel sei unser Mitglied Hans Stellmacher aus Itzehoe genannt, der seit zwanzig Jahren einer Albert-Schweitzer-Fördergemeinschaft vorsteht und im Zeichen von Goethe und Albert Schweitzer humanitäre Hilfsaktionen vor allem für Osteuropa organisiert hat. Inzwischen existiert im Elbeforum Brunsbüttel ein *Zentrum für ethische Bildung Norddeutschland* und von dieser Basis aus ist es Herrn Stellmacher gelungen, zahlreiche Mitglieder für unsere Gesellschaft zu werben.

Dank einer guten Kooperation zwischen Frau Dr. Oberhauser und engagierten Gymnasiallehrern konnten seit dem Jahr 2003 insgesamt 115 Auszeichnungsmitgliedschaften an Abiturienten vergeben werden, die sie für drei Jahre mit den Rechten eines Vollmitglieds ausstatten. Machen auch Sie von der Möglichkeit Gebrauch, Abiturfeiern durch Verleihung von Auszeichnungsmitgliedschaften einen besonderen Akzent zu geben.

Ein orientierendes Faltblatt für Mitglieder in spe ist gerade überarbeitet worden und liegt im Tagungsbüro aus. Dort liegen ebenfalls Plakate, die für die Goethe-Gesellschaft werben, für Sie zum Mitnehmen bereit.

Im Internetzeitalter kommt der Internetpräsentation unserer Gesellschaft wachsende Bedeutung zu. Vor zehn Jahren aus der Taufe gehoben, bedarf sie in mehrfacher Hinsicht der Überarbeitung, denn inzwischen hat sich die Technik selbst rasant weiterentwickelt, haben sich andere Standards der Nutzung herausgebildet. An der Funktion, die Internetpräsentation in erster Linie auf die Bedürfnisse unserer Mitglieder abzustimmen, wollen wir festhalten. Die nicht minder wichtige Funktion der Internetpräsentation, Wegweiser zu sein für die Goethe-Rezeption und Goethe-Forschung, diese aber nicht selbst zu repräsentieren, wird bereits seit langem durch eine geschickte Verlinkung wahrgenommen. Die neue Internetpräsentation wird durch die stärkere Einbeziehung von Farben und Bildern optisch attraktiver, durch Veränderungen im Aufbau übersichtlicher strukturiert sein. Die Startseite wollen wir auch in Englisch präsentieren.

An dieser Stelle ist Herr Dr. Albert, der Vorsitzende unseres Beirates, besonders zu nennen, denn er hat sich nicht nur als ebenso kritischer wie schöpferischer Unruhestifter im besten Sinne erwiesen, sondern auch die Agentur KOMMA Consulting in München veranlassen können, unentgeltlich ein Konzept vorzulegen, das am 12. Dezember 2008 in München und dann am 19. April 2009 in Weimar beraten worden ist.

Sobald sich der Vorstand in seiner morgigen Sitzung über den einzuschlagenden Weg verständigt hat, wird das Konzept von Steffen Heinze aus Weimar, der das bisherige Design unserer Internetpräsentation mitentwickelt hat, technisch umgesetzt. Anregungen und Hinweise sind uns in diesem Prozess der Veränderung jederzeit willkommen.

Herzlich darf ich an dieser Stelle Herrn Dr. Albert danken – für sein Engagement und für die uns erwiesene Unterstützung.

Wenn Sie unsere Internetadresse aufrufen, werden Sie dort auch eine Karte finden, auf der die deutschen Ortsvereinigungen markiert sind, und wenn Sie einmal weiterklicken, erhalten Sie Informationen zu den einzelnen Ortsvereinigungen. 59 Markierungen auf dieser Karte dokumentieren eine deutschlandweite Besetzung mit Goethe-Gesellschaften in allen Himmelsrichtungen, doch wäre ein noch reicherer Besatz (z. B. in Bundesländern wie Mecklenburg-Vorpommern oder Brandenburg) durchaus wünschenswert.

Gerade liegt die Tagung 2009 der Ortsvereinigungen in Frankfurt am Main hinter uns, die dank der vorzüglichen Konzeption und der umsichtigen Leitung unserer Vizepräsidentin Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, Direktorin des Freien Deutschen Hochstifts, und dank des beispielhaften Engagements ihrer Mitarbeiter allen Teilnehmern großartige Erlebnisse beschert hat, die lange nachwirken werden. Dafür sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

In schöner Erinnerung ist jedoch auch die Tagung im Jahr 2008 in Wetzlar, die uns unter der Stabführung von Herrn Dr. Manfred Wenzel die Werther-Welt erschlossen hat. Auch dafür herzlichen Dank an dieser Stelle!

Zugleich sind die Tagungen Ausdruck einer engen Verbundenheit zwischen der Muttergesellschaft in Weimar und den Ortsvereinigungen, die insgesamt etwa 7000 Mitglieder besitzen. Einige von ihnen begehen im Jahr 2009 Jubiläen unterschiedlichen Datums. Kassel feierte am 27. März 2009 seine Gründung vor sechzig Jahren – und wer denkt in diesem Zusammenhang nicht an unser Ehrenmitglied Anneliese Hartleb –, andere, nicht ganz so traditionsreiche Vereine werden folgen. Ihnen allen sei Glück und Erfolg auf ihrem Weg gewünscht, verbunden mit dem herzlichen Dank an alle Ortsvorsitzenden für ihre aufopferungsvolle ehrenamtliche Tätigkeit.

Vereinigt sind Ortsvereinigungen und Muttergesellschaft in dem Bestreben, sich gegenseitig Mitglieder zuzuführen. Eine stabile, möglichst wachsende Mitgliederzahl und ein dazu proportionales Beitragsaufkommen bilden die Basis all jener Aktivitäten, von denen ich Ihnen berichten kann. Mehr denn je gilt dies in Zeiten der allerorten beschworenen und längst existierenden Finanzkrise – man fühlt sich an die Unwetter-Metaphorik in den *Wanderjahren* erinnert – und diese Krise wird vermutlich auch Konsequenzen zeigen für die Gebefreudigkeit öffentlicher und privater Zuwender.

Doch mit den Zuwendungen der privaten und öffentlichen Hand steht und fällt das Geschehen einer Hauptversammlung. Gern wiederhole ich darum im Einzelnen den Dank, den ich gestern bereits pauschal ausgesprochen habe.

Mein herzlicher Dank gilt der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft e. V. Essen, der Marion Dönhoff Stiftung Hamburg, der Robert Bosch Stiftung Stuttgart, der Erdgasversorgungsgesellschaft Thüringen-Sachsen mbH Erfurt, der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, dem Freistaat Thüringen, der Stadt Weimar sowie einzelnen Persönlichkeiten: Herrn Prof. Keller, unserem Ehrenpräsidenten, Herrn Dr. Walter Spelsberg aus Remscheid, Herrn Michael Braun-Huster aus Sindelfingen sowie Herrn Prof. Benno Heussen aus Berlin. Ein besonderer Dank gebührt Herrn Albert Voigts, dem Direktor des Grandhotels Russischer Hof, der uns seinen schönen Konferenzsaal und die nötige Konferenztechnik zu außerordentlich günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt hat. Ebenso ist den Brüdern Paul und Andreas Remmel aus Siegburg herzlich zu danken, weil sie die Abstracts zu den Referaten der Hauptversammlung in einer Publikation ihres Verlages veröffentlicht und kostenfrei für die Tagung zur Verfügung gestellt haben – ein ausgezeichneter Service für unsere Mitglieder, den wir gern entgegengenommen haben.

Unser Mitgliederbestand erweist sich im Kern als stabil – gegenwärtig zählen wir 3100 Mitglieder –, wenngleich geringe Verluste durch Streichung säumiger Mitglieder, durch altersbedingte Austritte und durch Ableben zu konstatieren sind, die durch Eintritte nicht

ganz aufgewogen werden. Jeder Verlust wiegt schwer, zumal dann, wenn der Tod hochverdiente Mitglieder heimsucht, die unserer Gesellschaft ein Leben lang verbunden waren.

In unserem Jahrbuch 2008 werden Sie Nachrufe lesen können auf die profunde Goethe-Forscherin Dr. Dorothea Hölscher-Lohmeyer, auf Prof. Dr. Sergej Turajew, den vieljährigen Leiter der Goethe-Kommission in Moskau, auf Prof. Dr. Wolf von Engelhardt, den Geologen und kundigen Goethe-Editor und Goethe-Biographen, dem ich von der letzten Hauptversammlung aus noch einen Gruß nach Tübingen zusenden konnte, auf den Nestor der Goethe-Rezeptionsforschung, Prof. Dr. Karl Robert Mandelkow, auf Prof. Dr. Bernhard Zeller, den uns stets in Freundschaft verbundenen Gründungsdirektor des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, sowie, für mich besonders schmerzlich, auf unsere frühere Schatzmeisterin Dr. habil. Regine Otto, meine langjährige Kollegin, eine international hochangesehene Goethe- und Herder-Forscherin. Ich füge dieser Reihe noch die Namen der Münchner Rechtsanwältin Winny Clemens und des Weimarer Kunstfotografen Klaus Beyer hinzu und nenne mit besonderer Anteilnahme aus traurigem aktuellen Anlass den Namen der brasilianischen Germanistin Dr. Izabela Furtado-Kestler. Einem tückischen Leiden ist Christl Müller, die langjährige Buchhalterin der Weimarer Geschäftsstelle, erlegen, die im Dezember 2008 noch ihren 70. Geburtstag feiern konnte und die wir am 12. Mai 2009 in ihrem Wohnort Teichel zu Grabe tragen mussten. Vielen von uns ist sie als treusorgende Sachwalterin in der Goethe-Gesellschaft dankbar gegenwärtig.

Mögen ihre Namen beispielhaft stehen für jene Mitglieder, die seit der letzten Hauptversammlung von uns gegangen sind

Im vergangenen Jahr hatten die Herausgeber des *Goethe-Jahrbuchs* – Prof. Dr. Werner Frick, Prof. Dr. Albert Meier, Dr. Edith Zehm und ich – abzuwägen, ob unser Periodikum dem Beispiel anderer wissenschaftlicher Jahrbücher, genannt seien das *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* und das *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts*, wissenschaftlicher Verlage wie des Verlages de Gruyter, dem Beispiel überregionaler Tageszeitungen wie der *Frankfurter Allgemeinen* folgen und den Weg der Orthographiereform mitbeschreiten solle.

Ihre Gründe für eine Entscheidung zugunsten dieser Reform haben die Herausgeber im Vorwort dargelegt. »Aus unserer Sicht«, so heißt es dort, erweist sich dieser Schritt »als unumgänglich angesichts einer Entwicklung, die in der Schule (seit dem 1. August 2007 in allen Bundesländern) einheitliche neue Normen gesetzt hat – Normen, die zusehends auch in den Medien, in den stilbildenden überregionalen Tages- und Wochenzeitungen, ja in der kulturellen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit generell wirksam werden. Bei alledem gilt es zu bedenken, dass die Schüler und Studenten von heute, eingeübt in die neuen Regeln der Orthographie, zu den künftigen Lesern des *Goethe-Jahrbuchs* gehören sollen und uns bereits jetzt Manuskripte erreichen, die wie selbstverständlich nach der neuen Rechtschreibung eingerichtet sind. / Das *Goethe-Jahrbuch* ist ein Organ unserer Gesellschaft, und diese hat es sich zu ihrem Grundsatz gemacht, einen lebendigen Zugang zu Goethe auf allen Feldern der kulturellen Praxis zu ermöglichen. Das Beharren auf der alten Rechtschreibung könnte sich hier als ein künstliches, eher abschreckendes Hindernis erweisen. Einer solchen Entwicklung wollen wir vorausschauend vorbeugen. Zudem, das sei ebenfalls angemerkt, stellt die neue Orthographie kein bis ins Letzte starres Regelwerk dar, sondern erlaubt eine Variationsbreite, die individuellen Autoren durchaus einen beachtlichen sprachlichen Gestaltungsspielraum belässt«.

Es ist sehr verständlich, dass das Bekanntwerden unserer Entscheidung unter unseren Mitgliedern nicht nur Zustimmung gefunden hat, dass sich besorgte Stimmen gemeldet haben, im Einzelfall erhebliche Bedenken laut geworden sind.

Auf Antrag der Ortsvereinigungen Leipzig und Jena, von Herrn Dr. Josef Mattausch und Frau Dr. Brigitte Hartung, wurde das Problem auf die Tagesordnung der Jahrestagung der Ortsvereinigungen 2009 in Frankfurt am Main gesetzt und es war eine kluge Entscheidung von Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, den Linguisten Prof. Dr. Peter Eisenberg aus Potsdam, Mitglied der zuständigen Reformkommission, um ein klärendes Referat zu bitten.

Bei aller Kritik am Reformprozess selbst, so möchte ich Eisenbergs Votum zusammenfassen, kann es keinen Zweifel an der Sinnhaftigkeit dieses Prozesses, kann es vor allem keine Rückkehr zum *Status quo ante* geben. In jedem Fall, so Eisenberg, bilde das Regelwerk von 1996 die Basis, von der aus Politik und Wissenschaft sich über Vereinfachungen und Klarstellungen verständigen müssen. Eisenberg plädierte darum für eine behutsame Anwendung der augenblicklich geltenden Regeln und schlug ein praktisches Verfahren vor, das wir, wie auch das Vorwort zu erkennen gibt, selbst gern anwenden möchten, also: im Zweifelsfalle Bewahrung einer konservativen Schreibweise.

Herausgeber und Redakteurin des Jahrbuchs, das können wir Ihnen versichern, werden kritische Hinweise von Ihrer Seite aufmerksam bedenken und prüfen – das kann bei einem unabgeschlossenen Reformprozess gar nicht anders sein. Mir geht es heute darum, bei Ihnen Verständnis zu finden für den Reformprozess an sich, der nach Auffassung der Jahrbuchherausgeber unumkehrbar ist und von dem sich das *Goethe-Jahrbuch* als ein weltweit verbreitetes wissenschaftliches Periodikum nicht ausschließen kann.

In meinem Jahresbrief 2009 hatte ich angekündigt, im Hinblick auf die Buchbestände der Goethe-Gesellschaft ein Votum der Mitgliederversammlung einholen zu wollen. Dem Vertrag zwischen Goethe-Gesellschaft und Klassik Stiftung Weimar zufolge ist die Goethe-Gesellschaft gehalten, die bei ihr eingehenden Bücher, sofern sie sie nicht selbst benötigt, der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu überlassen, entweder leihweise oder als Eigentum, wenn die Bibliothek sie zum Tausch verwenden will. Nun herrscht seit Vertragsschluss die Situation, dass die Bibliothek nur sehr wenige Bücher übernehmen möchte, unser Buchvorrat also anschwillt. Darum schlägt der Vorstand Ihnen vor, dass die bei uns verbliebenen Bücher erstmals 2011 zur Hauptversammlung gegen eine Spende erworben werden können, sofern die Goethe-Gesellschaft sie nicht selbst verwenden will.

Noch zu einem anderen Punkt des Vertrages zwischen Goethe-Gesellschaft und Klassik Stiftung Weimar gilt es eine Veränderung anzuzeigen.

Wie Ihnen aus der Presse möglicherweise bekannt ist, ist das Stadtschloss Weimar in das Eigentum der Klassik Stiftung übergegangen und der bisherige Eigentümer, die Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, hat im Gegenzug gewissermaßen als ein Äquivalent das Renaissance- und das Rokokoschloss in Dornburg erhalten. Aus diesem Eigentumswechsel ergibt sich die Konsequenz, dass die Dornburger Schlösser nicht mehr zu den mit der Klassik Stiftung für unsere Mitglieder vereinbarten Konditionen besichtigt werden können. Anders verhält es sich mit dem im Vertrag zugesicherten Bemühen der Klassik Stiftung, in Verhandlungen mit der Schlösser-Stiftung auf Gewährung der uns von der Klassik Stiftung für Dornburg gewährten Rechte zu bestehen. Hier ist noch kein abschließendes Verhandlungsergebnis anzuzeigen, doch hat mir Herr Dr. Helmut-Eberhard Paulus, Direktor der Schlösser-Stiftung, schriftlich und mündlich eröffnet, dass die Goethe-Gesellschaft im Bedarfsfall kostenfreies Gastrecht für Beratungen und Zusammenkünfte in Dornburg genießen könne und dass auch die Mitwirkung der Goethe-Gesellschaft in seinem Stiftungsrat bei Dornburg betreffenden Gestaltungsfragen im Bereich des Möglichen läge. Da die Schlösser-Stiftung nirgendwo eigene Museumsbetriebe unterhält, konnte die Öffnung der Dornburger Schlösser bislang nur bis Saisonende 2009 provisorisch gesichert werden. Es steht außer Frage, dass die Goethe-Gesellschaft als frühere Eigentümerin der Schlösser eine aus der Geschichte gewachsene Verantwortung für das Ensemble besitzt und mit Nachdruck eine stabile Lösung für die Besichtigung der Schlösser fordern wird.

Hingegen liegt es außerhalb unserer Möglichkeiten, den Museumsbetrieb mit allen finanziellen Risiken selbst zu übernehmen. Der Vorstand hat einstimmig einen entsprechenden Beschluss gefasst.

Das Archiv der Goethe-Gesellschaft und die Petersen-Bibliothek befinden sich im Goethe- und Schiller-Archiv. Dessen Gebäude wird ab Herbst 2009 einer grundlegenden Verjüngungskur unterzogen. Unter dem gepflasterten Platz vor dem Archiv werden sich künftig Magazine und Arbeitsräume von Mitarbeitern befinden – an der Vorderseite dieses unterirdischen

Schubkastens liegt dann eine Fensterfront – und nach der Fassadensanierung wird das Gebäude von der Ilmhöhe herab wieder hell in die Stadt hineinstrahlen. Auf etwa zwei Jahre ist die Bauzeit veranschlagt. In der Zwischenzeit wird die Petersen-Bibliothek in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zugänglich sein und nach der Wiedereröffnung wird sie in glasverkleideten klimatisierten Wandschränken ruhen.

Die wichtigsten Archivbestände, darunter auch das Archiv unserer Gesellschaft, können während der Bauzeit, dank des Entgegenkommens des Thüringischen Hauptstaatsarchivs, in dessen Benutzerräumen eingesehen werden. Diese Nachricht ist für uns von großer Bedeutung, weil die Archivbestände in unserem Jubiläumsjahr 2010 eine unerlässliche Referenzquelle darstellen.

Aufgrund des Testaments des letzten Goethe-Enkels Walter Wolfgang von Goethe, der im April 1885 starb, war der handschriftliche Nachlass des Dichters in das persönliche Eigentum der Großherzogin Sophie gelangt, während das Haus am Frauenplan mit allem Inventar in das Eigentum des Staates Sachsen-Weimar überging. Der Schenkungsakt des Enkels schuf die Voraussetzung für die Schaffung eines öffentlich zugänglichen Goethe-Archivs (seit 1889 Goethe- und Schiller-Archivs) durch die Großherzogin und die Gründung des Goethe-Nationalmuseums. Erst von diesem Zeitpunkt an war ein ungehinderter Zugang zu den Weimarer Quellen möglich.

Als Vereinigung aller Goethe-Forscher, Goethe-Freunde und Goethe-Bewunderer ist die Goethe-Gesellschaft am 20. und 21. Juni 1885 in Weimar gegründet worden. Inspirierende Kraft war die kluge und willensstarke Großherzogin, Großherzog Carl Alexander übernahm die Schirmherrschaft.

Das vornehmste Ziel der Gesellschaft bestand in der ideellen und materiellen Förderung einer quellenbezogenen Goethe-Forschung und Goethe-Edition, wie sie eben in Gang zu kommen begann, und im Einsatz für die weltweite Verbreitung von Goethes Werk. In den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens hat die Goethe-Gesellschaft den Weimarer Goethe-Instituten (so die traditionelle Bezeichnung für Goethe- und Schiller-Archiv und Goethe-Nationalmuseum) einen großen Schatz an Büchern, Autographen und Kunstgegenständen zur Verfügung gestellt, so dass es nicht vermessen ist zu sagen, dass die Goethe-Gesellschaft an der Wiege der heutigen Klassik Stiftung Weimar stand und großes historisches Verdienst an deren Zustandekommen besitzt.

Es liegt in der Logik der historischen Ereignisse, dass Goethe-Gesellschaft und Klassik Stiftung am 19. Juni 2010 gemeinsam eine Festveranstaltung in Weimar ausrichten werden und dass zeitlich benachbart dann im Goethehaus eine repräsentative Ausstellung eröffnet werden wird, deren Thema noch offen ist.

Die Goethe-Gesellschaft selbst wird ihr Jubiläum zum Anlass nehmen, ein Projekt zu ihrer Geschichte auf den Weg zu bringen, das unter der Leitung des Siegener Germanisten und Kulturhistorikers Prof. Dr. Georg Bollenbeck stehen wird. Zu einer ersten Expertenberatung, die einer notwendigen Antragstellung bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) vorausgeht, hat unser Vorstandsmitglied Werner Frick für den 4. und 5. September 2009 an das von ihm geleitete *Freiburg Institute for Advanced Studies* (FRIAS) eingeladen.

Interesse an dem Projekt zeigt auch die *Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten* (ALG). Deren Jahrestagung im September 2010 in Weimar wird sich mit der Geschichte literarischer Gesellschaften generell befassen, wobei erste Ergebnisse unseres Projekts vorgestellt werden sollen.

Nichts spräche im Übrigen dagegen, wenn die von Frau Dr. Helga Bonitz und Herrn Siegfried Arlt aus Chemnitz konzipierte Ausstellung zur Geschichte der Gesellschaft im Hinblick auf das Jubiläum noch weitere Stationen durchliefe – die letzte war, wenn ich es richtig sehe, die Goethe-Gesellschaft Darmstadt. An allen Orten hat diese Exposition ein aufmerksames und dankbares Publikum gefunden.

Eine opulente Edition wird die Goethe-Gesellschaft 2010 in ihrer Schriftenreihe gerade zum rechten Zeitpunkt auf den Jubiläumstisch legen, den Briefwechsel zwischen Walther

Wolfgang von Goethe und Großherzog Carl Alexander, weitgehend vorbereitet von unserem 2006 verstorbenen Vorstandsmitglied Dr. René Jacques Baerlocher, zu Ende geführt von unserem Mitglied Christa Rudnik aus Weimar. Diese Korrespondenz ist so etwas wie eine Geburtsurkunde unserer Gesellschaft und ich bin sehr froh, dass wir endlich das Vermächtnis des um unsere Gesellschaft hochverdienten René Jacques Baerlocher erfüllen können.

Der Ausblick in die Zukunft soll die erfolgreiche Bilanz unserer Arbeit in den letzten beiden Jahren gleichermaßen abrunden und nach vorn offenhalten.

Diese Bilanz ist Ergebnis nicht zuletzt des kollektiven Engagements des Vorstands, dessen Mitglieder sich in kollegial-entspannter, gleichwohl sachlich-konzentrierter Manier in den zweimal im Jahr stattfindenden Sitzungen über anstehende Probleme verständigt haben und stets zum konkreten Mitwirken bereit waren. Dafür sei ihnen herzlich gedankt.

Wenn ich Herrn Prof. Dr. Udo Ebert besonderen Dank abstatte, dann darum, weil er uns wiederum in juristischen Fragen sehr kompetent und verlässlich beraten hat.

Unser Beirat hat uns nicht nur wertvolle Anregungen gegeben – so in seiner Beratung am 21. Juni 2008 in Frankfurt, zu der Frau Ulla Unseld-Berkéwicz gastfreundlich geladen hatte –, sondern sich auch direkt unterstützend eingeschaltet. So verdanken wir die Unterstützung der 81. Hauptversammlung durch die Erdgasversorgungsgesellschaft Thüringen-Sachsen wesentlich den Vorgesprächen unseres Beiratsmitglieds Dr. Ludolf von Wartenberg, und wie groß das persönliche Verdienst von Dr. Michael Albert ist, habe ich an einigen Stellen meines Berichts schon deutlich gemacht.

Am gestrigen Tage hat Herr Prof. Frick in seiner Preisträger-Laudatio das schöne Gleichnis von Alltag und Festtag herangezogen. Auch in unserer Gesellschaft wechseln sich Festtag und Alltag ab. Festtage erleben wir gegenwärtig, doch um sie wirklich zu Festtagen werden zu lassen, bedarf es langer und mühevoller alltäglicher Vorbereitung. Ich glaube in Ihrer aller Namen sprechen zu können, wenn ich die hinter uns liegenden Festtage als sehr gelungen bezeichne und auch dem letzten Tag unseres Beisammenseins eine solch günstige Prognose stelle.

Doch es ist an der Zeit, denen zu danken, deren alltägliche Arbeit erst Feste der geistigen Gemeinsamkeit und der Harmonie möglich macht.

Dazu bedarf es einer Geschäftsstelle, deren vielfältige Aufgaben von außen nur annähernd zu ermessen sind. In unserer Weimarer Geschäftsstelle erfolgt die detaillierte inhaltliche und organisatorische Vorbereitung, Umsetzung und Nachbereitung aller Projekte der Goethe-Gesellschaft und der im Vorstand gefassten Beschlüsse, ihre finanzielle Absicherung, Abrechnung und Kontrolle inbegriffen.

Unsere Geschäftsstelle erweist sich als rastlose Schaltstelle für all unsere Vorhaben, und so lassen Sie mich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen an Dr. Petra Oberhauser, die Leiterin der Geschäftsstelle, und an Cornelia Jahn, in ihrer Eigenschaft als Buchhalterin das gute finanzielle Gewissen der Gesellschaft.

Mein Bericht hat Ihnen, so hoffe ich, den Eindruck vermittelt, dass unsere Gesellschaft ihre nächsten Ziele von einer guten Position aus ansteuern kann.

Mir gibt jede Hauptversammlung neue Energie, weil nicht zuletzt Gespräche mit Mitgliedern und Gästen mir und gewiss auch vielen von Ihnen die Gewissheit vermitteln können, dass unsere Tätigkeit im Zeichen Goethes den Ertrag in sich selbst hat.

Wer sich mit Goethe beschäftigt, beschenkt sich in der Tat selbst am reichsten. Ich hoffe sehr, dass Sie alle in Ihren Gesprächen und Begegnungen hier in Weimar zu ähnlichen Einsichten gelangen. Ein solches Gefühl der Gemeinsamkeit stärkt und bereichert uns. Lassen Sie mich mit einem meiner Lieblingszitate schließen – es steht am Ende von Goethes großem Geburtstagsgedicht für seinen Ministerfreund Christian Gottlob Voigt:

Beharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.
(WA I, 4, S. 16)

Jochen Golz

*Protokoll der Mitgliederversammlung am 5. Juni 2009 in Weimar**

UR.Nr. H 742/2009 kk

Niederschrift über eine ordentliche Mitgliederversammlung

Heute, am fünften Juni zweitausendneun
– 05.06.2009 –

begab ich,

Dr. Karsten Knobloch, Notarassessor,
als amtlich bestellter Vertreter des Notars
Prof. Dr. Stefan Hügel in Weimar
– nachstehend auch »der Notar« genannt –

mich auf Ansuchen in die Universitätsbibliothek der Bauhaus Universität Weimar, Audimax, Steubenstraße 6, 99423 Weimar

wo ich antraf :

Herrn Dr. phil. habil. Jochen Golz, Präsident der Goethe-Gesellschaft, sowie die weiteren Mitglieder des Vorstandes. Die in der Einladung zur Mitgliederversammlung angekündigte Tagesordnung, die dieser Niederschrift als **Anlage 1** beigefügt ist, wurde wie folgt erledigt:

Tagesordnungspunkt 1 – Eröffnung und Begrüßung

Herr Dr. Golz übernahm die Leitung der 81. Mitgliederversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. und eröffnete die Versammlung um 14.10 Uhr. Er begrüßte zum Beginn der Veranstaltung 190 Mitglieder sowie 10 Gäste. Herr Dr. Golz wies darauf hin, dass die Mitgliederversammlung gemäß § 16 Abs. 4 Satz 2 der Satzung beschlussfähig ist, solange noch mehr als die Hälfte der zunächst erschienenen Mitglieder anwesend ist.

Sodann schlug Herr Dr. Golz vor, aufgrund vergangener Erfahrungen, den protokollierenden Notarassessor, Dr. Karsten Knobloch, amtlich bestellter Vertreter des Notars Prof. Dr. Stefan Hügel, zum Schriftführer dieser Mitgliederversammlung zu wählen. Die Mitgliederversammlung stimmte dem ohne Gegenstimmen und Enthaltungen zu. Der Schriftführer übernahm das Amt.

Tagesordnungspunkt 2 – Feststellung der Tagesordnung

Sodann erläuterte der Versammlungsleiter die für die Mitgliederversammlung vorgeschlagene Tagesordnung. Die Tagesordnung, wie sie in der schriftlichen Einladung für die Mitgliederversammlung vorgeschlagen wurde, ist dieser Niederschrift als

Anlage 1

beigefügt. Anträge zur Tagesordnung wurden nicht gestellt. Die Tagesordnung wird daher, wie in der Einladung bekannt gegeben, abgearbeitet.

* Die Anlagen des Protokolls werden aus Platzgründen hier nicht angedruckt. Die aktuelle Satzung der Goethe-Gesellschaft finden Sie unter <www.goethe-gesellschaft.de>.

Tagesordnungspunkt 3 – Verleihung von Ehrenmitgliedschaften

Sodann wurde

Frau Dr. Grinuma,
Herrn Dr. Mahl,
Herrn Prof. Dr. Tarnói

nach einer jeweiligen Laudatio die Ehrenmitgliedschaft der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. verliehen.

Tagesordnungspunkt 4 – Beschlussfassung über die Änderung der Satzung und der Wahlordnung

1. Erläuterungen

Der Versammlungsleiter erteilte sodann um 14.37 Uhr Herrn Prof. Dr. Ebert, Vorstandsmitglied, das Wort. Dieser wies zunächst darauf hin, dass beabsichtigt sei, nach Erörterung der Änderungen im einzelnen über diese mit Billigung der Mitgliederversammlung nach Möglichkeit jeweils einheitlich, d. h. in insgesamt nur zwei Beschlüssen – Änderung der Satzung und Änderung der Wahlordnung – abzustimmen.

Sodann erläuterte Herr Prof. Dr. Udo Ebert die vorgeschlagenen Änderungen der Satzung, die den Mitgliedern vor der Mitgliederversammlung im Entwurf zugänglich gemacht worden waren. Herr Prof. Dr. Udo Ebert ging dabei insbesondere auch auf Beweggründe und Notwendigkeit der einzelnen Änderungen ein; er stellte auch deren Auswirkungen dar.

Hinsichtlich der Änderung des § 17 Abs. 3 der Satzung schlug Herr Prof. Dr. Udo Ebert in Abstimmung mit den übrigen Vorstandsmitgliedern eine Ergänzung der in der Einladung vorgeschlagenen Regelung wie folgt vor: Im zweiten Halbsatz werden nach dem Wort »Verpflichtungen« die Worte »unter Wahrung der für die Gemeinnützigkeit des Vereins geltenden Bestimmungen« hinzugefügt. Herr Prof. Dr. Ebert erläuterte die vorgeschlagene Ergänzung und deren Notwendigkeit im Hinblick auf die Erhaltung der Anerkennung der Gemeinnützigkeit des Vereins.

Wortmeldungen zu den geplanten Änderungen der Satzung in den §§ 3, 10 und 17 nebst der genannten Erweiterung des zweiten Halbsatzes des § 17 Abs. 3 waren nicht zu verzeichnen.

Im Anschluss erläuterte Herr Prof. Dr. Udo Ebert die vorgeschlagenen Änderungen der Wahlordnung, die den Mitgliedern vor der Mitgliederversammlung im Entwurf ebenfalls zugänglich gemacht worden waren.

Diesbezüglich entwickelte sich sodann eine lebhafte Diskussion. Hierzu gab es aus dem Kreis der Mitglieder Wortmeldungen zu folgenden Punkten:

- die systematische Stellung der geplanten Neuregelung der Nr. (1a) überzeuge nicht, da diese thematisch eher der existierenden Nr. (5) zuzuordnen sei, vorgeschlagen wurde diesbezüglich, die Nr. (1a) als neue Nr. (5) aufzunehmen und die fortlaufende Numerierung ab der Nr. (5) der aktuellen Fassung der Wahlordnung entsprechend zu ändern,
- der letzte Satz der neuen Nr. (1a) sei überflüssig und solle gestrichen werden,
- Satz 3 der vorgeschlagenen Regelung der Nr. (1a) sei nach den Worten »fünf Unterschriften« wie folgt zu ergänzen: »von Mitgliedern der Gesellschaft«,
- die Bezugnahme auf das »Land« bei der Kennzeichnung ausländischer Kandidaten in Satz 6 der vorgeschlagenen Regelung der Nr. (1a) sei nicht korrekt, vielmehr sei auf den Begriff »Staat« abzustellen.

Herr Prof. Dr. Ebert nahm diese Vorschläge auf und schlug vor, darüber jeweils einzeln vor der Abstimmung über die Änderungen der Wahlordnung im übrigen abzustimmen.

Der Versammlungsleiter legte sodann Art und Form der Abstimmung im Einzelnen wie folgt fest:

– Es werde zunächst über die Änderungen der Satzung, sodann über die einzelnen Änderungen der Nr. (1a) der Wahlordnung und danach über deren Änderungen im übrigen abgestimmt.
– Es werde jeweils nach dem Subtraktionsverfahren abgestimmt, d.h. durch Abzug der Nein-Stimmen und der Stimmenthaltungen von der jeweils aktuellen Gesamtpräsenz errechne sich der Anteil der Ja-Stimmen.
– Abgestimmt werde jeweils durch Heben der Mitgliedskarte.

Wortmeldungen bzw. Anträge dazu waren nicht zu verzeichnen.

Der Versammlungsleiter wies auf die nach der Satzung erforderlichen Mehrheitsverhältnisse hin.

2. Änderungen der Satzung

Danach wurden die vorgeschlagenen Satzungsänderungen in den §§ 3 Abs. 4, 10 Abs. 3 und 17 – letzterer in der geänderten Fassung –, wie zuvor von Herrn Prof. Dr. Ebert verlesen und erläutert, insgesamt wie folgt zur Abstimmung gestellt:

a) Streichung des § 3 Abs. 4

b) Neufassung des § 10 Abs. 3 – dieser lautet nunmehr:
»(3) Die Mitglieder des Vorstandes werden von der Mitgliederversammlung für die Dauer von vier Jahren gewählt. Die Wahl erfolgt in einem Wahlgang. Jeder Wahlberechtigte hat so viele Stimmen, wie Vorstandsmitglieder zu wählen sind. Gewählt sind die sieben deutschen und die zwei ausländischen Kandidaten mit der jeweils höchsten Stimmenzahl. Unabhängig von dieser Stimmenzahl ist als Repräsentant der inländischen Vereinigungen gewählt, wer unter den für diese Funktion Kandidierenden die meisten Stimmen erhalten hat.«

c) Neufassung des § 17 – dieser lautet nunmehr:
»§ 17
Auflösung der Gesellschaft
(1) Die Auflösung der Goethe-Gesellschaft kann nur von einer zu diesem Zweck einberufenen außerordentlichen Mitgliederversammlung beschlossen werden.
(2) Wird die Goethe-Gesellschaft aufgelöst, so haben die Mitglieder keinen Anspruch auf das Vermögen der Gesellschaft oder auf Rückerstattung von Beiträgen und Spenden.
(3) Bei Auflösung der Goethe-Gesellschaft oder bei Wegfall ihres bisherigen Zwecks fällt das Vermögen der Goethe-Gesellschaft, soweit nicht anderweitige vertragliche Verpflichtungen unter Wahrung der für die Gemeinnützigkeit des Vereins geltenden Bestimmungen mit Zustimmung der Mitgliederversammlung eingegangen worden sind, an den Freistaat Thüringen, der es unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige Zwecke im Sinne der Ziele der Goethe-Gesellschaft zu verwenden hat.«

Sodann erfolgte die Abstimmung. Es ergab sich bei nunmehr 190 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 0 (Null) Gegenstimmen und 0 (Null) Enthaltungen stimmten 190 Vereinsmitglieder für die genannten Änderungen der Satzung.

Der Text der geänderten Satzung ist dieser Niederschrift als

Anlage 2

beigefügt.

Der Versammlungsleiter stellte fest, dass die Mitgliederversammlung somit die vorstehenden Änderungen der Satzung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. beschlossen hat.

3. Änderungen der Wahlordnung

Sodann wurde über die Änderungen der Wahlordnung beschlossen. Zur Abstimmung gestellt wurden zunächst die diskutierten Änderungen der Nr. (1a).

a)
Der Versammlungsleiter eröffnete die Abstimmung über den Antrag eines Vereinsmitgliedes, die neue Nr. (1a) nicht den Regelungen der Wahlordnung voranzustellen, sondern als neue Nr. (5) einzufügen und die Durchnumerierung der nachfolgenden Regelungen entsprechend zu ändern.

Es ergab sich bei 190 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 0 (Null) Gegenstimmen und 0 (Null) Enthaltungen stimmten 190 Vereinsmitglieder für den genannten Antrag.

b)
Nach Verkündung des Abstimmungsergebnisses stellte der Versammlungsleiter zunächst den Antrag eines Vereinsmitgliedes zur Abstimmung, darüber zu beschließen, dass in Satz 6 der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Neuregelung hinsichtlich der Bezeichnung ausländischer Kandidaten die Bezeichnung »Land« nicht weiter zu verwenden sei. Abgestimmt wurde in der Weise, dass diejenigen Mitglieder, die einer weiteren Verwendung des Begriffes »Land« nicht zustimmen wollen, dies durch Ausübung ihrer Gegenstimme deutlich machen sollten.

Bei 190 anwesenden Mitgliedern ergab diese Abstimmung folgendes Ergebnis:
Bei 25 Gegenstimmen und 1 Enthaltung stimmten 164 Vereinsmitglieder für die weitere Verwendung des Begriffes »Land«. Der Antrag, den Begriff »Land« nicht weiter zu verwenden, fand damit nicht die erforderliche Mehrheit.

c)
Nach erneuter Diskussion über die Notwendigkeit der Angabe im letzten Halbsatz des Satzes 6 der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung hinsichtlich der Herkunft ausländischer Kandidaten stellte der Versammlungsleiter den Antrag eines Vereinsmitgliedes auf Streichung des letzten Halbsatzes des Satzes 6 der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung zur Abstimmung.

Die Abstimmung zu diesem Antrag wurde wiederholt, da zunächst – entgegen dem gewählten Abstimmungsmodus »Subtraktionsverfahren« – nur nach den Ja-Stimmen gefragt wurde (Ergebnis: 15).

Die neuerliche Abstimmung ergab sodann bei einer Präsenz von nunmehr 183 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 144 Gegenstimmen und 10 Enthaltungen stimmten 29 Vereinsmitglieder für den genannten Antrag. Der Antrag auf Streichung des letzten Halbsatzes des Satzes 6 der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung fand damit nicht die erforderliche Mehrheit.

d)
Nach Verkündung des Abstimmungsergebnisses stellte der Versammlungsleiter sodann den Vorschlag eines Vereinsmitgliedes auf kumulative Verwendung der Begriffe »Land/Staat« im

letzten Halbsatz des Satzes 6 der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung zur Abstimmung. Diese ergab sodann bei einer Präsenz von nunmehr 182 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 9 Gegenstimmen und 9 Enthaltungen stimmten 164 Vereinsmitglieder für den genannten Antrag.

e)
Nach Verkündung des Abstimmungsergebnisses stellte der Versammlungsleiter sodann den Vorschlag eines Vereinsmitgliedes auf Streichung des letzten Satzes der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung hinsichtlich der Kennzeichnung von Mitgliedervorschlägen zur Abstimmung. Diese ergab sodann bei einer Präsenz von nunmehr 181 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 137 Gegenstimmen und 3 Enthaltungen stimmten 41 Vereinsmitglieder für den genannten Antrag. Der Antrag auf Streichung des letzten Satzes der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung fand damit nicht die erforderliche Mehrheit.

f)
Nach Verkündung des Abstimmungsergebnisses stellte der Versammlungsleiter sodann den Vorschlag eines Vereinsmitgliedes auf Ergänzung des Satzes 3 der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung wie folgt zu Abstimmung:

> »Vorschläge aus dem Kreis der Mitglieder sind durch mindestens fünf Unterschriften *von Mitgliedern der Gesellschaft* zu unterstützen; solche Vorschläge müssen spätestens vier Wochen vor Beginn der Mitgliederversammlung der Geschäftsstelle in Weimar vorliegen.«

Die Abstimmung ergab sodann bei einer Präsenz von nunmehr 181 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 2 Gegenstimmen und 1 Enthaltung stimmten 178 Vereinsmitglieder für den genannten Antrag.

g)
Sodann entwickelte sich eine erneute Diskussion über den Inhalt des letzten Satzes der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung. In Frage gestellt wurde die Notwendigkeit der namentlichen Nennung des vorschlaggebenden Vereinsmitgliedes. Herr Prof. Dr. Ebert nahm hierzu Stellung und betonte, dass die namentliche Nennung lediglich der Transparenz dienen solle. Er schlug vor, darüber abstimmen zu lassen, statt der vorgeschlagenen Neuregelung, die eine namentliche Nennung vorsieht, die bisherige Regelung des Satzes 2 der Nr. (7) der Wahlordnung, die lediglich die Bezeichnung mit »Mitgliedervorschlag« vorsieht, weiter zu verwenden. Der Versammlungsleiter griff diesen Vorschlag auf und stellte zur Abstimmung, den letzten Satz der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung ohne weitere Änderungen, d.h. mit der namentlichen Nennung des vorschlaggebenden Vereinsmitgliedes, bestehen zu lassen. Die Abstimmung erfolgte in der Weise, dass diejenigen Mitglieder, die mit einer unveränderten Beibehaltung des letzten Satzes der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung nicht einverstanden sind, dies durch Ausübung ihrer Gegenstimme deutlich machen sollten.

Die Abstimmung ergab sodann bei einer Präsenz von nunmehr 175 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 81 Gegenstimmen und 10 Enthaltungen stimmten 84 Vereinsmitglieder dafür, den letzten Satz der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung unverändert bestehen zu lassen. Der Vorschlag, eine weitere inhaltliche Abänderung des letzten Satzes der in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichneten Regelung der Wahlordnung vorzunehmen, fand damit nicht die erforderliche Mehrheit.

h)
Nachdem nunmehr keine weiteren Wortmeldungen bezüglich weiterer Änderungen bzw. Ergänzungen der in der Einladung vorgeschlagenen Änderungen der Wahlordnung zu verzeichnen waren, stellte der Versammlungsleiter die in der Einladung mit Nr. (1a) bezeichnete Regelung der Wahlordnung in folgendem, von mir, Notarvertreter, nochmals vollständig verlesenen Wortlaut zur Abstimmung:

»(5) Die Wahl des Vorstandes erfolgt nach einer vom amtierenden Vorstand vorzulegenden Vorschlagsliste. In die Vorschlagsliste sind die Vorschläge des Vorstandes und die Vorschläge der Mitglieder aufzunehmen. Vorschläge aus dem Kreis der Mitglieder sind durch mindestens fünf Unterschriften von Mitgliedern der Gesellschaft zu unterstützen; solche Vorschläge müssen spätestens vier Wochen vor Beginn der Mitgliederversammlung der Geschäftsstelle in Weimar vorliegen. Die Vorschlagsliste ist zu gliedern in die Gruppe der deutschen und der ausländischen Kandidaten. Innerhalb jeder Gruppe sind die Vorgeschlagenen alphabetisch aufzuführen. Mit dem Namen ist der Wohnort anzugeben, bei ausländischen Kandidaten auch das Land/Staat. Kandidaten, welche die inländischen Vereinigungen repräsentieren sollen, sind als solche zu bezeichnen. Bei den von Mitgliedern Vorgeschlagenen ist zu kennzeichnen, von wem sie vorgeschlagen sind.«

Die Abstimmung ergab sodann bei einer Präsenz von nunmehr 169 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 10 Gegenstimmen und 3 Enthaltungen stimmten 156 Vereinsmitglieder für die vorgeschlagene Neuregelung mit vorbezeichnetem Wortlaut als neue Nr. (5) der Wahlordnung.

i)
Nach Verkündung des Abstimmungsergebnisses wurden die übrigen, in der Einladung vorgeschlagenen Änderungen der Wahlordnung zur Abstimmung gestellt.

Die Abstimmung zur Streichung der Nr. (5) Satz 2 und der Nr. (7) der bisherigen Wahlordnung ergab bei einer Präsenz von 169 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 0 (Null) Gegenstimmen und 0 (Null) Enthaltungen stimmten 169 Vereinsmitglieder für die vorgeschlagene Streichung der genannten Regelungen der bisherigen Wahlordnung.

Die Abstimmung zur Neuregelung der in der Einladung mit Nr. (7) bezeichneten Bestimmung der Wahlordnung mit folgendem Wortlaut

»Der Wahlberechtigte bezeichnet auf dem Stimmzettel die Vorgeschlagenen, denen er seine Stimme geben will. Auf einen Kandidaten kann dabei nur eine Stimme entfallen.«

ergab bei einer Präsenz von 169 anwesenden Mitgliedern folgendes Ergebnis:
Bei 0 (Null) Gegenstimmen und 0 (Null) Enthaltungen stimmten 169 Vereinsmitglieder für die vorgeschlagene Neuregelung mit vorbezeichnetem Wortlaut.

Der Text der geänderten Wahlordnung ist dieser Niederschrift als

Anlage 3

beigefügt.

Der Versammlungsleiter stellte fest, dass die Mitgliederversammlung somit die vorstehenden Änderungen der Wahlordnung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. beschlossen hat.

Tagesordnungspunkt 5 – Tätigkeitsbericht des Präsidenten

Der Präsident der Goethe-Gesellschaft, Herr Dr. Golz, gab anschließend einen Tätigkeitsbericht über den vergangenen Zeitraum.

Tagesordnungspunkt 6 – Geschäftsbericht des Schatzmeisters

Der Schatzmeister der Goethe-Gesellschaft, Herr Rechtsanwalt Johannes Kippenberg, berichtete über die Kassenlage des Vereins.

Tagesordnungspunkt 7 – Bericht der Kassenprüfer

Im Anschluß erstattete Herr Ekkehard Taubner den Prüfungsbericht der Kassenprüfer, Herren Ekkehard Taubner und Volkmar Birkholz.

Tagesordnungspunkt 8 – Aussprache zu den Berichten

Im Anschluss daran fand eine Aussprache zu diesen beiden Berichten statt.

Tagesordnungspunkt 9 – Entlastung des Vorstandes

Vor der Beschlussfassung legte der Versammlungsleiter zunächst fest, dass hinsichtlich der Entlastungsbeschlüsse zu TOP 9 und 10 nicht weiter im Subtraktionsverfahren, sondern durch Auszählen der Ja- und Nein-Stimmen sowie der Enthaltungen abgestimmt werde.

Dem Vorschlag eines Vereinsmitgliedes, den Vorstand insgesamt zu entlasten, stimmte die Mitgliederversammlung einstimmig zu. Sämtliche noch anwesenden Vorstandsmitglieder enthielten sich ihrer Stimme. Weitere Enthaltungen waren nicht zu verzeichnen.

Der Versammlungsleiter stellte fest, dass durch Beschluss der Mitgliederversammlung dem Vorstand Entlastung erteilt wurde.

Tagesordnungspunkt 10 – Antrag auf Entlastung der Kassenprüfer

Dem Vorschlag eines Vereinsmitgliedes auf Entlastung der Kassenprüfer stimmte die Mitgliederversammlung einstimmig zu. Die beiden Kassenprüfer enthielten sich ihrer Stimme. Weitere Enthaltungen waren nicht zu verzeichnen.

Der Versammlungsleiter stellte fest, dass durch Beschluss der Mitgliederversammlung den Kassenprüfern Entlastung erteilt wurde.

Tagesordnungspunkt 11 – Verschiedenes

Danach wurden kurz diverse Vereinsangelegenheiten besprochen.

Nachdem die Tagesordnung erledigt worden war, beendete der Versammlungsleiter um 18.32 Uhr die 81. Mitgliederversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.

Hierüber habe ich, Notarassessor Dr. Karsten Knobloch als amtlich bestellter Vertreter des Notars Prof. Dr. Stefan Hügel mit Amtssitz in Weimar, das vorstehende Protokoll aufgenommen.

gez. Dr. Knobloch gez. Dr. phil. habil. Jochen Golz

Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2007 und 2008

Sehr geehrte Damen und Herren,

wenn ich in den vergangenen Jahren hier vor Sie trat, gab es immer Außergewöhnliches zu berichten; das war schon so bei meinem Vorgänger, dem inzwischen verstorbenen Herrn Dr. Hans Peter Linss. Es ging um unseren Konkurs in fünf, zehn oder fünfzehn Jahren, um das Wegbrechen der Förderung unseres kulturellen Programms, um den Verlust oder die Sicherung unseres Eigentums an Kulturgütern und deren Bereitstellung für die Öffentlichkeit und vieles mehr. Und heute? Heute erleben wir zwar eine weltweite Wirtschafts- und Finanzkrise, doch unsere eigenen Hausaufgaben sind gemacht, unser Haus ist bestellt, wir sind in der Normalität angekommen und können erst einmal durchatmen.

Einer bewährten Praxis folgend, habe ich Ihnen wiederum auf einem Blatt die wichtigsten Zahlen für die letzten Jahre zusammengestellt und darf Sie bitten, das Blatt nun mit mir zur Hand zu nehmen. Es zeigt uns verschiedene Entwicklungen, die man teils bedauern, teils begrüßen mag.

1. Mitgliedschaft

Es ist bedauerlich, dass sich die Menschen insgesamt heute weniger für kulturelle oder soziale Belange uneigennützig engagieren als in früheren Zeiten. Individualismus ist angesagt, während man früher stärker geneigt war, sich für gemeinsame Ziele einzusetzen. Dieses Faktum trifft selbstverständlich auch uns. Doch Gesellschaften verändern sich und ich sehe deutlich, dass in der jüngeren Generation das soziale und kulturelle Engagement wieder zunimmt. Es werden deshalb auch wieder Zeiten kommen, wo dieses Engagement in steigenden Mitgliederzahlen zu Buche schlägt.

2. Öffentliche Zuwendungen und Mitgliederspenden

Die Zuwendung öffentlicher Gelder ging kontinuierlich zurück. In mageren Jahren, wie wir sie jetzt erleben, verwundert das nicht weiter, aber in den fetten Jahren zuvor wurde ebenfalls an der Unterstützung der Kultur durch die öffentliche Hand gespart. Die Gründe dafür zu erörtern hieße, politische Ansichten zu äußern, und dafür ist die Goethe-Gesellschaft nicht das geeignete Forum. Sie beobachten selbst und können selbst denken.

Aus privater Hand hingegen haben wir glücklicherweise sehr viele Spenden erhalten, deren Größe über die Jahre trotz der Wirtschaftskrise einigermaßen stabil geblieben ist – ein gutes und erfreuliches Zeichen. Alle Spender können versichert sein, dass ihre Spenden verantwortungsbewusst eingesetzt werden.

3. Größere private Zuwendungen

Dank des großen persönlichen Einsatzes unseres Ehrenpräsidenten Prof. Dr. Werner Keller ist der Goethe-Gesellschaft eine private Schenkung gemacht worden, aus der das Stipendiatenprogramm der Goethe-Gesellschaft und die Tätigkeit ausländischer Goethe-Gesellschaften unterstützt werden können. Mit Bezug auf mein jüngstes Gespräch mit Herrn Professor Keller kann ich Ihnen heute mit Freude mitteilen, dass aus dieser Schenkung künftig jährlich eine Summe von 1000 Euro für eine Teilnehmerin oder einen Teilnehmer an unserem Goethe-Sommerkurs zur Verfügung steht. Dieser Kurs wird geleitet von Herrn Professor Terence James Reed aus Oxford und von Herrn Dr. Benedikt Jeßing aus Bochum, dem in diesen Tagen an seiner Universität der Professorenstatus zuerkannt worden ist, wozu ich ihm herzlich gratuliere.

Der Vollständigkeit halber sei wiederum erwähnt, dass wir Treuhänder der unselbständigen Stiftung unseres Mitglieds Frau Dr. Renate Grumach sind, aus deren Erträgen die im

Verlag de Gruyter erscheinende Edition von Goethes Gesprächen, die Frau Dr. Grumach herausgibt, finanziell unterstützt wird. Über dieses Geld können wir natürlich nicht frei verfügen, aber der Vorgang zeigt, dass in unseren Umgang mit Finanzen Vertrauen gesetzt wird.

4. Abschließende Betrachtung

Über die weiteren Zahlen auf dem Blatt in Ihrer Hand möchte ich nicht eigens sprechen, stehe Ihnen aber gern für Fragen hier im Mitgliederforum oder im persönlichen Gespräch zur Verfügung. Interesse aber verdienen die fettgedruckten Zahlen jeweils im unteren Teil des Blattes. Dort können Sie erkennen, dass wir ordentlich gewirtschaftet haben; die Einnahmen übersteigen leicht die Ausgaben und unter dem Strich haben wir 2008 das beste Ergebnis seit acht Jahren erreicht. Auch wenn man den Kaufkraftverlust bedenkt, können wir beruhigt sein. Außerdem sind wir nicht am Agieren einer Bank zu messen. Wenn wir nur darauf aus wären, Geld auf unserem Konto anzuhäufen, würden wir unsere Gemeinnützigkeit gefährden, deren Inhalt nicht in Gewinnstreben, sondern in der Förderung aller Aktivitäten besteht, die weltweit der Pflege und Verbreitung von Goethes Werk gewidmet sind.

5. Ein kleines Gedankenexperiment

Einladen möchte ich Sie zu einem Gedankenspiel: Rein rechtlich betrachtet, könnten wir die Ziele unserer Gesellschaft statt mit unserem »e. V.« auch mit einer Stiftung verfolgen. Deshalb ist es für Sie vielleicht einmal ganz interessant, sich vorrechnen zu lassen, wie eine Goethe-Stiftung im Vergleich zu unserer Goethe-Gesellschaft aussehen müsste. Die Goethe-Gesellschaft hat einen durchschnittlichen Jahresumsatz von rund 330.000 Euro. Wenn wir unsere Einkünfte nicht den Mitgliedsbeiträgen und Spenden verdankten, sondern ein Stiftungskapital besäßen, müsste dieses Kapital jedes Jahr die eben genannte Summe abwerfen. Wie berechnen wir das Stiftungskapital? Wir nehmen an, dass der jährliche Ertrag sich auf drei Prozent vom Stiftungskapital belaufen soll, und setzen die Summe von 330.000 Euro als 3 Prozent an. 100 Prozent sind dann also 11 Millionen Euro. So hoch müsste das Stiftungskapital sein, um jährlich gleiche Einnahmen zu erzielen. Doch diese Rechnung ist nicht seriös, denn der jährliche Kaufkraftverlust muss ins Kalkül gezogen werden. Bei einem Kaufkraftverlust von über zwei Prozent in jedem Jahr müssten zwei Drittel der erwirtschafteten drei Prozent thesauriert, das heißt wiederangelegt werden. Das würde aber bedeuten, dass für gleichbleibende Einnahmen in heutiger Höhe ein Stiftungskapital von mindestens 33 Millionen Euro benötigt würde. Dieses Zahlenspiel vor Augen, bin ich doch froh, dass wir keine Depotverwaltung darstellen, sondern eine weltweite Gemeinschaft von Freunden Goethes sind, die sich der selbstlosen Förderung von Goethe-Projekten verschrieben hat.

6. Danksagung

Als Schatzmeister habe ich Grund, Dank auszusprechen. Beginnen möchte ich mit unserem Ehrenpräsidenten, Herrn Professor Keller. Bis zum heutigen Tag verdanken wir seinem beispielhaften Engagement große Summen zur Förderung unserer Stipendiaten und zur Unterstützung der Goethe-Gesellschaften in aller Welt. Wenn die Goethe-Gesellschaft ihren Bogen über alle Kontinente spannt, so ist es das ideelle Verdienst unseres Ehrenpräsidenten, ganz besonders aber auch sein finanzielles Verdienst.

Dem Vorsitzenden unseres Beirates, Herrn Dr. Michael Albert, ist ebenfalls herzlich zu danken, nicht zuletzt dafür, dass er für eine kostenlose Beratung durch eine Münchener Agentur, den Internetauftritt unserer Gesellschaft betreffend, Sorge trug.

Unserem Mitglied Alfried Holle aus Düsseldorf sei dafür gedankt, dass er mit großem Einsatz und großem Erfolg Gelder zur Finanzierung unseres Sommerkurses einwirbt und den Sommerkurs darüber hinaus durch werbende Plakate und gut gestaltete Kursberichte in seiner Firma unterstützt.

Sodann gilt unser Dank der Buchhalterin, Frau Cornelia Jahn, die alle Kontenbewegungen sorgfältig verbucht und trotz aller Notwendigkeit, auch immer wieder zu mahnen, stets freundlich im Umgang mit uns bleibt.

Unsere Kassenprüfer erfüllten auch diesmal wieder ihre wichtige Aufgabe und helfen nachzudenken, wie noch effektiver gewirtschaftet werden kann. Ihnen sei ebenfalls herzlich gedankt.

Schließlich sei aber den Wichtigsten gedankt und das sind Sie, die Mitglieder, die regelmäßig Ihre Mitgliedsbeiträge und darüber hinaus kleinere oder größere Spenden überweisen. Viele von Ihnen sind in ihren Wohnorten für Goethe engagiert, werben im Bekanntenkreis neue Mitglieder. Eigentlich eine Normalität, sollte man meinen, doch Ihnen sei dafür hier, in der Mitgliederversammlung, ausdrücklich Dank gesagt. Es sind unsere besonders interessierten Mitglieder, die die Reise nach Weimar unternehmen, in der Mitgliederversammlung Fragen stellen und Anregungen geben. Darum danke ich als Schatzmeister Ihnen – stellvertretend für alle, die nicht in Weimar sein können – für das von Ihnen gelegte finanzielle Fundament und am Ende meines Berichts zugleich auch für Ihre Aufmerksamkeit.

Johannes Kippenberg

Finanzen der Goethe-Gesellschaft in gerundeten Zahlen
(alle Zahlen in Tausend Euro)

Einnahmen	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008
Mitgliedsbeiträge	83	83	112	94	96	132	97
Einzelspenden	42	67	52	46	44	55	39
Spenden f. Stipendiaten u. ausl.	55	79	63	22	41	27	43
Vereinigungen				17	12	25	30
Großspenden u. Zuwendungen	2	76	3	56	8	49	13
Bundeszuschüsse	63	39	53	37	38	21	16
Einnahmen Hauptvers.		22		29	3	38	–
Einnahmen OV-Tagung	–	–	–	11	12	–	–
Einnahmen Sommerkurs						12	20
Sonstiges	5	6	9	7	16	19	20
Gesamt	**250**	**372**	**292**	**319**	**270**	**378**	**278**

Ausgaben	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008
Stipendiaten	59	54	56	38	44	43	52
f. inländ. Vereinigungen	6	1	1	1	1	1	0,5
f. ausl. Vereinigungen	11	17	11	9	15	21	19
Personal	123	123	99	106	97	101	102
Büro und Druckkosten	19	30	27	22	15	13	8,5
davon Porto	5	13	8	5	5	8	3
und Telefon	2	2	2	3	2	1	1
und Internet	2	1	1	1	1	1	0,5
Vorstandssitzungen	7	3	6	2	6	2	3
sonst. Reisekosten	0,2	0,6	1	1	0,5	1	3
Jahrbuch	40	27	34	32	39	37	38
Schriftenreihe	8	–	–	10	–	–	9
Ausgaben Hauptvers.	–	120	–	96	1	113	2
Ausgaben Sommerkurs						10	18
Sonstiges	15	1	21	23	35	13	17
Tagung OVen und Stipendiatentreffen				–	23	–	–
Gesamt	**288**	**377**	**256**	**340**	**277**	**355**	**272**
Geldvermögen	**149**	**144**	**180**	**159**	**152**	**175**	**181**

Weimar, den 5. Juni 2009

Johannes Kippenberg
Schatzmeister

*Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2007 und 2008**

Liebe, verehrte Mitglieder unserer Gesellschaft,

die Kassenprüfungen für die Geschäftsjahre 2007 und 2008 wurden am 11. April 2008 und am 3. April 2009 durch meinen Prüferkollegen, Herrn Volkmar Birkholz, und mich in der Geschäftsstelle in Weimar durchgeführt. Anwesend waren jeweils die Leiterin der Geschäftsstelle, Frau Dr. Petra Oberhauser, die Buchhalterin, Frau Cornelia Jahn, sowie zeitweise unser Präsident, Herr Dr. habil. Jochen Golz.

Folgende Prüfvorgänge wurden realisiert:
- Vergleich des Plan-Ist-Zustandes des jeweiligen Haushaltsplanes mit der Jahresendrechnung
- stichprobenartige Prüfung von Geschäftsvorgängen und Vergleich mit den dazugehörigen Belegen
- Abgleich von Bewegungen auf den Konten mit den betreffenden Posten in der Buchführung
- Überprüfung des Bar-Kassenstandes mit den Unterlagen am Stichtag der Kassenprüfung
- Einsehen der kopierten, ausgestellten Spendenquittungen und Nachweis der korrekten Aufbewahrung derselben
- Durchsicht der zur Barzahlung ausgestellten Quittungen und Feststellung der korrekten Erstattung der satzungskonformen Ausgaben
- Vergleich mit Positionen und Zahlen der Vorjahre bzw. der Vorberichte und Ableitung entsprechender Schlussfolgerungen daraus.

Es konnte auch diesmal wieder festgestellt werden, dass die Finanzunterlagen korrekt, übersichtlich und nachvollziehbar nach Sachgebieten abgelegt wurden. Die Nachweise wurden mit einer konstanten Exaktheit geführt. Wir Kassenprüfer konnten uns somit ein genaues Bild von der finanziellen Gesamtsituation unserer Gesellschaft machen.

Im Bericht unseres Schatzmeisters wurde bereits die finanzielle Situation analysiert und es wurden Schlussfolgerungen gezogen. Wir möchten uns besonders dem Dank für die zahlreichen Spenden anschließen und unsere Mitglieder dazu aufrufen, die Zwecke unserer Gesellschaft auch künftig mit kleineren und größeren Zuwendungen zu unterstützen.

Wir bedanken uns für die Bereitschaft der Thüringer Landesregierung, uns weiterhin Mittel für die Herstellung des Goethe-Jahrbuchs zur Verfügung zu stellen.

Anregen möchten wir die Einrichtung einer betrieblichen Altersvorsorge für die beiden Mitarbeiterinnen der Geschäftsstelle, um vergleichbare Bedingungen wie für die Mitarbeiter der Klassik Stiftung Weimar herzustellen.

Des Weiteren wünschen wir uns den Verbleib der Geschäftsstelle in den bisherigen Räumen des Stadtschlosses, was neben guten Arbeitsbedingungen und logistischen Vorteilen auch die Möglichkeit der Repräsentation und des Empfangs unserer Mitgliedschaft bietet. Mit den Verantwortlichen der Klassik Stiftung sollten Vereinbarungen getroffen werden, dass die Mitgliedskarten bis zum 31. März des Folgejahres Gültigkeit haben, da die Buchungen am Jahresanfang und somit auch der Versand der Mitgliedskarten geraume Zeit in Anspruch nehmen.

* Die hier wiedergegebene Fassung ist eine gekürzte Fassung des in der Mitgliederversammlung erstatteten ausführlichen Berichts.

Am Ende möchten wir unseren Dank aussprechen für erneut erfahrene vertrauensvolle Zusammenarbeit mit unserem Präsidenten, Herrn Dr. habil. Jochen Golz, dem Schatzmeister, Herrn Johannes Kippenberg, der Leiterin der Geschäftsstelle, Frau Dr. Petra Oberhauser, sowie der Buchhalterin der Geschäftsstelle, Frau Cornelia Jahn.

Ekkehard Taubner, Volkmar Birkholz

Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille

Laudatio auf Herrn Professor Dr. h. c. mult. Dietrich Fischer-Dieskau (Berlin) und Herrn Professor Dr. Norbert Miller (Berlin)

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
wenn jemand eine Auszeichnung erhält, die einen berühmten Namen trägt – wie heute die Goethe-Medaille –, ist es ein hübsches Gedankenspiel, sich zu überlegen, wie der Namenspatron, wenn er denn noch lebte, wohl auf die Nachricht reagieren würde, wer da in seinem Namen ausgezeichnet wird. Manches Mal würde er vielleicht erstaunt, bedenklich oder gar verdrießlich den Kopf schütteln – auch Goethe wohl das eine oder andere Mal.

Doch heute, dessen bin ich mir sicher, dürfen wir der virtuellen Zustimmung Goethes absolut sicher sein. Gäbe es die Goethe-Medaille noch nicht, müsste sie für Dietrich Fischer-Dieskau und Norbert Miller geradezu erfunden werden! Für beide, den Sänger und den Gelehrten, war Goethe immer der ›Stern der schönsten Höhe‹, und beide, der *musicus doctus* und der *doctor musicus* sind auf so vielfältige Weise miteinander verbunden, dass es sich geradezu von selbst versteht, dass sie auch miteinander befreundet sind. Ich möchte behaupten, dass jeweils der eine *ist*, was der andere sein möchte: Dietrich Fischer-Dieskau ein Gelehrter, Norbert Miller ein Sänger. Denn so steht es ja mit uns ewig mit uns selbst unzufriedenen Sterblichen. Wir finden uns nie mit dem ab, was wir sind, sondern sehnen uns nach dem, was wir gerne wären.

Freilich: So weit sind Sein und Sehnen hier und heute gar nicht voneinander entfernt. Fischer-Dieskau, der Verfasser zahlreicher Bücher musikalisch-literarischer Thematik, ist ja *auch* ein Gelehrter und Miller als Wissenschaftler zugleich ein glänzender Stilist, ein wahrer Künstler deutscher Prosa. Zugleich aber ist er einer der intimsten Opernkenner unserer Zeit, der alles Große, was je für das Musiktheater geschaffen wurde, innerlich mitzusingen vermag, ja uns in seinen zahllosen unvergleichlichen Traktaten, Essays, Feuilletons und Aufführungskritiken die Kunst des dramatischen Gesangs oft so suggestiv vergegenwärtigt hat, dass wir fast selbst mitsingen könnten, was er uns immer wieder betörend vor Ohren führt. Wer auf der ganzen Welt wäre etwa ein so intimer Kenner des von deutschen Musikgelehrten gern als unter ihrer Würde erachteten Gaetano Donizetti wie Norbert Miller, der in Pipers Enzyklopädie des Musiktheaters diesem wunderbaren Komponisten Artikel gewidmet hat, die kaum ein Musikwissenschaftler von Beruf so schreiben könnte. Das nur als *ein* Beispiel! Was ihn neben vielem anderen auch mit Dietrich Fischer-Dieskau verbindet, sind ihre legendären Schallplattensammlungen, in denen noch das Entlegenste, selbst den Kennern Verborgene zu finden ist.

Dietrich Fischer-Dieskau und Norbert Miller sind wahrhaft Generalisten im goetheschen Geiste, jeder in seiner Art ein *Pontifex maximus*, ein Brückenbauer zwischen den Künsten und Wissenschaften. Der Sänger Dietrich Fischer-Dieskau ist auch ein Schriftsteller und Maler und der Gelehrte Norbert Miller ein Wanderer zwischen den Welten der Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaft, zwischen denen es für ihn keine Grenzen gibt, und überhaupt zwischen Wissenschaft und Kunst des Schreibens.

Der Name Fischer-Dieskau steht nicht nur für den universalsten Sänger in der Geschichte der deutschen Musik und einen der bedeutendsten Musikinterpreten des vergangenen Jahrhunderts, sondern auch für eine bildungsbürgerliche und Musiker-Familie, wie sie heute schon fast legendär anmutet. Johann Sebastian Bach widmete immerhin 1742 seinem Vorfahren, dem kurfürstlich-sächsischen Kammerherrn Carl Heinrich von Dieskau, die *Bauernkantate* BWV 212. Das Ethos familiärer Bildungstradition und etwas gänzlich Unzeitgemäßes, Deutsch-Meisterliches – bei aller kosmopolitischen Offenheit – prägen diesen Künstler in allem, was er singt, schreibt und redet. Die heute üblichen Selbstdarstellungsrituale medien-

verführter Künstler blieben ihm stets fremd. Die entschlossen hinter der interpretierten Musik zurückstehende Persönlichkeit Fischer-Dieskaus repräsentiert einen nahezu ausgestorbenen Musikertypus besten – eben bescheidensten – Schlages.

In Berlin ist er geboren, und sein Vater – Oberstudiendirektor Geheimrat Dr. Albert Fischer-Dieskau – war der Begründer des Zehlendorfer Gymnasiums. (Nach ihm ist heute noch eine Straße in Zehlendorf benannt.) Vom Vater hat Dietrich Fischer-Dieskau die Statur: seine didaktische Neigung, die sich nicht nur in seiner Lehrtätigkeit, in seinen Meisterkursen zumal und seinen Büchern, sondern auch in seiner anthologischen und Sammel-Tätigkeit oder in der Anlage seiner Liedprogramme ausdrückt.

Als er 1947 aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, begann sofort seine beispiellose Sängerkarriere, die ihn in wenigen Jahren in alle maßgebenden Opernhäuser, Festspiel- und Konzertzentren der Welt führte. Die Zahl seiner Schallplattenaufnahmen – nahezu ein halbes Tausend werden es sein – macht ihn als Sänger zum absoluten König in der Geschichte dieses Mediums.

Fischer-Dieskau verkörperte nach dem Krieg in den Augen der Welt wie kein anderer Musiker das bessere Deutschland. Er hat mit seinen Liedprogrammen – als bedeutendster Liedinterpret des 20. Jahrhunderts, dessen Repertoire rund dreitausend Lieder von etwa hundert Komponisten umfasst – der von den Nazis geschändeten deutschen Sprache in den Ohren vieler ausländischer Hörer ihre Unschuld wiedergegeben.

Fischer-Dieskaus Repertoire umkreist – mit notorischer Stilsicherheit – nahezu alles, was ein lyrischer Bariton auf der Opernbühne und im Konzert singen kann, sämtliche Epochen der Musikgeschichte von Heinrich Schütz bis Aribert Reimann. Eine stattliche Reihe repräsentativer Komponisten unserer Zeit hat Werke für ihn geschrieben respective sich von ihm zu Werken inspirieren lassen, wie – um nur zwei herausragende Beispiele zu nennen – Benjamin Britten im Falle des *War Requiem* (1962), dessen lyrische Texte Fischer-Dieskau ins Deutsche übertragen hat, oder Aribert Reimann mit dem *Lear* (1978), in dessen genialer Uraufführungsinszenierung von Jean-Pierre Ponnelle an der Bayerischen Staatsoper Fischer-Dieskau vier Jahre später zum letzten Mal auf der (Münchner) Opernbühne stand. Allein eine alphabetische Liste der Komponisten, deren Werke Fischer-Dieskau uraufgeführt hat, bietet ein repräsentatives Stück Musikgeschichte in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts: Samuel Barber, Boris Blacher, Benjamin Britten, Luigi Dallapiccola, Gottfried von Einem, Wolfgang Fortner, Karl Amadeus Hartmann, Hans Werner Henze, Ernst Krenek, Witold Lutoslawski, Siegfried Matthus, Aribert Reimann, Wolfgang Rihm, Igor Strawinsky, Michael Tippet, Isang Yun.

Fischer-Dieskau hat niemals nur Sänger, niemals nur Musiker sein wollen. Der Literatur gehört seine Leidenschaft fast ebenso sehr wie der Musik. Die Liebesverbindung von Poesie und Musik ist geradezu der Angelpunkt seines musikalischen Wirkens, seines Denkens und Schreibens. Es dürfte kaum je einen Sänger gegeben haben, dessen Liedgesang auch das Verständnis der Lyrik so bedeutend gefördert hat wie Fischer-Dieskau. Doch nicht nur sein Liedgesang, auch seine Schriftstellerei zeugt von jener – von seiner – Liebesverbindung zwischen Poesie und Musik: die stattliche Zahl seiner Bücher, die von Schubert über Schumann, Brahms und Hugo Wolf bis Debussy einen riesigen musikgeschichtlichen Kosmos ausschreiten. Seine erste Monographie *Auf den Spuren der Schubert-Lieder* (1971) nahm überhaupt zum ersten Mal eine umfassende Sichtung des Textmaterials des schubertschen Lied-Œuvres vor. Dieses wie seine Bücher über Johann Friedrich Reichardt (1992) und *Carl Friedrich Zelter und das Berliner Musikleben seiner Zeit* (1997) lassen immer wieder Goethe als Leitstern aufleuchten. Und so ist es kein Wunder, dass Fischer-Dieskau, der als musikalischer Interpret des meistkomponierten Dichters der Weltliteratur selbst ein Stück Wirkungsgeschichte Goethes mitgeschrieben oder mitgesungen und eben allen wichtigen Goethe-Komponisten von Reichardt bis Wolf einlässliche Monographien gewidmet hat, 2006 eine umfassende Biographie des Theatermannes Goethe im Spannungsfeld seiner Zeit vorlegte. Es ist das einzige Buch Fischer-Dieskaus, in dem er das musikalische Terrain verlassen hat (obwohl von Goethes Beziehung zur Musik auch hier viel die Rede ist).

Dietrich Fischer-Dieskau ist gebürtiger Berliner, der doch bis heute mit der zweiten Hälfte seines Wesens in und bei München lebt, Norbert Miller – seine Zunge verrät ihn unaufhörlich – ein gebürtiger Münchner, den es nach Berlin verschlagen hat. Wie Fischer-Dieskau ist er ein Senkrechtstarter gewesen. Bereits 1959, in einem Alter, in dem die Studenten von heute normalerweise ihre Zwischenprüfung absolvieren, um zum Hauptstudium zugelassen zu werden, begann er mit der Edition der Werke Jean Pauls, für die sein Freund Walter Höllerer die Nachworte schrieb. Von Anfang an erstreckten sich seine Interessen über das weite Feld der europäischen Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte. Als Komparatist hat er Henry Fielding und Daniel Defoe sowie die Father Brown-Geschichten von Chesterton ediert, Nerval und Beaumarchais kommentiert, ist den Spuren verschütteter deutschsprachiger Autoren wie Ferdinand von Saar gefolgt und immer wieder ging es ihm herausgeberisch um Goethe, vom Insel-Goethe der sechziger Jahre bis zur Münchner Ausgabe der achtziger und neunziger Jahre.

Dem Kunsthistoriker Miller ist das *Opus magnum* über Giovanni Piranesi: *Archäologie des Traums* zu danken, des ›Michelangelo der Radierung‹, wie er genannt worden ist. Die Entdeckung Piranesis als Schlüsselfigur der europäischen Kunstgeschichte ist nicht zuletzt ein Verdienst Millers. Ähnlich wegweisend ist sein Buch über den Begründer der *Gothic Novel* wie des englischen Landschaftsgartens: Horace Walpole – mit dem Titel *Strawberry Hill und die Ästhetik der schönen Unregelmäßigkeit*, in dem er den Blick auf die andere Seite der Aufklärung und die vorausgeworfenen Schatten der Romantik lenkt. Ob Literatur, Architektur oder Landschaft – für alles hat Norbert Miller einen Blick und vor allem die Sprache, das auf ebenso gelassene wie suggestive Weise dem gelehrten wie unprofessionellen Leser zu vermitteln, als ›Spectator‹ im Sinne des ihm so nahestehenden 18. Jahrhunderts. Diese Vorzüge kommen am glücklichsten in seinem Goethe-Buch *Der Wanderer* zum Ausdruck. Es ist ein ingeniöser Nachvollzug von Goethes *Italienischer Reise*, aber zugleich eine Art *Cicerone* in der Nachfolge Jakob Burckhardts, eine *Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens*, wie dieser sein berühmtes Buch nannte, mit den Augen Goethes und an Hand des kundigen Wegweisers Norbert Miller – ein Wanderer auch er, wie sein ganzes Œuvre ›Wanderer-Phantasie‹ genannt werden könnte.

Unlängst hat Norbert Miller ein weiteres *Opus magnum* abgeschlossen: die beiden gigantischen Bände des von ihm mit seinem Freund Carl Dahlhaus konzipierten und nach dessen Tod allein weitergeführten Werks *Europäische Romantik in der Musik*. Hier kommen noch einmal alle Vorzüge seines welt- und kunstumspannenden Geistes zusammen, seiner Blickwechsel und Wanderschaften zwischen den verschiedenen Wissenschaften der Kunst und der Kunst der Wissenschaft.

Auf einen schöneren Einfall, als Dietrich Fischer-Dieskau und Norbert Miller gleichzeitig mit der Goethe-Medaille auszuzeichnen, konnte man schwerlich kommen. Ist Norbert Miller, der *doctor musicus*, eine Art Dietrich Fischer-Dieskau der Wissenschaft, so Dietrich Fischer-Dieskau, der *musicus doctus*, eine Art Norbert Miller der Musik.

Ist es e i n lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als e i n e s kennt?
(HA 2, S. 66)

Diese Frage eines bekannten Dichters möchte ich an Sie weitergeben und ich bitte Sie, sie für sich selbst zu beantworten. Ich aber möchte Dietrich Fischer-Dieskau und Norbert Miller im Namen Ihrer aller aufs herzlichste zur Goethe-Medaille an diesem geschichtsträchtigen Ort beglückwünschen, der sich durch diese Auszeichnung gewiss nicht weniger geehrt fühlt als die Ausgezeichneten selbst.

Dieter Borchmeyer

Laudatio auf Herrn Professor Dr. Dr. h. c. mult. Werner Keller (Köln)

Sehr verehrter, lieber Herr Keller, seien Sie herzlich bedankt für die Einladung zu diesem Tage, der nicht nur in Ihrem Leben, mit Goethe zu reden, Epoche macht. Wenn ich als Ihr Nachfolger im Amt des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft vor Ihnen erscheine, kann ich dies natürlich nicht mit leeren Händen tun. Doch haben Sie selbst in der Einladung zu dieser Feststunde mit der Ihnen eigenen liebenswürdigen Beharrlichkeit als Bitte formuliert: »keine Geschenke« und gleichwohl den Wunsch angeschlossen, den georgischen Sorgenkindern treu zu bleiben. In beidem geben sich gleichermaßen die Tugend persönlicher Selbstlosigkeit wie der lautere Appell, uneigennützig beizuspringen, zu erkennen. Beides darf als reine Bekundung Ihres inneren Selbst angesehen werden und die zunächst an Ihre Gäste gerichtete Bitte findet ihre sinnvolle Ergänzung in der von Ihnen gern gebrauchten Maxime: Wer sich mit Goethe beschäftigt, beschenkt sich selbst am reichsten. Selbst wenn wir unbedingt geneigt sind, beiden Geboten zu folgen, so muss an diesem Tag auch der Dank ausgesprochen werden, den Ihnen unsere Gesellschaft in hohem Maße schuldet.

In einer Zeit des weltpolitischen Umbruchs, Ende 1990, haben Sie das durch den plötzlichen Tod von Karl-Heinz Hahn verwaiste Präsidentenamt übernommen, und fortan haben Sie sich als Brückenbauer verstanden, im nationalen wie im internationalen Sinne. Formal hatte die Goethe-Gesellschaft zwar seit 1967 einen internationalen Status und war so dem Schicksal der Spaltung entgangen, doch real war sie eine Vereinigung vornehmlich von Mitgliedern aus beiden deutschen Staaten geblieben. Dass sich Goethe-Freunde aus Ost und West alle zwei Jahre in Weimar zu Begegnung und Gespräch zusammenfinden konnten, darf als ein kleines Wunder in Zeiten weltpolitischer Konfrontation angesehen werden. Nicht geringen Schutz bot gewiss, wie Sie selbst einmal gesagt haben, Goethes weltweites Ansehen. »Der Geist, aus dem wir handeln, ist das höchste«, heißt es im Lehrbrief in *Wilhelm Meisters Lehrjahren* und diesem Grundsatz sind Sie unbeirrt gefolgt. Dank Ihres Wirkens – die darin enthaltene unendlich geduldige Mühe können wir nur bewundernd erahnen – gründeten sich in Ost- und Westeuropa, im Kaukasus wie im Fernen Osten neue Goethe-Gesellschaften. Auf dem Felde west-östlicher Begegnungen in Kultur und Wissenschaft haben Sie gemeinsam mit Ihrer Frau zukunftsweisende Wegzeichen gesetzt, der Erkenntnis entsprechend, dass Goethe in der östlichen Hemisphäre noch einen anderen, höheren Stellenwert besitzt als in so manchen Staaten Westeuropas. Den internationalen Goethe-Gesellschaften bis auf den heutigen Tag Förderung in jeder denkbaren Weise angedeihen zu lassen, zählt zu Ihren größten und schönsten Leistungen. Ihre besondere Liebe gehört dem schwer geprüften Georgien und dort dürfen Sie mit Fug und Recht den Ehrentitel »Werner, der Ernährer« in Anspruch nehmen. Viele Menschen überall in der Welt können von Ihrer Hilfsbereitschaft, Ihrer wahrhaft humanen und sozialen Gesinnung Zeugnis ablegen.

»Denn man lebt mit Lebendigen«, nirgendwo sonst hat sich Goethes Maxime eindringlicher bewahrheitet als in Ihrer fördernden und fordernden, ein Gutteil Lebenszeit verzehrenden Betreuung von Studenten und jungen Wissenschaftlern. 1993 haben Sie das Stipendiatenprogramm der Goethe-Gesellschaft ins Leben gerufen und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, dass dieses Programm bis zu dieser Stunde in Ihnen nicht nur seinen schöpferischen Inspirator, sondern auch seinen wirksamsten Helfer besitzt. Das Stipendienprogramm sei, so haben Sie es im *Goethe-Jahrbuch* 1999 formuliert, »unsere Antwort auf die Nöte und Chancen dieser Jahre«. In den vergangenen Jahren haben wir oft miteinander über unsere Stipendiaten gesprochen und nicht selten mündeten diese Gespräche in das Bekenntnis, dass Begegnungen mit jungen Wissenschaftlern aus Ost und West auch den Betreuer – Sie und mich und manchen anderen in unserer Gesellschaft – bereichern und, in den besten Momenten, beglücken.

In diesem Jahr, in dem die Goethe-Gesellschaft auf 125 Jahre ihres Bestehens zurückblicken kann, werden wir bereits den 250. Stipendiaten begrüßen. Die Goethe-Gesellschaft

hat ein neues Kapitel aufgeschlagen, das dank Ihres selbstlosen Wirkens seinen prägenden Inhalt erhalten hat. Dank ist Ihnen dafür in reichem Maße zuteil geworden: Dank des Außenministers Klaus Kinkel, nachzulesen im *Goethe-Jahrbuch* 1998, Dank auch der Bundesrepublik Deutschland in Gestalt des Bundesverdienstkreuzes. Der schönste Dank aber ist der Dank der Stipendiaten selbst, die, bereichert um Wissen und menschliche Erfahrung, als Botschafter Goethes in ihre Heimatländer zurückkehren.

Brücken zu bauen, diese Tugend haben Sie nicht nur im Wirken nach außen, sondern auch im inneren Leben der Goethe-Gesellschaft unter Beweis gestellt. »Nach den Mühen der Berge seit 1990 die Mühen der Ebenen«, so haben Sie rückblickend die Anfangssituation bezeichnet. Worauf Sie gründen konnten, war die unveränderte Wirkungskraft von Goethes Werk ebenso wie die geistige Freiheit, in der sich fortan die Begegnungen der Freunde Goethes vollzogen. Der »geistige Handelsverkehr« zwischen den Ortsvereinigungen in Ost und West, vordem undenkbar, entwickelte sich im Zeichen unvoreingenommenen Gedankenaustauschs und partnerschaftlicher Gemeinsamkeit. Die Goethe-Gesellschaft, dies 1991 Ihre Worte, »bedurfte keines bilderstürmenden Neubeginns, wohl aber der besonnenen, selbstkritischen Standortbestimmung – wie vordem im Zeichen wechselseitiger Achtung und gegenseitigen Verstehens«. Dem Willen zu gemeinsamem Handeln, zu gemeinsamer Verständigung jenseits alles zuweilen Trennenden haben Sie in den Hauptversammlungen der Goethe-Gesellschaft mahnend und bewegend Ausdruck verliehen. Dass nur derjenige historisch angemessen urteilen könne, der vergleichbare Erfahrungen besitze, gehört zu Ihren unverrückbaren Grundsätzen. So haben Sie zu den Hauptversammlungen Zeugen der Zeit als Ehrengäste eingeladen, den Buchenwald-Häftling Jorge Semprun ebenso wie den israelischen Politiker Avi Primor oder den Lyriker Reiner Kunze.

Dass die Goethe-Gesellschaft ihr geistiges Fundament wohl befestigen, nicht jedoch radikal erneuern, ihr finanzielles hingegen in vieler Hinsicht neu gründen musste, sei nicht verschwiegen. Dass die kulturfördernden Institutionen des Staates Hilfe nicht verweigerten und, wenngleich in schmalerem Umfang, auch heute nicht verweigern, dass Mitglieder und Freunde der Goethe-Gesellschaft bereitwillig deren Arbeit auch finanziell unterstützten und unterstützen, ist Ihrer werbenden Beharrlichkeit, Ihren freundschaftlichen Kontakten zu verdanken, in denen sich stets die Würde des Gelehrten, der für die gute Sache eintritt, mit der Sorglichkeit des sparsamen Schwarzwälders verbindet, dessen soziales Gewissen in notvollen Kindheits- und Jugendjahren gereift ist.

Das Goethejahr 1999, in dem Sie Ihren Abschied vom Amt des Präsidenten nahmen und Ihnen – unter dem enthusiastischen Beifall aller Anwesenden – die Würde des Ehrenpräsidenten der Gesellschaft zuteil wurde, stellte einen Höhepunkt im Leben unserer Gesellschaft dar. In Weimar trafen sich zur Hauptversammlung annähernd 1000 Mitglieder aus aller Welt, in Erfurt fand ein Kongress der Goethe-Übersetzer statt, in Gotha versammelten sich Repräsentanten mehrerer literarischer Gesellschaften zu Ehren von Goethe, Shakespeare, Diderot, Puschkin und Mickiewicz und vereinigten ihre Stimmen in einem Diskurs über Weltliteratur. Schöner und reicher konnte die Ernte Ihrer Amtsjahre nicht ausfallen.

Die Goethe-Zeile, die Sie zum Motto der Hauptversammlung 1999 wählten: »Es gilt am Ende doch nur / Vorwärts« – sie kann als Maxime eines Menschen angesehen werden, dessen Handeln über den Tag hinaus wirkt und dem wir von Herzen eine gute Gesundheit *ad multos annos* wünschen.

Sie haben, lieber Herr Keller, nicht nur sich selbst mit Goethe beschenkt, Sie haben Freunde, Kollegen, Schüler reichlich teilhaben lassen und Sie haben insbesondere unsere Mitglieder beschenkt, als Sie ihnen in der Reihe *Schriften der Goethe-Gesellschaft* einen Band mit Goethe-Studien, Zeugnis eines großen und strengen Forscherlebens, zugänglich machten. Dessen Titel *»Wie es auch sei das Leben …«*, absichtsvoll gewählt, Lebensvertrauen und Zuversicht bezeugend, kann uns allen Richtschnur sein.

Die Goethe-Gesellschaft sagt Ihnen Dank für ein beispielgebendes, in alle Regionen der Welt ausstrahlendes humanes Wirken im Zeichen Goethes und verbindet diesen Dank mit der höchsten Ehrung, die sie zu vergeben hat: der Goldenen Goethe-Medaille.

Jochen Golz

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 81. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. h. c. mult. Dietrich Fischer-Dieskau
als einem der großen Musiker unserer Zeit,
der, dem Geist und Werk Goethes verpflichtet,
Wort und Ton,
Gesang und Sprachkunst,
Kreativität und Reflexion
auf einzigartige Weise verbindet,
in dankbarer Anerkennung
die Goldene Goethe-Medaille.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 81. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. Norbert Miller,
dem großen Brückenbauer zwischen den Künsten,
der, im Geiste und in den Spuren
der Universalität Goethes,
Dichtung, Musik und Bildende Kunst
zusammenzuschauen, zusammenzuhören,
zusammenzudenken weiß,
in dankbarer Anerkennung
die Goldene Goethe-Medaille.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht zur Feier seines 80. Geburtstages
Herrn Professor Dr. Dr. h. c. mult. Werner Keller,
dem verdienstvollen Präsidenten und
heutigen Ehrenpräsidenten,
dem selbstlosen Förderer unseres Wirkens,
dem hoch angesehenen Hochschullehrer
und bedeutenden Goethe-Forscher,
der Hörern und Lesern in aller Welt
Goethes Dichten und Denken vorbildhaft gedeutet hat,
dem lauteren Freund und Helfer
zahlreicher junger Menschen in Ost und West,
ihm verbunden in der Liebe zu Goethe,
in aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit
die Goldene Goethe-Medaille.

*Rede von Herrn Prof. Dr. Norbert Miller beim Empfang der Goethe-Medaille**

Hochansehnliche Festversammlung,
meine Damen und Herren,

ziemlich genau vor einem halben Jahrhundert kam ich zum ersten Mal nach Weimar. Als Mitglied einer kleinen Delegation von Studenten aus der anderen Goethe-Stadt, aus Frankfurt am Main, durfte ich an der Tagung der Goethe-Gesellschaft teilnehmen und wurde so im Deutschen Nationaltheater, in dem einst die Weimarer Republik gegründet wurde, Zeuge einer festlichen, aber von schweren inneren Auseinandersetzungen geprägten Sitzung. Ich erinnere noch die Reden des damaligen Präsidenten Andreas B. Wachsmuth und seines späteren Nachfolgers Helmut Holtzhauer, des Direktors der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten. Dunkel habe ich noch die aufgeregten Gespräche unter uns Studenten im Gedächtnis, die umschwirrenden und von uns nicht überprüfbaren Gerüchte über die Spaltung der Gesellschaft, und schließlich die Stimmung allgemeiner Erleichterung, mit der wir alle am folgenden Abend an dieser gleichen Stätte eine Aufführung von Mozarts *Hochzeit des Figaro* sahen. Sie ist für mich immer die Aufführung aller Aufführungen geblieben.

Nun haben Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren vom Vorstand der Goethe-Gesellschaft, Dietrich Fischer-Dieskau, dem größten Liedersänger und dem eindringlichsten Interpreten der ins Lied verwandelten deutschen Lyrik, dem Künstler, dem Autor, dem Goethe-Kenner, und mir, der ich mich im Rahmen meiner philologischen und interpretierenden Aufgaben als Universitätslehrer um Goethe bemüht habe, gemeinsam die höchste Auszeichnung verliehen, die Goldene Goethe-Medaille, die ich hier in Händen halte. Die sehr ehrenvolle Begründung dieser Entscheidung und die vom Temperament des Laudators geprägte, für mich nur allzu schmeichelhafte Lobrede heben das Gemeinsame zwischen dem einzigartigen Musiker, der auch ein bedeutender Schriftsteller ist, und dem Verfasser von Goethe-Kommentaren und Monographien, der sich auch für Fragen der Musik interessiert, so anmutig hervor, dass man es beinahe glauben möchte. Ob freilich Dietrich Fischer-Dieskau den schönen Vergleich mit dem Ginkgo-biloba-Blatt so stehenlassen würde, ganz ohne Stirnrunzeln, wage ich zu bezweifeln. Aber er würde sicher aus Nachsicht ein Auge zudrücken.

Die Beschäftigung mit Goethe, mit seiner Existenz wie mit seinem ins Unendliche sich ausweitenden Werk, hat mich mein Leben lang begleitet, von den Kinderzeichnungen an, in denen ich mir den Inhalt des *Götz von Berlichingen* und der beiden Teile des *Faust* vergegenwärtigen wollte – ich liebte natürlich besonders die mancherlei bizarren Figuren aus der mir sonst doch wohl eher unverständlichen *Klassischen Walpurgisnacht* –, bis zur ersten Begegnung mit meinem Frankfurter Doktorvater Kurt May, von der Mitarbeit am Insel-Goethe von 1963 bis zum Abschluss der Münchner Gesamtausgabe im Jahr 1998, der ja auch hier in Weimar und im Goethehaus gefeiert wurde. Zahlreiche Aufsätze, Abhandlungen, Nachworte und zwei Bücher sind aus dieser Leidenschaft für Goethe hervorgegangen – vielleicht ein wenig überraschend bei jemandem, der sein Leben doch eigentlich Goethes Antipoden Jean Paul und E. T. A. Hoffmann verschrieben zu haben schien. In meinem jüngsten Buch über Goethe und seine Komponisten habe ich, das sei hier eher mit Zurückhaltung vermerkt als ruhmredig hervorgehoben, die Grenze zum Schaffen Dietrich Fischer-Dieskaus leichtfertig überschritten. Erst durch diesen Übergriff freilich ist mir das volle Ausmaß des

* Die Rede wurde zugleich im Namen von Herrn Prof. Dr. h. c. mult. Dietrich Fischer-Dieskau gehalten, dem die Goethe-Medaille *in absentia* verliehen wurde.

Wissens und der Einsichten ganz deutlich geworden, das hinter den beiden Monographien über Carl Friedrich Zelter und Johann Friedrich Reichardt von Fischer-Dieskau steckt. An wie vielen Punkten nahm der eigene Gedanke am früheren und weitergefassten Gedanken des anderen seinen Ausgang! Wenn ich mich nun, gerührt und bewegt durch den festlichen Augenblick, für diese hohe Auszeichnung bedanke, dann muss ich – leider sei es gesagt – stellvertretend auch für meinen erkrankten Freund Dietrich Fischer-Dieskau sprechen, der so gern heute hier gewesen wäre. Ich hatte mich sehr auf dieses Weimarer Treffen und auf die abendlichen gemeinsamen Diskussionen vor und mit der Goethe-Gesellschaft gefreut. Nun hat ärztlicher Ratschluss die Reise nach Weimar verhindert. Umso herzlicher bittet der Gefeierte, der Jury und der Festversammlung seinen Dank auszusprechen. Auch ihm hat Goethe ein Leben lang die Maßstäbe seiner Auffassung von Kunst bestimmt. Sein Einfluss auf die von Anfang an so intensive, von der Lyrik herkommende Liedausdeutung Dietrich Fischer-Dieskaus lässt sich auch daran messen, wie diese höchste Lesekunst sich – Dauer im Wechsel – über die Jahrzehnte hinweg im Umgang mit Beethoven, Schubert, Schumann gewandelt und erneuert hat. Das blieb Geist aus Goethes Geist. Wie sehr hat Fischer-Dieskau aber auch das Weimarer Umfeld Goethes in sein interpretierendes und schreibendes Gesamtwerk einbezogen. Die Liedkunst im Umkreis der Anna Amalia, die Werke Johann Friedrich Reichardts und Zelters, das Weimarer Theater, Goethes Spätwerk – all das hat ja den Sänger wie den Autor beschäftigt. Und er empfindet diese Nähe tief.

Meine Damen und Herren, Sie sehen mich hier in der unglücklichen Lage, mich als einer für zwei zu bedanken. Ich versuche in meiner Verlegenheit, das Ginkgo-biloba-Blatt so gut vorzustellen, wie es mir möglich ist: Medaille und Urkunde mit jedem meiner Arme gleichzeitig in die Luft hebend: Danke!

Verleihung der Ehrenmitgliedschaft

Laudatio auf Frau Dr. Gundega Grīnuma (Riga/Lettland)

Von 1921 bis 1925 war er Direktor des Nationaltheaters, danach wirkte er ein reichliches Jahr als Bildungsminister. Dem Literatur-Brockhaus gilt er als Klassiker der lettischen Literatur, Peter Matussek gar als »lettischer Goethe«. 1991 erschien ihre erste Monographie über ihn. Zuvor hatte sie neun Jahre an einer dreißigbändigen Gesamtausgabe mitgewirkt. Acht Jahre war sie Mitherausgeberin eines ihm und seiner in Lettland als Dichterin gleichfalls wohlbekannten Gattin Aspazija gewidmeten Jahrbuchs. 1990 gründete und bis 1999 leitete sie eine sich in *seinem* Museum befindende, sich aber gleichermaßen der Partnerin annehmende Forschungsabteilung. Und vor wenigen Wochen erschien ihr 770 Seiten starker Band über sein und seiner Aspazija Exil in der Schweiz. 1897 übersetzte er, verbannt in die russische Provinz, Goethes *Faust* ins Lettische: Jānis Rainis. Einhundert Jahre später brachte sie, die Literaturwissenschaftlerin an der Rigaer Universität Lettlands, die Experten zusammen zum Disput über Rainis und Goethe. Dieses Ereignis resümierend, schrieb sie, Dr. Gundega Grīnuma, ihre eigene Rolle bescheiden herunterspielend, im Goethe-Jahr 1999 in der Einführung zum erweiterten Konferenzband: »Wenn man bedenkt, dass die Linie Goethe – Rainis die Hauptachse der deutsch-lettischen Kulturverbindung ist, kann man sagen, dass das *Faust*-Symposium sich zu einem überzeugenden Auftakt für die Erneuerung und Intensivierung der kulturellen Beziehungen zwischen Lettland und Deutschland entwickelt hat. Gleichzeitig war es auch ein gelungenes Vorspiel zum Gedenken in Lettland an Goethes 250. Geburtstag. Um so mehr, als im Oktober 1998 die Idee zur Gründung einer lettischen Goethe-Gesellschaft verwirklicht wurde, die während der Zeit des Symposiums gereift war«.

Seit beinahe elf Jahren leitet Gundega Grīnuma die Geschicke der lettischen Goethe-Gesellschaft, und in Riga ist es wie an sonst kaum einem Ort gelungen, auch das Institut gleichen Namens in die Arbeit einzubinden. 2001 konnte man, gemeinsam mit der Universität der Ostsee-Metropole und den Kollegen aus dem estnischen Tartu eine in beiden Städten stattfindende Doppelkonferenz auf die Beine stellen. Der runde Geburtstag des deutsch-baltischen »Goethe-Widergängers« Jakob Michael Reinhold Lenz bot hierfür gegebenen Anlass. Nachlesen kann man die breitgefächerten Beiträge in dem von Gundega Grīnuma redaktionell betreuten Band *Goethe und die baltischen Länder*.

Die Wahl des Laudators geht zurück auf eine folgenreiche Begegnung im Jahr 2003. Viele unter Ihnen werden sich erinnern: Die Sitzungen der 78. Hauptversammlung unserer Gesellschaft verliefen nicht eben temperamentfrei. Gundega Grīnuma saß am Ende des Marathons gleich mir auf dem Podium, wir waren unter den für den Vorstand neu Gewählten. Unser Gespräch unterschied sich sehr schnell von den erlebten Saaldebatten. Innerhalb weniger Minuten entstand das Konzept einer Schülertheaterbegegnung, die alsbald den etwas großspurigen Namen *Zwischen Straßburg und Tartu* tragen sollte. Nur wenige Tage später trafen wir uns zu nun schon organisatorischem Zweck in Dresden und am geheimsten Ursprungsort dessen, was deutsche Klassik benannt wurde, auf Schloss Nöthnitz, bekamen die Nägel schließlich Köpfe.

Im September 2004 trat eine Dresdner Schülerbühne, im Gepäck eine Inszenierung des Lenz-Stückes *Der neue Menoza*, die Busreise nach Riga an. Gundega Grīnuma hatte die Kontakte zu zwei Schulen mit erweitertem Deutschunterricht hergestellt. Hauptpartner war das auch ansonsten eng mit der Goethe-Gesellschaft Lettland zusammenarbeitende Āgenskalns-Gymnasium, hinzu kam die 5. Mittelschule (entspricht in etwa einer deutschen Gesamtschule) der einst verbotenen Ostseestadt Liepāja. Den Beitritt der baltischen Staaten zur Europäischen Union im Blick, stand der kulturkritische lenzsche *Menoza* dreifach auf

dem Programm: zweimal in deutscher Sprache und einmal als lettische Teilpremiere in der Fassung des eigens hierfür von Gundega Grīnuma aktivierten lettischen *Faust*-Übersetzers Valdis Bisenieks.

Wieder in enger Absprache mit der lettischen Goethe-Gesellschaft gab es im Folgejahr einen Gegenbesuch in Dresden. Nun waren schon fünf Schulen beteiligt. Wechselseitige Beifallsstürme bis hin zur gemeinsamen Feier auf der Bühne des Studiotheaters im Dresdner Kulturpalast beendeten die Abende einer lebhaften Septemberwoche. Leider konnte Gundega Grīnuma nicht miterleben, was sie mitgesät hatte.

Während der letzten Jahre ist es stiller zwischen uns geworden. Aus heutigem Anlass aber verspreche ich, dass es nicht so bleiben wird.

Jürgen Klose

Laudatio auf Herrn Dr. Bernd Mahl (Stuttgart)

Es wäre ein durchaus reizvolles Unterfangen, meine sehr verehrten Damen und Herren, einmal so etwas wie das Persönlichkeitsprofil von Ortsvorsitzenden der Goethe-Gesellschaft zu modellieren. Ein solcher Versuch würde eine große Vielfalt an den Tag bringen. Da steht der Studienrat neben dem germanistischen Hochschullehrer, der Arzt oder Naturwissenschaftler neben dem Journalisten, der Jurist neben dem Techniker – die Reihe ließe sich, nicht gerade *ad infinitum*, fortsetzen. Dieses soziale Spektrum ist repräsentativ für jenes gebildete Bürgertum, das den Kern unserer Mitgliederschaft bildet. Nicht allzu häufig aber wird sich unter den Vorsitzenden eine Persönlichkeit finden, die akademisches Bestreben und praktisch-pädagogisches Ethos, tägliche Arbeit als Vorsitzender und Leidenschaft des Theaterfreundes miteinander verbindet. Doch in Bernd Mahl haben wir eine solche Persönlichkeit ausfindig machen können.

1946 in Ludwigsburg geboren, ist Bernd Mahl seiner Herkunft nach Schwabe – seine Rede gibt es zu erkennen. Nachdem er 1968 auf dem zweiten Bildungsweg das Abitur erworben hatte – eine Lehre als Industriekaufmann war vorausgegangen –, studierte er in Tübingen Germanistik, Volkswirtschaft und Betriebswirtschaft. Von 1977 bis 2006 war er im baden-württembergischen Schuldienst tätig. Im Februar 1977 übernahm er den Vorsitz der Ortsvereinigung Stuttgart. Er dürfte damals der jüngste Vorsitzende einer Ortsvereinigung gewesen sein und kann gegenwärtig auf ein über dreißigjähriges Wirken in diesem Ehrenamt zurückblicken.

Wenngleich des Schuldienstes tägliche Bewahrung ihn stark beanspruchte, fand Bernd Mahl Zeit und Kraft, mit einer Arbeit zum Thema *Goethes ökonomisches Wissen. Grundlagen der ökonomischen Passagen in Goethes Gesamtwerk und in den Amtlichen Schriften* 1982 in Tübingen zu promovieren. Seine Dissertation ist so etwas wie ein Standardwerk geworden und kaum ein Autor, der später zu Ökonomie und Politik bei Goethe gearbeitet hat, versäumt den Hinweis, dass Bernd Mahl wichtige Voraussetzungen für die weiterführende Forschung geschaffen hat. Als in den 1990er Jahren unter Leitung des damaligen Vizepräsidenten Prof. Dr. Lothar Ehrlich Symposien der Goethe-Gesellschaft für Schüler und Studenten stattfanden, hat Bernd Mahl nicht nur seinen schwäbischen Eleven die Teilnahme ermöglicht, sondern er hat auch selbst vorgetragen – zu dem ihn bewegenden, lange Zeit von der Forschung vernachlässigten Thema.

Seine Tätigkeit als Ortsvorsitzender in Stuttgart im Einzelnen zu beschreiben, hieße Wasser in den Neckar tragen, doch zwei Höhepunkte seien genannt: die Jubiläumsfeiern zum vierzigjährigen Bestehen der Goethe-Gesellschaft Stuttgart, die in einer Aufführung von Robert Schumanns *Faust*-Szenen gipfelten, und – für so manchen unter uns direkt nachvollziehbar – die Ausrichtung der Tagung der Ortsvereinigungen im Jahre 2007. Vieles wäre hier zu nennen: ein gut strukturiertes Tagungsprogramm, das Erleben kulturellen Reichtums im Schwaben-

land – Hohenheim, Bebenhausen und Tübingen – und nicht zuletzt das Genießen schwäbischer Gastlichkeit, erwiesen von Bernd Mahls Ehefrau am Eröffnungsabend und in seinem Tübinger Heim. Schöne Erinnerungen verbinden sich für die Teilnehmer mit dieser Jahrestagung.

Doch Bernd Mahls eigentliche Leidenschaft – damit verrate ich kein Geheimnis – gehört der Faust-Gestalt und dies in einem durchaus enzyklopädischen Sinne. Ihm verdanken wir quellenkundliche Editionen zur Faustbuch-Tradition, vor allem aber zahlreiche Beiträge zum Thema *Faust in den Künsten* – ein Thema mit unendlichen Variationen. Eine Summe dieser Forschungen stellt das 1999 bei Metzler erschienene reich illustrierte Werk *Goethes Faust auf der Bühne (1806-1998)* dar. Philologischer Hochmut und ästhetischer Purismus sind Bernd Mahl fremd. Das Faust-Musical findet ebenso sein Interesse wie die allerneuste Faust-Oper. Sehr verständlich, dass er als Vortragender in den Ortsvereinigungen ein gern gesehener Gast ist. Gegenwärtig bereitet Bernd Mahl eine kommentierte Reprint-Edition des Faust-Buches von Georg Rudolf Widmann vor. Zu seinen weiteren Plänen gehört ein Filmprojekt (in englischer Sprache) über das Leben des historischen Faust. Der internationalen Faust-Gesellschaft steht Bernd Mahl seit 2001 als Präsident vor und seit 2004 gibt er das Faust-Jahrbuch heraus.

Eine andere Leidenschaft von Bernd Mahl habe ich erst sehr spät wahrnehmen können, seine Neigung, selbst jene Bretter zu betreten, die die Welt bedeuten. Als wir Anfang November 2007 gemeinsam an einer Faust-Konferenz an der Universität La Manouba in Tunis teilnahmen, stand zum Abschluss eine Aufführung des *Urfaust* durch tunesische Studenten auf dem Programm. Alle Rollen waren besetzt, die wichtigsten sogar doppelt, doch eine fehlte: die Stimme des bösen Geistes. Sie wurde von Bernd Mahl in malerischer Verhüllung mit Kraft und Leidenschaft gespielt. Allerdings: Er spielte diese Rolle nur, denn im Leben selbst gehört er zu den guten Geistern im vielstimmigen Konzert der Ortsvereinigungen. Herzlichen Glückwunsch, lieber Herr Mahl, zur heutigen Auszeichnung!

Jochen Golz

Laudatio auf Herrn Professor Dr. László Tarnói (Budapest/Ungarn)

Diese Laudatio gilt einem herausragenden ungarischen Germanisten der letzten Jahrzehnte, Professor Dr. phil. habil. László Tarnói, Professor emeritus an der Eötvös-Universität in Budapest. Als Laudator darf ich bei dieser Gelegenheit zugleich bekennen, dass meine heutige Aufgabe mich mit besonderer Freude erfüllt: László Tarnói war vor vierzig Jahren mein erster Doktorand an der Humboldt-Universität zu Berlin und die damals begründete Freundschaft hat sich über die Jahrzehnte hinweg erhalten.

Über viele Leistungen und Verdienste des hier zu ehrenden Mannes wird noch in gebotener Kürze zu reden sein – kurz allein schon deshalb, weil eine tiefer lotende Würdigung angesichts der Vielzahl und des Gehalts des dabei zu Betrachtenden im Rahmen dieser Laudatio nicht möglich ist. Zuvörderst ist darüber zu berichten, was die Goethe-Gesellschaft veranlassen konnte, László Tarnói zu ihrem Ehrenmitglied zu ernennen. Die erste Teilnahme an einer Hauptversammlung fiel in das Jahr 1979. Seit 1993 ist eine kontinuierliche aktive Präsenz bei den Hauptversammlungen in Weimar zu verzeichnen. In der Konsequenz dieser immer festeren, zudem aufs engste mit den eigenen wissenschaftlichen Aktivitäten und Zielstellungen verbundenen Anteilnahme an der Tätigkeit unserer Gesellschaft war László Tarnói zeitweise Vorstandsmitglied und des Öfteren Korreferent und Diskussionsleiter in den wissenschaftlichen Veranstaltungen der Hauptversammlungen. Was aber besonders wichtig wurde: 1999 war er der herausragende und verdienstvolle Initiator für die Gründung der Ungarischen Goethe-Gesellschaft in seiner Heimatstadt Budapest, wobei zugleich anzumerken ist, dass die Wirkung dieses Gründungsaktes nicht auf die ungarische Hauptstadt beschränkt blieb, sondern auch zur Bildung von Ortsvereinigungen in Szeged und Debrecen

führte. Bis 2006 war László Tarnói Präsident der Ungarischen Goethe-Gesellschaft; nach Vorstandsneuwahlen wurde er zum Ehrenpräsidenten erhoben. Um aus der Vielfalt seiner aus all diesem sich ergebenden Unternehmungen nur eine charakteristische, die Entwicklung einer besonderen, ungemein wichtigen Tätigkeitsform der Ungarischen Goethe-Gesellschaft herauszuheben, sei hier auf die Gründung einer Jugendsektion verwiesen, in der Studenten und Nachwuchswissenschaftler über die sonstigen Veranstaltungen der Ungarischen Goethe-Gesellschaft hinaus ein Forum für unterschiedliche Themen und Weisen der Beschäftigung mit Goethe sowie mit der Literatur der Goethezeit fanden und nutzen konnten. Dass beispielsweise im Ergebnis dieser Aktivitäten eine auffallende Zunahme von Diplomarbeiten über Goethe, etwa zu ungarischen Goethe-Nachdichtungen oder zu naturwissenschaftlich orientierten Goethe-Themen, zu verzeichnen war, ist ein überzeugender Beweis für die Fruchtbarkeit dieses spezifischen Unternehmens wie auch für das kulturpädagogische Engagement des Hochschullehrers László Tarnói.

Alles das, was László Tarnói auf diese Weise im Sinne der Zielstellungen unserer Gesellschaft geleistet hat – und sicher auch weiter leistet –, hat natürlich eine unerlässliche feste Basis in seinen lebenslangen forscherischen und publizistischen Arbeiten. In ihnen nimmt die Literatur der Goethezeit und speziell die goethesche Dichtung einen zentralen Platz ein, doch sind sie zugleich in einem respektablen Ausmaß mit der literarischen und kulturellen Gesamtentwicklung – und dies nicht nur im deutschsprachigen Raum – verbunden. Von seiner Dissertation *Joseph Görres zwischen Revolution und Romantik*, die László Tarnói 1969 verteidigte und ein Jahr später als Band 1 der *Budapester Beiträge zur Germanistik* veröffentlichte, über die *Goethe-Studien* von 1982, nun schon Band 9 der Budapester Reihe, bis hin zu zahlreichen sachkundigen und intensiven Publikationen aus den letzten Jahren spannt sich ein imponierender Bogen von Forschungsergebnissen, die von Umsicht und Engagement, von enormer Zielstrebigkeit und nimmermüdem Fleiß zeugen.

Es möge erlaubt sein, wenigstens stichwortartig anzudeuten, welchen spezifischen Gegenständen und Problemstellungen László Tarnói im Verlauf seiner jahrzehntelangen wissenschaftlichen Arbeit nachgegangen ist. In einer *ersten* Phase erweiterte er seine Schwerpunkte im Themenbereich Deutsche Klassik und Romantik durch den Blick auf vorangehende Literaturepochen und durch eine allmähliche Konzentration auf gattungstheoretische Fragen, insbesondere in Hinsicht auf Lyrik. In einer *zweiten* Phase wandte er sich komparatistischen und rezeptionsgeschichtlichen Aspekten zu, wie sie sich für ihn als ungarischen Germanisten gleichsam aufdrängten; zugleich führte er die schon zuvor ins Blickfeld gerückten literatursoziologischen Forschungen zur Unterhaltungslyrik der Goethezeit fort. In einer *dritten* Phase erweiterte er die früheren Forschungen durch die Aufarbeitung des deutschsprachigen literarischen Lebens im Königreich Ungarn um 1800, wovon mehrere stattliche und vielerlei Aufschlüsse vermittelnde Textbände zeugen. (Ganz anderen Forschungsthemen nachgehend, fand ich vor Jahren beispielsweise in einem dieser Bände hochinteressante und aufschlussreiche Briefe des noch ganz jungen und unbekannten Ernst Moritz Arndt über eine Reise nach Ungarn.) Was auf diese Weise für die Erforschung literarischer und kultureller Interdependenzen, für die Vermittlung zwischen deutscher und ungarischer Literatur, für die Verbreitung deutscher Literatur in Ungarn insgesamt geleistet worden ist, lässt sich in diesem Rahmen kaum angemessen würdigen.

László Tarnói hat solchermaßen ein eminentes und fruchtbares wissenschaftliches Lebenswerk vorgelegt, das meiner Überzeugung nach mit den Zielen unserer Gesellschaft vollauf kompatibel, ja identisch ist. Was das wirklich heißt, ist hier gewiss nur annähernd andeutbar, aber diese Skizze vermittelt – so kann jedenfalls nur gehofft werden – vielleicht doch eine gewisse, bescheidene Ahnung von dem umfangreichen und weitgespannten Wirken dieses vorzüglichen ungarischen Germanisten, dem die Goethe-Gesellschaft, indem sie ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernennt, eine verdiente Würdigung zuteil werden lässt.

Hans-Dietrich Dahnke

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 81. Hauptversammlung
Frau Dr. Gundega Grīnuma,
der Gründerin und langjährigen Vorsitzenden
der Goethe-Gesellschaft Lettland,
der verdienstvollen Literaturwissenschaftlerin
und glänzenden Organisatorin,
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 81. Hauptversammlung
Herrn Dr. Bernd Mahl,
dem langjährigen Vorsitzenden
der Ortsvereinigung Stuttgart,
dem kundigen und leidenschaftlichen Pädagogen,
Theaterenthusiasten und Wissenschaftler,
in Anerkennung seiner beispielhaften Verdienste
um den Weimarer Klassiker und seinen »Faust«
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 81. Hauptversammlung
Herrn Prof. Dr. László Tarnói,
dem Gründer und langjährigen Vorsitzenden
der Goethe-Gesellschaft Budapest,
dem engagierten Vermittler zwischen
deutscher und ungarischer Kultur,
dem umsichtigen Literatur- und Kulturhistoriker
sowie verlässlichen Editor,
dem verantwortungsbewussten Hochschullehrer,
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Bericht über das 5. Symposium junger Goetheforscher am 3. Juni 2009 in Weimar

Auch im Jahr 2009 bildete das im Tagungsprogramm mittlerweile fest etablierte internationale Symposium junger Goetheforscher den Prolog zur nunmehr 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Im festlichen Rahmen des Saales im Jugend- und Kulturzentrum *mon ami* konnten die erfreulich zahlreich erschienenen Zuhörer über einen Zeitraum von zehn Stunden einen fachlichen wie persönlichen Eindruck von der jungen Forschergeneration, ihren Fragen und Antworten, ihren Methoden und ihrem Wissensstand gewinnen. Insgesamt neun Vorträge kamen zu Gehör, an die sich eine von Interessierten wie Fachleuten gleichermaßen angeregte Diskussion anschloss. Konzipiert und geleitet wurde das Symposium von PD Dr. Wolf Gerhard Schmidt aus Eichstätt und Dr. Matthias Buschmeier aus Bielefeld. Organisation des Symposiums und Finanzakquise lagen in den Händen der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Für die Finanzierung des Symposiums ist herzlich der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen zu danken.

Dem bereits bei der Begründung des Symposiums im Jahr 2001 erhobenen Anspruch der Internationalität und methodischen wie inhaltlichen Vielfalt der Beiträge entsprach das Tagungsprogramm 2009 uneingeschränkt. Zum »kleinen Jubiläum« des fünften Geburtstags scheint es nun vielleicht auch gar nicht mehr nötig, den Separatcharakter der Veranstaltung als »vor der Hauptversammlung« zu betonen, sondern man kann vielmehr von einem längst institutionalisierten, festen Bestandteil der Hauptversammlung sprechen.

Nach der Eröffnung des Symposiums durch den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, Dr. habil. Jochen Golz, begrüßte Wolf Gerhard Schmidt die anwesenden Gäste. Schmidt nutzte zudem die Gelegenheit, um sich aus der Leitung des Symposiums, der er seit sechs Jahren angehört hatte, zu verabschieden. Mitorganisator Matthias Buschmeier dankte Schmidt dann auch in seiner einführenden Rede für dessen Verdienste um die Profilierung der Veranstaltung. In seiner Vorstellung des Programms betonte Buschmeier vor allem die durchaus überraschende inhaltliche Tendenz der angebotenen Tagungsbeiträge hin zur goetheschen Schaffensphase des *Sturm und Drang* und zur frühen Weimarer Zeit – überraschend, weil der Fokus der Forschung, auch der jungen Generation, in den letzten Jahren eher beim ›klassischen‹ und späten Goethe lag. Mode, Zufall oder Affinität des Jugendlichen zum Jugendlichen? Das wird der Werdegang dieser jungen Forscher zeigen. Keinerlei Tendenz zeigte sich dagegen bei der philologischen Arbeit an Goethes Texten, so dass die neun Vorträge eine Mannigfaltigkeit an Themen von der Lyrik über das Drama bis zur Epik, von der Ästhetik über die Motiv- bis zur Rezeptionsgeschichte und schließlich der Geschichte des Goethehauses aufwiesen. Handwerklich durchweg solide, mit zum Teil erstaunlichen Kenntnissen über Goethes Schaffen und – vielleicht noch bemerkenswerter – über seine Zeit ausgestattet, vermochten es alle neun Referenten, die hohen Ansprüche und Standards fachlich wie in der Vermittlung zu erfüllen. Dies ist auch das Verdienst der Organisatoren Schmidt und Buschmeier, die die begehrten Symposiumszusagen, in enger Abstimmung mit dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft, augenscheinlich nicht leichtfertig vergeben.

Den Auftakt bildete Sebastian Kaufmann aus Freiburg i. Br. Er sprach über Goethes schwieriges, in der Forschung umstrittenes Gedicht *Harzreise im Winter* von 1777. Die üblichen Deutungsmuster folgten bisher beinahe ausnahmslos dem biographischen Ansatz, sehen in dem Gedicht also wahlweise einen Beitrag zur Bekenntnislyrik oder eine – freilich gehaltlich bedeutende – Gelegenheitsdichtung. Da wird dann von Verlust und Bewältigung oder von der Überwindung einer existentiellen Krise Goethes geschrieben. Kaufmann liest die *Harzreise* dagegen als Darstellung einer Dichter-Initiation, als Dichtung über die Bedingungen von Dichtertum selbst. Zunächst trennte er in der Analyse des lyrischen Ichs überzeugend den Dichter *des* Gedichts vom Dichter *im* Gedicht ab und wies dieser goetheschen

Kunstfigur dann den Erlebnisgehalt des Gedichts zu. Er erkennt weiter eine im Text vollzogene Transformation des lyrischen Ichs vom solipsistischen Selbst-Sein hin zum mit der Natur verbundenen Dichter. Kaufmann argumentierte in seiner pointierten Analyse des Textes erfreulich textnah und handhabte souverän das philologische Handwerkszeug. Gerade durch seine vielen schlüssigen Erkenntnisse stellte er wieder einmal die schiere Unerschöpflichkeit der goetheschen Lyrik vor aller Augen und Ohren. Zudem konnte er die in der regen Diskussion aufgeworfenen, zum Teil angriffslustig-kritischen Fragen souverän und aus gut fundierter Kenntnis des goetheschen Werks und der Forschungslandschaft beantworten.

Das komplexe, weit in kulturgeschichtliche Dimensionen reichende Thema des Vortrags von Marie Wokalek aus Berlin war die Figur der Prinzessin Leonore als »schöne Seele« im *Torquato Tasso* von 1790. Wokalek fragte erstens nach der Semantik des besonders durch die Empfindsamkeit geprägten Begriffs und zweitens nach der poetischen Funktion der »schönen Seele« im literarischen Kontext dieser – so auch im *Tasso* – meist weiblichen Figuren auf andere Figuren, also als literarisches Instrument. Sie stellte bisher übersehene Bezüge zwischen Goethe und einigen frühen Schriften Herders her und vermochte so, Ausdruck und Wirkung der Prinzessin als literarischer Figur vorwiegend »in Sachen Eros« präzise herauszuarbeiten. Wokalek erkennt an der Konstruktion der »schönen Seele« einen Hiatus zwischen kulturell codiertem Ideal und Wirklichkeit, an dem der Leonore vergötternde Tasso scheitern muss, als er die idealisierte Frau »wirklich« begehrt. Auch Wokaleks zunächst Staunen erregende These vom Paradigma der »schönen Seele« als ausgerechnet modernes Subjekt konnte von ihr in der Diskussion überzeugend verteidigt werden, denn, so die Referentin, dieser heuristische Typus ist bereits in der Idealität seines Entwurfs zum Scheitern, einer der Grundkategorien der Moderne, entweder an sich selbst oder als Anlass zum Scheitern anderer verurteilt. So kann dieser Typus in der ihm inhärenten Unvollkommenheit und dem ihn bedingenden Streben nach dem Ideal literarisch fruchtbar gemacht werden. Goethe instrumentalisiert die »schöne Seele« im *Tasso* denn auch als dynamisierendes Prinzip, an dem im Falle der Prinzessin der Held zugrunde geht.

Mit dem Auftritt von Dr. Mattias Pirholt aus Uppsala (Schweden) öffnete das Symposium seine Pforten für einen ausländischen Teilnehmer. Pirholt sprach über Goethes kleinen, dennoch wirkmächtigen Aufsatz *Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil* von 1789. Dabei referierte er zunächst die inneren Zusammenhänge der drei Begriffe und betonte die unaufhebbare Differenz zwischen Sinn und Sinnlichkeit, die Goethe später zum Symbol-Begriff führte, der wiederum als ein »natürliches Zeichen« die Natur darzustellen vermag, ohne sie abzubilden. Dieser Übergang vom Problem der Differenz zum Symbol ließe sich, so Pirholt, geschichtsphilosophisch für die Vorstellung eines sozusagen »leeren Raumes« in der Geschichte fruchtbar machen. So wäre eine Totalität der Betrachtung zu erreichen, die im Sinne der Geschichtsphilosophie sogar das Ideal der Utopie verständlich und darstellbar machen könnte, auch wenn diese freilich niemals zu verwirklichen sein wird. Pirholts ungewöhnlicher Versuch, Goethes Kunstbegriffe als spekulative Denkformen der Geschichtsphilosophie nutzbar zu machen, müsste nun – im nächsten Arbeitsschritt – einerseits an Goethes historischem Bewusstsein verifiziert werden und sich andererseits am konkreten Gegenstand, also der Historie, als Methode beweisen.

Mit der fruchtbaren Kritik Goethes an den seinerzeit populären Idyllen Salomon Geßners beschäftigte sich der Vortrag von Dr. Stephan Pabst aus Jena. Zunächst stellte Pabst die künstlerische Nähe der Idylle zum Bild heraus. Goethe orientierte sich dabei an Lessings Gattungsdifferenzierungen von Literatur und bildender Kunst im *Laokoon*. Bloß »Staffage«, ist die literarische Idylle dann jedoch nicht mehr als ein zu lesendes Bild, da sie sich nicht an literarisch-zeitlichen, sondern an bildkünstlerischen Prinzipien orientiert. So entsteht Gattungskritik aus Medienkritik. Goethe verknüpft seine durchaus scharfen Angriffe dabei direkt mit Geßners eigenen Ideen und programmatischen Schriften, die er bis hinein in die Formulierungen aufgreift und gegen Geßner wendet. Im zweiten Teil des Vortrags deutete

Pabst den *Werther* im Kontext der Idylle. Der sentimentale Werther geht demnach zugrunde, weil sein durch und durch von der Idylle geprägtes Daseins-Ideal an der unvollkommenen Realität der Romanwelt scheitern muss. In diesem Sinne könnte man auch Marie Wokaleks Vortrag zur »schönen Seele« noch einmal als Idealismus-Kritik Goethes heranziehen, besonders wenn man sich den Ausspruch vom Tasso als »gesteigertem Werther« vergegenwärtigt. Goethes Gattungskritik wird so von Pabst literarisch fruchtbar und wirksam gemacht für den Natur- und den Ideal-Begriff im *Werther*. Diese originelle Lesart vermag neue Erkenntnisse über einen scheinbar längst besprochenen Roman anzubieten.

Als erster Referent nach der Mittagspause war Gerrit Brüning (Frankfurt a. M., Weimar) an der Reihe. Er verglich den 1817 aus der Rückschau verfassten berühmten Bericht *Glückliches Ereignis*, der Goethes Zusammentreffen mit Schiller zum Gegenstand hat, mit den historischen »Tatsachen« von 1794. Brüning schlug vor, den goetheschen Bericht als Fiktion zu lesen, und rekonstruierte zunächst die uns aus den Quellen, vor allem aus Briefen, zugänglichen Fakten. Goethes Darstellung des Gesprächs zwischen ihm und Schiller und den berühmten Disput über die Urpflanze weist er dabei als Erfindung Goethes zurück. Der Verlauf des Gesprächs hätte sich Brüning zufolge auf ganz andere Themen, wie z. B. Literatur, konzentriert, und die vermeintliche Urpflanze im *Glücklichen Ereignis* sei vielmehr von der Wissenschaft später hineingedeutet worden, während eigentlich die Metamorphose ein Thema der beiden Denker gewesen sei. Nach der im Vortrag materialreich unterfütterten Aufdeckung von Goethes narrativen Verfahren stellten sich noch zahlreiche Fragen, so nach der Bedeutung der Goethe- und der Schiller-Figur des Textes. Doch die angeregte und kontroverse Diskussion widmete sich eher dem methodischen Zugriff des Referenten, der den zeitgenössischen Quellentexten nicht nur eine höhere Glaubwürdigkeit, sondern gegenüber der herausgearbeiteten Fiktionalität des *Glücklichen Ereignisses* unmittelbar faktischen Aussagewert beimaß. Die wesentlichste Frage nach dem Grund dieser Vermengung von Dichtung und Wahrheit muss jedoch noch beantwortet werden.

Goethe als Metriker war dann das Thema von Dr. Lars Korten aus Berlin. Goethe hat sich – entgegen einiger sich hartnäckig bis heute und zumeist boshaft behauptender Klischees – zeitlebens auch mit metrischen Fragen beschäftigt. Kortens pointierter Vortrag thematisierte nun einen Spezialfall der Lyrik: die Anwendung und Funktion des jambischen Trimeters. Zunächst gab Korten dazu einen historischen Abriss seit Johann Christoph Gottsched, Karl Wilhelm Ramler und Johann Elias Schlegel, bei dem die Ablösung des alles beherrschenden Alexandriners im deutschen Sprachraum poetische Gestalt gewann. Bis 1800 war der jambische Trimeter mitsamt einigen vom Referenten kenntnisreich vorgeführten Varianten vor allem als ein flexibler Dramenvers mit ganz unterschiedlichen Einsatzmöglichkeiten bekannt. Goethe verwendet ihn dann – seine antikisierende Struktur aufnehmend – vor allem für antike Stoffe (so besonders prominent natürlich im Helena-Akt des *Faust II*), aber auch für profane »Gattungen« wie Prologe und Theatervorspiele. Korten konnte Goethe als aufmerksamen Silbenbeobachter und -benutzer überzeugend vorführen. In der sich anschließenden Diskussion blieb dann nurmehr übrig, dem Referenten eine nähere Ausarbeitung dieses Problems bezüglich der Anwendung auf Goethes Antiken-Verständnis nahezulegen.

Einen beinahe werkumspannenden Vortrag zur Figur der Pandora hielt Julia S. Happ aus Oxford. Goethe hatte ein immenses Interesse an diesem – auch bei ihm – schwierigen und ambivalenten Mythos, den er in poetischen wie in morphologischen und naturwissenschaftlichen Schriften thematisierte. Happ verfolgte dessen Konfigurationen an ausgewählten Beispielen, die sich mit Hilfe der Begriffe Gestalt und Metamorphose studieren und darstellen lassen. Sünde, Verderben, Versprechen der Gabe des poetischen Genius, Initiation und Gefährdung – die Referentin eröffnete den Zuhörern den gewaltigen Reichtum dieses goetheschen Begriffsfeldes. Der Mythos der Pandora erlaubt es, ganz disparate Motive zusammenzubringen: Unglück und Leid versus Hoffnung ist dabei vielleicht das stärkste und am häufigsten gebrauchte Motiv. Auch zahlreiche Pandora-Varianten wie die Ottilie in den

Wahlverwandtschaften, in denen Unheil und Hoffnung als zentrales Begriffspaar des Romans dienen, oder in der Marienbader *Elegie* unterstützten textnah Happs stark theoretisierende Grundkonstruktion.

Dr. Dina Lobacheva aus Tomsk (Russland) sprach über die *Werther*-Rezeption in Russland. Schon 1781 kam die erste russische Übersetzung heraus und bis heute sind insgesamt elf, davon fünf im 20. Jahrhundert entstandene Übersetzungen erschienen. Die produktive Rezeption des *Werther* in der russischen Literatur zieht sich ungebrochen bis heute durch, wobei das sentimentale Element des Romans sukzessive verringert oder Gegenstand der Ironie wurde. Auch das Vorbildliche oder Nachzuahmende des Helden wurde nach und nach zurückgedrängt. Lobacheva konzentrierte sich in ihrem Vortrag auf das 20. Jahrhundert, wo die Figur im sowjetischen Kontext besonders als Kontrastfolie zur Revolution taugte. Schon Dostojewski sah in Werther ja den ganz unrussischen Typus des verweichlichten Décadent westlicher Prägung. Die Referentin machte groteske Elemente bei den beiden von ihr besprochenen – im Westen schwerlich bekannten – Autoren aus. Bei Michail Zoščenko, der eine fast kafkaeske Szenerie um einen von der Polizei aufgegriffenen radfahrenden Werther erschuf, erläuterte sie die Benutzung des komisch-satirischen Potentials der wertherschen Weltfremdheit. Und bei Vasilij Šukšin, der in jedem seiner Werke die allgemeinmenschlichen Befindlichkeiten der liebenden Seele thematisiert, ist es die Klarheit, Reinheit und Bedingungslosigkeit der Liebe auch an eigentlich verkommenen Subjekten, die den *Werther* als freilich wiederum grotesk gebrochenes Modell heranziehen – ein schönes und anschauliches Beispiel für die internationale und andauernde Wirkung des goetheschen Œuvres auch in der Fremde.

Das Symposium endete mit dem Vortrag von Dr. Paul Kahl aus Göttingen. Kenntnisreich und detailliert, mit jedem Wort den intimen Kenner der Materie verratend, war sein Referat ein Musterbeispiel an rhetorischer Kompetenz und vortragsgerechter Struktur. Kahl verfolgte zunächst die Geschichte des Goethehauses im 19. Jahrhundert von dessen religiöser Überhöhung durch die enthusiasmierten Kunstjünger mitsamt ihrer ungenießbaren ekstatischen Wallfahrtsrhetorik bis zur deutschnationalen Pilgerstätte, vom Volks-Heiligtum hin zum Volks-Eigentum. Dann erläuterte er den 1842-1845 erdachten Plan, aus Goethes Haus am Frauenplan ein Museum nach – man darf mit Kahl sagen: modernem Standard in Sachen Erhaltung und öffentlicher Nutzung zu machen. Zunächst drohte das Projekt aus politischen Gründen fehlzuschlagen. Im zersplitterten Deutschen Bund ließ sich eine Finanzierung scheinbar nicht regeln, doch letztlich scheiterte der großartige Plan am Widerstand der Erben und damaligen Besitzer des Hauses, also der Enkel Goethes, Walther Wolfgang und Wolfgang Maximilian, die, abgesehen von den durchaus verständlichen sentimentalen Gründen, vor allem ganz handfest mehr Geld wollten. Dies war sicher ein großes Versäumnis sowohl für die beiden (1886 wurde das Goethehaus als Museum schließlich eröffnet, die Enkel waren da jedoch bereits nicht mehr am Leben) als auch für die deutsche Museums- und Gedenkstättenkultur, die zu diesem frühen Zeitpunkt einen immensen Qualitätssprung genommen hätte. Es war Kahls Verdienst, diese verpasste Chance in sachlicher Ausgewogenheit und gut recherchierter Materialfülle auszubreiten. Dass er sich einigen kritischen Fragen und gegenteiligen Meinungen bis hin zur Polemik vor allem über die Beurteilung des Verhaltens der Enkel stellen musste, war wenig verwunderlich und wurde von ihm souverän gemeistert.

Diesem schönen Abschluss folgte ein zu Recht zufriedenes Resümee des Mitorganisators Matthias Buschmeier, der auch die Tagungsleitung für das Symposium 2011 übernehmen wird. Er gab in seiner Vorausschau auch seiner Hoffnung auf die offizielle Nivellierung der Grenze zwischen den Beiträgen der »eigentlichen« Tagung und denen des Symposiums junger Goetheforscher im Jahrbuch Ausdruck, denn, so Buschmeier: »Junger Goetheforscher sein, heißt vor allem, ein Goetheforscher sein«.

Sebastian Böhmer

Bericht über die Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften vom 21. bis 24. Mai 2009 in Frankfurt am Main

Gastgeber der Jahrestagung 2009 der Vorstände der deutschen Goethe-Gesellschaften war das Frankfurter Goethe-Haus/Freies Deutsches Hochstift unter der Leitung von Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken.

Die Tagung begann am Abend des 21. Mai 2009 mit Willkommensbegegnungen eine Stunde vor einem Konzert, wobei die Vorstände sich herzlich begrüßen konnten. Das anschließende Konzert bot Lieder nach Gedichten von Johann Wolfgang von Goethe in Vertonungen von Ludwig van Beethoven und Carl Friedrich Zelter. Die Ausführenden waren Katharina Magiera (Sopran) und Rüdiger Volhard (Klavier) – die CD eines früheren Konzertmitschnitts war für jede Ortsvereinigung dankenswerterweise reserviert. Nach dem künstlerisch imponierenden Konzert lud Frau Prof. Dr. Bohnenkamp-Renken alle Anwesenden zu einem gemütlichen geselligen Beisammensein im kerzenerleuchteten Goethe-Haus und im Garten; Speisen und Getränke waren großzügig gespendet.

Am 22. Mai 2009 wurden für die Teilnehmer, die nicht an der Arbeitssitzung teilnahmen, Führungen durch das Goethe-Haus und das Goethe-Museum angeboten.

Die Teilnehmer der Arbeitssitzung begrüßte Frau Prof. Dr. Bohnenkamp-Renken. Danach berichtete Dr. Joachim Seng, Leiter der Bibliothek im Freien Deutschen Hochstift, über die Verbindung zwischen dem Freien Deutschen Hochstift und der Weimarer Goethe-Gesellschaft vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, wobei auch auf die Namensgebung dieser Institution eingegangen wurde. Danach gab Frau Dr. Doris Schumacher, die im Freien Deutschen Hochstift für Bildung und kulturelle Vermittlung zuständig ist, Einblicke in die pädagogischen Bemühungen und die Bildungsarbeit des Freien Deutschen Hochstifts. Mehr als 100.000 Besucher jährlich besichtigen übrigens Goethe-Haus und -Museum, wobei Touristen erwartungsgemäß den größten Anteil ausmachen.

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums präsentierte sich die Ortsvereinigung Aue-Bad Schlema durch PD Dr. Manfred Jähne und lud die Anwesenden zur Jahrestagung 2011 nach Bad Schlema ein.

Auch das Thema Künstlersozialversicherung war wieder Thema der Sitzung; jede Ortsvereinigung wurde aufgefordert, sich entsprechend zu informieren. Dazu erging ein Hinweis auf die Publikation *Anmerkungen zur Künstlersozialversicherung* von Manfred Pache.

Der Präsident der Goethe-Gesellschaft, Dr. habil. Jochen Golz, informierte darüber, dass die Weimarer Muttergesellschaft im Jahr 2010 ihr 125-jähriges Gründungsjubiläum begehen wird.

Außerdem plane der Vorstand der Goethe-Gesellschaft die alljährliche Durchführung einer »Seniorenakademie« in Weimar, die als seminaristische Veranstaltung für jedermann offen sei. Eine konkrete Terminierung wurde zwar noch nicht vorgenommen, aber das Plenum sprach sich dafür aus, den Begriff »Seniorenakademie« nach Möglichkeit durch einen altersunabhängigen Begriff, z. B. Goethe-Akademie, zu ersetzen.

Nach dem Mittagessen in der Deutschen National-Bibliothek gab es den offiziellen Empfang der Vorstände im Rathaus Römer durch den Kulturdezernenten der Stadt Frankfurt a. M., Prof. Dr. Felix Semmelroth. Danach konnte man an verschiedenen Führungen teilnehmen: durch das Goethe-Museum, das Goethe-Haus, einer Einführung in die Ausstellung *Hugo von Hofmannsthal* im Freien Deutschen Hochstift oder durch zwei Ausstellungen im Städel-Museum, und zwar die Dauerausstellung sowie die Ausstellungen *Michelangelo Buonarroti. Zeichnungen und Zuschreibungen* oder *Caravaggio in Holland*.

Ein Höhepunkt der besonderen Art war die Veranstaltung *Zu Gast bei der Familie Metzler in der Villa Metzler in Bonames*. Einen Abend lang konnten die Eingeladenen die herzliche und großzügige Gastfreundschaft der Familie Metzler in eindrucksvollem Ambiente genießen. Dafür sei dem Bankier und Kulturmäzen Friedrich von Metzler herzlich gedankt.

Zu Beginn der zweiten Arbeitssitzung am 23. Mai 2009 überbrachte Frau Dr. Margrit Wyder, Präsidentin der Goethe-Gesellschaft in der Schweiz, die Grüße der Schweizer Goethefreunde. Sie verwies darauf, dass im Jahr 2010 der 250. Geburtstag von Johann Heinrich Meyer, des sogenannten »Kunschtmeyer«, bevorsteht, so dass aus diesem Anlass eine Ausstellung in Zürich vorbereitet wird.

Anschließend referierte der Linguist Prof. Dr. Peter Eisenberg zum Thema Rechtschreibreform. Zuvor hatten der Vorsitzende der Leipziger Goethe-Gesellschaft, Dr. Josef Mattausch, ein Statement *gegen* und Prof. Dr. Helmut Schanze, Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft Aachen, ein Statement *für* die Neuregelung der Rechtschreibung abgegeben. Eine kontroverse Diskussion schloss sich an. Bei der darauffolgenden Abstimmung waren 23 Personen dafür, im *Goethe-Jahrbuch* die neue Rechtschreibung zur Anwendung zu bringen, 21 Personen waren dagegen und 13 Personen enthielten sich der Stimme.

Herr Otto von der Ortsvereinigung Rudolstadt berichtete von der Eröffnung des Lengefeldschen Hauses, das als Schiller-Museum am 9. Mai 2009 der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen informierte über die aktuelle Ausstellung *Goethe und die Heilkunde* im Goethe-Museum Düsseldorf und stellte Pläne für die kommenden Jahre vor. Er gab außerdem bekannt, dass eine bedeutende Sammlung zu Johann Nepomuk Hummel angekauft worden sei, und nannte die Veranstaltungen des Jahres 2009 zum Schwerpunkt Schiller.

Dr. habil. Jochen Golz berichtete, dass das *Goethe-Jahrbuch* bereits ab dem Band 2009 seine Texte nach der neuen Rechtschreibung ausrichte. Er gab zudem bekannt, dass das Goethe- und Schiller-Archiv ab Ende 2009 umgebaut wird, wobei die Bauzeit etwa zwei Jahre betragen werde. Neue Editionen der Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft wurden angekündigt: Von Prof. Dr. Werner Keller erscheint 2009 ein Band mit Goethe-Aufsätzen und der Briefwechsel zwischen Goethe und Heinrich Carl Abraham Eichstädt werde demnächst veröffentlicht. Für das Jahr 2010 kündigte Herr Dr. Golz ein Projekt zur 125-jährigen Geschichte der Goethe-Gesellschaft an.

Abschließend gab es einen äußerst interessanten Werkstattbericht von Frau Prof. Dr. Bohnenkamp-Renken zur neuen *Faust*-Ausgabe, die als Hybrid-Ausgabe auch das elektronische Medium nutzt, so dass diverse Entwicklungsstufen einzelner Seiten von Goethes *Faust*-Manuskript nacheinander abgerufen werden können, was sie eindrucksvoll mit PC und Beamer demonstrierte.

Frau Prof. Bohnenkamp-Renken teilte mit, dass der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft Karlsruhe, Herr Prof. Dr. Georg Pilz, verstorben ist, und stellte der Versammlung seine Nachfolgerin Frau Dr. Beate Laudenberg vor.

Frau Dr. Petra Oberhauser bat in ihrer Eigenschaft als Redakteurin des *Goethe-Jahrbuchs* darum, dass die Jahresberichte der einzelnen Ortsvereinigungen in elektronischer Fassung bis spätestens 31. Januar für das zurückliegende Kalenderjahr an sie nach Weimar gesandt werden sollten.

Am Nachmittag des 23. Mai wurden wiederum verschiedene Führungen angeboten, so z. B. durch die Ausstellung im Hochstift *»Und merkt Euch, wie der Teufel spaße«. Bernhard Heisig & Goethes »Faust«* oder durch die Bibliothek von Goethes Vater. Großen Zulauf fand ein Stadtrundgang mit einem kostümierten Führer unter dem Motto »›Du lieber Gott! Ich und reisen!‹ Goethes Mutter und ihr Frankfurt«.

Am Abend des 23. Mai 2009 führte eine Schifffahrt auf dem Main die Teilnehmer zunächst zur Gerbermühle und dann nach Höchst. An der Gerbermühle rezitierten Studierende

der Frankfurter Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Texte aus dem *West-östlichen Divan*. Über die Stadt Frankfurt zur Goethezeit erfuhren die Teilnehmer Interessantes durch einen Vortrag von Dr. Kölsch auf dem Schiff; Herr Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft Halle, stellte die Pläne für die Jahrestagung 2010 in Halle vor.

Einen geselligen Abschluss gab es am 24. Mai 2009: Bei strahlendem Wetter wurde ein Ausflug nach Sachsenhausen unternommen, der von Goethe-Turm und Goethe-Ruh durch den Stadtwald und die angrenzenden Gärten bis zum Willemer-Häuschen führte. Der Ausklang der Tagung fand statt bei einem gemeinsamen Mittagessen im Restaurant *Germania* in der Textorstraße.

Dem Freien Deutschen Hochstift – seiner Direktorin Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken und allen ihren Mitarbeitern – sei bester Dank gesagt für die vorzügliche Organisation und diese so anregende und erlebnisreiche Tagung in einer ausgezeichneten Atmosphäre!

Bernd Mahl

Bericht über den 5. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 16. bis 29. August 2009

Der 5. Weimarer Goethe-Sommerkurs, der 2009 wieder in der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte (EJBW) im Rahmen der Weimarer Sommerkurse stattfand, stand mit seinem Thema *Politik, Freiheit, Revolution. Weimarer Klassik als politische Morgendämmerung?* in vieler Hinsicht unter dem Zeichen der Öffnung – einer Öffnung hin zu einem größeren Kreis von Schriftstellern sowie zu einem neuen Spektrum von Themen, das die Erweiterung des Textkorpus über Goethe hinaus zu einer sinnvollen und überzeugenden Entscheidung machte. Und wie jedes Jahr konnte die bereits fast zur Selbstverständlichkeit gewordene Offenheit und Dynamik der Kurse die Teilnehmer und Kursleiter für eine intensive und schöpferische Beschäftigung mit den Themen und Texten zur Weimarer Geschichte und Kultur begeistern – im Goethe-Kurs mit seinen 25 Teilnehmern wie auch im Austausch mit den vier anderen Kursen. Diese freundschaftliche und geistige Offenheit, die sich zwischen den achtzig größtenteils studentischen Teilnehmern aus den unterschiedlichsten Nationen und Kulturen entwickelte, war unmöglich zu übersehen. So bildete sich in den Kursen und den von allen wahrgenommenen gemeinsamen Unternehmungen gleich von Beginn an eine lebendige Weltgemeinschaft im Kleinen.

In dieser anregenden Atmosphäre hat sich 2009, einem Jahr des Gedenkens an einschneidende politische Ereignisse wie die Französische Revolution, die Gründung der BRD sowie den Mauerfall in der DDR, der Goethe-Sommerkurs in einem konzentrierten und umfangreichen Seminar Fragen zugewandt, die im Zusammenhang mit den politischen Ideen und Ereignissen rund um die Französische Revolution entstanden sind und sich in der Literatur dieser Zeit widerspiegelten. In der Zeit der Weimarer Klassik, der Schwelle zur Moderne, reagiert die Literatur auf die politischen Ereignisse und sozialen Verhältnisse, wirft entscheidende und Weichen stellende Fragen auf und formuliert in den unterschiedlichsten Gattungsformen eigene Ideen und Reaktionsmöglichkeiten. Ja, sie selbst ist eine spezifische Form der Reaktion, zu der sich die Öffentlichkeit dann ihrerseits wieder verhält. So wurde schließlich auch die Frage, wie Kunst wirken und insbesondere was sie bewirken kann, um eine Gesellschaft menschlicher zu gestalten – eine der zentralen Fragestellungen der Goethezeit –, zu einer bestimmenden Frage des Seminars. Um hierauf eine differenzierte Antwort geben zu können, wurden aussagekräftige und repräsentative Texte unter der Prämisse erkundet, was der Mensch als (freies) Vernunftwesen sein kann, welche Form von Reflexion den politischen Ereignissen gegenüber angemessen ist und wie ein freies Denken in dieser Zeit überhaupt möglich ist. Der zentrale Begriff der Freiheit wurde dabei sowohl im Sinne der französischen *liberté* als auch unter allgemeinen staatstheoretischen sowie moralischen Gesichtspunkten erörtert und in den verschiedenen Facetten und Lesarten, welche die Texte anboten, entdeckt und diskutiert.

Der Einstieg in die Diskussion wurde anhand von Gedichten gefunden, in denen sich in aller Deutlichkeit der Unmut über die sozialen und politischen Verhältnisse in den Fürstentümern, die Hoffnung auf Erlösung sowie die Enttäuschung über den Verlauf der Französischen Revolution bekundeten. Dazu gehörte Lyrik mit sprechenden Titeln wie Gottfried August Bürgers *Der Bauer. An seinen durchlauchtigen Tirannen*, Friedrich Schillers *Die schlimmen Monarchen* oder Friedrich Gottlieb Klopstocks *Etats Generaux* und *Mein Irrtum*. Die Ernüchterung im Angesicht der französischen *terreur* konnte in Briefen des Aufklärers Georg Forster nachvollzogen werden. Die beiden im Folgenden behandelten Texte boten Reflexionen über das in diesem Zusammenhang aufkeimende akute Problem, wie politische Freiheit friedlich umzusetzen ist. In theoretischer Form leistete dies Kants *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, worin die Aufklärung des Menschen als ein allmählicher, wohldosierter Erziehungsprozess skizziert wird. Mit Christoph Martin Wielands

Agathon, einem Laboratorium verschiedenster politischer Überzeugungen in Romanform, wird Literatur zu einem Raum, in dem philosophische und staatstheoretische Thesen empirisch auf die Probe gestellt werden. In Schillers *Don Carlos*, ein obligatorischer Text für das Seminar, konnte das Psychogramm eines Tyrannen studiert werden, an dem Aspekte politischer Machtausübung eindrucksvoll dargestellt werden. Als besonders aufschlussreiche Texte in Bezug auf die Französische Revolution und das *Ancien Régime* haben sich Goethes klassische Hexameter-Epen *Reineke Fuchs* und *Herrmann und Dorothea* erwiesen. In der Tierfabel wird durch die schonungslose Demaskierung der anderen Tiere durch den Fuchs gezeigt, wie und warum sich List und Unrecht immer wieder als legal durchzusetzen vermögen. Im unmittelbaren Kontrast zu den revolutionären Ereignissen in Frankreich offenbart sich in der Integration des Weltereignisses in die Bürgerwelt von *Herrmann und Dorothea* das Heldentum der kleinen und beschränkten Verhältnisse. Abschließend wurde am *Tell* bewundert, wie die Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen in ihrer zeitgeschichtlichen Relevanz in einer höchst kunstvollen Dramatisierung dargestellt werden.

Begleitend zur Lektüre des *Reineke Fuchs* wurde für die Sommerkurse die goethesche Neudichtung dieser Fabel in einer eindrucksvollen szenischen Aufführung durch die Weimarer Schauspieler Jürg Wisbach und Stefan Wey auf die Bühne gebracht. Diese Darbietung war aber nur *ein* Höhepunkt im Rahmenprogramm der Kurse, das auch dieses Jahr wieder einen großen Gewinn aus der außergewöhnlichen Vielzahl an kulturellen Bildungsstätten und -möglichkeiten in und um Weimar ziehen konnte. Thematisch unmittelbar zum Kontext des Goethe-Kurses passend war der Vortrag von Hellmut Seemann, dem Präsidenten der Klassik Stiftung Weimar, der die spezifische Konstellation Weimars als Stadt der Klassik und der Moderne in einem Vortrag mit dem Titel *Was ist klassisch an der Moderne, was ist »modern« an der Klassik?* in den Blick nahm. Die zahlreichen klassischen Stätten Weimars, u. a. die Herzogin Anna Amalia Bibliothek, die Dichterhäuser, die Handschriftensammlung im Goethe- und Schiller-Archiv, Wielands Landgut Oßmannstedt und die Landschaftsgärten, wurden den Teilnehmern an den vielen sommerlichen Nachmittagen präsentiert, die Weimar im August zu bieten hatte. Dass Goethes Welt aber nicht auf den Kosmos Weimar begrenzt war, wurde auf einer ganztägigen Exkursion nach Jena und zu den Dornburger Schlössern deutlich; hier konnte man in den Sammlungen die verschiedenen Welten entdecken, die Goethes Wirkungsbereich mit umschloss: die Mineralogie, Anatomie, Botanik und Zoologie und nicht zuletzt die Architektur.

Die Möglichkeit, die Stadt und die Lebensform ›Weimar‹ auf so unvergleichliche und vielseitige Art erleben zu dürfen, war uns nur gegeben durch die exzellente Koordinierung der Sommerkurse durch deren Leiter Dr. Burkhardt Kolbmüller, durch das unermüdliche Organisationstalent unseres Vorstandsmitglieds Dr. Wolfgang Müller bei der Kursvorbereitung und -begleitung sowie das Engagement der beiden Leiter des Goethe-Kurses Professor Terence James Reed und Professor Dr. Benedikt Jeßing. Dafür sei ihnen auf das herzlichste gedankt. Ebenfalls danken wir der EJBW, welche nicht nur bestens für das leibliche Wohl aller sorgte, sondern mit ihrer stets gastfreundlichen Art zum idealen Begegnungsort für die Teilnehmer aus über 25 Nationen wurde. Für die finanzielle Ermöglichung und die großzügige Unterstützung bei den Stipendien seien der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, der Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung, der Gerda Henkel Stiftung sowie dem Deutschen Akademischen Austauschdienst aufrichtig gedankt. Ein besonderer Dank gilt unserem Mitglied Alfried Holle, der auch diesen Kurs durch sein Engagement für die Finanzierung in entscheidendem Maße mitermöglicht hat.

Christoph Reith

Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2009

22. Januar 2009
Neujahrsempfang für alle Mitglieder und Goethefreunde in der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft mit Vorstellung des Jahresprogramms 2009

17. Februar 2009
Prof. Dr. Ulrich Knoop (Freiburg i. Br.), Hagen Hultzsch (Weimar): *Heinrich von Kleist: »Die Marquise von O.« – literarisch und juristisch gesehen*[1]

18. März 2009
Prof. Dr. Volker Hesse (Berlin): *Goethe und Schiller – Kreativität trotz Krankheit* (Dia-Vortrag)

21. April 2009
Markus Ciupke (Göttingen): *»Des Geklimpers vielverworrner Töne Rausch«. Die metrische Gestaltung in Goethes »Faust«*

14. Mai 2009
PD Dr. Michael Jaeger (Berlin): *»Immer vorwärts«. Zur Aktualität von Goethes »Faust«*

21.–24. Mai 2009
Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften in Frankfurt a. M. (siehe S. 428-430)

3.–6. Juni 2009
81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft zum Thema *»Weite Welt und breites Leben« – Goethe, der Weltbürger* (siehe S. 15-173, 336-379, 385-423)

6.–14. Juni 2009
Goethe-Sommerschule für Schüler zum Thema *Goethe, Schiller und die jungen Wilden*
Gemeinschaftsveranstaltung von Goethe-Gesellschaft, Europäischer Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar, Thüringer Staatskanzlei, Thüringer Ministerium für Soziales, Familie und Gesundheit sowie dem Thüringer Kultusministerium

19. Juli 2009
Andacht zum Detail. Versuche über »Die Wahlverwandtschaften«
(Tagung anlässlich *200 Jahre Goethes »Wahlverwandtschaften«. 1809-2009*)
Gemeinschaftsveranstaltung von Sonderforschungsbereich 482 der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums und Goethe-Gesellschaft

15.–29. August 2009
Goethe-Sommerkurs für Studierende zum Thema *Politik, Freiheit, Revolution – Weimarer Klassik als politische Morgendämmerung?*
Leitung: Prof. Dr. Benedikt Jeßing (Bochum), Prof. Terence James Reed (Oxford)
Assistenz: Christoph Reith (Freiburg i. Br.)
Organisation: MinR a. D. Dr. Wolfgang Müller (Ilmenau)
Gemeinschaftsveranstaltung von Goethe-Gesellschaft, Weimar-Jena-Akademie und Europäischer Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar

1 Alle Vortragsveranstaltungen waren Gemeinschaftsveranstaltungen von Goethe-Gesellschaft und Goethe-Institut Weimar.

25. August 2009
Präsentation des neuen Goethe-Jahrbuchs
mit Vortrag von Prof. Dr. Olaf Breidbach (Jena): *Gedanken zu Goethes Metamorphosenlehre*

15. September 2009
Prof. Dr. Norbert Miller (Berlin): *Goethe und Mozart*

27. Oktober 2009
Prof. Dr. Dietrich Grohnert (Erlangen): *Was Goethe auch gelesen hat: Johann Gottfried Schnabels Roman »Die Insel Felsenburg«*

17. November 2009
Sylk Schneider (Weimar): *Goethes gedankliche Reise nach Brasilien*

8. Dezember 2009
Bernd Wolff (Blankenburg): *»Die Würde der Steine. Goethes dritte Harzreise«* (Autorenlesung)

Stipendiatenprogramm im Jahr 2009

Folgenden Damen und Herren konnte die Goethe-Gesellschaft im Jahr 2009 ein – zumeist dreimonatiges – Stipendium gewähren:

Bozena Anna Badura (Polen): *»Die Wahlverwandtschaften« als Goethes Auseinandersetzung mit seiner Beziehung zu Charlotte von Stein*

Prof. Dr. Josip Babić (Kroatien): *Goethe, Herder und das deutsche Wandertheater in den deutschsprachigen Randgebieten in Südosteuropa*

Prof. Dr. Nikolina Burneva (Bulgarien): *Arbeit an einer Studie »Goethes Einsichten in die Narratologie« (Publikation in bulgarischer Sprache)*

Gloria Colombo (Italien): *Goethe und die Metempsychose*

Mehriban Farajova (Aserbaidshan): *Analyse der sprachlichen Besonderheiten von Goethes »Farbenlehre«*

Pari Isakova (Aserbaidshan): *Goethes Wirken als Dramaturg am Weimarer Hoftheater*

Anna Jikhvashvili (Georgien): *Stilistische Besonderheiten der georgischen Übersetzungen von Goethes »Werther«*

Prof. Dr. Gil-Ung Kim (Korea): *Die Funktion des Symbols in der Lyrik von Johann Wolfgang Goethe und Bertolt Brecht*

Hakki Kurtulus (Türkei): *Ein Vergleich des Italienbildes von Goethe und Nietzsche*

Dr. Dina Lobacheva (Russland): *Die beiden Fassungen von Goethes »Werther«. Eine textkritische Untersuchung*

Dr. Galina Loschakova (Russland): *Goethe und österreichische Prosaiker der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*

Tatewik Mamajanyan (Armenien): *Goethes »Römische Elegien« – ihre Interpretation in der armenischen, russischen und deutschen Literaturwissenschaft*

Diana Okujava (Georgien): *Wiederkehrende Themen in Thomas Manns Essays »Betrachtungen eines Unpolitischen« und »Deutschland und die Deutschen«*

Irina Simova (Bulgarien): *Die Figur der ›femme fatale‹ bei Goethe. Ein Kapitel aus der Geschichte der Weiblichkeitsimaginationen.*

Dank für Zuwendungen im Jahr 2009

All jenen, die im Jahr 2009 durch eine kleinere oder größere Spende die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft unterstützt haben, sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.

Unser ehemaliges Mitglied, Herr Prof. Dr. Helmut Fuhrmann, Guxhagen, hat die Goethe-Gesellschaft testamentarisch mit einer großzügigen Summe bedacht. Dieser Betrag ist der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2009 mit dem Ableben unseres Mitglieds zugefallen und durch die Erben ausgereicht worden. Die Goethe-Gesellschaft ist Herrn Prof. Dr. Helmut Fuhrmann in Dankbarkeit und Wertschätzung verbunden und wird ihm ein ehrendes Gedenken bewahren. Der Betrag kommt der Drucklegung des Goethe-Jahrbuchs als einem international renommierten Standardwerk der Goetheforschung zugute. Wir sehen darin eine würdige Fortsetzung des Lebenswerks von Herrn Prof. Dr. Helmut Fuhrmann.

Für eine jeweils großzügige Förderung des Stipendiatenprogramms danken wir besonders Herrn Prof. Dr. Werner Keller, Köln, Frau Monika Quiring, Bonn, sowie dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Für die Unterstützung unserer 81. Hauptversammlung geht unser Dank an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn, die Marion Dönhoff Stiftung, Hamburg, die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung, Essen, die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, Frankfurt a. M., die Erdgasversorgungsgesellschaft Thüringen-Sachsen mbH, Erfurt, die Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, den Freistaat Thüringen, die Stadt Weimar, Herrn Prof. Dr. Werner Keller, Köln, sowie Herrn Dr. Walter Spelsberg, Remscheid.

Für die Durchführung des 5. Goethe-Sommerkurses stellten die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, Essen, die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, Hamburg, die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung, Essen, die Gerda Henkel Stiftung, Düsseldorf, sowie der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD), Bonn, namhafte Summen zur Verfügung.

Anlässlich seines 60. Geburtstages hatte unser Mitglied, Herr Roland Andreas, Leipzig, die schöne Idee, statt ihm persönlich zugedachter Geschenke eine Spende zu erbitten, die dem Wirken der Goethe-Gesellschaft zugute kommen möge. Dadurch ist der Goethe-Gesellschaft ein großzügiger Betrag zugegangen, wofür wir Herrn Roland Andreas herzlich danken und im Einzelnen folgenden Damen und Herren, die sich dem Jubilar verbunden fühlen und seine Idee in die Tat umgesetzt haben: Frau Dr. Jutta Kreitz, Frau Gisa Milde, Frau Sabine Oette und Frau Claudia Walther sowie den Herren Martin Bücher, Jens Deichsel, Stephan Eichhorn, Karl-Heinz Matheiowetz, Prof. Dr. Henning Rambow und Peter Thieme.

Nachfolgend möchten wir namentlich jenen Damen und Herren danken, die der Goethe-Gesellschaft eine Spende ab 50 Euro zuteil werden ließen:

Martina Allisat, Köln
Helga Andreas, Köln
Roland Andreas, Leipzig
Prof. Dr. Dietrich Babel, Marburg
Prof. Dr. Karlheinz Bauch, Chemnitz
Dr. Ulrich Baur, Neuss
Dr. Roland Bellstedt, Bremen
Prof. Dr. Wolfgang Bender, Euskirchen
Prof. Dr. Wilhelm Berges, Aachen
Dr. Hartmut Berwald, Ostbevern-Brock
Volkmar Birkholz, Erfurt
Renate Blank, Essen
Gabriele Bloess, Kerpen
Rolf Bönker, Fröndenberg-Ardey
Michael Braun-Huster, Sindelfingen
Dr. Angela Braunschweig-Rüter, Köln
Jörg Bruckmann, Sulzbach
Prof. Dr. Karl-Dieter Bünting, Essen
Richard Cremer, Frankfurt a. M.
Jörg Martin Detmold, Duisburg

Gisela Dobbelstein-Krings, Herzogenrath
Hilmar Dreßler, Leipzig
Franz Dudenhöffer, Speyer
Dieter Eckart, Heusenstamm
Prof. Dr. Manfred Eckstein, Schleiz
Dr. Fritz Egli, Basel
Gisela Einem-Siebers, Kleve
Elke Maria Faull, Düsseldorf
Dr. Sieglinde Fechner, Leipzig
Dr. Karl-Heinz Fiebeler, Berlin
Dr. Florian Fischer, Koblenz
Dr. Hans Ulrich Foertsch, Marl
Dr. Joachim Franke, Wiederitzsch
Axel Frey, Leipzig
Bernd Frilling, Vechta
Dr. Maria Fuhrmann, Dresden
Renate Gesigora-Semrau, Köln
Hannelore Götte, Kassel
Arthur Granat, Berlin
Dr. Renate Grumach, Berlin
Dr. Volker Güldener, Oberursel
Rainer Gunkel, Wildeck
Martin Hann, München
Anneliese Hartleb, Kassel
Traute Heinz, Lichtenstein
Prof. Dr. Werner Heldmann, Ulm
Dr. Fritz Heuer, Heidelberg
Alfried Holle, Düsseldorf
Franz Huf, Schwandorf
Prof. Dr. Günter Jäckel, Dresden
Wolfgang Jehser, Rotenbek
Dr. Andreas John, Weimar
Ulrich Jordan, Dortmund
Wilhelm Kaltenborn, Berlin
Prof. Dr. Rudolf Kassel, Köln
Prof. Dr. Werner Keller, Köln
Lioba Kirfel Barillà, Bologna
Eva Klare, Münster
Hans-Georg Klauke, Dortmund
Joachim Klett, Wertheim-Hofgarten
Peter Klima, Bassum
Eckart Knop, Essen
Gabriele Kralinski, Weimar
Cornelia Kühn-Leitz, Hannover
Erika-Inge Kunert, Marl
Thomas Lang, Leipzig
Anneliese Lange, Ronnenberg
Irmgard Lange, Kornwestheim
Dr. Hans Laufenberg, Berlin
Dr. Monika Lemmel, Berlin
Eva Lohse, Hamburg
Dr. Gertrude Lückerath, Köln
Dr. Eleonore Lutz, Frankfurt a. M.
Ute Mayer, München
Dr. Marie-Luise Meuer, Heidenheim
Dr. Horst Meyer, Bad Iburg
Helmut Moers, Freiburg i. Br.
Herta Nitezki, Salomonsborn
Hendrik Johan Ortmans, MP Wormer
Ortsvereinigung Saalfeld
Ortsvereinigung Vest Recklinghausen, Sitz in Marl
Lothar Popp, Leipzig
Prof. Dr. Jürgen Potel, Hannover
Monika Quiring, Bonn
Dr. Alexander Reitelmann, Meckenheim
Margot Richter, Dortmund
Georg Roch, Bergisch Gladbach
Dr. Mark D. Roth, Erndtebrück
Heinrich van de Sandt, Düsseldorf
Richarda van de Sandt, Ühlingen-Birkendorf
Dr. Ulrich Schaefer, Berlin
Else Schill, Syke
Dr. Rosemarie Schillemeit, Braunschweig
Dr. Marleen Schmeißer, Berlin
Franz Schmidt, Edenkoben
Ronald Schmidt, Weimar
Gisela Schröder, Göttingen
Prof. Dr. Klaus Schröter, Hamburg
Susanne Schunck, Marburg
Dr. Walter Spelsberg, Remscheid
Holger Spies, Frankfurt a. M.
Dr. Kurt Steenbuck, Recklinghausen
Dr. Gertraud Stelzig, Bensheim
Dr. Hans-Peter Stöckmann, Wernigerode
Klaus-Dieter Stoll, Bornheim
Ursula Theuner, Köthen
Klaus Tschanter, Schwäbisch Hall
Dr. Hans-Jürgen Ulonska, Erfurt
Marie-Luise Vulpius, Berg
Hildegard Weiffert, Aumühle
Helmut Weiser, Düsseldorf
Dr. Helga Wichmann-Zemke, Osterholz-Scharmbeck
Prof. Dr. Reiner Wild, Heidelberg
Dr. Barthold Witte, Bonn
Ruth Wünsche, Bad Breisig
Dr. Ursula Wulfhorst, Kassel
Dr. Regina Wuthe-Klinkenstein, Dedeleben.

Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft

An dieser Stelle gilt unser herzlicher Dank all jenen Mitgliedern, die der Goethe-Gesellschaft seit Jahrzehnten angehören und ihr treu verbunden sind.

Im Jahr 2009 war 65 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Gertraut Haag, Hartenholm.

Im Jahr 2009 war 60 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Dr. Renate Grumach, Berlin.

Im Jahr 2009 waren 55 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Dr. Erika Geisenhof, Essen
Friedrich Gottschalk, München
Dr. Inge Jensen, Rotenburg
Prof. Dr. Dorothea Kuhn, Weimar
Dr. Johannes Mantey, Berlin
Prof. Dr. Dr. h. c. Günter Mieth, Leipzig.

Im Jahr 2009 waren 50 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Dr. Rainer Hultzsch, Jena
Prof. Dr. Rose Krey, Essen
Edith Messerschmidt, Rostock
Dr. Ursula-Maria Ruser, Berlin
Anna Schulz-Lindemann, Wildeck.

Im Jahr 2009 waren 45 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Dr. Lieselotte Berger, Wiesbaden
Dr. Wolfgang Dittrich, Braunschweig
Dr. Michael Engelhard, Wachtberg-Niederbachem
Dr. Renate Francke, Weimar
Dr. Maria Fuhrmann-Gierth, Dresden
Prof. Dr. Klaus Gerth, Hannover
Dr. Gerhard Hübner, Wildberg
Dieter Kunoth, Zwickau
Dr. Charlotte Köppe, Magdeburg
Dr. Lothar Reich, Hamburg
Prof. Dr. Horst Sachs, Ilmenau
Ruth Scheel, Weimar
Prof. Dr. Carsten Schlingmann, Freiburg i. Br.
Renate Schmidt, Merlscheid
Regine von Schönermark, Berlin
Dr. Ingeburg Unterhalt, Marburg
Ruth Wagner, Darmstadt.

Im Jahr 2009 waren 40 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Dr. Günter Arnold, Weimar
Elfriede Böhm, Glindow
Cäcilie Bruckmann, Sulzbach
Jörg Bruckmann, Sulzbach
Franz Burkei, Bonn
Prof. Dr. Joe K. Fugate, Grand-Kalamazoo/Michigan
Dr. Lisbeth Germar, Weimar
Dr. Georg Heuser, Rothenburg o. d. T.
Eva Klare, Münster
Ursula Kluge, Pößneck
Prof. Dr. Jürgen Langlotz, Halle/Saale
Klaus Meier, Weimar
Dr. Wolfgang Miege, Bergisch Gladbach
Dr. Elke Miege-Lennartz, Bergisch Gladbach
Dr. Susanne Mittag, Frankfurt a. M.
Dieter Mlynek, Hannover
Hans-Christoph Moser, Freiberg
Dr. Martin Müller, Zürich
Dr. Bernd Niemann, Naumburg
Heidrun Paudtke, Cottbus
Manfred Pecha, Hannover
Michael Pecher, Dresden
Dr. Friedrich-Carl Schobess, Rösrath
Dr. Ingeborg Schobess, Rösrath
Margarete Schärf, Osnabrück
Christel Steinke, Nordenham
Diether Steinke, Nordenham.

Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2008

Aachen (gegr. 1990)

Vorsitzender: Prof. Dr. Helmut Schanze, Laurentiusstr. 69, 52072 Aachen; stellv. Vorsitzende: Renate Schmidt, 54597 Merlscheid, Dorfstr. 5; stellv. Vorsitzende seit April 2009: Helga Schulz, Wiesenweg 49, 52072 Aachen. – Prof. Dr. Hans-Otto Horch (Aachen): *Die unheilbare Brüderkrankheit. Über Heinrich Heines Zeitgedicht »Das Israelitische Hospital zu Hamburg«*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes Ethik im »Divan«-Gedicht »Vermächtnis altpersischen Glaubens« (1814/15)*. – Prof. Dr. Albert Gier (Bamberg): *Mahomets Gesang. Voltaires Theater und die italienische Oper um 1820*. – Prof. Dr. Lothar Ehrlich (Weimar): *Goethes Blick nach Osten*. – Matinee zu Goethes 239. Geburtstag: *Goethe-Lieder*. – Prof. Dr. Helmut Schanze (Aachen): *Gaudium am ganzen Spektakel. Die Theaterzettel der Frau Rat Goethe*. – Prof. Dr. Klaus Hammacher (Aachen): *Goethe und Jacobi. Aachen und Vaals*. – Prof. Dr. Götz Beck (Aachen): *Goethe und Brecht*.

Altenburg (gegr. 1986)

Vorsitzende: Adelheid Friedrich, Zeitzer Str. 68 a, 04600 Altenburg; stellv. Vorsitzender: Friedrich Krause, Friedrich-Ebert-Str. 28 a, 04600 Altenburg. – PD Dr. Uwe Hentschel (Berlin): *Goethe als Reiseautor*. – Dr. Hubert Amft (Weimar): *»Mein Verhältnis zu Ihnen macht mich glücklich und stolz«. Frédéric Soret, Freund Goethes und Erzieher des Erbprinzen*. – Ulrike Richter, Gesang u. Moderation; Iva Dolezalek, Klavier (beide Leipzig): *»Wehmut schleicht mir ins Herz hinein«. »Buch der Lieder« und »Klingende Gedichte«. Heinrich Heine und Robert Schumann*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Indien in der deutschen Dichtung (Goethe, Novalis, Friedrich Schlegel, Stefan Zweig, Hermann Hesse, Thomas Mann u. a.)*. – Dr. Dieter Gleisberg (Altenburg): *Im Lichte Goethes. Die Dichterin Erika von Watzdorf-Bachoff* (Vortrag zum 130. Geburtstag der Altenburger Ehrenbürgerin). – Dr. Stefan Heidmann (Jena): *Die Jenaer Orientalistik zur Goethezeit*. – Exkursion nach Marienbad. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Thomas Manns Goethebild im Spiegel seines Romans »Lotte in Weimar«*. – Dr. Manfred Diersch (Leipzig): *»Nur das Wahre baut«. Hans Mayers Versuche über Goethe*. – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen): *»Immer Tochter der Luft«. Das gefährliche Leben der Effi Briest*. – Adelheid Friedrich (Altenburg): *Jahresausklang*.

Aue-Bad Schlema im Verbund Westerzgebirge (gegr. 1983)

Vorsitzender: Konrad Barth, Richard-Friedrich-Str. 3, 08301 Bad Schlema; stellv. Vorsitzender: OStR Erhard Schlame, Von-Bach-Str. 7, 09366 Stollberg. – Dr. Petra Beckert-Oehler (Schneeberg): *Unter den Fittichen eines Genies. Die Tragik im Leben des Goethe-Sohnes August*. – Gundula Hildebrand (Reinsdorf): *Maria Stuart kontra Königin Elisabeth. Schillers Frauen- und Menschenbild und die wirkliche Historie*. – PD Dr. Dietmar Schubert (Zwickau): *Der Poet aus der »grauen Stadt am Meer«. Theodor Storms Leben und Werk*. – Dr. Hans-Jürgen Lorenz (Oldenburg): *Johanna Schopenhauer und die Geselligkeit in Weimar* (Dia-Vortrag). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Leben Sie recht wohl und lassen Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen«. Ein Blick in die Dichterwerkstatt Goethes und Schillers im Balladenjahr 1797*. – Hans-Hellmut Allers (Glienicke): *Goethe und seine Beziehungen zu Berlin (1778-1832)*. – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *Die Verlockung der »blauen Blume«. Deutsche Romantik zwischen Illusion und Realität*. – Dr. Bernd Legler (Chemnitz): *»Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben«. Frankreichs Dichterheld und soziales Gewissen Victor Hugo. Von*

Goethes Schelte zu Weltruhm. – Eberhard Herold (Crimmitschau): *Der Streit um die Farben. Goethe und Newton* (Dia-Vortrag). – Festveranstaltung zum 25-jährigen Jubiläum der Ortsvereinigung. – *Jahresausklang: Mitglieder und Gäste lesen literarische Texte.*

Auerbach (gegr. 1977)

Vorsitzender: Ekkehard Taubner, Falkensteiner Str. 6, 08239 Bergen. – Horst Teichmann (Ellefeld): *Peru. Auf den Spuren der Inkas. Reisebilder und Reiseeindrücke.* – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *Faust in der Weltliteratur. Jenseits und diesseits von Goethe.* – PD Dr. Dietmar Schubert (Zwickau): *Leben und Werk Adalbert Stifters (1805-1869).* – PD Dr. Uwe Hentschel (Berlin): *Zum deutschen Philhelvetismus. Goethe in der Schweiz.* – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Leben und Werk des Schriftstellers Peter Weiss.* – Sabine A. Schott (Plauen): *Schriftstellerinnen der Romantik.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Thomas Manns Goethebild im Spiegel seines Romans »Lotte in Weimar«.* – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Auerbach: *Vermischtes zur Weihnachtszeit.*

Augsburg (gegr. 2005)

Vorsitzender: Prof. Dr. Theo Stammen, Josef-Priller-Str. 43, 86159 Augsburg; stellv. Vorsitzender: Dr. Wolfgang Pollert, Prof.-Messerschmitt-Str. 30 b, 86159 Augsburg. – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Goethe, Faust und die Aufklärung.* – Dr. Horst Jesse (München): *Goethe als Kriminalist. Aufklärung und Okkultismus.* – Dr. Ettore Ghibellino (Weimar): *Johann Wolfgang Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?* – Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg): *Goethes Tränen. Leben, Mythos, Dichtung.* – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): *Gebändigt? Ungebändigt? Überlegungen zum Verhältnis von Beethoven und Goethe.* – Prof. Dr. Albrecht Betz (Aachen): *Befreiung der Sinne. Über Goethes und Heines erotische Lyrik.* – Prof. Dr. Rolf Gröschner (Jena): *»Vom Rechte, das mit uns geboren ist«. Reflexionen über Goethes Rechtsdenken.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Mir erregte dieser Dichter [...] immer Schauder und Abscheu«. Goethe und Heinrich von Kleist.* – Prof. Dr. Karlheinz Fingerhut (Ludwigsburg): *Goethe und der Wein.* – Prof. Dr. Hendrik Birus (Bremen): *Goethe und die Religion.*

Bad Harzburg (gegr. 1947)

Vorsitzender: Dr. Eberhard Völker, Eichendorffstr. 46, 38667 Bad Harzburg; Geschäftsführerin: Jennifer Vogs, Herzog-Wilhelm-Str. 65, 38667 Bad Harzburg. – Prof. Dr. Jürgen Stenzel (Hamburg): *Lessing als Kritiker.* – Dr. Gabriele Henkel (Braunschweig): *Erinnerung und Begrenzung. Die Sicht des Zeichners Wilhelm Raabe auf den Harz.* – Monika Marons Roman *Ach Glück* (Autorenlesung). – Prof. Dr. Wladimir Gilmanov (Kaliningrad): *Königsberger Grundlagen der Klassik (Goethe und Hamann, Schiller und Kant).* – Martin Bujara, Klavier; Dr. Eberhard Völker, Lesung (beide Bad Harzburg): *Abschied von der Sonate. Beethovens Klaviersonate c-moll op. 111 in Thomas Manns Roman »Doktor Faustus«.* – Prof. Dr. Christoph Perels (Frankfurt a. M.): *Die Neubegründung der Poesie. Goethes Lyrik 1770-1775.* – P. Ingrid Drost Freifrau von Bernewitz, Lena Tofaute, Anke Reimann, Dr. Eberhard Völker (alle Bad Harzburg): *Mein Goethe-Gedicht.* – Prof. Dr. Wulf Segebrecht (Bamberg): *»Sonettenwuth und Liebesraserei«. Goethe im poetischen Wettstreit um Minna Herzlieb.* – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Goethe und die Bibel.* – Dr. Eberhard Rohse (Göttingen): *Harztouristen als literarische Figuren in Werken Fontanes und Raabes.* – – Gesellig-literarische Lese- und Gesprächsabende: *Wir lesen Eichendorff* (Angela Ahrens u. Dr. Eberhard Völker). – *E. T. A. Hoffmann* (Prof. Winfried Janicke). – *Rüdiger Safranskis Monographie zur Romantik* (Angela Ahrens). – *Ricarda Huch* (Ruth Weber). – Dr. Eberhard Völker (Bad Harzburg): *Bericht über die Tagung der Vorstände der deutschen Goethe-Gesellschaften in Wetzlar und die wichtigsten Aufsätze aus dem Goethe-Jahrbuch.* – Exkursion nach

Weimar (incl. Tiefurt und Oßmannstedt) mit Führungen im Goethe-Haus, in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek (Führungen: Monika Golz) und Besuch einer Aufführung von *Lotte in Weimar* im Theater im Gewölbe.

Bamberg (gegr. 1962)

Vorsitzende: Dr. Julia Schöll, Universität Bamberg, An der Universität 5, 96047 Bamberg; geschäftsführender Vorsitzender (Januar-April 2009): Dr. Michael Stark, Marktplatz 21, 96215 Lichtenfels; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Heinz Gockel, Wildensorgerstr. 42, 96049 Bamberg. – Dr. Michael Stark (Lichtenfels): *»Symbolisches Kapital«. Zu Heinrich und Thomas Manns Goethe.* – Dr. Gabriele Radecke (München): *»Wir waren sehr heiter«. Das Reisetagebuch August von Goethes aus dem Jahr 1819* (Buchvorstellung). – Gudrun Schury, Rolf Bernhard Essig (beide Bamberg): *»Ich wollt, ich wär ein Eskimo«. Ein unterhaltsamer Wilhelm-Busch-Abend mit Musik und Bildern* (Lesung). – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Die Leitwerte Freiheit und Sicherheit bei Goethe und seinen Zeitgenossen.* – Martin Neubauer (Bamberg): *»Geschlossene Weihnachtstüren«. Geschichten um Weihnachten von Goethe bis Keyserling* (Lesung).

Bergisch Gladbach (gegr. 2000)

Vorsitzender: Dr. Dietrich Kirchner, Katterbachstr. 19, 51467 Bergisch Gladbach; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans-Jürgen Schulte, Kalmüntenerstr. 38, 51467 Bergisch Gladbach. – Peter Vogt (Köln): *»Faust I« in der Solofassung für einen Schauspieler.* – Phillip Schepmann (Köln): *Lesung aus den Briefen von Heinrich von Kleist.* – Dr. Martin Roussel (Köln): *Heinrich von Kleist. Literatur, Krise, Wissensflucht.* – Ausflug nach Schloss Burg mit Theatervorstellung (Papiertheater) *Die Zauberflöte.* – Exkursion nach Düsseldorf mit Besuch des Goethe-Museums und Goethe-Geburtstagsfeier. – Prof. Dr. Volker Neuhaus (Köln): *Goethes Biographie anhand seiner Lyrik.* – Juliette Eckel (Meinerzhagen): *Über die Aktualität von Goethes Kunstauffassung.* – Jahresausklang: *Lieder der Goethezeit für Harfe und Gesang mit Rezitation.*

Berlin (gegr. 1919, Neugründung 1987)

Vorsitzende: Beate Schubert, Fischottersteig 7, 14195 Berlin; stellv. Vorsitzende: Hans-Hellmut Allers, Beethovenstr. 6, 16548 Glienicke; Prof. Dr. Volker Hesse, Waldowallee 60, 10318 Berlin. – Jahresthema 2008: *Goethes lebenslange Suche »daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält«.* – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Einführungsvortrag zum Jahresthema.* – Ursula Homann (Arnsberg): *Goethes Glaube und Gottesvorstellung.* – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Goethes »Faust« und die Verheißungen der Lebenswissenschaften im 21. Jahrhundert.* – Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Goethe und die Alchemie.* – Prof. Dr. Hans-Jürgen Schings (Berlin): *Faust. Die neue und die alte Schöpfung.* – Hans-Wolfgang Kendzia (Berlin): *Drei Leseabende zu Goethes »Märchen«.* – Exkursion zu Goethestätten in Thüringen (Jena, Gabelbach, Kickelhahn, Stützerbach, Dornburger Schlösser). – Goethes Geburtstag im Künstlerhof Synartis in Bahnitz/Havel: *Jürgen Thormann (Berlin) liest Goethe: »Meine Religion – Mein Glaube«.* – Prof. Dr. Volker Hesse (Berlin): *Goethes Ergründung der Naturwissenschaften* (in Verbindung mit der Ausstellungseröffnung der Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar *Goethes Briefe gerettet […]).* – Prof. Dr. Georg Schwedt (Bonn): *Goethes chemische Experimente.* – Beate Schubert (Berlin): *Esoterik in Goethes Leben und Werk.* – Prof. Dr. Theo Buck (Aachen): *Goethes Entelechie.*

Bonn (gegr. 1993)

Vorsitzender: Andreas Loesch, Kulturamt der Bundesstadt Bonn, Kurfürstenallee 2-3, 53177 Bonn; Vorsitzender seit September 2009: Prof. Dr. Norbert Gabriel, Dyroffstr. 1 b, 53113 Bonn; stellv. Vorsitzender: Helmut Krumme, Ferdinandstr. 17, 53127

Bonn. – Prof. Dr. Laurenz Lütteken (Zürich): *Der tröstende Verkehr mit einem Großen. Wagner und Goethe.* – Peter Vogt (Köln): *»Faust I«. Ein Solo.* – Helmut Krumme (Bonn), Moderation: *Goethe, der »Befreier«? Johannes R. Becher und die deutsche Einheit in der Goethe-Rezeption um 1949* (Gesprächskreis zu Bechers 50. Todestag). – Prof. Dr. Volker Neuhaus (Köln): *»Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere«. Goethes Leben in seiner Lyrik.* – *Ad fontes* (Exkursion nach Thüringen). – Sylvie Tyralla-Noel, Dr. Peter Andersch (beide Bonn): *»Mein Gott, es handelt sich nicht um das, was ich möchte, sondern um das, was ich denke«. Madame de Staël im Gespräch* (szenische Lesung). – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Die Leitwerte Freiheit und Sicherheit bei Goethe und seinen Zeitgenossen.* – Werner Kohlert (Dresden), Moderation: *Goethe im Film, Filme über Goethe. 1. »Die italienische Reise Johann Wolfgang von Goethes« (DEFA-Studio für Dokumentarfilme, 1982), 2. »In der Ferne gegenwärtig«. Johann Wolfgang von Goethe zum 250. Geburtstag (MDR Thüringen, 1999).* – Prof. Dr. Albrecht Betz (Aachen): *Befreiung der Sinne. Über Goethes und Heines erotische Lyrik.* – Jutta Groskinsky, Rezitation, Gabriele Helpap, Klavier (beide Bonn): *»Das Hexenlied«. Kurzmelodramen der Romantik.*

Bremen (gegr. 1941)

Vorsitzender: Prof. Dr. Gert Sautermeister, Hans-Thoma-Str. 22, 28209 Bremen; stellv. Vorsitzender: Herbert von der Heide, Buchenstr. 11, 28844 Weyhe. – Prof. Dr. Hans Kloft (Bremen): *Lykurg und Solon. Griechische Gesetzgeber und deutsche Klassik.* – Prof. Dr. Helmut Schanze (Siegen): *Beethoven und Goethe.* – Prof. Dr. Joachim Latacz (Basel): *Dichtung und Wahrheit. Was wissen wir heute über den Trojanischen Krieg?* – Prof. Dr. Joachim Dyck (Oldenburg): *Die Dichter und das Geld. Lessings, Klopstocks und Wielands wirtschaftliche Lebensbedingungen.* – Prof. Dr. Karlheinz Fingerhut (Ludwigsburg): *Goethe und Heine als Wanderer im Harz und in Italien.* – Herbert von der Heide (Bremen): *Goethes Landschaften.* – Prof. Dr. Christa Bürger (Frankfurt a. M.): *Goethes Eros.* – Prof. Dr. Gert Ueding (Tübingen): *»Daß Irren Sünde, Heimweh dein Gewissen«. Der andere Wilhelm Busch.*

Chemnitz (gegr. 1926)

Vorsitzender: Siegfried Arlt, Hüttenberg 13, 09120 Chemnitz; Geschäftsführerin: Dr. Helga Bonitz, Heinrich-Beck-Str. 47, 09112 Chemnitz. – Gertrud Gilbert (Bad Nauheim): *»Der Wein, er erhebt uns«* (Neujahrsempfang). – Prof. Dr. Walter Müller-Seidel (München): *Die Wiederkehr des späten Goethe im 20. Jahrhundert.* – Dr. Thomas Frantzke (Gera): *»Rausche, Fluß, das Tal entlang«. Dichterparadiese an der Ilm* (Dia-Vortrag). – Siegfried Arlt (Chemnitz): *Ich natürlich – oder?!* (Ausstellungseröffnung des Projektes der Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten *Zwölf deutschsprachige Literaturnobelpreisträger*). – Carola Wiesner, Steve Wohlfahrt, Siegfried Arlt (alle Chemnitz): *Meister des Wortes, Zeugen der Zeit* (WordART audiovisuell). – Werner Kohlert (Dresden): *»In der Ferne gegenwärtig«* (Filmabend). – PD Dr. Uwe Hentschel (Berlin): *Moderne Klassik, Klassik der Moderne.* – Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt a. M.): *Mit Tinte, Feder und Papier. Der Brief als Ereignis und Objekt.* – Prof. Dr. Hartmut Küttel (Chemnitz): *»Nulla dies sine linea«. Nachdenken über Johann Gottfried Herders Schulreden.* – Dr. Helga Bonitz (Chemnitz): *Auf Goethes Spuren in die Schweiz* (Exkursion). – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Paul Gerhardt. Ein kämpferisches Leben in schwerer Zeit.* – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Der schwierige Weg des jungen Goethe zur Gerechtigkeit. Rechtswissenschaft, Rechtspraxis, Rechtsidee.* – Sonja Drechsel Walther (Straßberg), Liane Freudenberg (Dresden): *Verschenkte Gefühle* (musikalisch-literarischer Abend).

Darmstadt (gegr. 1948)

Vorsitzender: Dr. Fritz Ebner, Frankfurter Landstr. 18, 65291 Darmstadt. – Hessische

Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt: Ausstellung *Erbe und Gegenwart. 120 Jahre Goethe-Gesellschaft in Weimar*. – Dr. Ulrike Leuschner u. Mitarbeiterinnen (Darmstadt): *Der Briefwechsel Johann Heinrich Mercks* (Buchvorstellung). – Prof. Dr. Gerhard Sauder (Saarbrücken): *Goethe und die Bibel*. – Prof. Dr. Gernot Böhme (Darmstadt): *»Faust« im Spiegel der geflügelten Worte*. – Karl Stangenberg (München): *Gedichte über fast alles* (Leseabend). – Dr. Christoph Michel (Freiburg i. Br.): *»An einem Seidenfaden ihr zu Füßen«. Goethe in Lilis (Offenbacher) Park*. – Prof. Dr. Yoshito Takahashi (Kyoto, Japan): *Neo Faust und Homunculus*. – Exkursion nach Offenbach u. Dieburg mit Führungen *Goethe und Lilis »Offenbacher Sommer 1775«*. – Dr. Immo Grimm (Darmstadt): *Goethe und Schiller aus ärztlicher Sicht*. – Siegfried Arlt (Chemnitz): *Das Glück des Forschens*.

Dessau (gegr. 1925, Neugründung 1965)
neu: Anhaltische Goethe-Gesellschaft (ab 2008)

Die Gründung erfolgte am 17. Mai 2008 als überregionaler Verein. – Vorsitzender: Hubert Ernst, Poststr. 8 in 06844 Dessau-Roßlau; stellv. Vorsitzender: Dr. Ulrich Plettner, Fischereiweg 8, 06846 Dessau-Roßlau. – Eberhard Schmidt (Dessau-Roßlau): *Zu Gast bei Friedrich von Matthisson*. – Hubert Ernst (Dessau): *Goethe versus Victor Hugo*. – Werner Berghoff (Dessau): *Faust bei I. S. Turgenjew*.

Dresden (gegr. 1926)

Vorsitzender: Dr. Jürgen Klose, Lahmannring 29, 01324 Dresden; stellv. Vorsitzende: Dr. Brigitte Umbreit, Plauenscher Ring 6, 01187 Dresden. – Dr. Gabriele Radecke (München): *»Wir waren sehr heiter«. Das Reisetagebuch August von Goethes aus dem Jahr 1819* (Buchvorstellung). – Dr. Brigitte Müller (Dresden): *Goethes botanische Studien und Entdeckungen. Erste Ideen zur Evolution im Pflanzenreich*. – Dr. Alice Stašková (Prag, Dresden, Berlin): *Heinrich Heines Modernität und die französische Moralistik*. – Siegfried Arlt (Chemnitz): *»Das ewig Weibliche zieht uns hinan«. Frauen um Goethe*. – Dr. Dagmar von Gersdorff (Berlin): *Goethes Enkel* (Lesung). – Dr. Marlene Lohner (Wiesbaden): *Artisten unter sich. Gottfried Benns Goethe-Bild*. – Franz Josef Wiegelmann (Siegburg): *Johann Wolfgang von Goethe. Leben, Werk und Wirkungsgeschichte im Spiegelbild der Presse*. – PD Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt a. M.): *Ludwig Tieck und das Junge Deutschland*. – Rudolf Scholz (Dresden): *»Comet und Morgenthau«. Ein Roman über Johann Georg Palitzsch* (Lesung). – Prof. Dr. Roland Unger (Dresden): *Der erzgebirgische Wildschütz Carl Stülpner (1762-1841). Leben und Legenden*.

Eisenach (gegr. 1978)

Vorsitzende: Dr. Barbara Schwarz, Sophienstr. 12, 99817 Eisenach; stellv. Vorsitzender: Gerhard Lorenz, Am Hängetal 5, 99817 Eisenach. – Superintendent Wolfgang Robscheit (Eisenach): *»Ganz verruchte deutsche Kirchentexte«. Bach, Goethe, Zelter*. – Matthias Biskupek (Rudolstadt): *Goethe in der »Moralischen Anstalt« und im »Thüringer Kräutergarten«*. – Detlef Heintze (Deutsches Nationaltheater Weimar): *Faust – ein Alleingang* (traditionelle *Faust*-Matinee am Ostermontag). – Prof. Dr. Frank Blecken (Weimar): *Goethe und die Gartenkunst*. – Mitglieder der Eisenacher Goethe-Gesellschaft: *»Ich suche die blaue Blume, ich suche und finde sie nie«* (romantisch-literarisch-musikalische Matinee). – Dr. Matthias Heber (Eisenach): *Goethes Begegnung mit Russland*. – Antje Schneider, Martin Schneider (beide Berlin): *»Und wirklich ist es doch gar einzig schön hier«. Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Goethe*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Der Maler Bury. Goethes »zweiter Fritz«*. – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Goethes Persönlichkeit in Wandel und Wirkung*. – Dr. Barbara Schwarz (Eisenach): *Doris Lessing. Literaturnobelpreisträgerin 2007*. – Mitglieder des Lesekreises der Eisenacher Goethe-Gesellschaft: *Weihnachten im Hause Goethe*.

Erlangen (gegr. 2000)

Vorsitzender: Prof. Dr. Peter Horst Neumann, Ligusterweg 39, 90480 Nürnberg; Geschäftsführerin: Heida Ziegler, Im Herrengarten 6, 91054 Buckenhof. – Dr. Jörg Bilke (Bad Rodach): *Goethe und die »Staatssicherheit«*. – Dr. Ursula Naumann (Erlangen): *»Geträumtes Glück«. Angelika Kauffmann und Goethe* (Lesung). – Dr. Ute Stempel (München): *Werther und Lotte in Frankreich. Eine französische Erfolgsgeschichte*. – Christoph Grube, Sprecher (Ansbach), Ekkehard Wildt, Dirigent (Erlangen), Blechbläserensemble der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen: *»Wer die Schönheit angeschaut mit Augen«. Eine Literatur- und Musikcollage mit Texten von Graf August von Platen* (Sommerfest). – Prof. Dr. Peter Horst Neumann (Nürnberg): *Eichendorff, im Flugzeug gelesen. Über das Notwendige einer unzeitgemäßen Literatur.* – Heida Ziegler (Buckenhof, Erlangen): Studienfahrt nach Jagsthausen zu einer Aufführung des *Götz von Berlichingen*. – Heida Ziegler (Buckenhof, Erlangen): Studienfahrt nach Königsberg/Kaliningrad (Führung: Prof. Dr. Wladimir Gilmanov). – Dr. Anika Davidson (Heroldsberg, Erlangen): *»Erlaubt ist, was gefällt? Erlaubt ist, was sich ziemt?« Zur Aktualität von Goethes Drama »Torquato Tasso«*. – Prof. Dr. Dirk Niefanger (Erlangen): *Bruder und Freund. Uwe Timms Erinnerungsbücher zur deutschen Geschichte*. – Prof. Dr. Gerhard Kurz (Gießen): *Leichter Nachtisch. Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« und die Literatur.*

Essen (gegr. 1920)

Vorsitzender: Prof. Dr. Benedikt Jeßing, Pleskengarten, 45307 Essen; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans-Joachim Gaffron, Listerstr. 11, 45147 Essen. – Dr. Elisabeth Böhme (Hagen): *Goethes »Venezianische Epigramme«*. – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): *Gebändigt? Ungebändigt? Überlegungen zum Verhältnis von Beethoven und Goethe*. – Prof. Dr. Karl Richter (St. Ingbert): *Liebe und Krieg im »West-östlichen Divan«*. – Prof. Dr. Albrecht Betz (Aachen): *Befreiung der Sinne. Über Goethes und Heines erotische Lyrik*. – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Die Selbstzerstörung des Menschen im Zeichen der Übereilung. Zur Aktualität Goethes im 21. Jahrhundert*. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Die Leitwerte Freiheit und Sicherheit bei Goethe und seinen Zeitgenossen*. – Dr. Hans Ulrich Foertsch (Recklinghausen): *Goethe als Staatsmann*.

Freiburg i. Br. (gegr. 1999)

Vorsitzender: Prof. Dr. Heinrich Witschel, Erlenweg 9 d, 79115 Freiburg i. Br.; Geschäftsführer: Clemens Kleijn, Am Schaienbuch 26, 78054 Schwenningen. – *»Les dieux s'en vont«. Heinrich Heines Nachruf auf Goethe in der »Romantischen Schule«* (Lesung mit Rezitationen von Ullo von Peinen u. Sabine Scharberth, moderiert von Dr. Christoph Michel). – Dr. Edda Burger-Güntert (Freiburg i. Br.): *Robert Schumanns »Szenen aus Goethes ›Faust‹«. Dichtung und Musik* (Vortrag mit Tonbeispielen). – *Italienbilder. Johann Caspar Goethes »Viaggio in Italia« und Johann Wolfgang Goethes »Italienische Reise«* (9. Leserunde, moderiert von Prof. Dr. Klaus Mönig). – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Alexander von Humboldt und die Anfänge der Umweltbewegung*. – Prof. Dr. Jürgen Lehmann (Freiburg i. Br., Erlangen): *Thomas Mann: »Goethe und Tolstoi«. Anmerkungen zu einem problematischen Vergleich*. – Theaterfahrt zur Aufführung von Goethes *Faust I* in Mannheim, geleitet von Prof. Dr. Rudolf Denk. – Prof. Dr. Eduard Seidler (Freiburg i. Br.): *»keine vier Wochen eigentliches Behagen«. Goethes Leiden und Krankheiten* (Dia-Vortrag). – *Goethe und der Wein* (Lesung zu Goethes 259. Geburtstag von Sabine Scharberth, Katharina Nast, Jutta Beier, Christoph Michel u. C. J. Andreas Klein, zusammengestellt u. moderiert von Dr. Christoph Michel). – Sabine Schäfer (Weimar): *»Eine Welt schreibt an Goethe«. Überraschendes und Unbekanntes*. – Dr. Manfred Zittel (Offenburg) stellt sein Buch *Erste Lieb und Freundschaft: Goethes Leipziger Jahre* vor (10. Leserunde, moderiert von Prof. Dr. Klaus Mönig). – *Goethes*

»Faust«. Die Puppenshow (aufgeführt von Dr. Johannes Minuth, Freiburg i. Br.). – *»Faust«-Deutungen am Klavier: Franz Liszt, Sergej Rachmaninov* (Konzert mit Hans-Dieter Meyer-Moortgat, Klavier, moderiert von Prof. Dr. Gabriele Busch-Salmen u. Barbara Kiem).

Gera (gegr. 2006)

Vorsitzender: Bernd Kemter, Aga Lindenstr. 20, 07554 Gera; Geschäftsführerin: Elke Sieg, Zum Wiesengrund 3, 04626 Schmölln. – Mark Jischinski (Gera): *Kap der guten Hoffnung. Skurrile Geschichten des Geraer Autors.* – Dr. habil. Günter Adler (Zwickau): *Jenseits und diesseits von Goethe. Faust in der Weltliteratur.* – Elke Sieg (Schmölln): *Zwischen Schrift und Aquarell.* – Hartmut Heinze (Berlin): *Indien in der deutschen Dichtung (Goethe, Novalis, Friedrich Schlegel, Stefan Zweig, Hermann Hesse, Thomas Mann u. a.).* – Lesung des Kulmbacher Literaturvereins. – Christine Theml (Jena): *Über die Geselligkeit in den Salons der Jenaer Frühromantik.* – Dr. habil. Gisela Horn (Jena): *»Mir kann nicht genügen an dieser bedingten Freiheit«. Frauen in der Romantik.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Mir erregte dieser Dichter […] immer Schauder und Abscheu«. Goethe und Heinrich von Kleist.* – Bernd Kemter (Gera): *»hatte mich ehmals geliebt, schöner, als ich's verdiente«. Goethe und Friederike Brion.* – Karl Silbermann (Weida): *Goethe und Gera.* – Literaturwettstreit *Lustige Leute, lustiger Ort.* – Ausflug zu Wirkungsstätten Goethes nach Böhmen. – Festkonzert zu Goethes Geburtstag. – Ausflug zu den Dornburger Schlössern mit Schifffahrt auf der Unstrut.

Gotha (gegr. 1986)

Vorsitzender: Dr. habil. Christoph Köhler, Waltershäuser Str. 17, 99867 Gotha; stellv. Vorsitzende: Marion Merrbach, Mönchelsstr. 3, 99867 Gotha. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Faust und das Faustische. Gedanken zur Faustrezeption.* – Prof. Dr. Anneliese Klingenberg (Weimar): *Karl Philipp Moritz. Schriftsteller, Freund Goethes und Englischlehrer Carl Augusts.* – Prof. Dr. Helmut Walter (Jena): *450 Jahre Universitas Salana. Zur Gründung der Jenaer Universität.* – Führung durch den Park von Belvedere (Führung: Dorothea Arendt, Weimar). – Exkursion nach Mainfranken (Leitung: Dr. habil. Christoph Köhler). – Hartmut Heinze (Berlin): *Indien in der deutschen Dichtung (Goethe, Novalis, Friedrich Schlegel, Stefan Zweig, Hermann Hesse, Thomas Mann u. a.).* – Prof. Dr. Georg Schmidt (Jena): *Goethe und das Alte Reich.* – Prof. Dr. Werner Greiling (Jena): *»Die schöne Seele« und der »Statthalter Goethes auf Erden«. Berliner Perspektiven auf Jena-Weimar um 1800.*

Güstrow (gegr. 1982)

Vorsitzende: Dr. Elisabeth Prüß, Seidelstr. 5, 18273 Güstrow; stellv. Vorsitzende: Anneliese Erdtmann, Prahmstr. 28, 18273 Güstrow. – Inge Luckmann (Wismar): *Lyonel Feininger. Nachtrag zu den Ausstellungen 2007 in Mecklenburg-Vorpommern.* – Iris Brüdgam (Güstrow): *Die Güstrower Sammlung. Leben und Werk Georg Friedrich Kerstings (1785-1847) und seine Beziehung zu Goethe.* – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Goethe und Berlin.* – Spätgotik in Rostock, Wismar und Umgebung (Exkursion; Leitung: Dr. Dr. Dieter Pocher, Güstrow). – Angela Pfennig (Stralsund): *Der Garten im Spiegel der Literatur. Goethe und der Ginkgo.* – Dr. habil. Erwin Neumann (Güstrow): *»Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde« (1801). Ein sentimentaler Familienroman des Parchimers Johann Jakob Engel (1741-1802) als Beitrag zur spätaufklärerischen Epik der Goethezeit.* – Exkursion nach Zarrentin (Leitung: Inge Randow, Güstrow). – Manfred Kuhnke (Berlin): *Die Hampels und die Quangels, Authentisches und Erfundenes. Falladas Roman »Jeder stirbt für sich allein«.* – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes Gedicht »Harzreise im Winter«. Eine Poesie der Selbstverwirklichung.*

Gunzenhausen (gegr. 1998)

Vorsitzender: Dr. Johann Schrenk, Weißenburger Str. 22, 91710 Gunzenhausen; stellv. Vorsitzende: Bärbel Ernst, Steinweg, 91741 Wachstein. – Almut Binkert (Weißenburg): *Sophie von La Roche.* – Dr. Reinhard Knodt (Berlin): *Goethes »Wilhelm Meister« im Vergleich mit Gustav Freytags »Soll und Haben«.* – Christoph Sauer (Berlin): *Goethe auf Schlittschuhen* (Festprogramm anlässlich *10 Jahre Goethe-Gesellschaft Gunzenhausen*). – Hans-Heinrich Häffner (Weißenburg): *Die Wartburg.* – 3-tägige Studienfahrt nach Leipzig und Bad Lauchstädt. – Nadine Chmura (Bonn): *Goethe und die antike Kunst.* – Monika Schopf-Beige (Ludwigsburg): *Goethe in der Schweiz.*

Halle (gegr. 1947, Neugründung 1964)

Vorsitzender: Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Spitze 4 a, 06184 Kabelsketal; Geschäftsführer: Dr. Hartmut Heller, Saalfelder Str. 24, 06116 Halle. – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): *»Auf unsre Sprache hat er unberechenbaren Einfluß geübt«. Goethes Bedeutung für die deutsche Sprache.* – Prof. Dr. Joachim Dyck (Oldenburg): *Goethes Kenntnis Amerikas und sein Amerika-Bild.* – Dr. Rüdiger Fikentscher (Halle): *Goethe und die Familie Fikentscher.* – Prof. Dr. Werner Greiling (Jena): *Die »schöne Seele« und der »Statthalter Goethes auf Erden«. Berliner Perspektiven auf Weimar-Jena in klassischer Zeit.* – PD Dr. Rainer Godel (Halle): *Entscheidungen. Schillers »Wallenstein«-Trilogie.* – PD Dr. Leonhard Helten (Halle): *»Von deutscher Baukunst«. Goethe vor dem Straßburger Münster. – Auf den Spuren Goethes im Elsaß* (Exkursion). – Dr. Dieter Baehtz (Halle): *»Das rastlose Leben«. Barlach und Güstrow im späten Romanfragment »Der gestohlene Mond«.* – Dr. Ingeborg von Lips-Sültemeyer (Halle): *Der »Landprediger« (Goldsmith). Thema und Variationen. August Lafontaine zum 250. Geburtstag.* – Dr. Edith Zehm (München): *»Ja, Zelter ist immer grandios und tüchtig!« Die Freundschaft zwischen Goethe und Zelter. Zum 250. Geburtstag von Carl Friedrich Zelter.* – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Prof. Dr. Manfred Beetz (beide Halle): *Plaudereien um Goethe vor zweihundert Jahren.*

Hamburg (gegr. 1924)

Vorsitzende: Ragnhild Flechsig, Gustav-Falke-Str. 4, 20144 Hamburg; Geschäftsführerin: Dr. Claudia Liehr-Molwitz, Stockholmstr. 113, 21682 Stade. – Dr. Gabriele Radecke (München): *»Wir waren sehr heiter«. Das Reisetagebuch August von Goethes aus dem Jahr 1819* (Buchvorstellung). – Dr. Petra Dießner (Leipzig): *Robert und Clara Schumann.* – Prof. Dr. Volker Neuhaus (Köln) *»Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere«. Goethes Leben in seiner Lyrik.* – Gernot Krämer (Berlin): *Gegen Goethe. Jules Barbey d'Aurevillys Polemik 1873.* – Dr. Markus Wallenborn (Köln)*: Frauen. Dichten. Goethe.* – Prof. Dr. Martin Warnke (Hamburg): *Aby Warburg.* – Wolfgang Stendar (Hamburg): *Prosa, Gedichte, Briefe. Johann Wolfgang von Goethe zum 259. Geburtstag.* – Dr. Manfred Flügge (Berlin): *Ein flüchtiges Paradies. Schriftsteller und Künstler in Sanary-sur-Mer.* – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): *Gebändigt? Ungebändigt? Überlegungen zum Verhältnis von Beethoven und Goethe.* – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Liebe und Politik im deutschen Gegenwartsroman.* – Prof. Dr. Theo Buck (Aachen): *»Stirb und werde«. Metamorphose und Entelechie als Lebensprogramm Goethes.*– – 11. Klassik-Seminar in Zusammenarbeit mit dem Hamburger Landesinstitut für Lehrerbildung zum Thema *Romantik. Aspekte einer Epoche*: Prof. Dr. Günther Oesterle (Gießen): *Die Romantik und das Märchen.* – Prof. Dr. Marita Metz-Becker (Marburg): *Der Freiheit entgegen. Frauen der Romantik.* – Prof. Dr. Hartwig Schultz (Frankfurt a. M.): *»Aus der Spinnstube eines hessischen Dorfs« und dem »Anmuthigen Blumenkranz der Gemeinde Gottes«. Die Wunderhornlieder und ihre Quellen.* – Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt a. M.): *Spätromantik. Konturen eines Phänomens.*

Hannover (gegr. 1925)

Vorsitzender: Peter Meuer, Kolbeweg 43, 30655 Hannover; Geschäftsführerin: Heide Tongers, Thüringer Str. 15, 30179 Hannover. – Dr. Heiko Postma (Hannover): *»Ich müßte lachen, wenn gerade die Welt unterginge«. Zum 100. Todestag des Künstlers Wilhelm Busch*. – Ursula Bongaerts (Rom): *»Das Haus liegt direkt am Corso, keine 300 Schritte von der Porta del Popolo«. Die Casa di Goethe in Rom*. – Dr. Ingeborg Reps (Hannover): *Friedrich von Hardenberg: Novalis. Der Frühromantiker, ein Zeitgenosse Goethes*. – Prof. Dr. Klaus Gerth (Hannover): *»Das Aggregat« und »Der Mensch in seinen Zeitverhältnissen«. Zu Goethes Spätwerk »Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden«*. – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Freiheit und Sicherheit bei Goethe und seinen Zeitgenossen*. – Dr. Rudolf Hessler (Hannover): *Goethe und die Landwirtschaft*. – Hans Werner Dannowski (Hannover): *Mein Goethe*. – Prof. Dr. Wiebrecht Ries (Hannover): *»Das Wort ist ein Fächer«. Gedanken zu Goethes Altersdichtung*. – Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg): *Goethes Tränen. Leben, Mythos, Dichtung*. – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *War Goethe ein Japaner?* – Ders.: *Mozarts »Zauberflöte«, II. Teil. Eine Oper von Goethe?* – Martin Drebs (Bordenau): *Der Bordenauer Faust*. – Peter Meuer (Hannover): *Goethe an Eckermann: »erworben von Agnes Schläger für 150 Mark«. Ein Blick in die Autographensammlung des Stadtarchivs*. – – Exkursionen mit Elke Kantian (Leitung): *Auf Goethes und Schillers Spuren in Berlin*. – *Auf Goethes Spuren in der Champagne*.

Heidelberg (gegr. 1967)

Vorsitzende: Dr. Letizia Mancino-Cremer, Mombertplatz 23, 69126 Heidelberg; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Dieter Borchmeyer, Osterwaldstr. 53, 80805 München. – Anja Höfer (Baden-Baden), Dieter Borchmeyer (Heidelberg): *Rezitation von Gedichten aus Goethes »West-östlichem Divan«*; Vantina Babor (München): *Klaviermusik von Debussy und Ravel*. – Dr. Ruprecht Neudeck (Kap Anamur): *»Wir glauben an den gleichen Gott«. Kulturen im Dialog*; Chor *Mokosané. Voices of Africa* (Heidelberg), Leitung: Holly Holleber. – Zimmertheater Heidelberg, Tragikomödie von Maria Goos: *Alte Freunde*; anschließend Gespräch mit der Intendantin Ute Richter und den Schauspielern Harald Heinz, Peter Kaghanovitsch, Alexandra Lowygina, Michael Marwitz, Markus Vogelbacher. – *Heidelberger Frühling 2008*: Dieter Borchmeyer, Siegfried Mauser, Ruth Ziesak u. Ulrich Eisenlohr: *Musik im »Faust«. Faust in der Musik*. – Günter Gerstmann (Jena): *»Kommen Sie bitte ein wenig näher, lieber Eckermann«. Mignon*. – Besuch der Ausstellung von Klaus Horstmann-Czech zum 65. Geburtstag: Letizia Mancino-Cremer u. Klaus Horstmann-Czech lesen (Italienisch – Deutsch) eine kleine Auswahl von *Michelangelos »Sonetti«*. – Se. Königliche Hoheit Dr. Friedrich Prinz von Preußen (Berlin), Gabriele Hilbinger (Wiesbaden): *»Die Liebe des Königs«*. – Bozena Badura (Mannheim), mit Einführung von Prof. Dr. Reiner Wild (Mannheim): *Goethes »Wahlverwandtschaften«. Ehe und Beziehungsproblematik, durch das Prisma der freudschen Psychoanalyse betrachtet*. – Monika Schopf-Beige (Ludwigsburg): *Goethe und die Schweiz. Goethes glücklich-große Reise durch die Schweiz*.

Hildburghausen (gegr. 1962)

Vorsitzender: Dieter Schrimpf, Am Kümmelhag 10, 98646 Hildburghausen. – Dr. Dietlind Hunold, Dr. Matthias Thierbach (beide Hildburghausen): *Der Struwwelpeter in der kindertherapeutischen Praxis*. – Inge Merbach-Steiner (Hildburghausen): *»Aus dem Schatten treten«* (Lesung). – Literarisch-musikalisches Programm mit Sagen um Rhön und Thüringer Wald. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes »sehr ernste Scherze« im »Faust II«*. – Rainer Hohberg (Hummelshain): *Thüringer Sagengeheimnisse*. – Ingeborg Schmidt-Kruppa (Hildburghausen): *Reisegeschichten*. – Karl Thränhardt (Meiningen): *Unterwegs in Schlössern und Gärten*. – Günter Perlick (Hildburghausen):

»Das Morgenroth-Haus« (Lesung). – Dieter Schrimpf (Hildburghausen): *Herzogliche Bankrotteure. Zur finanziellen Schieflage des Herzogtums Sachsen-Hildburghausen 1680-1826.* – Johanna Kirschstein (Hildburghausen): *Eine Reise über und unter der Erde durch Thüringen.* – Dr. Jörg Bilke (Rodach): *Anna Seghers in ihren Briefen.*

Hildesheim (gegr. 1932)

Vorsitzender: Rolf Wagenknecht, Von-Emmich-Str. 40, 31135 Hildesheim. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes »sehr ernste Scherze« im »Faust II«.* – Rolf Wagenknecht (Hildesheim): *Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar und die (der) Musen(hof?). Eine Erinnerung an den 200. Todestag.* – Ders.: *»Bei mich kommen sie alle ins Haus«. Eine Erinnerung zum 200. Todestag an Goethes Mutter Catharina Elisabeth.* – Prof. Dr. Josef Nolte (Tübingen): *»In Padua fand ich erst das Buch, jetzt studier ich's«. Goethe und Palladio. Zur Erinnerung an die 500. Wiederkehr des Geburtstages von Palladio.* – Dr. Peter Struck (Hannover): *Die Villa Walshausen bei Hildesheim. Ein spätklassizistischer Landsitz von Georg Ludwig Friedrich Laves »in verinnerlichtem Palladianismus«.* – Exkursion nach Walshausen bei Hildesheim und literarische Tafelrunde in Villa und Park (Leitung: Rolf Wagenknecht). – Marlene Eitze, Klaus Engeroff (beide Hildesheim): *»Meine liebe Mia – mein lieber Herzenstheo«. Aus dem Ehebriefwechsel von Emilie und Theodor Fontane* (Lesung). – Exkursion zur Ausstellung *Goethes »Wahlverwandtschaften«* der Klassik Stiftung Weimar (Leitung: Rolf Wagenknecht).

Ilmenau (gegr. 1963),
neu: Ilmenau-Stützerbach (ab 2006)

Vorsitzender: Dr. Wolfgang Müller, Südring 15, 98693 Ilmenau-Oberpörlitz; stellv. Vorsitzender: Heinz Ewald, Mittelstr. 37, 98714 Stützerbach. – Dr. Carsten Rohde (Berlin): *»Von mir über mich«. Goethes autobiographisches Schreiben.* – Museumskonzert *Das klassische Streichquartett* auf historischen Instrumenten mit Werken von Haydn und Jadin. – Exkursion zu *Das Evangelium des Schönen* (Adam-Oeser-Ausstellung in Leipzig), gemeinsam mit der Volkshochschule Ilmenau. – Walter Lipfert (Altenfeld): *Goethe trifft Hackert* (in Zusammenhang mit der Hackert-Ausstellung der Klassik Stiftung Weimar). – Feier des Goethe-Geburtstages im Goethehaus Stützerbach: Ausstellung mit Zeichnungen und Graphik *Auf Goethes Spuren* von Wolfgang Werner, Walter Lipfert *Von der Kreativität Goethes*, Abschlusskonzert in der Dreifaltigkeitskirche, vielfältige gastronomische Versorgung während des Tages. – Museumskonzert zum 250. Todestag von Johann Friedrich Fasch mit Prattica di musica, Suhl. – Exkursion *Auf Goethes Spuren nach Rom, Tivoli und Ostia antica* (gemeinsam mit der Volkshochschule Ilmenau). – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *Goethe und das Wandern.*

Jena (gegr. 1922)

Vorsitzende: Dr. Brigitte Hartung, Johannes-R.-Becher-Str. 26, 07745 Jena; stellv. Vorsitzende: Dr. Claudia Udich, Greifbergstr. 1, 07749 Jena; Prof. Dr. Klaus Manger, Sonnenbergstr. 9, 07743 Jena. – Dr. Gabriele Radecke (München): *»Wir waren sehr heiter«. Das Reisetagebuch August von Goethes aus dem Jahr 1819* (Buchvorstellung). – Prof. Dr. Otto Betz (Passau): *Rainer Maria Rilke, der Europäer.* – Prof. Dr. Stefan Matuschek (Jena): *Durs Grünbein und Goethe.* – Dr. Egon Freitag (Weimar): *»Die Göttin der Schönheit sollte gar keine Falten haben«. Wieland als erotischer Schriftsteller.* – Dr. Günter Arnold (Weimar): *Herders wechselvolle Beziehung zu Goethe.* – Dr. Rudolf Hessler (Hannover): *Goethe und die Landwirtschaft.* – Prof. Dr. Volker Neuhaus (Köln): *»Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere«. Goethes Leben in seiner Lyrik* (Buchvorstellung). – Prof. Dr. Rolf Gröschner (Jena): *»Vom Rechte, das mit uns geboren ist«. Reflexionen über Goethes Rechtsdenken.*

Karlsruhe (gegr. 1960)

Vorsitzender: Prof. Dr. Georg Pilz, Unterer Kreuzwasen 4, 75335 Dobel; Vorsitzende seit Januar 2009: Dr. Beate Laudenberg, Moldaustr. 10 a, 76149 Karlsruhe; stellv. Vorsitzende: Christa Sütterlin, Hirschweg 16, 76359 Marxzell; stellv. Vorsitzender seit Januar 2010: Dr. Rüdiger Schmidt, Graf-Galen-Str. 40, 76198 Karlsruhe. – Katharina Giesbertz (Karlsruhe): *»Ich genieße den Geist der Bücher, wie ich Weizenbrot genieße«. Lesung aus Werken Sophie von La Roches.* – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Wielands Erfindung Weimars.* – Prof. Dr. Jan Knopf (Karlsruhe): *Das Werk eines »Kollektivwesens«. Goethes Dichtung als Paradigma der Moderne.* – Günter Kunert: *Lesung aus eigenen Werken.* – Harzreise im Sommer: *Auf den Spuren von Goethe im Harz.* – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen): *Goethes Kenntnis Amerikas und sein Amerikabild.* – Günther Diehl (Karlsruhe): *Das Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar. Entstehung, Symbolik, Typologie.* – Prof. Dr. Dieter Borchmeyer (München): *Goethe, Mozart, Wagner. Ein deutsches Dreigestirn.* – Dr. Holger Jacob-Friesen (Karlsruhe): *Die Poesie der Dinge. Zur Geschichte des Stilllebens* (Führung in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe).

Kassel (gegr. 1949)

Vorsitzender: Prof. Dr. Ludolf von Mackensen, Hugo-Preuß-Str. 3, 34131 Kassel; Geschäftsführer: Dr. Jörg Westerburg, Heckerstr. 49, 34121 Kassel. – Karl Garff mit Begleitung von Helmut Weckesser: *Goethes Dunstkreis* (Benefizveranstaltung zugunsten der Veröffentlichungen der Goethe-Gesellschaft Kassel). – Gedenkveranstaltung zu Ehren von Herrn Dr. Dr. h. c. Hans-Joachim Schaefer: Lesung aus seiner Biographie mit Helmut Fuhrmann und Ludolf von Mackensen. – Prof. Dr. Wolfgang Schad (Witten): *Schiller im Blick Goethes.* – Prof. Dr. Albrecht Betz (Aachen): *Befreiung der Sinne. Über Goethes und Heines erotische Lyrik.* – Prof. Dr. Helmut Fuhrmann (Kassel): *Schillers Wallenstein-Trilogie. »Summe alles Menschendaseyns«.* – Sprechbühne Halle u. Staatstheater Kassel: *Christiane und Goethe. Briefe, Gedichte und Rezepte aus ihrem Leben.* – Besuch der Ausstellung *König Lustik!? Der Reform- und Modellstaat Königreich Westphalen.* – Prof. Dr. Dirk Kemper (Moskau): *War Goethe ein Spion? Die Weimarer Illuminaten im Spiegel von Moskauer Archivalien.* – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Goethes Persönlichkeit in Wandel und Wirkung.* – Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Auf Goethes Spuren durch das Lahntal nach Koblenz* (zweitägige Lahn- und Rheinreise mit Besuch des Goethe-Museums Düsseldorf). – Prof. Dr. Günther Oesterle (Gießen): *Die Kasseler Gartenkunst im Spiegel der deutschen Klassik.* – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): *»Auf unsre Sprache hat er unberechenbaren Einfluß geübt«. Goethe und die deutsche Sprache.* – Monika Schopf-Beige (Ludwigsburg): *Goethes Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie* (Lesung u. Deutung). – Vorweihnachtliches Beisammensein mit Vortrag von Brigitta Szabó (Budapest): *Goethes Wirken als Theaterdirektor und sein Einfluss auf die zeitgenössische ungarische Dramatik.*

Kiel (gegr. 1947)

Vorsitzender: Dr. Bodo Heimann, Holtenauer Str. 69, 24105 Kiel; Geschäftsführer: Dr. Julius Pfeiffer, Geschäftsstelle: Buchhandlung Cordes, Willestr. 14, 24103 Kiel. – Prof. Dr. Thomas Pfeiffer (Kiel): *Mein Goethe. Der Lizentiat der Rechte*, anschließend Neujahrsempfang. – Jahresthema: *Orient und Okzident.* – Prof. Dr. Horst Brinkhaus (Kiel): *Das Drama »Sakuntala« des indischen Dichters Kalidasa.* – Prof. Dr. Josef Wiesehöfer (Kiel): *Zarathustra und der Zarathustrismus.* – Prof. Dr. Albert Meier (Kiel): *Voltaires und Goethes »Mahomet«.* – Prof. Dr. Anja Pistor-Hatam (Kiel): *Die Lieder des Schams od-Din Hafez aus Schiraz und Goethes »West-östlicher Divan«.* – Exkursion nach Schwerin. – Rezitationen u. Informationen auf der Landesgartenschau in Schleswig. – Therese Chromik (Kiel): *Rose Ausländer. Leben und Werk.* – Prof. Dr. Lutz Berger (Kiel): *Orient und Okzident. Bilder*

aus der Geschichte einer schwierigen Beziehung. – Literarischer Abend mit Dr. Julius Pfeiffer in der Buchhandlung Cordes.

Köln (gegr. 1994)

Vorsitzender: Prof. Dr. Volker Neuhaus, Schnatgang 54, 49080 Osnabrück; Geschäftsführerin: Marlene Encke, Friedenstr. 68, 50226 Frechen. – Dr. Ralf Peters (Köln): *Mit Goethe durch das Jahr* (Lesung). – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Goethe als Theaterleiter*. – Dr. Elisabeth Böhm (Hagen): *Inszenierte Gegenwart. Leben, Lieben und Dichten in Goethes »Römischen Elegien«*. – Dr. Heiko Postma (Hannover): *»Gute Nacht, Goethe!« Friedrich Theodor Vischer und sein »Faust III«*. – Dr. Ursula Naumann (Erlangen): *»Geträumtes Glück«. Angelika Kauffmann und Goethe*. – Dr. Markus Schwering (Köln): *»Klosterbrudrisierendes Unwesen«? Goethe und Wackenroder*. – Prof. Dr. Volker Neuhaus (Köln): *Grass, Goethe, Gott*. – Dr. Thomas Sprecher (Zürich): *Goethe, Thomas Mann und die ›Weltliteratur‹*. – Prof. Dr. Holger Noltze (Diessen am Ammersee): *Goethe als Bildungs-Erlebnis*. – Prof. Dr. Helmut Schmiedt (Köln): *Karl May und Goethe*. – Dr. Anselm Weyer (Bremen): *»Stirb und werde« in Goethes »Proserpina«*.

Kronach (gegr. 1990)

Vorsitzender: Hans-Jürgen Schmitt, Fehnstr. 51, 96317 Kronach; stellv. Vorsitzender: Herbert Schwarz, Gießübel 38, 96317 Kronach. – Eckbert Arneth (Kronach): *Der unbekannte Franz Grillparzer. Tagebücher und Lieder*. – Dr. Franz Lederer (Kulmbach): *Geschichte der Oper in der Goethezeit* (Teil I). – Dr. Friedrich Leitz (Redwitz, Kronach): *Geologie des Coburger Landes*. – Ders.: *Geologie des Rheingaus*. Ders.: *Hydrologie der Thermalquellen im Raum Wiesbaden*. – Franz Kluge (Tettau, Kronach): *Raffaels Frühwerk »Sposalizio«*. – Herbert Schwarz (Kronach): *Lucas Cranachs »Christus und die Samariterin am Brunnen«*. – Ders.: *Lucas Cranachs »Christus und die Ehebrecherin«*. – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Lessings Lustspiel »Minna von Barnhelm«*. – Ders.: *Literatur im Coburger Land*. – Ders.: *Die Emblematik der Schlosskirche zu Saalfeld*. – Ders.: *Der Rheingau literarisch*. – Ders.: *Franz Kafka und sein Judentum*. – Ders.: *Die Günderrode*. – Ders.: *Stefan George und seine Wirkung auf den Nationalsozialismus und die Widerstandsbewegung*. – – Reihe *Lesung und gemeinsame Deutung*: *Die Ringparabel in Lessings Schauspiel »Nathan der Weise«*. – Franz Kafka zum 125. Geburtstag: *»Gib's auf!«* und *»Kleine Fabel«*. – Goethes *Harzreise im Winter* mit Einführung in Bernd Wolffs Harz-Trilogie. – Hans-Jürgen Schatz (Berlin): *Jean Pauls »Dr. Katzenbergers Badereise«* (Lesung). – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Ein Gang durch die Literaturgeschichte von Walther von der Vogelweide bis Günter Eich* (Rezitation). – Theater Hof: *Lessings »Nathan der Weise«*. – Landestheater Coburg: *Goethes »Die Leiden des jungen Werther«* (Bühnenfassung). – Tagesexkursionen nach Saalfeld, Weimar, Frankfurt a. M. und ins Coburger Land. – Studienreise *Auf Goethes Spuren im Rheingau*. – Sonderausstellungen mit Führungen: Bingen: *Hildegard von Bingen* sowie Frankfurt a. M.: *Catharina Elisabeth Goethe* und *Der Brief. Ereignis und Objekt*.

Leipzig (gegr. 1925)

Vorsitzender: Dr. Josef Mattausch, Beethovenstr. 1, 04416 Markkleeberg; Geschäftsführer: Hilmar Dreßler, Plaußiger Str. 4, 04318 Leipzig. – Dr. Jochen Klauß (Weimar): *Goethe als Medaillensammler* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen): *Goethes Kenntnis Amerikas und sein Amerikabild*. – Prof. Dr. Helmut Fuhrmann (Kassel): *»Weinende Männer sind gut«. Bild und Gestalt des Mannes im Werk Goethes*. – Ulrike Richter (Leipzig): *»Die neue Melusine«. Märchen-Lesung und Harfen-Lieder zum Papiertheater nach J. W. Goethe mit Liedern und Scherenschnittkunst der Goethezeit*. – Dr. Bärbel Kovalevski (Berlin): *Louise Seidler. Goethes geschätzte Malerin* (Dia-Vortrag). – *Frühlingsfahrt nach Thüringen:*

Wielandgut und -gedenkstätte Oßmannstedt (Führung: Dr. Egon Freitag); Schloss und Park Großkochberg mit Besuch der Aufführung von Goethes Singspiel *Erwin und Elmire* in der Vertonung von Herzogin Anna Amalia im Liebhabertheater (junge Künstler von der Guildhall School of Music and Drama und Lieder Theatre, London). – Prof. Dr. Albrecht Betz (Aachen): *Frivolität als Instrument der Aufklärung. Über Wieland und Heine.* – Kulturfahrt ins Weserbergland (Porzellanmuseum Schloss Fürstenberg, Kloster und Schloss Corvey, Bad Pyrmont, dort Führung bzw. Vortrag von Museumsdirektor Dr. Dieter Alfter u. Prof. Dr. Georg Schwedt, beide Bonn, Führung durch Hameln; Vorbereitung und Leitung: Dr. Josef Mattausch). – Dr. Rudolf Hessler (Hannover): *Goethe und die Landwirtschaft.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Leben Sie recht wohl und lassen Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen«. Goethes und Schillers Zusammenarbeit im Balladenschaffen.* – Zum Gedenken an den 70. Jahrestag der Reichspogromnacht. Prof. Dr. Horst Nalewski (Leipzig): *Die deutsch-jüdische Lyrikerin Gertrud Kolmar*; Rezitation: Karin Kundt-Petters (Altenburg), am Flügel: Switlana Kapitanowa (Leipzig). – Dr. Hubert Amft (Weimar): *»Der Kanzler, der ewige Pasquale«. Goethes Freund und Testamentsvollstrecker Friedrich von Müller.*

Ludwigsburg (gegr. 1998)

Vorsitzende: Monika Schopf-Beige, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg; stellv. Vorsitzender: Hans-Jürgen Bader, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg. – Jubiläumsfeier zum 10-jährigen Bestehen der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg im Kulturzentrum der Stadt, Festvortrag Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Goethe und die große Politik. Akteur und Zeitzeuge.* – Wolfgang Mönikes (Ludwigsburg): *David Friedrich Strauß. Ein Ludwigsburger Revolutionär?* – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Goethes »Faust« und die Verheißungen der Lebenswissenschaften im 21. Jahrhundert.* – Monika Schopf-Beige, Hans-Jürgen Bader (beide Ludwigsburg): *»Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt«* (Fahrt nach Straßburg). – Prof. Dr. Ekkehart Krippendorff (Berlin): *»Das Publikum nicht wie Pöbel behandeln«. Politische Dimensionen der Weimarer Theaterarbeit.* – Hans Nagel (Ludwigsburg): *Ludwigsburger Spaziergang an Goethes Geburtstag »Rund um den Feuersee«.* – Dr. Jürgen Klose (Dresden): *»Da Sie doch einmal ein so erklärter Deutscher sind!« Wilhelm von Humboldt und Goethe.* – Monika Schopf-Beige, Hans-Jürgen Bader (beide Ludwigsburg)*: Auf Goethes Spuren in Dresden* (Studienfahrt). – Adalbert Schlipf (Ludwigsburg): *Mozart, der Freimaurer und seine Musik. Aktivitäten und Personen in den Wiener Logen, Kontakte zu Goethe.*

Magdeburg (gegr. 1933)

Vorsitzende: Dr. Charlotte Köppe, Bernhard-Kellermann-Str. 32, 39120 Magdeburg; stellv. Vorsitzende: Dr. Heike Steinhorst, Kiefernweg 2, 39326 Wolmirstedt. – Die Veranstaltungen fanden, wenn nicht anders ausgewiesen, in der Regel als gemeinsame Abende mit der Literarischen Gesellschaft Magdeburg e. V. statt. – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *Der Isenheimer Altar* (Dia-Vortrag, gemeinsamer Abend mit der Johannisloge *Ferdinand zur Glückseligkeit*, Magdeburg) – Bernd Wolff (Blankenburg): *»Die Würde der Steine«, Band 3 der Trilogie »Die Harzreise«* (Lesung). – Dr. Charlotte Köppe (Magdeburg): *Die Tage in Ilmenau. Zu Sigrid Damms »Goethes letzte Reise«.* – Prof. Dr. Ilse Nagelschmidt (Leipzig): *Cornelia Goethe und Brigitte Reimann. Schwestern im Geist.* – Prof. Dr. Horst-Dieter Tietz (Magdeburg): *Goethe und die Zeit. Seine Beziehungen zur empfundenen und gemessenen Zeit* (Dia-Vortrag). – Inge Poetzsch (Magdeburg): *Anna Amalia. Die Herzogin-Mutter von Sachsen-Weimar-Eisenach als Komponistin. Ihre Vertonung von Goethes »Erwin und Elmire«.* – Hans-Jürgen Döring (Leinefelde): *Theatrum Mundi. 33 Gedichte mit Zeichnungen von Walter Sachs* (Lesung). – Dr. Heike Steinhorst (Magdeburg): *Schreibende Frauen im 18. Jahrhundert. Die Karschin, die Klencke, die Enkelin Helmina Chézy.* –

Dr. Burkhard Stenzel (Magdeburg): *Goethe bei Daniel Kehlmann. Faktisches und Fiktives im Roman »Die Vermessung der Welt«.*

München (gegr. 1917)

Vorsitzender: Prof. Dr. Rolf Selbmann, Schellingstr. 3, 80799 München; Geschäftsführer: Hans Brendel, Pflegerbauerstr. 7, 81925 München. – Vortragszyklus I: *Goethes Freundschaften*: Prof. Dr. Rolf Selbmann (München): *Goethe an Tischbeins Fenster. Eine Künstlerfreundschaft und die Entstehung der deutschen Klassik.* – Dr. Thomas Richter (Bern): *»Beide Humboldts gehören Ihnen an«. Goethes Beziehung zu Wilhelm und Alexander von Humboldt.* – Prof. Dr. Friedrich Strack (Heidelberg): *Der »alte Heidekönig« und die »heiligen drei Kölner«. Goethe im Gespräch mit den Brüdern Boisserée und Johann Baptist Bertram.* – Exkursion auf Goethes Spuren nach Stuttgart und Tübingen. – Dr. Walter Hettche (München): *»Barbarisch bunt in fremder Mundart«. Zu Leben und Werk von Goethes »Urfreund« Karl Ludwig von Knebel.* – Dr. Horst Jesse (München): *Goethe als Kriminalist.* – Feier von Goethes Geburtstag in Ulm. – Exkursion nach Jena, Apolda, Naumburg, Nebra und Goseck. – Vortragszyklus II: *Goethe und die Musik*: Prof. Dr. Oliver Huck (Hamburg): *Goethes »Faust« als Tonbild.* – Prof. Dr. Gerhard Neumann (München, Berlin): *Fernrohr und Flöte. Erzählte Räume in Goethes »Novelle«.* – Dr. Helga Lühning (Bonn): *»an diesem geht die ganze Welt auf und nieder«. Bettina Brentano zwischen Beethoven und Goethe.* – Gertrud Gilbert (Bad Nauheim): *»Wann ich von Weimar Post erhalt', bin ich immer vergnügt wie ein Adler«. Eine Lesung aus dem Briefwechsel zwischen Herzogin Anna Amalia und Goethes Mutter.*

Naumburg (gegr. 1988)

Vorsitzender: Dr. Bernd Niemann, Käthe-Kollwitz-Siedlung 6, 06618 Naumburg; stellv. Vorsitzende: Dr. Irene Traub-Sobott, Schönburger Str. 19 a, 06618 Naumburg. – Wolfgang Kretzschmar (Naumburg): *»Der Säulenschaft auch die Triglyphe klingt, ich glaube gar, der ganze Tempel singt«. Goethes Vorstellungen von Harmonie in der Baukunst.* – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Faust und das Faustische. Gedanken zur Faustrezeption.* – Dr. Rüdiger Ziemann (Langenroda): *»Ein Zwischenfall ohne Folgen«. Was Nietzsche bei Goethe fand* (gemeinsame Veranstaltung mit der Nietzsche-Gesellschaft). – Theaterbesuch in Weimar: *Johann Wolfgang von Goethe: »Faust II«.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Mir erregte dieser Dichter [...] immer Schauder und Abscheu«. Goethe und Heinrich von Kleist.* – Dr. Irene Traub-Sobott (Naumburg): Exkursion nach Halle/Saale (Reichardts Garten, Amtsgarten, Burg Giebichenstein) u. Schifffahrt nach Wettin. – Prof. Marek Bobéth, Lars Grünewoldt (beide Berlin): *Goethe und die Musik. Vertonungen von Gedichten Goethes durch seine Zeitgenossen* (Liederabend, gemeinsam mit dem Verein Kunst in Naumburg). – Dr. Bernd Niemann (Naumburg): *Robert Menasses »Don Juan de la Mancha oder die Erziehung der Lust«. Liebe, Erotik oder Sex(ismus)?*

Nordenham (gegr. 1946)

Vorsitzender: Burkhard Leimbach, Im Sonnenwinkel 4, 26954 Nordenham; stellv. Vorsitzender: Stefan Tönjes, Goethestr. 5, 26954 Nordenham. – Das Dalibor-Klavierquintett spielt Werke von Mozart, Schumann und Dvořák. – Hans Koschnick (Altbürgermeister von Bremen): *Kann Politik Frieden schaffen? Das Beispiel Kosovo.* – Das Nomos-Quartett spielt *Werke von Dvořák, Villa Lobos und Piazolla.* – Dr. Gunther Hirschfelder (Bonn): *Europäische Esskultur. Warum wir essen was wir essen.* – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Freiheit und Sicherheit im Zeitalter Goethes.* – Die Smetana-Philharmoniker Prag spielen Werke von Smetana, Berlioz und Dvořák (Sinfoniekonzert). – Dr. Andreas Fritzsche (Lüneburg): *Darf der Manager lügen? Ethisches Handeln in der Wirtschaft*, Jan Müller (Hafendirektor in Brake): *Ethik im Arbeitsalltag. Kann man es allen recht machen?* – Das Niedersäch-

sische Jugendsinfonieorchester spielt Mozart, Dvořák und Ravel. – Das Ciompi Quartet of Duke University spielt Werke von Haydn, Beethoven und Webern. – Das Mobile Kino Niedersachsen zeigt *Die Braut* mit Veronika Ferres als Christiane von Goethe. – Zigan Virtuosi spielen Zigeunermusik.

Nürnberg (gegr. 1995)

Vorsitzende: Dr. Claudia Leuser, Maxplatz 30, 90403 Nürnberg; stellv. Vorsitzende: Ingrid Biberacher, Berliner Platz 6, 90489 Nürnberg; stellv. Vorsitzender seit Januar 2010: Dr. Günther Kraus, Kachletstr. 13, 90480 Nürnberg. – Ingrid Biberacher, Textbearbeitung u. Rezitation; Paul Sturm, Klavier (beide Nürnberg): *»Ich will ein Lied euch singen«. Fontane, ein Leben für die Dichtung* (literarisch-musikalische Soiree). – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Heimat als Fremde, Fremde als Heimat. Über ein Grundmotiv im Leben und Werk Goethes.* – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Zwischen Musenhof und Ministeramt. Goethe 1775 bis 1786, sein Weg von Frankfurt nach Weimar.* – *»Wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbilds«. Fahrt ins Dessau-Wörlitzer Gartenreich* (Organisation u. Leitung: Ingrid Biberacher, Dr. Claudia Leuser). – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Die Briefliteratur der Annette von Droste-Hülshoff.* – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Wieland als Prinzenerzieher.* – Feier von Goethes Geburtstag in Ulm, eine Gemeinschaftsveranstaltung der süddeutschen Goethe-Gesellschaften. – *»Nichts gleicht meinem Glücke!« Auf den Spuren Thomas Manns in München* (Leitung: Dr. Dirk Heißerer, München). – Dr. Hans-Martin Hagen (Nürnberg): *Über die Quellen zu Goethes »West-östlichem Divan«.* – Prof. Dr. Günther Niggl (Eichstätt): *Goethe und das Christentum.*

Oldenburg (gegr. 1986)

Vorsitzender: Prof. Dr. Joachim Dyck, Elsasser Str. 97 a, 28211 Bremen; stellv. Vorsitzender: Dr. Walter Müller, Beowulfsweg 5, 26131 Oldenburg. – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen): *Die Dichter und das Geld. Lessings, Klopstocks und Wielands wirtschaftliche Lebensbedingungen.* – Dr. Walter Müller (Oldenburg): *Goethe und die Kindsmörderin.* – Dr. Björn Spiekermann (Heidelberg): *Freigeist oder Heiliger? Sokrates im 18. Jahrhundert.* – PD Dr. Thorsten Valk (Weimar): *Bildgedichte der Romantik.* – Prof. Dr. York-Gothart Mix (Marburg): *Herders Kritik am Kolonialismus.* – Dr. Dr. h.c. Ernst Peter Wieckenberg (München): *Lessing und Goethe im Fragmentenstreit.* – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen), Prof. Dr. Gerd Sautermeister (beide Bremen): *Lyrisches Duett.*

Plauen (gegr. 1946)

Vorsitzende: Gertraud Markert, Julius-Fučik-Str. 5 a, 08523 Plauen; stellv. Vorsitzende: Sabine Schott, Hauptstr. 14, 08547 Steinsdorf. – Marga Koch (Plauen): *Alter schützt vor Träumerei nicht. Schriftsteller und ihre Träume.* – PD Dr. Dietmar Schubert (Zwickau): *Leben und Werk Adalbert Stifters.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Die Schauspielerin und Sängerin Corona Schröter.* – Helmar Stöß, Schauspieler (Plauen): Lesung zum 100. Todestag Wilhelm Buschs. – Dr. Inge Jens (Tübingen): *Das außergewöhnliche Leben der Hedwig Pringsheim.* – Dr. Michael Engelhard (Wachtberg, Bonn): *Der polnische Nationaldichter Adam Mickiewicz.* – Margrit Straßburger, Schauspielerin (Hamburg): Theaterabend mit Texten von Mascha Kaléko. – Dr. Georg Bayerle (München): *Miguel de Cervantes.* – Sabine Schott (Steinsdorf): *Schriftstellerinnen der Romantik.* – Annelen Hasselwander (Chefdramaturgin am Theater Plauen-Zwickau): *Hugo von Hofmannsthal als Theaterschriftsteller.* – Jörg Seidel (Oxford, Jössnitz): *»Der Tod des Diogenes«* (Romanvorstellung).

Pößneck (gegr. 1982)

Vorsitzender: Karl-Hermann Röser, Obere Grabenstr. 25, 07381 Pößneck; stellv. Vorsitzende: Dr. Rosemarie Reichmann, Altenburgring 12, 07381 Pößneck. – Karl Ernst

(Pößneck): *»So muss denn doch die Hexe dran« (»Faust I«). Der okkulte Goethe.* – Prof. Dr. Werner Greiling (Jena): *Napoleon Bonaparte im klassischen Weimar. Wirkung und Wahrnehmung zwischen 1799 und 1821.* – Prof. Dr. Klaus Schuhmann (Leipzig): *Goethe-Parodien des 20. Jahrhunderts.* – Dr. Hubert Amft (Weimar): *Ein Leben im Schatten der Titanen Goethe und Napoleon. Jenny von Pappenheim.* – Prof. Dr. Friedrich Naumann (Chemnitz): *Leben und Wirken des Georgius Agricola.* – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Jean Paul und die Weimarer Klassik.* – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Bertolt Brechts »Galilei«. Zur Verantwortung des modernen Wissenschaftlers.* – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Johann Peter Eckermann. Goethes geprüfter Haus- und Seelenfreund.* – Dr. Lutz Unbehaun (Rudolstadt): *Schiller und Rudolstadt, damals und heute.* – Karl-Hermann Röser (Pößneck): *»Vom Vater hab ich die Statur«* (Dia-Vortrag).

Rosenheim (gegr. 1999)

Vorsitzender: Prof. Bernd Westermann, Sepp-Zehentner-Str. 25, 83071 Schlossberg; stellv. Vorsitzender: Willi Schmid, Ellmaierstr. 34, 83022 Rosenheim. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Faust und das Faustische. Gedanken zur Faustrezeption.* – Alois Prinz (München): *Hermann Hesse: »Die erlaubte Welt ist nur die Hälfte der Welt«.* – Dr. Michael Schmidt (Bad Endorf): *»Der Steppenwolf«. Hesses Roman einer Lebenskrise.* – Hanskarl Kölsch (Sauerlach): *Schillers Idee der Freiheit.* – Markus Ciupke (Göttingen): *»Des Geklimpers vielverworrner Töne Rausch«. Die metrische Gestaltung in Goethes »Faust«.* – Prof. Bernd Westermann (Rosenheim): *Christoph Martin Wieland.* – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Schiller auf der Flucht. Ein Kapitel aus »Schillers Leben in seinen Briefen«.* – Dr. Yomb May (Aschau): *»Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt«. Goethes »Trilogie der Leidenschaft«.* – Dr. Andrew Williams (Bad Endorf): *»Von Goethes und der Griechen Hauch umflossen«. Eduard Mörike.* – Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma (Hamburg): *Wielands letztes Werk.* – Georg Schmid (Rosenheim): *Ernesto Cardenal. Poet, Priester, Revolutionär.*

Rothenburg o. d. T. (gegr. 1996)

Vorsitzender: Dr. Georg Heuser, Judengasse 1 a, 91541 Rothenburg o. d. T.; stellv. Vorsitzender: Erich Landgraf, Nuschweg 9, 91541 Rothenburg o. d. T. – Walter Kaiser (Rothenburg o. d. T.): *Wilhelm-Busch-Abend* (mit Rezitationen). – Ders.: *Joseph-von-Eichendorff-Abend* (mit Rezitationen). – Studienfahrt nach Weimar. – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft lesen Eichendorffs Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts.* – Dr. Georg Heuser (Rothenburg o. d. T.): *Was jüdische Witze über jüdische Geschichte und jüdisches Leid aussagen* (mit Lesung durch Mitglieder). – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft lesen ihre grimmschen Lieblingsmärchen.

Rudolstadt (gegr. 1975)

Vorsitzender: Hans-Günther Otto, Ahornweg 55, 07407 Rudolstadt; stellv. Vorsitzender: Wolfgang Werner, Schlossstr. 31, 07407 Rudolstadt. – Dr. Christoph Michels (Rudolstadt): *Exkursion der Gesellschaft nach Paris (Video).* – Christian Marten-Molnár (Theater Rudolstadt): *»Die Verschwörung des Fiesko zu Genua«, Proben- und Inszenierungsgespräch.* – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *»Geh aus, mein Herz, und suche Freud«. Paul Gerhardt, der Dichter im Umfeld seiner Zeit.* – Dr. Helmut-Eberhard Paulus (Rudolstadt): *Thüringens Krone der Residenzen. Der Auftrag der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten. – Flandern. Traditionen entdecken und erleben* (Busexkursion mit Jörg Widmann, Tübingen). – *»Die Wahlverwandtschaften« nach J. W. Goethe* (Kinofilm, DDR 1974, Regie: Siegfried Kühn). – Prof. Dr. Friedrich Naumann (Chemnitz): *Leben und Wirken des Georgius Agricola* (Gemeinschaftsveranstaltung der Goethe-Gesellschaften Saalfeld, Pößneck, Rudolstadt). – Prof. Dr. Albrecht Betz (Aachen): *Befreiung der Sinne. Über Goethes*

und Heines erotische Lyrik. – Zum 259. Geburtstag von J. W. Goethe: Ekhof-Theater Gotha (Exkursion). – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Bertolt Brechts »Galileo Galilei«. Zur Verantwortung des modernen Wissenschaftlers*. – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *»Michelangelos Farben leuchten«. Die Decke der Sixtinischen Kapelle* (Dia-Vortrag). – Dr. Lutz Unbehaun (Rudolstadt): *»Ein wertes Band der Freundschaft«. Schillers Rudolstädter »Familie«*. – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft; Susann Vent, Gesang; Stefan Müller, Klavier (beide Rudolstadt): *Vorweihnachtlicher Abend*. – – Mittwochslesungen (Leitung: Wolfgang Werner): Gabriele Pfeifer: *Ricarda Huch. Historikerin, Schriftstellerin, Humanistin*. – Klaus Steinhaussen: *Goethes »Lehrjahre«*. – Elisabeth Schrodetzki: *Seumes »Spaziergang nach Syrakus«*. – Gabriele Pfeifer: *Dagmar von Gersdorff: »Die Erde ist mir Heimat nicht geworden«. Das Leben der Karoline von Günderrode*.

Saalfeld (gegr. 1966)

Vorsitzende: Sabine Bujack-Biedermann, Hirschengasse 11, 07318 Saalfeld; stellv. Vorsitzende: Hanna Bujack, Schwarmgasse 4, 07318 Saalfeld. – Anne Gallinat (Saalfeld): *»Geschichten von der Straße«* (Autorenlesung). – Dr. Justus H. Ulbricht (Weimar): *»Olympier« und »Übermensch«. Aspekte des bildungsbürgerlichen Goethe-Kultes im 19. und 20. Jahrhundert*. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *»Moralische Sandsäckchen« versus »edle Naturen«. Sophie von La Roches Besuch in Oßmannstedt 1799, ein Spiegel der literarischen Auseinandersetzungen an der Jahrhundertwende*. – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): *»Auf unsre Sprache hat er unberechenbaren Einfluß geübt«. Goethes Bedeutung für die deutsche Sprache*. – Prof. Dr. Friedrich Naumann (Chemnitz): *Leben und Wirken Georgius Agricolas* (ein Beitrag zur 800-Jahrfeier des Saalfelder Stadtrechts gemeinsam mit den Goethe-Gesellschaften Rudolstadt und Pößneck). – Hellmut Seemann (Weimar): *Gnade und Genie. Gottesbeziehungen bei Paulus und Goethe*. – Exkursion nach Görlitz. – Prof. Dr. Gert Sautermeister (Bremen): *Bertolt Brechts »Galileo Galilei«. Zur Verantwortung des modernen Wissenschaftlers*. – Dr. Ulrich Stoll (Kassel): *»Michelangelos Farben leuchten«. Die Decke der Sixtinischen Kapelle nach der Restaurierung* (Dia-Vortrag). – Dr. Barbara Schwarz (Eisenach): *Hannah Arendt und Rahel Varnhagen von Ense. Zum 175. Todestag der Gründerin des berühmtesten der Berliner Salons*. – Zu Tisch bei Heinrich Heine. Ein literarisches Menü.

Siegburg (gegr. 2000)

Vorsitzender: Paul Remmel, Endenicher Str. 97, 53115 Bonn; Geschäftsführer: Franz Josef Wiegelmann, Töpferstr. 23, 53721 Siegburg. – Eröffnung des Jacobi-Gedenkjahres zum 150. Todestag des Goethe-Freundes Maximilian Jacobi mit Paul Remmel (Bonn): Einführung in das Jahresthema *Goethe und [...]. Freund- und auch Feindschaften*. – Tätigkeitsbericht über die in Gründung befindliche und von der Ortsvereinigung getragene *Stiftung Goethe-Bibliothek*. – Paul Remmel (Bonn): *Goethe und Friedrich Heinrich Jacobi*. – Ders.: *Goethe und Adam Mickiewicz*. – Besuch der *Clavigo*-Aufführung in den Kammerspielen Bonn. – Franz Josef Wiegelmann (Siegburg): *Maximilian Jacobi (1775-1858). Mediziner, Publizist, Menschenfreund* (Vortrag im Rahmen des 182. Siegburger Museumsgesprächs). – Gedenkgottesdienst für Maximilian Jacobi und feierliche Kranzniederlegung an Jacobis Grabmal, das die Ortsvereinigung im Rahmen einer Patenschaft pflegt. – Paul Remmel (Bonn): *Goethe und Karl Ludwig von Knebel. – Die ›van Daelen‹ und Goethe* (musikalisch-literarischer Crossover-Abend im Bonner Antiquariat *Antiquarius*) mit Ulla van Daelen, Soloharfenistin des WDR-Rundfunkorchesters, u. den Brüdern Remmel, Goethe zitierend. – Jahresausflug nach Weimar und Jena (Leitung: Ursula Lange). – Paul Remmel (Bonn): *Goethe und seine Mutter*. – Dr. Gerd Dieter Schoen (Sankt Augustin): *Goethe und Marianne von Willemer*. – Besuch der Theater-Aufführung *Iphigenie auf Tauris* mit dem Ensemble *Thespiskarren* (Hannover) im Bürgerhaus Troisdorf. – Präsentation und Pressekonferenz aus Anlass

der Publikation des vierten Bandes der gesellschaftseigenen Schriftenreihe *Goethe-Blätter* (Bernstein-Verlag, Bonn). – Brunhild Simons (Hennef): *Goethe und Johann Peter Eckermann*. – Zum fünften Mal veranstaltete die Gesellschaft die Aktion *Siegburg sammelt Goethe*, die dem Auf- und Ausbau der gesellschaftseigenen Goethe-Bibliothek dient, und präsentiert den Bestand der Sammlung in einem Verzeichnis auf ihrer Internetseite www.goethegesellschaft-su.de. – Franz Josef Wiegelmann (Siegburg): *Goethe und Carl Friedrich Zelter*. – Besuch der Ausstellungseröffnung anlässlich des 250. Geburtstags von Carl Friedrich Zelter im Goethe-Museum Düsseldorf. – Weihnachtsfeier für Mitglieder und Freunde der Gesellschaft.

Sondershausen (gegr. 1973)

Vorsitzender: Helmut Köhler, Possenallee 23, 99706 Sondershausen; Geschäftsführerin: Heide Schödl, August-Bebel-Str. 77, 99706 Sondershausen. – Dr. Ettore Ghibellino (Weimar): *Goethe und Anna Amalia. Eine verbotene Liebe?* – Prof. Dr. Hans-Dieter Göring (Dessau): *»Ich bin kein Menschenfeind«. Zum Schaffen Gottfried Benns*. – Adrian Eder (Sondershausen): *»Gedanken […]« oder was die Seele berührt* (Lesung eigener Dichtung). – Hedi Bialkowski (Artern), Ronald Uhlig (Sondershausen): *Goethe, Schiller und die Musik* (literarisch-musikalisches Programm). – Exkursion nach Weimar (Besichtigung der Herzogin Anna Amalia Bibliothek u. a.). – Dr. Wolfgang Strack (Gießen): *Das Land der Griechen. Götter und Menschen* (Multimediaschau). – Hartmut Heinze (Berlin): *Christoph Heinrich Kniep und Ludwig Sebbers. Zwei Künstler im Umfeld Goethes* (Dia-Vortrag). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Mir erregte dieser Dichter […] immer Schauder und Abscheu«. Goethe und Heinrich von Kleist*. – Dr. Albrecht Schödl (Volkenroda): *Zu Martin Luthers Anteil an der Formung der deutschen Sprache*. – Sigrid Diez (Sondershausen): *»Was bedeutet die Bewegung? Bringt der Ost mir frohe Kunde?« Goethe und der »West-östliche Divan«*.

Stuttgart (gegr. 1962)

Vorsitzender: Dr. Bernd Mahl, Hainbuchenweg 23, 72076 Tübingen; stellv. Vorsitzende: Ingrid Bußmann, Stadtbücherei im Wilhelmspalais, Konrad-Adenauer-Str. 2, 70173 Stuttgart. – Ernst Konarek (Stuttgart): *Arthur Schnitzlers »Leutnant Gustl«* (Lesung). – Dr. Bernd Mahl (Tübingen) in Zusammenarbeit mit der Württembergischen Landesbibliothek: Präsentation des Videofilms *Ein Spaziergang mit Goethe durch Stuttgart im Jahr 1797*, danach Präsentation des Bildbandes *Goethe in Stuttgart. Eine Dokumentation mit zeitgenössischen Abbildungen* von Bernd Mahl im Rahmen einer Powerpoint-Präsentation. – Prof. Dr. Jürgen Wertheimer (Tübingen): *Goethe und/oder die Globalisierung. Für eine neue Weltliteratur*. – Prof. Dr. Rolf Gröschner (Jena): *»Vom Rechte, das mit uns geboren ist«. Reflexionen über Goethes Rechtsdenken*. – Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Tübingen): *Goethes Drama »Torquato Tasso«*. – Dr. Helmut Zwanger (Tübingen): *Albrecht Goes. Freund Martin Bubers und des Judentums* (Buchpräsentation, gemeinsam mit der Stadtbücherei Stuttgart). – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Homunculus oder die künstliche Optimierung des Menschen. Zur Modernität von Goethes »Faust« im 21. Jahrhundert*. – Prof. Dr. Georg Langenhorst (Wendelstein): *Faust und Hiob. Geistesbrüder zwischen teuflischer Versuchung und unerwarteter Lösung*. – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Mord und Totschlag, Schuld und Sühne in Schillers Dramen. Was soll da noch eine ästhetische Erziehung?* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Wie von Furien getrieben«. Leben und Werk Heinrich von Kleists*. – Dr. Johannes Minuth (Freiburg i. Br.): *Goethes »Faust I«* (Puppenspielfassung). – *»Es sitzt ein Vogel auf dem Leim«* (Irmgard Förch spricht Gedichte und Prosa zum 100. Geburtstag von Wilhelm Busch; Hildegund Treiber, Klavier). – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Annette von Droste-Hülshoff als Briefschreiberin im 19. Jahrhundert*. – Studienreise nach Frankfurt a. M. mit Führung durch das Goethe-Haus und durch die Lucas-Cranach-Ausstellung. – Studienreise auf Bachs Spuren in Thüringen.

Eine Orgelreise (mit Horst Allgaier, Organist an der Stiftskirche Tübingen).

Ulm und Neu-Ulm (gegr. 1997)

Vorsitzende: Ursula Heldmann, Albecker Steige 32, 89075 Ulm; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans-Ulrich Schäfer, Gleißelstetten 91, 89081 Ulm. – Prof. Ludwig Wassermann (Neu-Ulm): *Friedrich Justin Bertuch. Ein erfolgreicher Unternehmer in Weimar zur Goethezeit.* – Prof. Dr. Hendrik Birus (Bremen): *Religion und Aufklärung in Goethes »West-östlichem Divan«.* – Gertrud Gilbert (Bad Nauheim): *»Durchlauchtigste Fürstin«, »Liebe Mutter«. Der Briefwechsel zwischen Anna Amalia und Goethes Mutter.* – Dr. Bernd Breitenbruch (Neu-Ulm): *Christian Friedrich Daniel Schubart als Briefschreiber.* – Prof. Dr. Josip Babić (Osijek): *Sprache und Literatur der Kroaten und Serben mit einem Seitenblick auf das Essekerische.* – Wolfgang Schukraft (Ulm): *»Siegwart« von J. M. Miller* (Lesung). – Dr. Ursula Naumann (Baiersdorf): *»Geträumtes Glück«. Angelika Kauffmann.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Mir erregte dieser Dichter [...] immer Schauder und Abscheu«. Goethe und Heinrich von Kleist.* – Matinee mit Walter Frei und Wolfgang Schukraft: *Franz Kafka zum 125. Geburtstag.*

Vest Recklinghausen, Sitz in Marl (gegr. 1999)

Vorsitzender: Dr. Hans-Ulrich Foertsch, Römerstr. 38, 45772 Marl; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Werner Kunert, Hellweg 5, 45768 Marl. – PD Dr. Benedikt Jeßing (Bochum): *Frühe Seelenkunde. Goethes Festspiel »Lila«.* – Dr. Matthias Rick (Berlin): *Die Goethe-Institute. Ihr Sinn und ihre Wirkung.* – Prof. Dr. Sebastian Lange (Recklinghausen): *Goethes Studien zur Morphologie in Botanik und Zoologie.* – Dr. Markus Wallenborn (Köln): *Frauen. Dichten. Goethe.* – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Die Leitwerte Freiheit und Sicherheit bei Goethe und seinen Zeitgenossen.* – Prof. Dr. Wolfgang Meyer (Schermbeck): *Von Goethes Homunculus und anderen künstlichen Menschen.* – Arbeitskreis mit Hedda Buckendahl zu Goethes *Reineke Fuchs.*

Waldshut-Tiengen (gegr. 2000)

Vorsitzender: Dr. Horst Lickert, Tannenstr. 16, 79761 Waldshut-Tiengen; stellv. Vorsitzende: Sabine Guthknecht, In der Ewies 15, 79804 Dogern. – *Wolfgang Amadeus Mozart: »Die Zauberflöte«. Aufführung in der Semperoper Dresden* (Exkursion gemeinsam mit dem Freundeskreis Berliner Philharmoniker; Leitung: Dr. Horst Lickert). – Dr. Melanie Wald (Zürich): *Einführung in Mozarts »Zauberflöte«, Goethes Lieblingsoper* (gemeinsam mit dem Freundeskreis Berliner Philharmoniker). – Prof. Dr. Gerd Ganteför (Konstanz): *Der bestirnte Himmel über uns. Einführung in die Astrophysik* (fünfteilige Vorlesungsreihe für Interessierte). – Prof. Dr. Werner Schwan (Freiburg i. Br.): *Lessings »Nathan«. Appell der Vernunft als Absage an Hass und Leidenschaft.* – Prof. Dr. Werner Schwan (Freiburg i. Br.): *Lessings »Minna von Barnhelm« als »Liebhaberin der Vernunft«.* – Ders.: *Die Sprache des Gefühls in der Lyrik des jungen Goethe.* – Ders.: *Das Chaos der Irrationalität in Schillers Schauspiel »Die Räuber«.* – Prof. Dr. Dr. Bernhard Uhde (Freiburg i. Br.): *Philosophie, was ist das? Streifzüge durch die abendländische Philosophiegeschichte* (sechsteilige Vorlesungsreihe für Interessierte). – Tagesfahrt zur internationalen Buchmesse Frankfurt a. M. (Leitung: Dr. Horst Lickert). – Fahrt zum Galakonzert der Münchner Philharmoniker: Mozart und Beethoven (gemeinsam mit dem Freundeskreis Berliner Philharmoniker; Leitung: Sabine Guthknecht). – Fahrt ins Festspielhaus Baden-Baden: *W. A. Mozart, Joseph Haydn und Johann Nepomuk Hummel. Konzert der Camerata Salzburg im Festspielhaus Baden-Baden* (Leitung: Dr. Horst Lickert).

Wetzlar (gegr. 1973)

Vorsitzender: Dr. Manfred Wenzel, Hedwig-Burgheim-Ring 40, 35396 Gießen; stellv.

Vorsitzender: Peter Kaetzler, An den Fichten 11, 35579 Wetzlar. – Herbert Kromann (München): *August von Goethe auf einer Reise nach Süden. Tagebuch 1830* (literarische Matinee). – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): *Der kranke Goethe. Goethe und die Medizin seiner Zeit.* – Dr. Ulrike Müller-Harang (Weimar): *Die falsche Christiane. Zur Neubestimmung eines bekannten Porträts.* – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Goethes »Faust II«. Versuche einer Annäherung* (literarische Diskussion; drei Abende). – Jahrestagung der Vorstände der deutschen Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft (mit Exkursionen nach Gießen, Marburg, Kloster Altenberg, Garbenheim, Volpertshausen u. einer Lahnreise auf Goethes Spuren über Weilburg, Obernhof, Nassau, Bad Ems nach Koblenz). – Oliver Meyer-Ellendt (Wetzlar; Autor und Regisseur): *FarbenWesen. Eine goethisch-poetische Komödie* (Theateraufführung zu Goethes *Farbenlehre*). – Hans-Hellmut Allers (Berlin): *Goethe und Berlin. – Auf Goethes Spuren im Fichtelgebirge und in Böhmen* (viertägige Studienfahrt). – Feier zu Goethes 259. Geburtstag: Dr. Norbert Lauinger (Wetzlar): *Newton und Goethe im Wetzlarer Optikparcours* (mit Spaziergang über Teile des Optikparcours, speziell zu den Farbigen Schatten). – Dr. Peter Ludwig (Dudweiler): *Naturwissenschaft in Goethes Alterslyrik.* – Zum 200. Todestag von Catharina Elisabeth Goethe: Katharina Giesbertz (Karlsruhe): *»Wenn ich so gerne schriebe als schwätzte, so soltet ihr Wunder hören«. Aus den Briefen der Catharina Elisabeth Goethe* (Lesung). – Exkursion zum Frankfurter Goethehaus (Ausstellung *Catharina Elisabeth Goethe*) und zum Petrihaus u. Brentano-Museum in Frankfurt-Rödelheim.

Wuppertal (gegr. 1988)

Vorsitzender: Dr. Stephan Berning, Remscheider Str. 28, 42899 Remscheid; stellv. Vorsitzender: Gerold Theobalt, Jägerhofstr. 218, 42349 Wuppertal. – Andrea Keden, Gudrun Wolf-Jaecks, Gesang; Atanas u. Annette Kareev, Klavier (alle Wuppertal): *»Nur nicht lesen, immer singen«. Gedichte Goethes in Mehrfachvertonungen* (Vertonungen von Mozart, Reichardt, Zelter, Schubert, Spohr, Verdi, Glinka; gemeinsam mit der Abteilung für Musikwissenschaft der Universität Wuppertal). – *»Eines Tages wurde alles anders«. Hommage zum 85. Geburtstag des Autors Karl Otto Mühl* (gemeinsam mit der Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft u. den Wuppertaler Bühnen; Leitung: Gerold Theobalt u. Hajo Jahn). – *Audienz im Kreml. Hommage an Anna Politkowskaja* (szenische Lesung von Gerold Theobalt mit Renan Demirkan u. Jörg Reimers; gemeinsam mit der Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft zur Eröffnung des Literaturmuseums mit der Sammlung Jürgen Serke im Museum Baden, Solingen). – *Goethe als Jurist* (Besuch der Ausstellung im Goethe-Museum Düsseldorf). – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Goethe und die Bibel. – Johann Wolfgang Goethe: »Faust«* (Regie: Holk Freytag). – Besuch des Gastspiels des Staatsschauspiels Dresden im Forum Leverkusen (Einführung durch Gerold Theobalt). – *Astrid Lindgren. Lesung aus ihrem dichterischen Werk* (Rezitation: Juliane Ledwoch, musikalischer Rahmen: Schülerinnen und Schüler der Christian-Morgenstern-Schule). – Autorenlesung mit Patrick Roth. – Festveranstaltung zum zwanzigjährigen Bestehen der Goethe-Gesellschaft Wuppertal u. a. mit Dr. Stephan Berning, Begrüßung; Lorenz Bahr, Bürgermeister der Stadt Wuppertal, Grußwort; Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Mathilde Schottky sowie Brigitte u. Heinz Engel; Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Goethe-Institutionen und Goethe-Landschaft*; Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): *»Wie hältst du's mit der Religion?« Ein neuer Quellenfund zum Religionsgespräch in Goethes »Faust«*; *Thomas Mann: »Dr. Faustus«. Kunst und Religion* (Lesung ausgewählter Kapitel des Romans; Rezitation: Jörg Reimers). – *Fülle des Wohllauts. Musikalische Reflexion nach Thomas Manns Roman »Der Zauberberg«* (Konzept u. szenische Einrichtung: Gerold Theobalt; Rezitation: Bernd Kuschmann; Arien u. Duette mit Absolventen der Musikhochschule Köln-Wuppertal; Jee-Young Phillips, Klavier).

Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums e. V. (Weimar) (gegr. 1982)

Vorsitzender: Dieter Höhnl, Friedensgasse 3 a, 99423 Weimar; stellv. Vorsitzender: Dr. Jochen Klauß, Leibnizallee 15, 99425 Weimar. – Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma (Hamburg): *Frauen in Wielands Werken*. – Dr. Gerd Theile (Leipzig): *Wieland und Heinse*. – Dr. Konrad Kratzsch ((Weimar): *Goethes Bibliothek*. – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Wielands »Teutscher Merkur«*. – Jürgen Jäger (Weimar): *Der Hainturm, seine Geschichte und seine Umgebung*. – Prof. Dr. Albrecht Betz (Aachen): *Frivolität als Instrument der Aufklärung bei Heine und Wieland*. – Dr. Helmut Hühn (Jena): *Zur Aktualität von Goethes Roman »Die Wahlverwandtschaften«*. – Verleihung des Dr.-Heinrich-Weber-Preises 2008. – Eröffnung der Sonderausstellung *Die Wahlverwandtschaften*. – Goethe-Geburtstagsfeier im Schloss Ettersburg mit Jürg Wisbach (Weimar): *»Wenn dein Herz hat viel und groß Begehr, / Was wohl in der Welt für Freude wär«*. – Exkursion nach Biberach anlässlich des 275. Geburtstages von Christoph Martin Wieland. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena), Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma (Hamburg): *Vorstellung der ersten Bände der Kritischen Gesamtausgabe von Wielands Werken*. – Uraufführung *Stabat mater* von Christoph Martin Wieland, in der Regie von C. Wachter. – Wieland-Konferenz in Halberstadt-Biberach-Oßmannstedt. – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): *Anmerkungen zur Figurenentwicklung in »Cosi fan tutte«*. – Jürgen Nitzsche (Weimar): *Wieland und die sokratische griechische Philosophie*. – Rita Seifert (Weimar): *Napoleons Begegnung mit Goethe und Wieland*. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto): *Vorstellung des vierten Bandes von »Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten«*. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *Christoph Martin Wieland und Friedrich Schiller*. – Dr. Konrad Kratzsch (Weimar): *Friedrich Hebbels »Judith«*. – Schillers 249. Geburtstag. Literarisch-musikalische Stunde mit Barbara Seiffert u. Alexander Volkov (Weimar). – Weihnachtsfeier: *Weihnachten – Wein achten*.

Freies Deutsches Hochstift Frankfurter Goethe-Museum

Direktorin: Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, Großer Hirschgraben 23-25, 60311 Frankfurt a. M. – Ausstellungen: *Eichendorff wieder finden. – In der Anziehungskraft goethescher Sonne. Albert Schweitzer und Goethe. – Catharina Elisabeth Goethe zum 200. Todestag. – Der Brief. Ereignis & Objekt*. – – Gespräche im Goethe-Haus: *Goethes »Faust«* mit Oliver Reese (Berlin, Frankfurt a. M.), PD Dr. Michael Jaeger (Berlin) u. Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (Frankfurt a. M.). – – Weltliteratur in Übersetzungen: Susanne Lange (Barcelona): *Cervantes: »Don Quijote«*. – – Vorträge: Prof. Dr. Klaus Lüderssen (Frankfurt a. M.): *Stockjuristen. Eichendorffs alternative Empfehlung*. – Prof. Dr. Klaus Reichert (Frankfurt a. M.): *Liebeslyrik*. – Prof. Dr. Alfred Schmidt (Frankfurt a. M.): *Der »naturforschende Pantheist«. Die Rezeption Spinozas im Werk Goethes*. – Dr. Ulrike Leuschner (Darmstadt): *Johann Heinrich Merck. Briefwechsel*. – Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmar Hansen (Düsseldorf): *Goethe aus europäischer Sicht*. – Prof. Dr. Dieter Birnbacher (Düsseldorf): *Schopenhauer und die Tierethik*. – Volker Michels (Frankfurt a. M.): *Hermann Hesse und Thomas Mann. Zur Genese einer Freundschaft*. – Prof. Dr. Anke Bosse (Namur): *China und Goethes Konzept der ›Weltliteratur‹*. – Dr. Christiane Schlaps (Hamburg): *Der Autor Goethe und sein Wörterbuch*. – Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal): *»Die Wette biet' ich!« Goethes »Faust«*. – – Lesungen: *Thomas Mann und sein Enkel Frido* (Frido Mann; Vesselin Paraschkevov, Musik; Reinhard Pabst, Moderation). – Poetische und musikalische Miniaturen mit Prof. Dr. Anne Bohnenkamp, Felicitas von Lovenberg, Prof. Dr. Christoph Perels, Prof. Dr. Michael Stolleis, Prof. Dr. Rüdiger Volhard u. Claudia von Lewinski (Klavier). – *Fausteinsinzweistundenfürdreistimmenundklavier* mit Michael Quast u. Philipp Mosetter. – *Goethes »Wilhelm Meister«* mit Heiko Deutschmann (zur goethe*ffm* Festwoche). – *»Wenn ich so gerne schriebe als ich schwätzte«. Aus den Briefen der Frau Aja* mit Katharina Giesbertz. – *Wer sieht ihn wie ich? Borchardt und*

Hofmannsthal. Briefe, Aufsätze, Novellistisches mit Sascha Icks, Rainer Frank u. Falilou Seck. – Friedrich Christian Delius (Berlin, Rom): *»Bildnis der Mutter als junge Frau«* (Autorenlesung). – – Liederabende/ Matineen: *»Soweit der Himmel blau ist«. Eine musik-literarische Reiseverführung.* – *»Mein Herz will nimmer mit zur Ruhe gehen«. Romantische Lieder und Duette* mit Jenny Carlstedt, Mezzosopran; Britta Stallmeister, Sopran; Felice Venanzoni, Klavier. – *Franz Schubert: Schwanengesang* mit Hans-Christoph Begemann, Bariton; Thomas Seyboldt, Klavier. – *Zelter und Goethe. Lieder und Texte* mit Katharina Magiera, Sopran; Prof. Dr. Rüdiger Volhard, Klavier; Prof. Dr. Anne Bohnenkamp, Texte. – *Johann Sebastian Bach: Werke für Traversflöte und Cembalo* mit Lena Hanisch u. Esther Alt, Traversflöte; Maria Büchl u. Roxana Neacsu, Cembalo. – *Künstler und Virtuosen im Hause Goethe: Carl Friedrich Abel* mit Andreas Martin, Laute; Jordi Comellas, Viola da Gamba. – *Brahms-Duo-Abend* mit Ursula Maria Berg, Violine; Burkhard Bastuck, Klavier. – – Seminare: *Naturlyrik der Romantik* mit Prof. Dr. Ingrid Mittenzwei (Frankfurt a. M.). – *Goethes »Faust«* mit Prof. Dr. Anne Bohnenkamp u. Dr. Petra Maisak (beide Frankfurt a. M.). – – Exkursion: *Spurensuche in Wetzlar.* – – Sonstiges: *Eichendorffs »Taugenichts« im Film* (Vorführung des Films von Bernhard Sinkel u. Diskussion mit dem Regisseur). – – Eröffnung des Kaminzimmers im Goethe-Haus mit Familienprogramm: Goethes *Faust* mit der Freiburger Puppenbühne.

Goethe-Museum Düsseldorf
Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung

Direktor: Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Volkmar Hansen, Schloss Jägerhof, Jacobistr. 2, 40211 Düsseldorf. – Prof. Dr. Christian Wagenknecht (Göttingen): *Pandorens Wiederkunft. Goethe, Werner, Kleist.* – *Schatzsuche in Gretchens Zimmer* (Ausstellung von Schmuckgestaltern). – *Schuberts Jugendhorizonte* (internationales Symposium). – *Europäische Sprachen. Kommunikation mit der Welt* (internationales Symposium). – Prof. Dr. Ulrich Joost (Darmstadt): *»Den geilen Wagen soll die geile Taube ziehen«. Über ein Sonett Hofmannswaldaus.* – Prof. Dr. Wilhelm Gössmann (Düsseldorf): *Faust zwischen Mephisto und Mephistophela.* – *Goethe als Jurist* (Ausstellung). – Georg Schmidt-von Rhein (Wetzlar): *Goethe am Reichskammergericht.* – Dr. Ellen Markgraf (Kassel): *Der Bildhauer Rauch und sein Bildungsprogramm.* – Sigrid Damm: *Goethes letzte Reise* (Lesung). – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): *Zum Verhältnis zwischen Beethoven und Goethe.* – Nacht der Museen: *200 Jahre Goethes »Faust«.* – Durga Hoff-Ortstein: *Im Netz des Karma. Roman* (Lesung). – *Die portugiesische Königin Stefanie von Hohenzollern* (Ausstellung). – Prof. Dr. Rolf Nagel (Düsseldorf): *Das Haus Bragança im europäischen Kontext.* – Dr. Isabel Silveira Godinho (Ajuda): *Die Schätze des portugiesischen Nationalmuseums.* – Prof. Dr. Anil Bhatti (New Delhi): *Weltenvielfalt und Goethes »West-östlicher Divan«.* – Prof. Dr. Frederick Burwick (Los Angeles): *Coleridges »Faust«-Übersetzung.* – Goethe-Sommerfest am 28. August: *Goethes griechischer Traum* (Fotoausstellung von Maria Efthymiou); Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Homunculus im »Faust« oder die künstliche Optimierung des Menschen*; Dr. Letizia Mancino-Cremer (Heidelberg): *Ein lyrisches Porträt von Hilde Domin.* – Dr. Wolfgang Butzlaff (Kiel): *Freiheit und Sicherheit, goethezeitlich.* – *Franz Ludwig Catel, 1778-1856* (Ausstellung). – Ursula Bongaerts (Rom): *Catel. Ein Künstlerleben in Rom.* – Prof. Dr. Michael Hertl (Heidelberg): *Carl Gottlob Weißers Goethe-Büste.* – *Durs Grünbein: »Lob des Taifuns«* (Lesung). – PD Dr. Winfrid Halder (Düsseldorf): *Goethe als Kriegsberichterstatter. »Campagne in Frankreich 1792«.* – *Carl Friedrich Zelter zum 250. Geburtstag* (Weihnachtsausstellung). – Hartmut Schmidt (Wetzlar): *Lesefrüchte zum »Werther«.*

Casa di Goethe Rom

Direktorin: Ursula Bongaerts, Via del Corso 18, 00186 Rom. – Ausstellungen: *Anke Becker und Claudia Schmacke. Daimler*

Chrysler Stipendium der Casa di Goethe. – *Der Drucker und Typograph Josua Reichert. Goethe, Ungaretti und Italien.* – *»Vom Freund gezeichnet«. Ein Porträtalbum deutscher Künstler in Rom 1832-1845.* – *Frank Horvat. Goethe in Sizilien. Fotografien.* – *Italiener in Weimar. Italienische Zeichnungen des 16.-19. Jahrhunderts aus dem Bestand der Klassik Stiftung Weimar.* – Kabinettausstellung *Faustsche Wunderkammer.* – – Vorträge: Dr. Claudia Nordhoff (Rom): *La paesaggistica dell'epoca di Goethe.* – Prof. Dr. Rudolf Hoberg (Wiesbaden): *Der Neger, das Fräulein und der Schwule. Über Tabuisierungen und Enttabuisierungen in der deutschen Gegenwartssprache.* – Prof. Dr. Cesare De Seta (Neapel): *Jakob Philipp Hackert (1737-1807).* – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Die Selbstzerstörung des Menschen im Zeichen der Übereilung. Zur Aktualität der goetheschen Faust-Tragödie für das 21. Jahrhundert.* – Prof. Dr. Hans-Jürgen Schrader (Genf): *Notwendigkeit und Freiheit. Zur Problemlage in Goethes »Die Wahlverwandtschaften«.* – Prof. Dr. Gabriele Busch-Salmen (Freiburg i. Br.): *»Kayser ist nun da und es ist ein dreifach Leben«. Der Musiker Philipp Christoph Kayser in Goethes römischem Künstlerkreis.* – Prof. Dr. Dieter Richter (Bremen, Neapel): *Der Vesuv oder von der Botschaft der Katastrophen.* – Prof. Dr. Werner Frick (Freiburg i. Br.): *»Doch, merkt Euch wohl! Nicht ohne Narrheit«. Humor, Komik, Satire in Goethes »Faust«.* – Dr. Ursula Verena Fischer-Pace (Rom): *Sibylle Mertens Schaaffhausen collezionista di disegni.* – – Buchvorstellungen: Gabriella Catalano: *Musei invisibili. Idea e forma della collezione nell'opera di Goethe.* – Johann Joachim Winckelmann: *Die Geschichte der Kunst des Alterthums. Kommentierte Ausgabe.* – Vanda Perretta: *Quaderia. Saggi di Letteratura tedesca.* – – Autorenlesungen: Rüdiger Safranski: *Romantik. Eine deutsche Affäre.* – Martin Walser: *Ein liebender Mann.* – – Lesungen: Katharina Giesbertz: *Torniamo a Roma. Winckelmann in Italien* von Hans-Joachim Schädlich. – Luciano Roman, Cristina Spina: *Tutti i nostri Faust.* – – Theater: *Anvedi Goethe* von Marco Maltauro. – – Museumspädagogisches Programm: Alice Herberger: *Schülerworkshops.* – – Gesprächsrunden: *Amicizie artistiche: la Società di Ponte Molle, il Deutscher Künstlerverein e gli americani a Roma.* – *Das Italienbild deutscher Dichter. Von Gregorovius zu Gertrud von le Fort.* – *I viaggi di Goethe in Italia: riflessioni geologiche e richiami enologici.*

AUS DEM LEBEN AUSLÄNDISCHER GOETHE-GESELLSCHAFTEN

Bericht über das Podium zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland am 6. Juni 2009

Unter dem Titel *Goethe im Ausland* fand am 6. Juni 2009 im Rahmen der 81. Hauptversammlung eine Podiumsdiskussion statt, als deren Thema die »Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland« angekündigt war. Nicht dass man das Anliegen ignoriert hätte, aber die Berichte standen von Beginn an unter der Leitfrage, welche Zukunft die deutsche Sprache und (Hoch)Kultur in der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts haben wird bzw. sollte. Prof. Dr. h.c. Klaus-Dieter Lehmann, seit März 2008 Präsident des Goethe-Instituts München und Nachfolger von Prof. Dr. Jutta Limbach, konnte in seinem Eingangsreferat erfreulicherweise über einen Paradigmenwechsel in der deutschen Sprach- und Bildungspolitik berichten. So ist der ehedem stark gekürzte Etat des Goethe-Instituts seit einigen Jahren nicht nur um 30 % auf fast 300 Millionen € gewachsen, sondern auch die Gesamtausrichtung hat sich grundlegend verändert. An die Stelle der von Rot-Grün favorisierten ›unbemannten‹ Info-Points ist nun der (in Ansätzen bereits erfolgreiche) Versuch einer umfassenden »Sprachoffensive« (Lehmann) getreten, und zwar mit dem Ziel, die deutsche Kultur aktiv und in ganzer Breite zu präsentieren. Goethe, Namenspatron und ›letzter Universalgelehrter‹, fungiert als Personifikation der angestrebten wissenschaftlich-künstlerischen Totalität. Gleichzeitig sind institutionelle Verantwortungskompetenzen in die Regionen verlagert worden – dem Leitsatz folgend, dass »Innovation aus der Peripherie« kommt (Lehmann). 140 Goethe-Institute in 84 Ländern existieren momentan, neu eröffnet wurden Einrichtungen in Nowosibirsk (Russland) und Daressalam (Tansania), geplant sind weitere in Angola, China und Japan. Dahinter steht – so der Präsident des Goethe-Instituts – das Vorhaben, mit Hilfe des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) ab dem ersten Semester gute ausländische Studenten nach Deutschland einzuladen, hier bestmöglich weiterzubilden, dann aber wieder in ihre Heimat zu entsenden, um dort ebenso kompetente wie begeisterte Multiplikatoren zu haben. Die Goethe-Gesellschaft in Weimar habe hier mit ihrem internationalen Engagement bereits wichtige Impulse gesetzt. Für die Zukunft stellte der Präsident daher eine engere Zusammenarbeit zwischen Goethe-Institut und Goethe-Gesellschaft in Aussicht.

Lehmann sprach sich in diesem Zusammenhang für eine Neubewertung der deutschen Sprache und Kultur aus. Beides dürfe nicht mehr vor der Folie der NS-Zeit betrachtet werden. Gerade die Literatur der sogenannten Kunstperiode (Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist) habe gezeigt, wie vielfältig, ausdrucksstark und klangschön die deutsche Sprache sein könne – sowohl in literarischen Texten als auch kompositorisch eingebunden (Beethoven, Schubert). Zudem müsse sie in puncto grammatisch-begrifflicher Flexibilität und Ausdrucksnuancierung keinen Vergleich scheuen. Mit dem größeren Einsatz für deutsche Sprache und Kultur ist – so Lehmann – der Versuch verbunden, die Dominanz einer rein ökonomischen Betrachtungsweise aufzubrechen. Gerade in Deutschland, das sich in seiner Geschichte häufiger als Kultur- denn politische Nation begriffen hat (man denke an Wagners oft missverstandenen *Meistersinger*-Schluss), müsse die eigene Kunst- und Bildungstradition wieder größeren Stellenwert erhalten.

Der Referent schien den rund 150 Zuhörern mit seinem Plädoyer aus der Seele gesprochen zu haben, so laut und anhaltend war der Applaus des Auditoriums. Und in der Tat

hätte die erwähnte bildungspolitische Kehrtwende kaum später kommen dürfen, nimmt man die übrigen Diskussionsteilnehmer, in ihren Ländern Hochschullehrer und Vorsitzende einer Goethe-Gesellschaft, zum Maßstab. Unter der Moderation von Dr. habil. Jochen Golz berichteten sie über ihre konkrete Kulturarbeit. Es würde Umfang und Anspruch dieses Berichts sprengen, an dieser Stelle jede Einzelheit zu referieren. Deutlich wurden allerdings zwei Aspekte: der unermüdliche Einsatz der verantwortlichen Universitätsdozenten für die Vermittlung deutscher (Hoch)Kultur sowie die gleichzeitige Hoffnung, zukünftig mehr politischen Rückenwind aus dem ›Land der Dichter und Denker‹ zu bekommen. Hierbei ging es weniger um finanzielle denn programmatische Unterstützung, das heißt, man wünschte sich neue Bildungsoffensiven für eine der bedeutendsten Sprach- und Kunstkulturen, die momentan – vor allem im westlichen Europa – gegen die Dominanz von Englisch und (mit Abstrichen) Spanisch ankämpfen muss.

Stellvertretend werden im Folgenden einige wichtige Projekte und Initiativen genannt. So konnte Dr. Márta Nagy, Vorsitzende der ungarischen Goethe-Gesellschaft, berichten, dass es gelungen sei, den Austausch mit einheimischen Nachwuchswissenschaftlern durch internationale Tagungen zu Themen deutscher Kultur zu fördern (z. B. 2009 zu Schiller). Zudem dürfe man sich über zwei neue ungarische Übersetzungen von *Faust I* freuen. Prof. Dr. Nanuli Kakauridse, Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft Kutaissi (Georgien), machte jedoch mit Recht darauf aufmerksam, dass der eklatante Rückgang an Deutschstudenten nur aufzufangen sei, wenn man durch Aufenthalte in der Bundesrepublik, Projekte mit Partnerschulen sowie Kulturveranstaltungen (Lesungen, Konzerte) aktiv für die welthistorische Bedeutung der deutschen Kultur werbe. Ähnliches gilt für Korea: Hier nimmt man Goethes Geburts- und Todestag jedes Jahr zum Anlass wissenschaftlicher Veranstaltungen. Darüber hinaus wirkt die Teilnahme junger koreanischer Germanisten an den Weimarer Sommerkursen nach Ansicht von Prof. Dr. Young-Ae Chon, der Vorsitzenden der koreanischen Goethe-Gesellschaft, nicht nur weiterbildend, sondern auch überaus motivierend – bezeichnenderweise vor dem Hintergrund der Teilungsproblematik in der neueren Geschichte beider Länder. Als besonderer Erfolg des Goethe-Instituts Seoul gilt die Gründung einer kleinen Bibliothek in Nordkorea. Dennoch lässt die Globalisierung auch hier das kulturell gespeiste Interesse an der deutschen Kultur zurückgehen; man konzentriert sich neben dem Erwerb des Englischen auf die ökonomisch relevanten Sprachen der Anrainerstaaten. Die Teilnehmer aus dem ›alten Europa‹ wussten Vergleichbares zu berichten. Obwohl auf Initiative bzw. mit Unterstützung von Prof. Dr. Werner Keller und Dr. habil. Jochen Golz seit 2000 eine spanische Goethe-Gesellschaft existiert, hat es die deutsche Sprache hier zunehmend schwer, ihre ohnehin geringe Resonanz nicht noch weiter einzubüßen. Der kulturellen Germanophilie (Dichtung, Musik, Philosophie) steht eine relativ geringe Zahl an Deutschstudenten gegenüber. Die Goethe-Gesellschaft erscheint demzufolge – trotz jährlicher Kongresse (2006 Heine, 2008 Faust, 2009 Kleist) – mehr und mehr als »Zufluchtsort« deutscher Kunst, wie Prof. Dr. Marisa Siguan Boehmer, Vorsitzende der spanischen Goethe-Gesellschaft, ein wenig traurig einräumen musste. Gleiches gilt für das böhmische Tschechien, ehedem Hochburg deutscher Kulturtradition. Fast resigniert berichtete Dr. Milan Tvrdík, Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft Prag, über den drastischen Rückgang der Deutschkenntnisse. Von den unter 40-jährigen sei kaum einer der Sprache Goethes mächtig und die Zahl derer, die sich für deutsche Kultur interessierten, sinke stetig. Durch internationale Tagungen und Partnerschaften versucht man auch hier den Erosionsprozess aufzuhalten. Vorrangiges Ziel ist es, den zweiten Platz, den Deutsch hinter Englisch bisher noch behaupten kann, bestmöglich zu verteidigen. (Ein ähnliches Problem stellt sich im Übrigen für Elsass-Lothringen, wenngleich kein dortiger Universitätslehrer an der Weimarer Podiumsdiskussion teilnahm.)

Nach dem Ende der Gesprächsrunde war es Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann daher ein Anliegen, den neuen Aktionsplan zu bekräftigen. Die deutsche Diplomatie solle bei Veranstaltungen der Goethe-Institute mehr Präsenz und Engagement zeigen. Gleichzeitig müsse die Politik stärker für Deutsch als Amts- und Wissenschaftssprache eintreten; bisher hätten

nur die Österreicher ihre Stimme erhoben. Zwar könne man die Bedeutung des Englischen als *lingua franca* nicht in Frage stellen, wolle aber der zunehmenden Monolingualität das plurale Modell von Schlüsselsprachenkompetenzen entgegenstellen (Englisch, Deutsch, Französisch, Spanisch). Hier habe das deutschsprachige Europa, mit über 100 Millionen Muttersprachlern bei weitem die größte Gruppe innerhalb der Europäischen Union, wesentlich engagierter aufzutreten. »Die deutsche Kultur wird«, so Lehmann, »nur dann überleben, wenn die deutsche Sprache überlebt«. Wer meine, die eigene Kultur in Englisch angemessen repräsentieren zu können, begehe einen Kardinalfehler und begünstige die vorhandene Negativentwicklung.

Es scheint im globalen ›Wettbewerb‹ tatsächlich immer wichtiger, nicht nur die Qualitäten der eigenen Kultur hervorzuheben, sondern auch die zentrale, wenngleich nicht unproblematische Frage nach der (intellektuell-künstlerischen) Gleichwertigkeit der Kulturen zu stellen. Der jüdische Autor Henryk M. Broder, Ludwig-Börne-Preisträger des Jahres 2007, hat sich in seiner Dankesrede nachdrücklich gegen die postmoderne Nivellierung kultureller Qualitätsunterschiede ausgesprochen, das heißt, Kulturen seien hinsichtlich ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung nicht gleichwertig und deshalb auch keineswegs ›gleich‹ zu behandeln. Damit verbunden scheinen bildungspolitische Fragen zukünftiger Schwerpunktbildung – nicht nur im Bereich des Spracherwerbs und der Wissenschaftskultur (Retablierung einer begrenzten Mehrsprachigkeit), sondern auch im Bereich von Politik- bzw. Kunstgeschichte, denn im globalisierten Europa ist das wahrhaft Fremde nicht die internationale Massenkultur, sondern die eigene ›nationale‹ Hochkultur. Hans Ulrich Gumbrecht hat vor diesem Hintergrund bereits 2001 in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf die ungebrochene internationale Faszination an der deutschen Kultur verwiesen und betont, man müsse gerade den weltweit singulären Höhepunkten der ›Nationalkunst‹ mehr Aufmerksamkeit widmen.[1] Der Dirigent Daniel Barenboim hält es ebenfalls für »grundfalsch«, nicht mehr »von einer deutschen Kultur« zu sprechen. Was er über Beethoven sagt, gilt gleichermaßen für Goethe: »Beethoven ist universelle Kultur. Mit Beethoven muss sich ein Japaner, ein Australier, ein Türke, ein Deutscher beschäftigen. Man darf nicht offen für alles sein, ohne Werte zu haben. Es ist doch klar, dass Beethoven ein besserer Komponist ist als Carl Czerny, und vermutlich ist er auch besser als türkische, arabische, japanische Komponisten. Dies festzustellen hat nichts mit Nationalismus und Überheblichkeit zu tun, sondern mit Wertschätzung«.[2]

Von Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann werden solche Äußerungen ernst genommen und auch Diskutanten wie Publikum waren einhellig der Meinung, dass dieser Impuls für die Zukunft ungemein bedeutsam sei. Es darf in diesem Kontext hoffnungsfroh stimmen, dass auch in Teilen der *Jungen Akademie* (JA), ›Nachwuchsorganisation‹ der Leopoldina, ein Bewusstsein dafür vorhanden ist, die einstige Weltwissenschaftssprache Deutsch in Zukunft stärker zu fördern. Denn wie – so die berechtigte Frage – sollen wir den Menschen im Ausland klarmachen, dass es weiterhin wichtig und wert ist, Deutsch zu lernen, wenn wir selbst bei der erstbesten Gelegenheit darauf verzichten zu können glauben und (jenseits der Germanistik) Tagungen fast nur noch in englischer Sprache bestreiten. Trotz oder gerade wegen der Teilnahme ausländischer Gäste denkt ein Teil der JA als Repräsentationsorgan des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland darüber nach, auf der Jubiläumsveranstaltung im Jahr 2010 neben Englisch auch Deutsch als Konferenzsprache zuzulassen – hoffentlich mit dem gewünschten Erfolg.

Wolf Gerhard Schmidt

1 Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: *Warum die Germanistik in den Elfenbeinturm zurückkehren sollte. Innovation, riskantes Denken und Selbstbewußtsein: Drei Rezepte für eine Disziplin, die nach Wegen aus der Depression sucht.* In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.10.2001, Nr. 228, S. 51.

2 *»Musik lehrt fürs Leben«. Daniel Barenboim. Der Ausnahmemusiker über Leitkultur, Israel und wahre Demokratie.* In: *Rheinischer Merkur*, 11.5.2006, Nr. 19, S. 17.

Ausschreibungstext zur Vergabe von Goethe-Stipendien

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar fördert seit 1993 durch Stipendien, die wir überwiegend privaten Spenden von Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft verdanken, wissenschaftliche Projekte, die der Erforschung von Leben und Werk Goethes dienen oder die Rezeption des Dichters in den verschiedenen Nationalliteraturen zum Gegenstand haben.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ost- und südosteuropäischen Ländern werden besonders berücksichtigt.

Bedingungen

Voraussetzung für die Bewerbung um ein Goethe-Stipendium ist die Arbeit an einer Magisterarbeit, Dissertation, Habilitation oder Übersetzung.

Das Stipendium beträgt 1000 € monatlich. Vergeben werden im Allgemeinen dreimonatige Stipendien; eine Verlängerung ist nach begründetem Antrag möglich. Regelungen zur Übernahme der Reisekosten werden individuell vereinbart.

Die Goethe-Gesellschaft vermittelt den Stipendiaten Gästewohnungen. Der vom Stipendiaten zu begleichende Mietanteil von ca. 150 bis 200 € richtet sich nach Größe und Ausstattung der Wohnung. Unabdingbar ist eine gültige Krankenversicherung. Diese ist individuell mit der Geschäftsstelle zu klären.

Die Goethe-Gesellschaft ermöglicht die Publikation besonders qualifizierter Abhandlungen im Goethe-Jahrbuch. Von den Stipendiaten wird ein kurzer Abschlussbericht über ihre Tätigkeit erwartet. Gebeten sei zudem, bei einer Publikation der Ergebnisse auf die Förderung durch die Goethe-Gesellschaft hinzuweisen.

Arbeitsmöglichkeiten

Stipendiaten der Goethe-Gesellschaft können im Goethe- und Schiller-Archiv, im Goethe-Nationalmuseum und in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek arbeiten. Zudem stehen die Bestände des Thüringischen Hauptstaatsarchivs, der Hochschule für Musik »Franz Liszt« und der Bauhaus-Universität Weimar (Sammlungen, Bibliotheken) für Forschungsarbeiten zur Verfügung.

Bewerbungen

Anträge für die Vergabe des Goethe-Stipendiums sind zu senden an:

Goethe-Gesellschaft
Präsident
Burgplatz 4
99423 Weimar.

(Telefon: 03643–202050 Fax: 03643–202061
e-mail: goetheges@aol.com www.goethe-gesellschaft.de)

Die Bewerbungsunterlagen sollten bestehen aus einer ausführlichen Projektbeschreibung, einem kurzen Lebenslauf, der die wissenschaftliche Entwicklung erkennen lässt, zwei Referenzen und, falls gegeben, einer Publikationsliste.
Die Bewerbung ist jederzeit möglich.

Die Mitarbeiter dieses Bandes

Dr. *Andrea Albrecht*, FRIAS – Freiburg Institute for Advanced Studies, School of Language & Literature, Albertstraße 19, 79104 Freiburg i. Br.

Dr. *Günter Arnold*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar

Prof. Dr. *Moritz Baßler*, Westfälische Wilhelms-Universität, Germanistisches Institut, Hindenburgplatz 34, 48143 Münster

Thomas Beck, Pappelallee 86, 10437 Berlin

Dr. *Gunhild Berg*, Fachbereich Literaturwissenschaft, Zukunftskolleg, Universitätsstraße 10, 78464 Konstanz

Prof. Dr. *Barbara Beßlich*, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstraße 207-209, 69117 Heidelberg

Prof. Dr. *Anil Bhatti*, Jawaharlal Nehru University, New Campus, 51 Dakshinapuram, New Delhi – 110067, Indien

Volkmar Birkholz, Goethestraße 2, 99096 Erfurt

Dr. *Sebastian Böhmer*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar

Prof. Dr. *Georg Bollenbeck*, Universität Siegen, Fachbereich 3 – Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften, Adolf-Reichwein-Straße 2, 57076 Siegen

Prof. Dr. *Dieter Borchmeyer*, Osterwaldstraße 53, 80805 München

Prof. Dr. *Jane K. Brown*, University of Washington, Dept. of Germanics, Box 353130, Seattle, WA 98195-3130, USA

Prof. Dr. *Christoph Cremer*, University Heidelberg, Institute for Pharmacy and Molecular Biotechnology, Im Neuenheimer Feld 227, 69120 Heidelberg

Prof. Dr. *Hans-Dietrich Dahnke*, Am Schönblick 4, 99425 Weimar

Dr. *Katja Deinhardt*, Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Marstallstraße 2, 99423 Weimar

Dr. *Martin Dönike*, Humboldt-Universität zu Berlin, Sonderforschungsbereich 644 – Transformationen der Antike, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

Prof. Dr. *Sabine Doering*, Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, Institut für Germanistik, Postfach, 26111 Oldenburg

Prof. Dr. *Irmgard Egger*, Universität Wien, Institut für Germanistik, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, 1010 Wien, Österreich

Prof. Dr. *Marino Freschi*, Università degli Studi Roma Tre, Dipartimento di Letterature Comparate, Via del Castro Pretorio 20, 00185 Rom, Italien

Prof. Dr. *Werner Frick*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. *Thomas Gärtner*, Universität zu Köln, Institut für Altertumskunde, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln

Dr. *Nicola Gess*, Freie Universität Berlin, Peter-Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Dr. habil. *Jochen Golz*, Goethe-Gesellschaft in Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar

Prof. Dr. *Peter Gülke*, Balbronner Straße 4, 14195 Berlin

Prof. Dr. *Raymond Heitz*, UFR Lettres et Langues, Ile de Saulcy, 57045 Metz Cédex 01, Frankreich

Prof. Dr. *Walter Hinderer*, Princeton University, Department of German, 203 East Pyne Building, Princeton, New Jersey 08544, USA

Dr. *Stefan Höppner*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. *Michaela Holdenried*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. *Gerhard Kaiser*, Kapellenweg 39 a, 79100 Freiburg i. Br.

PD Dr. *Gerhard Kaiser*, Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen

Prof. Dr. *Dirk Kemper*, Universität der Russischen Humanwissenschaften (RGGU), Miusskaja uliza 6, korp. 7, kab. 263, GSP 3, 125993 Moskau, Russland

Dr. *Jürgen Klose*, Lahmannring 29, 01324 Dresden

Dr. *Karsten Knobloch*, Notare Dr. Eckhard Froeb & Prof. Dr. Stefan Hügel, Rudolf-Breitscheid-Straße 6, 99423 Weimar

Prof. Dr. *Manfred Koch*, Universität Basel, Deutsches Seminar, Nadelberg 4, 4051 Basel, Schweiz

Dr. *Olav Krämer*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i. Br.

Dr. *Katharina Krügel*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar

Birte Lipinski, Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, Institut für Germanistik, Postfach, 26111 Oldenburg

Prof. Dr. *Irmela von der Lühe*, Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

Prof. Dr. *Bernhard Maaz*, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Kupferstich-Kabinett, Residenzschloss, Taschenberg 2, 01067 Dresden

Dr. *Bernd Mahl*, Hainbuchenweg 23, 72076 Tübingen

Prof. Dr. *Dennis F. Mahoney*, The University of Vermont, Department of German and Russian, 416 Waterman Building, 85 South Prospect Street, Burlington, Vermont 05405-0160, USA

Prof. Dr. *Waltraud Maierhofer*, The University of Iowa, Department of German, 528 Phillips Hall, Iowa City, Iowa 52242-1323, USA

Prof. Dr. *Klaus Manger*, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Fürstengraben 18, 07743 Jena

Sebastian *Mangold*, Elvirastraße 3, 80636 München

Prof. Dr. *Steffen Martus*, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien, Leibnizstraße 8, 24118 Kiel

Prof. Dr. *Shaswati Mazumdar*, University of Delhi, Department of Germanic and Romance Studies, Delhi-110007, Indien

Prof. Dr. *Albert Meier*, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien, Leibnizstraße 8, 24118 Kiel

Prof. Dr. *Norbert Miller*, Am Schlachtensee 123, 14129 Berlin

Bernward Müller, Thüringer Kultusministerium, Werner-Seelenbinder-Straße 7, 99096 Erfurt

Dr. *Gerhard Müller*, In der Doberau 11, 07749 Jena

Prof. Dr. *Klaus-Detlef Müller*, Am Baylerberg 5, 72070 Tübingen

Mariam Mtchedlidze, Charlottenstraße 23, 07749 Jena

Roland Muntschick, Schützenallee 64, 79102 Freiburg i. Br.
Dr. *Rüdiger Nutt-Kofoth*, Bergische Universität Wuppertal, Fachbereich A: Geistes- und Kulturwissenschaften – Germanistik, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal
Dr. *Petra Oberhauser*, Goethe-Gesellschaft in Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
Dr. *Christina Oesterheld*, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Südasien-Institut, Im Neuenheimer Feld 330, 69120 Heidelberg
Prof. Dr. *Norbert Oellers*, Rüngsdorfer Straße 11, 53173 Bonn
Prof. Dr. *Christoph Perels*, Gottfried-Keller-Straße 30, 60431 Frankfurt a. M.
Prof. Dr. *Dirk von Petersdorff*, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Fürstengraben 18, 07743 Jena
Prof. *Terence James Reed*, The Queen's College, Oxford, OX1 4AW, Großbritannien
Christoph Reith, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar II, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. *Dieter Richter*, Großbeerenstraße 35, 28211 Bremen
Tobias Roth, Perleberger Straße 8 a, 10559 Berlin
Sabine Schäfer, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
Prof. Dr. *Hans-Jürgen Schings*, Geraer Straße 16, 12209 Berlin
PD Dr. *Wolf Gerhard Schmidt*, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Germanistik – Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Universitätsallee 1, 85072 Eichstätt
Dr. *Siegfried Seifert*, Abraham-Lincoln-Straße 10, 99423 Weimar
Prof. Dr. *Annette Simonis*, Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Germanistik, Otto-Behagel-Str. 10 G, 35394 Gießen
Prof. Dr. *Yoshito Takahashi*, Kuzuha Misaki 3-2-25, Osaka/Hirakata-shi, 573-1112 Japan
Ekkehard Taubner, Falkensteiner Straße 6, 08239 Bergen
Sebastian Treyz, Wilhelmstraße 24, 79098 Freiburg i. Br.
Prof. Dr. *Reiner Wild*, Hausackerweg 20, 69118 Heidelberg
Sebastian Wilde, Altranstädter Straße 11, 04229 Leipzig
Stefan Wolf, Oberbürgermeister der Stadt Weimar, Markt 1, 99423 Weimar
Dr. *Margrit Wyder*, Universität Zürich, Medizinhistorisches Institut und Museum, Hirschengraben 82, 8001 Zürich, Schweiz
Dr. *Edith Zehm*, Gernholzweg 9, 82205 Gilching
Gabriela Zgrzebnicka, ul. Katowicka 19 d, 43-600 Jaworzno, Polen

GOETHE-BIBLIOGRAPHIE 2008

Bearbeitet von SIEGFRIED SEIFERT
auf der Grundlage der in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu Weimar
von WOLFRAM WOJTECKI
erstellten »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik«

Diese Bibliographie erfasst die Goethe-Literatur des Berichtsjahres 2008 und Nachträge aus dem Jahr 2007. Erneut war aus einer hohen Zahl von Publikationen eine Auswahl des wissenschaftlich und rezeptionsgeschichtlich Wesentlichen zu treffen. Auf Zeitungsartikel und Rezensionen musste aus Platzgründen verzichtet werden; die Rezensionen werden jedoch in der »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik« verzeichnet, deren Druckausgabe mit Folge 52 (2005), München 2008, eingestellt wurde, die jedoch als Internet-Datenbank »Klassik online« im Laufe des Jahres 2010 über die Homepage der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar wieder erreichbar und benutzbar sein wird.

Die bibliographischen Aufnahmen entsprechen den Regeln für die alphabetische Katalogisierung (RAK). Das Register enthält die Namen von Autoren, Übersetzern und Illustratoren. Redaktionsschluss für diese Folge war der 31. Oktober 2009.

Mein besonderer Dank gilt Frau Brigitte Becker-Ebenau, Frau Barbara Koch und Herrn Dr. Wolfram Wojtecki von der Herzogin Anna Amalia Bibliothek für vielfältige und großzügige bibliographische und programmtechnische Unterstützung. Der Dank gilt weiterhin all jenen, die durch Hinweise und eingesandte Belegexemplare unsere Arbeit unterstützt haben. Nennen möchte ich besonders das Goethe-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, den Verlag de Gruyter Berlin und New York, den Bernstein-Verlag Gebr. Remmel Bonn sowie den Metzler-Verlag Stuttgart und Weimar.

Die Herausgeber Goethescher Texte und die Autoren von Publikationen über Goethe werden gebeten, durch Belegexemplare und Informationen diese bibliographische Übersicht, die auch im kommenden Jahr fortgesetzt werden wird, zu unterstützen.

Siegfried Seifert

Gliederung

I. Primärliteratur

1. *Werkausgaben*
2. *Teilausgaben*
3. *Briefausgaben und Briefwechsel*
4. *Einzelausgaben*

II. Sekundärliteratur

1. *Allgemeines. Gesamtdarstellungen zum Leben und Werk. Bibliographien*
2. *Biographisches. Beziehungen zu Zeitgenossen*
3. *Weltanschauung. Dichterisches und wissenschaftliches Schaffen*
4. *Zu einzelnen Werken*
5. *Wirkungs- und Forschungsgeschichte. Allgemeines. – Text- und Buchgeschichte. – Gesellschaften und Jahrbücher. – Die Goethe-Gesellschaft in Weimar und ihre Ortsvereinigungen. – Gedenkstätten, Museen, Sammlungen und Ausstellungen*

I. Primärliteratur

1. Werkausgaben

[Keine Veröffentlichungen.]

2. Teilausgaben

1 Tagebücher : histor.-krit. Ausg. / im Auftr. der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Jochen *Golz* unter Mitarb. von … – Stuttgart ; Weimar : Metzler.
Bd. 4. 1809-1812 / hrsg. von Edith *Zehm*, Sebastian *Mangold* u. Ariane *Ludwig*. – [T.] 1. Text. – 2008. – 644 S. : Ill. – [T.] 2. Kommentar. – 2008. – S. 648-1634 : 2 Kt.
Mit Gesamtregister der Personen u. ihrer Werke, biblischer u. mythischer Namen, Anonyma u. Periodica, Orte u. sonstigen geogr. Namen sowie mit Register der Werke Goethes.

*

2 Das alte Weimar [Tonträger] / ein literar.-musikal. Streifzug von Frank *Fröhlich*. Mit Texten von Johann Wolfgang *Goethe* … Sprecher: Andreas *Schmidt-Schaller* u. Petra *Schmidt-Schaller*. – Dresden : Fröhlich, 2007. – (Goldmund-Hörbücher) – 1 CD @ Optischer Datenträger.

3 *Moering*, Renate: [Goethe: Eigenhändiger Brief an N.-A.-M. Rousseau, Baron de Saint-Aignan, Carlsbad, 12. 8. 1812. – Billett an Friedrich Majer, Weimar, 25. 1. 1812. – Gedicht »Gott sandte seinen rohen Kindern …« (1821). – Manuskriptteil zu »Faust« II (8 Verse). Mit Fotokopien der Gedicht- u. »Faust«-Hss.] – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 412-418. [Bericht über Neuerwerbungen.]

4 Goethes Reisen an den Mittelrhein / [Hrsg.:] Josef *Krasenbrink* ; Hans Tönjes *Redenius*. – 3. Aufl. – Roßdorf : TZ-Verl., 2008. – 80 S. : Ill.

5 Klassische Dramen : Text u. Kommentar / hrsg. von Dieter *Borchmeyer* unter Mitarb. von Peter *Huber*. – Frankfurt a. M. : Dt. Klassiker-Verl., 2008. – 1500 S. – (Deutscher Klassiker-Verlag im Taschenbuch ; 30)

6 Ich bin so guter Dinge : Goethe für Kinder ; Lesung ; ab 6 Jahren / vorgestellt u. gelesen von Peter *Härtling*. – München : Der Hörverl., 2008. – 1 CD.
Produktion des HR2, 1998.

7 En dos tiempos = In zwei Zeiten : el tesoro de sus sentencia = der Schatz seiner Sentenzen [Werke, Ausz., dt. u. span.] / trad. al español y poetización = Übers. ins Spanische u. Nachdichtung von Manuel de la C. *García Paz*. – Norderstedt : Books on demand, 2007. – 127 S. : Ill.
Darin Ausz. (Sentenzen) aus Werken u. Briefen Goethes, teilw. im Paralleldr. des dt. Textes u. der span. Übers.

3. Briefausgaben und Briefwechsel

8 Briefe : histor.-krit. Ausg. / im Auftr. der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Georg *Kurscheidt*, Norbert *Oellers* u. Elke *Richter*. – Berlin : Akademie-Verl.
Bd. 1. 23. Mai 1764–30. Dez. 1772. – Bd. 1/I. Texte / hrsg. von Elke *Richter* u. Georg *Kurscheidt*. Textred.: Eva *Beck*. – 2008. – XX, 277 S. : 12 Ill. [Mit »Verzeichnis der Adressaten«.] – Bd. 1/II. Kommentar / hrsg. von Elke *Richter* u. Georg *Kurscheidt*. Red.: Wolfgang *Ritschel*. – 2008. – XXXVIII, 549 S. : 16 Ill. [Mit Abschnitt »Münze und Geldrechnung in Goethes Briefen«; »Maß und Gewicht in Frankfurt a. M.«, Bd. 1/II, S. XXXVII-XXXVIII. – Register der »Personen und Werke«, »Werke Goethes« u. »Anonyma und Periodika«, Bd. 1/II, S. 496-549.]

*

9 *Merck*, Johann Heinrich: Briefwechsel / hrsg. von Ulrike *Leuschner* in Verb. mit … – Bd. 1-5. – Göttingen : Wallstein-Verl., 2007. – 725; 701; 736; 641; 451 S. : je 1 Titelb., Ill.
Darin 5 Briefe Goethes an Merck, s. Nachweis der Briefe Goethes (und der 48 Briefe Mercks an Goethe) im »Verzeichnis der Korrespondenten«, Bd. 5, S. 256. – Vgl. a. den Nachweis der Erwähnungen Goethes und seiner Werke im »Namen- und Schriftenregister«, Bd. 5, S. 344-345.

10 Behalte mich ja lieb! : Christianes u. Goethes Ehebriefe / Ausw. u. Nachw. von Sigrid *Damm*. – [9. Aufl.] – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., [2008]. – 115 S. – (Insel-Bücherei ; 1190)

11 *Goethe*, Johann Wolfgang ; *Arnim*, Bettine von: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde / nach dem Text der Erstausg. Hrsg. von Wolfgang *Bunzel*. – München : Dt. Taschenbuchverl., 2008. – VII, 665 S. : Ill. – (dtv ; 13719)

12 [*Goethe*: Eigenhändiger Brief an N.-A.-M. Rousseau, Baron de Saint-Aignan, Carlsbad, 12. 8. 1812. – Billett an Friedrich Majer, Weimar, 25. 1. 1812. Bericht über Neuerwerbungen / Renate *Moering*.] – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 412-415.

4. *Einzelausgaben*

13 [»Ausforderung« (»Mögen bunte Phantasien …«) von 1827 als Teil der kleinen Gedichte für den Weimarer Frauenverein. Mit Erstveröffentl. der als Fotokopie wiedergegebenen Handschrift / Silke *Henke*.] – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 266-272.

14 Goethe, landschaftliche Malerei, Schweizeralpe [Briefe aus der Schweiz, Ausz.] / Friedemann *Walbrodt* ; Hans Conrad *Escher von der Linth*. – Berlin-Dahlem : F. Walbrodt, Altensteinstr. 52, 2008. – [26] Bl. : überw. Ill.

15 Die Kampagne [Campagne] in Frankreich / bearb. u. hrsg. von Hans-Peter *Oswald*. – Norderstedt : Books on demand, 2008. – 352 S.

16 *Diderot*, Denis: Rameaus Neffe [Le neveu de Rameau, dt.] : e. Dialog / aus dem Ms. übers. u. mit Anm. begleitet von Johann Wolfgang *Goethe*. – Frankfurt a. M. : Fischer-Taschenbuch-Verl., 2008. – 159 S. – (Fischer ; 90129 : Fischer Klassik)

17 *Surowska*, Barbara L.: Wiersze niemieckich poetów, których tłumaczeniem zajęłam się zachęcona przez Karola Sauerlanda [Gedichte deutscher Poeten, mit deren Übersetzung zu beschäftigen ich durch K. Sauerland ermuntert wurde]. – In: Dir zur Feier : e. Freundesgabe für Karol Sauerland / ed. Grażyna *Kwiecińska* [u. a.] – Warszawa, 2007. – S. 195-203.
Darin u. a. Übersetzungen des »Erlkönig« und »Gretchen am Spinnrad« [Gedichte, poln.] von Barbara L. *Surowska*, S. 195-197.

18 Faust [Der Tragödie erster Teil, dt. u. franz.] / trad. de l'allemand de Jean *Amsler*, modernisée par Olivier *Mannoni*. Préf. de Gérard de *Nerval*. Notes de Pierre *Grappin*. – [Nouv. éd.] – Paris: Gallimard, 2007. – 454 S. – (Collection folio bilingue)
Im Paralleldr. des dt. Textes u. der franz. Übers. – Erstausg. 1995.

19 Faust. Eine Tragödie [Der Tragödie erster Teil]. – 3., veränd. Aufl. – Neufahrn : Miniaturbuchverl. Leipzig, 2008. – 702 S. : Ill.
Normalausg. sowie Prachtausg. in Leder im Schuber.

20 Faust : Der Tragödie erster Teil. – Stuttgart ; Leipzig : Klett, 2007. – 161 S. – (Taschentexte)

21 Faust I [Der Tragödie erster Teil] : Wissen kompakt in 80 Min. ; Inhaltsangabe, Interpretation, Biographie ; Zsfassg. Mit Mitschnitten e. Aufführung am Staatstheater Braunschweig 2007 / Text u. Red.: Beate *Herfurt-Uber*. Darsteller: Götz van *Oyen*, Clemens *Giebel*, Nele *Ziebarth* [u. a.] – Eppstein : MultiScript, 2008. – 1 CD. – (Hören & Lernen)

22 Faust. Eine Tragödie [Der Tragödie erster Teil] : (1808) / histor.-krit. ediert u. kommentiert von Karl Heinrich *Hucke*. – Münster : Aschendorff, 2008. – 878 S.

23 [*Goethe*: Manuskriptteil zu »Faust« II (8 Verse), mit Fotokopien der Hs. Bericht über Neuerwerbungen / Renate *Moering*.] – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 417-418.

24 Faust. Een tragedie [Der Tragödie erster u. zweiter Teil, niederl.] / vert. door Ard *Posthuma*. Met een naw. van Ilja Leonard *Pfeijffer*. – 3e dr. – Amsterdam : Athenaeum-Polak, 2008. – 504 S. – (Perpetua reeks)

25 Faust [Der Tragödie erster Teil, serb.] / prepev Milan *Savić*. – Beograd : Partenon, 2008. – 231 S. – (Lektira Dragana Lakićevića ; 19/20)

26 Faust [Der Tragödie erster Teil, serb.] / preveo Branimir *Živojinović*. – Obrenovac : Gutenbergova Galaksija, 2008. – 230 S. : Ill. – (Biblioteka književni venac ; 42)

27 Wild zuckt der Blitz : Balladen [Gedichte] / Sprecher: Gerd *Berghofer*. – Berlin : Audio-Train-Verl., [2008?]. – 1 CD.

28 Lauter Lyrik : der Hör-Conrady ; die große Sammlung deutscher Gedichte / Hrsg.: Karl Otto *Conrady*. ARD. Gelesen von prominenten Stimmen: Donata *Höffer*; Sandra *Hüller*; Sophie *Rois* [u. a.] Regie Stefan *Hilsbecher*. – Düsseldorf : Patmos-Verl.
T. 4. Johann Wolfgang Goethe. – 2008. – 1 CD (61:30 Min.) ; in Behältnis.

29 Gedichte : nach der Ausg. letzter Hand / hrsg. von Heinz Ludwig *Arnold*. – Frankfurt a. M. : Fischer-Taschenbuch-Verl., 2008. – 606 S. – (Fischer ; 90121 : Fischer Klassik)

30 Lieder nach Texten [Gedichten] von *Goethe* / Franz *Schubert* [u. a.] – Hamburg : M. A. T. Music Theme Licensing ; Hamburg : Membra Vertrieb, 2008. – 10 CDs in Kassette : mono, teilw. stereo, ADD, DDD
Kompositionen von Beethoven, Schumann, Schubert, Wolf, Loewe, Brahms u. Pfitzner. – Interpr.: Maria *Müller* (Sopran), Elisabeth *Höngen* (Alt), Peter *Anders* (Tenor), Arno *Schellenberg* (Bariton), Georg *Hann* (Baß), Cornelia *Kühn-Leitz* (Sprecherin), Michael *Raucheisen* (Klavier). – Enthält weiterhin »Und doch, welch Glück geliebt zu werden« (Hörbuch).

31 *Surges*, Franz: Sieh, das Gute liegt so nah : fünf Gesänge auf Texte [Gedichte] von Johann Wolfgang von *Goethe* ; für Singstimme u. Klavier. – Köln : C. Dohr, 2008. – 13 S. Partitur.

32 Die schönsten Gedichte / Jürgen *Goslar* liest Goethe, Schiller & Heine – Merenberg : ZYX Music, 2008. – 3 CDs + Booklet (3 S. : Ill.)

33 *Schubert*, Franz: Lieder [Gedichte] nach Goethe / Interpr.: Marjana *Lipovšek*, Elisabeth *Leonskaja* [u. a.] Aufnahme: Mozarteum, 5. 8. 1987. – München : Orfeo, 2008. – 2 CDs : stereo, ADD + Beiheft. – (Orfeo d'or)

34 Wie herrlich leuchtet mir die Natur … : ausgew. Gedichte mit Kunstwerken seiner Zeit / Text- u. Bildausw.: Andrea *Weißenbach*. – München [u. a.] : Prestel, 2008. – 40 S. : zahlr. Ill.

35 Balladen : »Das Wort macht eine Szene« ; Balladen [Gedichte] von Goethe bis [Wolf] Biermann / vorgetragen von Alfred Peter *Wolf*. – Rot a. d. Rot : Krapp Gutknecht, 2008. – 1 CD

36 Gedichte / hrsg. von Bernd *Witte*. – Stuttgart : Reclam, 2008. – 1166 S. : Ill. – (Reclams Universal-Bibliothek ; 18519)

37 *Goethe*, J[ohann] W[olfgang] ; *Heine*, H[einrich]: Lirika = Lyrik [Gedichte, aserbaidshan.] / almarr dilinden tercüme edeni Alekber *Gubatov*. Red.: Vilajet *Hajiyev*. – Bakı : Şirvanneşr, 2007. – 95 S.
Darin Übers. von 12 Gedichten Goethes, S. 35-81. – Im Paralleldr. des dt. Textes u. der aserbaidshan. Übers.

38 Rozata e bez zasčo : nemska lirika ot dvanajset stoletija = Die Ros' ist ohn warum : dt. Lyrik aus 12 Jahrhunderten / podbor o prevod ot nemski Nadežda *Andreeva*. – Veliko Tŭrnovo : Izd. »PIK«, 2007. – 292 S.

Darin u. a. Übers. von vier Gedichten Goethes, S. 50-55. – Im Paralleldr. des dt. Textes u. der bulgar. Übers.

39 Emil Aarestrup og J. W. von Goethe : med et sideblik på Georg Friedrich Daumer ; 16 digte af J. W. von *Goethe* og Georg Friedrich *Daumer* på tysk med Emil Aarestrups oversættelser = Emil Aarestrup und Goethe [Gedichte, dän.] / indledning af – Einleitung von Heinrich *Detering*. – Nysted : Aarestrup-foreningen, 2008. – 110 S. : Ill.
Darin dän. Übers. von 17 Gedichten Goethes durch Emil Aarestrup (1800-1856).

40 Natur og eros : utvalde dikt [Gedichte, norweg.] / gjendikta av Jostein *Fet*. – Volda : Hoegskulen i Volda, 2008. – 217 S. + 1 CD-Rom

41 Götz von Berlichingen : Zsfassg auf Basis der Ausg. von 1773 ; mit Mitschnitten von Karl Georg *Kaysers* Inszenierung am Theater Plauen-Zwickau / Text u. Red.: Beate *Herfurt-Uber*. Mitwirkende: Jörg *Metzner* [u. a.] – Eppstein : MultiScript, 2008. – 1 CD. – (Hören & Lernen)

42 Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Iphigenie auf Tauris : Dramen. – Frankfurt a. M. : Fischer-Taschenbuch-Verl., 2008. – 218 S. – (Fischer ; 90075 : Fischer Klassik)

43 Götz von Berlichingen / mit Materialien zsgest. von Almuth *Meissner*. – Stuttgart ; Leipzig : Klett, 2008. – 144 S. : Ill. – (Taschenbücherei)

44 Götz von Berlichingen – Stuttgart : Leipzig : Klett, 2008. – 113 S. – (Taschentexte)

45 [Gott sandte seine rohen Kinder. Gedicht (1821). Mit Fotokopie der Hs. Bericht über Neuerwerbungen / Renate *Moering*.] – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 415-417.

46 Italienische Reise / mit Taf. nach alten Kupfern hrsg. von Alfred *Kuhn*. – Unveränd. Repr. der Ausg. München, Bruckmann, 1925. – München : Stiebner, 2008. – 380 S. : Ill., graph. Darst.

47 Die Leiden des jungen Werthers : Leipzig 1774 ; vollst. Ausg., Nachdr. der Erstausg., Leipzig, Weygand, 1774 / hrsg. von Joseph *Kiermeier-Debre*. – München : Dt. Taschenbuch-Verl., 2008. – 175 S. : Ill. – (Bibliothek der Erstausgaben)

48 Die Leiden des jungen Werthers : Erstfassung von 1774 / mit Materialien, ausgew. von Doris *Bonz-Ammon*. – 6. Druck der 1. Aufl. von 2002. – Stuttgart ; Leipzig : Klett, 2008. – 160 S. : Ill. – (Editionen für den Literaturunterricht) (Editionen mit Materialien)

49 Die Leiden des jungen Werther : vollst. Lesung / gelesen von G. S. *Bolkonskij*. – Würflach : Eder [2008?]. – 1 CD (MP3)

50 [Die Leiden des jungen Werther, korean.] – Seoul : Ungjin Think Big, 2008. – 241 S.
Dass. – Seoul : Globooks, 2008. – 246 S.
Dass. – Seoul : [Korean. Wirtschaftl. Zeitung Verl.], 2008. – 184 S.

51 Os sofrimentos do jovem Werther [Die Leiden des jungen Werther, portugies.] / pref.: Joseph-François *Angelloz*. Trad.: Marion *Fleischer*. – 3. ed. – São Paulo : Martins Fontes, 2007. – XLVIII, 175 S. – (Clássicos : Literatura)

52 Jadi mladoga Vertera [Die Leiden des jungen Werther, serb.] / prevod s nemačkog i pogovor Stanislav *Vinaver*. – 1. deretino izd. – Beograd : Dereta, 2007. – 198 S. – (Biblioteka Prevodi Stanislava Vinavera)

53 Utrpení mladého Werthera [Die Leiden des jungen Werther, tschech.] / přel. E[rik] S. *Saudek*. Il. Petr *Faltus*. – Praha : Nakl. XYZ, 2008. – 221 S. : Ill.

54 Genç Werther'in Acıları [Die Leiden des jungen Werther, türk.] / almanca aslından çeviren: Nihat *Ülner*. – 2. Aufl. – İstanbul : Can Yayınları, 2007. – 161 S. – (Dünya Klasikleri ; 55)

55 Joachim *Schönfeld* liest Johann Wolfgang Goethe, Novelle & das Märchen / Regie: Heike *Tauch* u. Dirk *Schwibbert*. – Berlin : Argon-Verl., 2008. – 2 CDs – (Argon-Audimax) (Argon-Literatur)

56 Der Mann von fünfzig Jahren / gelesen u. für die Hörspielfassung bearb. von Heiner *Heusinger*. – Filderstadt : Griot, Hörbuchverl., 2008. – 1 CD. – (Klassiker der Weltliteratur)

57 Maximen und Reflexionen. – Köln : Anaconda, 2008. – 251 S.
58 Maximen und Reflexionen / ausgew. u. mit e. Nachbemerkung vers. von Matthias *Wegner*. – Club-Sonderausg. – Rheda-Wiedenbrück ; Gütersloh : RM-Buch- u. Medium-Verl. [u.a.], 2008. – 161 S. : Ill. – (Offizin Bertelsmann)
59 Rád gondolek = Nähe des Geliebten [dt. u. ungar.] / ford. *Szabó*, Lőrinc. Ill.: *Kiss*, Ilona. – Budapest : Atelier Kiss, 2008. – [4] Bl. : Ill.
Künstlerbuch.
60 Erich *Ponto* liest Johann Wolfgang von Goethe, Reineke Fuchs. – Berlin : Universal Music Group, 2008. – 1 CD + 1 Booklet (8 S.) – (Wortwahl) (Deutsche Grammophon : Literatur)
Aufnahme von 1949.
61 Reineke Fuchs : Ausz. aus dem Versepos / [Sprecher]: Dieter *Gilde*, Werner *Bönzli*. – Ismaning : Hueber, 2008. – 1 CD
62 Reineke Fuchs : in 12 Gesängen / [Ill.:] Dieter *Wiesmüller*. – München : Hanser, 2008. – 208 S. : Ill.
63 Elegías romanas [Römische Elegien, dt. u. span.] : ed. bilingüe / versión española de Jesús *Munárriz*. – Madrid : Hiperión, 2008. – 98 S. – (Poesía Hiperión ; 564)
64 Stella : e. Schauspiel für Liebende ; nach e. Aufführung des Dt. Schauspielhauses Hamburg, 1965 / Inszenierung: Rudolf *Steinboeck*. Darsteller: Aglaja *Schmid* ; Paula *Wessely* ; Will *Quadflieg*. – Berlin : Universal Music Group, 2008. – 1 CD + Booklet (8 S.) – (Wortwahl) (Deutsche Grammophon : Literatur)
65 Urworte – orphisch / mit 7 Digitaldr. nach Zeichn. der Serie Haarrisse u. 5 Holz- u. Metallhochdr. von A[ndreas] *Hegewald*. – Dresden : Buchenpresse, 2008. – [25] Bl. : überw. Ill.
66 Urworte orphisch / Radierungen von Hanif *Lehmann*. – Dresden : Widukind-Presse, 2008. – 17 S. : überw. Ill. – (Text in tertia ; 2)
67 Epigramas venecianos [Venezianische Epigramme, dt. u. span.] : ed. bilingüe / versión española de Jesús *Munárriz*. – Madrid : Hiperión, 2008. – 141 S. – (Poesía Hiperión ; 575)
68 Verordnung der Oberaufsicht an den Vorsteher der [1818 in Weimar eröffneten] Lithographischen Anstalt, Franz Heinrich Müller, am 5.10.1819. Mit eigenhändiger Unterschrift Goethes. [Mit Fotokopie des im Privatbesitz befindlichen Originals u. Erstveröffentlichung des Textes.] – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 256-265.
69 Evoluzione e forma [Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre, italien.] / a cura di Giancarlo *Lacchin*. – Seregno : Herrenhaus, 2008. – 222 S. : Ill. – (Panoptikon ; 5)
70 Die Wahlverwandtschaften / Nachw. von Dieter *Borchmeyer*. Anm. von Yvonne *Nilges* u. Materialien zur Entstehungs- u. Wirkungsgeschichte. – Düsseldorf : Artemis & Winkler, 2008. – 327 S. – (Winkler Weltliteratur : Blaue Reihe)
71 Die Wahlverwandtschaften : Roman. – Frankfurt a.M. : Fischer-Taschenbuch-Verl., 2008. – 278 S. – (Fischer ; 90061 : Fischer Klassik)
72 Die Wahlverwandtschaften : e. Roman. – Köln : Anaconda, 2008. – 317 S.
73 Ilmenau himmelblau [Wandrers Nachtlied]. – [2. Aufl.] – Ilmenau : Fremdenverkehrsamt, [2007]. – 10 Bl. gef.
Abdr. des dt. Textes u. von 46 Übersetzungen von »Wandrers Nachtlied« (»Über allen Gipfeln ist Ruh …«).
74 Qerb-Scherq divani [West-östlicher Divan, dt. u. aserbaidshan.] / übers. von Alekper *Gubatov*. Red. von Vilajet *Hajiyev*. – Bakı Şirvanneşr, 2008. – 399 S.
Im Paralleldr. des dt. Textes u. der aserbaidshan. Übers.
75 Wilhelm Meisters Lehrjahre : Roman ; mit dem Werkbeitrag aus Kindlers Literatur-Lexikon / mit Daten zu Leben u. Werk, exklusiv verf. von der Red. der Zeitschrift für Literatur, Text und Kritik. – Frankfurt a.M. : Fischer-Taschenbuch-Verl., 2008. – 654 S. – (Fischer ; 90093 : Fischer Klassik)

76 Der Zauberlehrling / Linolschnitte, Collagen: Anja *Harms*. – Oberursel : A. Harms, Erlenbachweg 6, 2008. – [29] Bl. : überw. Ill.
Leporello in Schuber.

77 Der Zauberlehrling [The sorcerer's apprentice, dt.] / Text von Barbara *Hazen*. Bilder von Tomi *Ungerer*. Aus dem Amerikan. von Hans *Manz*. – [Nachdr. der Ausg.] 1971. – Zürich : Diogenes-Verl., [20]08. – [19] Bl. : überw. Ill.
Bearbeitung als ill. Kinderbuch.

78 Johann Wolfgang von Goethe, paisajes [Zeichnungen] : exposición ; paisajes celebrada en el Círculo de Bellas Artes de Madrid entre el 31 de enero y el 6 de abril de 2008 / en coop. con la Klassik Stiftung de Weimar. Catálogo ed. a cardo de Javier *Arnaldo*. Trad. de Pedro *Piedras Monroy* [u. a.] – Madrid : Círculo de Bellas Artes, 2008. – 270 S. : zahlr. Ill. (farb.) – (Ediciones Exposiciones)
Darin: *Arnaldo*, Javier: Goethe : el paisaje como imagen, S. 15-32. – *Hofmann*, Werner: Ve en lo finito hacia todas partes, S. 33-42. – *Mildenberger*, Hermann: Dibujos del viaje a Italia, S. 43-53. – *Maisak*, Petra: Dibujar en los límites del lenguaje : sobre las relaciones entre palabra e imagen en Goethe, S. 55-70. – *Vercellone*, Federico: Forma como comunicación de Goethe a Carus, S. 71-78. – Obra expuesta / fichas: Margarete *Oppel*, S. 81-255. – *Arnaldo*, Javier: Sobre Goethe : notas biográficas, S. 263-270.

79 Farbaufnahmen [Zur Farbenlehre, Ausz.] : e. Farbfotobuch mit Textfragmenten aus Johann Wolfgang von Goethes »Zur Farbenlehre« / Paul *Kleefeld*. – Kopenhagen : GPK, 2008. – 71 S. : zahlr. Ill.

80 Theōria tōn chrōmatōn : didaktiko meros [Zur Farbenlehre : didakt. Teil, griech., neugriech.] / eisagōgē, scholia: Rudolf *Steiner*. Metaphrasē: Paulos *Klimatsakēs*. Epimeleia: Martha-Ellē *Christophoglu*. – Athēna : Printa, 2008. – 363, [15] S. : Ill. – (Stis pēges tēs gnōsēs)

II. Sekundärliteratur

1. Allgemeines. Gesamtdarstellungen zum Leben und Werk. Bibliographien

81 *Boerner*, Peter: Johann Wolfgang von Goethe. – [Überarb. Neuausg.], 8. Aufl. – Reinbek bei Hamburg : Rowohlt, 2008. – 155 S. : Ill. – (rororo ; 5077 : Rowohlts Monographien)

82 *Böttiger*, Carl August: Goethe's Tod. – Nach Goethe's Tod. – In: *Sternke*, René: Böttiger und der archäologische Diskurs. – Berlin , 2008. – S. 523-544.
Erstveröffentlichungen: »Goethe's Tod« in: Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München) 1832, Nr. 127-129 u. 132-134. – »Nach Goethe's Tod«, ebd., Nr. 195-197 u. 205-207.

83 *Borchmeyer*, Dieter: Goethe : der Zeitbürger. – Darmstadt : Wiss. Buchgesellschaft, 2008. – 399 S.
Lizenz des Hanser-Verl., München, Wien.

84 *Dwars*, Jens-Fietje: Das Auge des Herrn Goethe. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 9-26. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)
Gekürzte u. leicht überarb. Einleitung zu: Goethe : e. Lesebuch für unsere Zeit. Berlin 1992.

85 *Eckermann*, Johann Peter: Conversazioni con Goethe negli ultimi anni della sua vita [Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, italien.] / a cura di Enrico *Ganni*. Trad. di Ada *Vigliani*. Pref. di Hans-Ulrich *Treichel*. Nota alle ill. Luca *Bianco*. – Torino : Einaudi, 2008. – XL, 708 S. : Ill. – (I milleni)

86 *Eckermann*, Johann Peter: [Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, korean. / übers. von Hee-chang *Jang*. Bd. 1. 2.] – Seoul : Mineumsa, 2008.

87 *Die Entstehung von Goethes Werken* : in Dokumenten / begr. von Momme *Mommsen*. Fortgef. u. hrsg. von Katharina *Mommsen*. Red.: Peter *Ludwig* u. Uwe *Hentschel*. – Berlin ; New York : de Gruyter.
Bd. 4. Entstehen – Farbenlehre. – 2008. – XXII, 981 S. : 10 Taf. Ill.

88 *Fest*, Joachim: Goethes Fremdheit und Nähe : eine Rede in Weimar [1990]. – In: J. *Fest*: Flüchtige Größe : gesamm. Essays über Literatur u. Kunst. – Reinbek bei Hamburg, 2008. – S. 9-32.

89 *Goethe* : die ganze Wahrheit ; aus Mephistos Tagebüchern / dramatisiert & ill. von Christine *Moser*. – Hamburg : Carlsen, 2007. – 143 S. : zahlr. Ill. (farb.)
Biographie als Comic.

90 *Goethe-Handbuch*. – Stuttgart ; Weimar : Metzler.
Supplemente. Bd. 1. Musik und Tanz in den Bühnenwerken / hrsg. von Gabriele *Busch-Salmen* unter Mitarb. von Benedikt *Jeßing*. – 2008. – XV, 562 S. : zahlr. Ill., Notenbeispiele.
Weitere Mitarb.: Volkmar *Braunbehrens*, Gudrun *Busch*, Tina *Hartmann*, Karim *Hassan*, Jörg *Krämer*, Ursula *Kramer*, Evelyn *Liepsch*, Waltraud *Maierhofer*, Dieter *Martin*, Renate *Moering*, Panja *Mücke*, Sigrid *Nieberle*, Bodo *Plachta*, Cristina *Ricca*, Oliver *Rosteck*, Walter *Salmen*, Thomas *Seedorf* u. Markus *Waldura*. – Darin u. a.: Theaterpraxis in Weimar. – Goethes Theaterintendanz. – Die Rezeption von Goethes Singspielen : zeitgenöss. Wirkungen u. spätere Annäherungen. – Goethes Bühnenwerke und Entwürfe in Einzeldarstellungen.

91 *Goethe-Wörterbuch* (Arbeitsstelle Berlin/Leipzig) : [Bericht]. – In: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften : Jahrbuch. [Jg.] 2007. Berlin 2008. S. 379-381.

92 *Hamacher*, Bernd: »Wirre Worte« in Wissensrahmen : das Goethe-Wörterbuch als philolog. Brennpunkt der Wissensgeschichte um 1800. – In: Die Herkulesarbeiten der Philologie / hrsg. von Sophie *Bertho* u. Bodo *Plachta*. – Berlin, 2008. – S. 123-141.

93 *Henscheid*, Eckhard: Gute Güte, Goethe! : zum 250. Geburtstag [1999]. – Ein Goethegrußwort an alle [1999]. – In: E. *Henscheid*: Gesammelte Werke in Einzelbänden. [Bd.] 6. Literaturkritik. – Frankfurt a. M., 2007. – S. 351-356 u. 669-674.

94 *Internationale Bibliographie zur deutschen Klassik : 1750-1850* / bearb. von Wolfram *Wojtecki*. [Hrsg.:] Klassik Stiftung Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek. – München : Saur. – (Bibliographien und Kataloge der Herzogin Anna Amalia Bibliothek)
Folge 52. 2005. (Mit Nachträgen zu früheren Jahren.) – 2008. – 577 S.
Darin: J. W. Goethe, S. 201-262; vgl. auch das Register, S. 535-539.
Die Folge 52 ist die letzte als Printausgabe erscheinende Folge der »Internationalen Bibliographie zur deutschen Klassik«. Mit dem Berichtsjahr 2006 ist sie über den Informationsdienst »Klassik online« auf der Webseite der Klassik Stiftung Weimar / Herzogin Anna Amalia Bibliothek zugänglich und recherchierbar.

95 *Kamath Rajan*, Rekha: Mommsen's »Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten«. – In: Goethe Society of India : Yearbook. [Vol.] 2007. New Delhi 2008. S. 217-223.
Zu Bd. 1-3.

96 *Löffler*, Sigrid: »Und so, über Gräber vorwärts!« – In: Literaturen : das Journal für Bücher u. Themen. Jg. 9. Berlin 2008. H. 3, S. 6-15 : Ill. (farb.)
Literaturbericht.

97 *Müller*, Gerhard: »Ereignis Weimar« : zur Ausstellung der Klassik Stiftung Weimar. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 131-145.
Ausstellung »Ereignis Weimar. Anna Amalia, Carl August und das Entstehen der Klassik 1757-1807«, 1. 4.–4. 11. 2007 im Stadtschloß Weimar.

98 *Ptashnyk*, Stefaniya: Das Goethe-Wörterbuch : e. Instrument der sprach-, kultur- u. sozialgeschichtl. Forschung. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 273-279.

99 *Schwarz*, Thomas: Goethe-Wörterbuch. – In: Goethe Society of India : Yearbook. [Vol.] 2007. New Delhi 2008. S. 224-227.
Zu Bd. 4.

100 *Seifert*, Siegfried: Goethe-Bibliographie 2007. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 412-468.

2. *Biographisches. Beziehungen zu Zeitgenossen*

101 *Albrecht*, Wolfgang: Johann Wolfgang Goethe : Schreib-Calender 1782. – In: @bsolut? privat! : vom Tagebuch zum Weblog ; anlässlich der Ausstellung »@bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog« im Museum für Kommunikation Frankfurt, vom 6. 3. bis 14. 9. 2008 / hrsg. von Helmut *Gold* [u. a.] – Heidelberg, 2008. – S. 770-771. – (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation ; 26)
Mit fotograf. Wiedergabe zweier Seiten der Hs. des Goetheschen Tagebuchs im Schreib-Calender 1782.

102 *»Alles um Liebe«* : Anna Amalia u. Goethe ; 1. interdisziplin. Symposium (30./31. 3. 2007) ; Tagungsbd. Nebst zwei Anhängen / Ilse *Nagelschmidt* (Hrsg.) – Weimar : Denkena, 2008. – 277 S. : Ill.
Die Tagung bezieht sich auf die Thesen in dem Buch »Goethe und Anna Amalia : eine verbotene Liebe?« (3. Aufl., Weimar 2007) von Ettore Ghibellino.
Darin u. a.: *Weiß*, Stefan: Spionage in der Goethezeit [Mit Bezügen zu Goethe], S. 45-58. – *Haak-Macht*, Ilona: Der Ildefonso-Brunnen in Weimar : Auferstehung oder e. Grabmal der Liebe?, S. 79-125 : 18 Ill. – *Krenzlin*, Ulrike: Überlegungen zu einer Neubewertung von Johann Heinrich [Wilhelm] Tischbeins Porträt »Goethe in der Campagna di Roma« (1787), S. 127-146 : 2 Ill. – *Häußler*, Heinz Georg: Der Schlangenstein im Weimarer Goethepark [recte: Ilmpark] : e. Interpretationsversuch im Hinblick auf die Beziehung von Anna Amalia u. Goethe, S. 147-158 : 4 Ill. – *Ghibellino*, Ettore: Zur Causa Anna Amalia und Goethe : Rezeption (2003-2007) u. Ausblick, S. 159-178. – *Forst*, Detlev: Goethe und Schubert, S. 185-192. – *Farrelly*, Dan: Was verlockte zum Übersetzen?, S. 205-211. – Anhang I : Literarische Beiträge zum Thema [Rezensionen, Reden, Radioessay aus den Jahren 2004-2007], S. 215-243. – Anhang II : Künstlerische Beiträge zum Thema [Gedichte, Liedkomposition, Theaterstück, Bilder], S. 245-267 : Ill.
Vgl. auch Nr. 160, 566, 582, 583, 585, 589 u. 617.

103 *Arnim*, Peter Anton von: Bettina [von Arnim] und Goethe. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 105-120.

104 *Bielschowsky*, Albert: Goethe und Friederike : zwei Aufsätze wider die Verleumder Goethes / hrsg. u. eingel. von Klaus H. *Fischer*. – Schutterwald/Baden : K. Fischer, 2008. – 107 S.
Wiederabdr. der Aufsätze »Friederike Brion« [1880] u. »Goethe und Friederike : wider ihre Verleumder« [1892].

105 *Bolln*, Frauke: Die Memoiren des Goethe-Malers Johann Heinrich Wilhelm Tischbein. – In: Europäische Memoiren : Festschrift für Dolf Oehler / hrsg. von Frauke *Bolln*. – Göttingen, 2008. – S. 233-255.

106 *Busch-Salmen*, Gabriele: »Musicalische Unterhaltung [sog. ›Singquartett‹]. Donnerstag, den 22. Februar 1810« : Anmerkungen zur Nachgestaltung e. erhalten gebliebenen Programmzettels von Goethe. – Freiburg i. Br. : Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, 2008. – 4 S. – (Freiburger Goethe-Blätter : Rundbrief der Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br. e. V., Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Nr. 17. Freiburg i. Br. 2008 ; Beilage)

107 *Butzlaff*, Wolfgang: Die Leitwerte Freiheit und Sicherheit in der Goethezeit. – Bonn : Bernstein-Verl. Gebr. Remmel, 2008. – 33 S. – (Bernstein-Regal ; 1)
Mit vielfachem Bezug auf Werke Goethes.

108 *Damm*, Sigrid: Goethes letzte Reise / Sprecher: Hartmut *Schories*. Regie: Gabriela von *Sallwitz*. – Hamburg : Hoffmann u. Campe, 2008. – 5 CDs. : DDD, stereo + 1 Booklet (8 S. : Ill.)
Hörbuch. – Zur Reise nach Ilmenau, August 1831.

109 *300* [*Dreihundert*] *Jahre Goethehaus in Weimar* / hrsg. von Jochen *Klauß*. – Düsseldorf : Patmos-Verl. ; Artemis & Winkler, 2008. – 143 S. : Ill. – (Mit Goethe durch das Jahr ; 2009)
Darin über Goethe als Bewohner des Hauses am Weimarer Frauenplan sowie über die Geschichte des Hauses nach Goethes Tod u. seine Einrichtung als Memorialstätte.

110 *Duffner*, Wolfgang: Hebel trifft Goethe [1989]. – In: Im Namen Goethes! : Erfundenes, Erinnertes u. Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes / mit Beitr. von Jürg *Amann* [u. a.] Hrsg. von Markus von *Hänsel-Hohenhausen*. – [2. Aufl.] – Frankfurt a. M., [2008]. – S. 239-246.

111 *Dwars*, Jens-Fietje: Goethes erste Flucht ? : die Harzreise im Winter vor 225 Jahren [2002]. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 97-109. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)

112 *Dwars*, Jens-Fietje: Goethes Gretchenfrage : Retter u. Verdammer e. Kindsmörderin: War der Klassiker schizophren? ; e. Angebot zum Abitur-Thema »Schuld und Sühne«. – In: Palmbaum : literar. Journal aus Thüringen. Jg. 16. Bucha bei Jena 2008. H. 2, S. 41-56.
Dass. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 147-166. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)
Zur Diskussion um Goethes Anteil an der Verurteilung u. Hinrichtung der Kindsmörderin J. C. Höhn, 1783. – Vgl. Nr. 162.

113 *Engelhardt*, Dietrich von: Krankheit und Lebenskunst : Goethe als Patient im Urteil des Arztes, Naturphilosophen u. Malers Carl Gustav Carus. – In: Auf den Schultern des Anderen : Festschrift für Helmut Koopmann zum 75. Geburtstag / Andrea *Bartl* ; Antonie *Magen* (Hrsg.) – Paderborn, 2008. – S. 43-62.

114 *Fingerhut*, Karlheinz: Kleine Blumen, kleine Blätter : sieben Vorlesungen zu Goethe. – Freiburg i. Br. : Fillibach, 2007. – 172 S. : Ill.
Darin u. a.: Goethe und der Wein, S. 13-30. – Goethe: Blumen u. Früchte, S. 31-52. – Goethe und Heine als Reisende im Harz und in Italien, S. 53-80.

115 *Förster*, Otto Werner: Beim »Herrn der Welt« in Erfurt : Johann Wolfgang Goethes Begegnung mit Napoleon am 2. Oktober 1808. – In: Triangel : die Programmübersicht von MDR FIGARO. Jg. 13. Halle 2008. Nr. 10, S. 32-37 : Ill.

116 *Gersdorff*, Dagmar von: Goethes Enkel : Walther, Wolfgang u. Alma ; mit zahlr. Abb. – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2008. – 286 S. : Ill.
T. 1. Zu Lebzeiten Goethes. – T. 2. Nach Goethes Tod.

117 *Haag*, Ingrid: »Lenzens Eseley« und ihre Folgen. – In: Der gepflegte Umgang : interkulturelle Aspekte der Höflichkeit in Literatur u. Sprache / Dorothea *Kimmich* [u. a.] (Hrsg.) – Bielefeld, 2008. – S. 49-60. – (Kultur- und Medientheorie)

118 *Hein*, Karsten: Ottilie von Goethe – Einsichten in das Haus am Frauenplan. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 15-73.

119 *Heinze*, Hartmut: Goethe und sein »zweiter Fritz« : der Maler Friedrich Bury (1763-1823) u. sein Werk. – In: Animo italo-tedesco : Studien zu den Italien-Beziehungen in der Kulturgeschichte Thüringens. Folge 5/6. Weimar 2008. S. 233-252 : Ill.
Mit Werkverzeichnis Friedrich Bury.

120 *Heinze*, Hartmut: Warum Goethe? – Berlin : Bärenpresse, 2008. – 38 S.
Darin 18 Miniaturen zu biograph. Details und zu Werken Goethes, erschienen 2005-2008 im »Sondershäuser Heimatecho«.

121 *Hertl*, Michael: Goethe in seiner Lebendmaske. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008. – 140 S. : Ill.
Zur Problematik der von Carl Gottlob Weisser 1807 abgenommenen Maske.

122 *Hillert*, Andreas: »Goethe in Paulinzella« : e. Goethe-Historien- u. Erinnerungsbild aus seinem Weimarer Freundeskreis – wohl von Carl August Schwerdgeburth. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 205-256 : 12 Ill.

123 *Hoock-Demarle*, Marie-Claire: L' Europe des lettres : réseaux épistolaires et construction de l'espace européen. – Paris : Michel, 2008. – 487 S. – (L'évolution de l'humanité)
Darin u. a.: Kap. 5. Une symbiose biblio-épistolaire européenne… L'auteur et l'éditeur au miroir de leur correspondance: J. W. Goethe – J. F. Cotta, S. 218-236.

124 *Hopp*, Doris ; *Bunzel*, Wolfgang: Catharina Elisabeth Goethe / mit e. Beitr. von Ulrike *Prokop* ; Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, 27. 8. – 30. 12. 2008. Ausstellung u. Katalog: Doris *Hopp*; Wolfgang *Bunzel*; Gerhard *Kölsch*; Petra *Maisak*. Realisation: Petra *Maisak*. – Frankfurt a. M. : Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, 2008. – 162 S. : zahlr. Ill.
Darin: *Hopp*, Doris: Catharina Elisabeth Goethe, geb. Textor (1731-1808) : e. kurze Biographie, S. 5-54. – Katalog : T. 1, S. 55-93. – *Prokop*, Ulrike: Praktische Klugheit, Anmut und Witz : bürgerl. Mädchenbildung um 1750, S. 94-111. – *Bunzel*, Wolfgang: Catharina Elisabeth Goethe : Rezeption, Legendenbildung, Mythisierung, S. 113-118. – Katalog : T. 2, S. 119-156. – Bibliographie (Ausw.), S. 157-158.
Vgl. hierzu: *Humpert*, Beatrice: Catharina Elisabeth Goethe (1731-1808) : Ausstellung vom 28. August bis 30. Dezember 2008. – In: Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten : ALG-Umschau. H. 40. Berlin 2008. S. 27 : Ill.

125 *Hoser*, Paul: Die Bedeutung fürstlicher Audienzen für Künstler und Wissenschaftler vom 18. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts : e. Ausblick aus Anlaß der Begegnung Goethes u. Napoleons in Erfurt im Jahr 1808. – In: Der Erfurter Fürstenkongreß 1808 : Hintergründe, Ablauf, Wirkung / hrsg. von Rudolf *Benl*. – Erfurt, 2008. – S. 321-374 : Ill.

126 *Jungborn*, Hans: Ein bisschen Goethe : Herz – Schmerz in Marienbad. – Berlin : Frieling, 2008. – 112 S.

127 *Kahl*, Paul: »einen ganzen Tag allein, ungestört, mit Göthen zugebracht …« : Heinrich Christian Boie in seinem Verhältnis zu Goethe. – In: Heinrich Christian Boie : literar. Mittler in der Goethezeit / hrsg. von Dieter *Lohmeier* [u. a.] – Heide i. H., 2008. – S. 263-279. – (Reihe »Zeit+geschichte« der Sparkassenstiftung Schleswig Holstein)

128 *Klatt*, Norbert: Wer ist Herr Blackford? – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 239-242.
John Blachford (1771-1817) aus Dublin. Er besichtigte mit C. L. von Knebel am 16. 11. 1795 Goethes Steinsammlung, ohne Goethe persönlich zu begegnen.

129 *Klauß*, Jochen: Goethe in den Porträts von Lips 1791 und Meyer 1794/95 oder: Wie der Dichter sein Bild für die Nachwelt schönte. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 316-327 : 2 Ill.

130 *Kleßmann*, Eckart: »Du bist mein David …« : Goethe u. Felix Mendelssohn. – In: Hamburger Mendelssohn-Vorträge. Bd. 2. – Wiesbaden, 2008. – S. 7-22.

131 *Läpple*, Wolfgang ; *Schopf-Beige*, Monika: Goethe in Ludwigsburg. – In: Zehn Jahre Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg. – Ludwigsburg 2008. – S. 18-21 : Ill. – (Schriften der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e. V.)

132 *Langenfeld*, Klaus: Wilhelm Tischbein : Goethe-Maler in Rom u. herzoglich oldenburgischer Hofmaler. – Oldenburg : Isensee, 2008. – 47 S. : Ill.

133 *Maisak*, Petra: Goethe, Marianne von Willemer und die Gerbermühle bei Frankfurt. – In: Kurzer Aufenthalt : Streifzüge durch literar. Orte / hrsg. von Ute *Harbusch* u. Gregor *Wittkop*. – Göttingen, 2007. – S. 255-258 : Ill.

134 *Matsumura*, Kunitaka: Kahlenberg und Olymp : Grillparzers Besuch bei Goethe. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 159-172. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]

135 *Mede*, Richard: Mein Kaiser : Goethe u. Napoleon ; Begegnung zweier Legenden. – Warendorf : Schnell Buch u. Druck, 2008. – 48 S. : Ill.

136 *Mendelssohn Bartholdy*, Karl: Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy / hrsg. u. mit e. Nachw. vers. von Manja *Lippert*. – Repr. der Orig.-Ausg., Leipzig, Hirzel, 1871. – Düsseldorf : Staccato-Verl., 2008. – IV, 51, 40 S. : Ill.

137 *Mentzel*, Elisabeth: Auf Goethes Spuren in Malcesine = Sulle orme di Goethe a Malcesine / Publikation der Comune di Malcesine in Zsarb. mit der Casa di Goethe Rom u. dem Freien Deutschen Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum. Red.: Renata *Crea* ; Dorothee *Hock*. Übers.: Paolo *Scotini*. – Neudr. [der Ausg.] Frankfurt a. M., 1908 (Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts). – Malcesine : Comune di Malcesine, 2008. – 96 S. : Ill.
Über Goethes Aufenthalt in Malcesine am Gardasee, Sept. 1786.

138 *Mommsen*, Katharina: Die Bedeutung von Wörlitz und des Fürsten Leopold II. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau für Goethes Friedenspolitik in Sachsen-Weimar. – In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch. Jg. 2007. Göttingen 2008. S. 33-46.

139 *Müller*, Gerhard: »… eine wunderbare Aussicht zur Vereinigung deutscher und französischer Vorstellungsarten« : Goethe u. Weimar im Rheinbund. – In: Europa in Weimar : Visionen e. Kontinents / hrsg. von Hellmut Th. *Seemann*. – Göttingen, 2008. – S. 256-278. – (Klassik Stiftung Weimar : Jahrbuch ; 2008)

140 *Müller*, Horst: »Corona« – ein Rückblick. – In: Von Goethes Dialogen und Farben zu Schillers Spiel : Beiträge der Goethe-Gesellschaft Kassel / hrsg. von Ludolf von *Mackensen*. – 2., erg. Aufl. – Kassel, 2008. – S. 115-121. – (Goethe-Gesellschaft Kassel : Jahresgabe 2005/2006, in der 2. Aufl.)
Zu einer Aufführung des Kasseler Amateur- und Studententheaters im Januar 2003, die C. Schröter und ihren Beziehungen zu Goethe gewidmet war.

141 *Müller*, Olaf: Madame de Staël und Weimar : europ. Dimensionen e. Begegnung. – In: Europa in Weimar : Visionen e. Kontinents / hrsg. von Hellmut Th. *Seemann*. – Göttingen, 2008. – S. 279-297. – (Klassik Stiftung Weimar : Jahrbuch ; 2008)
Darin u. a. über Goethes Verhältnis zu Madame de Staël.

142 *Müllers*, Josefine: Liebe und Schicksal oder die Bedeutung des Herzens : Johann Wolfgang von Goethe u. Lili Schönemann. – In: J. *Müllers*: Liebe und Erlösung im Werk Johann Wolfgang von Goethes. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 7-79 : Ill.

143 *Naeke*, August Ferdinand: Wallfahrt nach Sessenheim : die ersten Nachforschungen über das Liebesidyll von Goethe und Friederike / hrsg. u. eingel. von Klaus H. *Fischer*. – Schutterwald/Baden : K. Fischer, 2008. – 88 S. : graph. Darst.
Erstausg. Berlin 1840.

144 *Obermeier*, Siegfried: Der Schlüssel zu allem liegt in Sizilien… : Goethes Sizilienreise mit Chr. H. Kniep [Im Schatten des Feuerbergs, Ausz.]. – In: Im Namen Goethes! : Erfundenes, Erinnertes u. Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes / mit Beitr. von Jürg *Amann* [u. a.] Hrsg. von Markus von *Hänsel-Hohenhausen*. – [2. Aufl.] – Frankfurt a. M., [2008]. – S. 165-185.

145 *Odyniec*, Edward: … und Goethe lächelte : Adam Mickiewicz in Weimar ; Reisebriefe / mit Anm. u. Einl. hrsg. von Richard A. *Kosowski*. – Norderstedt : Books on demand, 2008. – 143 S. : Ill.
Zur Begegnung von A. Mickiewicz u. E. Odyniec mit Goethe in Weimar 1829.

146 *Pfeiffer*, Thomas: Mein Goethe : der Lizenziat der Rechte ; Vortrag vor der Goethe-Gesellschaft am 22. 1. 2008. – Kiel : Goethe-Gesellschaft Kiel, 2008. – 36 S. – (Goethe-Gesellschaft Kiel : Jahresgabe ; 2008)

147 *Prass*, Reiner: Goethe scheinen unsere Schauspieler sehr zu gefallen : der Erfurter Fürstenkongreß als gesellschaftl. Ereignis. – In: Feine Leute : Mode u. Luxus zur Zeit des Empire ; [Ausstellungskatalog] / hrsg. von Marina *Moritz*. – Erfurt, 2008. – S. 70-79.

148 *Renz*, Hans Peter: Goethes Leiden oder Die Kanonade von Valmy [1998]. – In: Im Namen Goethes! : Erfundenes, Erinnertes u. Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes / mit Beitr. von Jürg *Amann* [u. a.] Hrsg. von Markus von *Hänsel-Hohenhausen*. – [2. Aufl.] – Frankfurt a. M., [2008]. – S. 199-205.

149 *Rudnik*, Christa: Zur Arnim-Rezeption im Nachlass von Walther von Goethe, dem ältesten Enkel Goethes. – In: Neue Zeitung für Einsiedler. Jg. 6/7 (2006/2007). Köln 2008. S. 141.
Walther von Goethe exzerpierte u. a. A. von Arnims »Isabella von Ägypten«.

150 *Schiffter*, Roland: Lebenslust, Krankheit und Tod der Christiane von Goethe. – In: R. *Schiffter*: Vom Leben, Leiden und Sterben in der Romantik : neue Pathografien zur romant. Medizin. – Würzburg, 2008. – S. 57-90 : Ill.
Dass. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 217-268.
Im Gegensatz zur herkömmlichen Meinung diagnostiziert R. Schiffter eine heftige Epilepsie in Folge eines Gehirntumors als Krankheit u. Todesursache.

151 *Schmidt-Tollgreve*, Urs: Friedrich Boie und August von Goethe : e. Bekanntschaft zweier Dichtersöhne. – In: Heinrich Christian Boie : literar. Mittler in der Goethezeit / hrsg. von Dieter *Lohmeier* [u. a.] – Heide i. H., 2008. – S. 281-300. – (Reihe »Zeit+geschichte« der Sparkassenstiftung Schleswig Holstein)

152 *Schwartz*, Peter J.: Why did Goethe Marry when he did? – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 115-130.
Über die Hintergründe von Goethes Eheschließung mit Christiane am 19. 10. 1806.

153 *Seibt*, Gustav: Goethe und Napoleon : e. histor. Begegnung. – München : Beck, 2008. – 287 S. : Ill., Kt.
2. Aufl. – 2008.

154 *Seibt*, Gustav: Sein Kaiser : Goethe im Empire. – In: Merkur. Jg. 62. Stuttgart 2008. H. 7, S. 565-577.

155 *Seidel*, Robert: Lithographische Anstalten : e. wiederaufgefundenes Autograph Goethes. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 256-265.
Mit Erstveröffentl. der Verordnung der Oberaufsicht »An den Vorsteher der [1818 in Weimar eröffneten] Lithographischen Anstalt, Franz Heinrich Müller zu Weimar«, am 5. 10. 1819. Mit eigenhändiger Unterschrift Goethes. [Mit Fotokopie des im Privatbesitz befindlichen Originals.]

156 *Seifert*, Rita: Großherzogin Louise von Sachsen-Weimar-Eisenach – »eine Frau von Bedeutung«. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 179-216.
Darin u. a. über Goethes Beziehungen zur Großherzogin, S. 193-198.

157 *Seifert*, Siegfried: »Sono sempre in movimento« = »Ich bin immer in Bewegung« : Ereignisse u. Affären auf der Italienreise der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1788-1790). – In: Animo italo-tedesco : Studien zu den Italien-Beziehungen in der Kulturgeschichte Thüringens. Folge 5/6. Weimar 2008. S. 109-186.
Darin u. a. über Goethes Beziehungen zu Anna Amalia, vor allem im Abschnitt »Epilog : die Illusion e. Weimarer ›Künstler Republic‹ ; klass. Ästhetik contra Dilettantismus«, S. 161-177.

158 *Spies*, Heike: Herzogin Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757-1830) : Regentin zwischen Anspruch u. Aufbruch. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 75-101.

159 *Stephan*, Bernd: Dichterbesuch in Langenstein : Maria Antonia Pessina von Branconi (1746-1793). – In: B. *Stephan*: Minne, Mätressen und Mesalliancen. – Jena, 2008. – S. 140-154 : 7 Ill.
Darin zu Madame Branconis mehrfachen Begegnungen mit Goethe in den Jahren 1775 bis 1784.

160 *Trilse-Finkelstein*, Jochanan: Goethe und Anna Amalia : ein neues klass. Liebespaar der Literatur u. die absurd-humane Rolle der »Frau von Stein« ; zu den Thesen von Ettore Ghibellino. – Weimar : Denkena, 2008. – 34 S.
Ausgangspunkt ist E. Ghibellinos Buch »Goethe und Anna Amalia : eine verbotene Liebe?« (Vgl. auch Nr. 102, 566, 582, 583, 585, 589 u. 617.)

161 *Walther*, Peter: Goethe und Berlin. – In: Kurzer Aufenthalt : Streifzüge durch literar. Orte / hrsg. von Ute *Harbusch* u. Gregor *Wittkop*. – Göttingen, 2007. – S. 41-45 : Ill.

162 *Wilson*, W. Daniel: Goethe, his duke and infanticide : new documents and reflections on a controversial execution. – The »Halsgericht« for the execution of Johanna Höhn in Weimar, 28. November 1783. – In: German life & letters. N.S. Vol. 61. Oxford 2008. Nr. 1, S. 7-32 u. 33-45.
Vgl. hierzu: *Wahl*, Volker: Zum Beitrag in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Nr. 93/2008 vom 21. April 2008, S. 42: »Staatsmord statt Strafe. Neue Dokumente zur Hinrichtung der Johanna Höhn« von Alexander *Košenina*. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 355-357. – Vgl. auch Nr. 112.

3. Weltanschauung. Dichterisches und wissenschaftliches Schaffen

163 *Alt*, Peter-André: Klassische Endspiele : das Theater Goethes u. Schillers. – München : Beck, 2008. – 310 S.

164 *Anglet*, Andreas: Germaine de Staëls Tableau von Weimar und Jena zwischen Literaturpolitik, Kulturtheorie und Mentalitätskonstruktion. – In: Germaine de Staël und ihr erstes deutsches Publikum : Literaturpolitik u. Kulturtransfer um 1800 / hrsg. von Gerhard R. *Kaiser* u. Olaf *Müller*. – Heidelberg, 2008. – S. 261-282. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 18)
Darin u. a. über Goethes Beziehungen zu A. L. G. de Staël.

165 *Appel*, Sabine: Johann Wolfgang von Goethe : Männerrolle u. Frauenbilder. – Düsseldorf : Artemis & Winkler, 2008. – 300 S.

166 *Arburg*, Hans-Georg von: Alles Fassade : »Oberfläche« in der deutschsprachigen Architektur- u. Literaturästhetik 1770-1870. – Paderborn : Fink, 2008. – 506, [16] S. : Ill.
Zugl.: Zürich, Univ., Habil.-Schr., 2007. – Darin u. a.: Kap. 1.3. Architektur als Lehrgerüst für eine Archäologie des Selbst : Johann Wolfgang Goethe (1749-1832), S. 143-244.

167 *Ardolino*, Giuseppe: Angelica Kauffmann (1746-1807). – Milano : Spirali, 2008. – 137 S., [8] Bl. : Ill. – (L'alingua ; 287)
Darin u. a.: Angelica e Goethe, S. 81-116.

168 *Arendt*, Dieter: »Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen« [»Faust« II; Vers 6789]. – In: Studia niemcoznawcze. H. 38. Warszawa 2008. S. 215-228.
Darin zum Lehrer-Schüler-Verhältnis in Werken Goethes.

169 *Arnold*, Heinrich: Der Chemiker Döbereiner und sein Minister Goethe : e. Rezeptionsstudie. – In: Vitalprinzip Akademie : Festgabe der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zur 450-Jahrfeier der Friedrich-Schiller-Universität Jena / hrsg. vom

Präsidium der Akademie. – Erfurt, 2008. – S. 211-232. – (Sonderschriften / Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt ; 38)

170 *Battaglia*, Erik: Gioia e dolore diventano canto : mille Lieder su poesie de Goethe dal 1789 al 1999 / pref. e inserto con dipinti di Dietrich *Fischer-Dieskau*. – Roma : Fondazione Accademia Nazionale di Santa Cecilia, 2008. – XIII, 898 S. : Ill., Notenbeispiele + 1 CD u. 1 Beilage (1 Bl.) – (L'arte armonica : Ser. 3, Studi e testi ; 8, 1.2.)

171 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang von Goethe, Das lyrische Schaffen. – Hollfeld : Bange, 2008. – 179 S. – (Königs Erläuterungen Spezial)

172 *Bernstein*, Susan: Housing problems : writing and architecture in Goethe, Walpole, Freud, and Heidegger. – Stanford, CA : Stanford University Press, 2008. – XIII, 193 S. : Ill. – (Meridian, crossing aesthetics)
Darin u. a.: Chapter 1. Goethe's architectonic, S. 19-40. – Chapter 4. Building affinities : Goethe's »Wahlverwandtschaften«, S. 73-88.

173 *Betz*, Albrecht: Befreiung der Sinne : über Goethes u. Heines erot. Lyrik. – In: Goethe-Gesellschaft : Ortsvereinigung Bonn ; Jahresgabe 2008. – Bonn, 2008. – S. 35-49.

174 *Beutin*, Heidi ; *Beutin*, Wolfgang: Goethe und der Pietismus. – In: H. u. W. *Beutin*: Schöne Seele, roter Drache : zur dt. Literatur im Zeitalter der Revolutionen. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 13-31. – (Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte ; 52)

175 *Binder*, Alwin: Gott in der Natur, die Natur in Gott : zu Goethes Naturbegriff. – In: [Logik der pluralistischen Strukturen : Festschrift für Yoshihito Mori / hrsg. von Kenji *Hara* u. a.] – Sendai, 2006 [2007]. – S. 509-528.

176 *Böschenstein*, Bernhard: Eine Art Symbolik fürs Ohr : Zelters musikal. Freundschaft mit Goethe u. Schiller. – In: Der Singemeister Carl Friedrich Zelter / hrsg. von Christian *Filips*. – Mainz, 2008. – S. 35-48 : Ill.

177 *Bohnenkamp*, Anne: »Versucht's zusammen eine Strecke« : Goethes Konzept e. »Weltliteratur« als Form europäischer Geselligkeit. – In: Einsamkeit und Geselligkeit um 1800 / hrsg. von Susanne *Schmid*. – Heidelberg, 2008. – S. 177-191. – (Regensburger Beiträge zur Gender-Forschung ; 3)

178 *Bollacher*, Martin: Spinoza in der Laube zu Bensberg : Goethe, die Brüder Jacobi u. die dt. Spinoza-Renaissance. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 121-145.

179 *Bonuzzi*, Luciano: Modello antropologico e »passione« in due testi Goethiani. – In: La medicina di guerra in Italia : XLIV Congresso della Società Italiana di Storia della Medicina, 20-23 ottobre 2005, Brescia – Solferino – Mantova – Castiglione delle Stiviere / a cura di Ilaria *Gorini*. – Udine, 2008. – S. 209-212.

180 *Brandes*, Peter: »Marmor in Bewegung« : Goethes Medialisierung des Bildbetrachters. – In: Mediengeschichte : Intermedialität u. Literaturdidaktik / hrsg. von Bodo *Lecke*. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 189-208. – (Beiträge zur Literatur- und Mediendidaktik ; 15)

181 *Bregadse*, Konstantin: Novalis und Goethe. – In: Deutsche Romantik : Ästhetik u. Rezeption ; Beiträge e. internat. Kolloquiums an der Zereteli-Univ. Kutaissi 2006 / hrsg. von Rainer *Hillenbrand* [u. a.] – München, 2008. – S. 74-83. – (Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie ; 7)

182 *Breidbach*, Olaf: Gedanken zu Goethes Metamorphosenlehre. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 95-109.

183 *Breithaupt*, Fritz: How I feel your pain : Lessing's »Mitleid«, Goethe's »Anagnorisis«, and Fontane's quiet sadism. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 82. Stuttgart 2008. H. 3, S. 400-423.
Zum Motiv des Schmerzes bei Goethe.

184 *Der Brief – Ereignis & Objekt* : Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, 11. 9. – 16. 11. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp*

u. Waltraud *Wiethölter*. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Stroemfeld, 2008. – XII, 325 S. : Ill. (farb.), Notenbeispiele.
Mit vielfachem Bezug auf Briefe Goethes, s. Personenregister, S. 320.

185 *Buck*, Theo: »Der Poet, der sich vollendet« : Goethes Lehr- u. Wanderjahre. – Köln [u. a.] : Böhlau, 2008. – IX, 440 S.

186 *Bunia*, Remigius: Die Natur der Androgynie : Grimmelshausen, Goethe u. [Friedrich] Meinecke im Raster von Natur u. Kultur. – In: KulturPoetik. Jg. 8. Göttingen 2008. H. 2, S. 153-169.

187 *Bunzel*, Wolfgang: Lippen auf Marmor : Bettine von Arnims epistolarische Erinnerungspolitik [U. a. über »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde«]. – In: Adressat : Nachwelt ; Briefkultur u. Ruhmbildung / hrsg. von Detlev *Schöttker*. – München ; Paderborn, 2008. – S. 161-180.

188 *Buschmeier*, Matthias: Poesie und Philologie in der Goethe-Zeit : Studien zum Verhältnis der Literatur mit ihrer Wissenschaft. – Tübingen : Niemeyer, 2008. – VI, 490 S. – (Studien zur deutschen Literatur ; 185)
Zugl.: Bielefeld, Univ., Diss., 2007. – Darin u. a.: Kap. 5. Philologie und Roman [Über »Der Sammler und die Seinigen«, »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«, »Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans«, »Wilhelm Meisters Lehrjahre« u. »Wilhelm Meisters Wanderjahre«], S. 222-444.

189 *Busch-Salmen*, Gabriele: »Mein höchster Begriff vom Drama ist rastlose Handlung« : Tanz u. Pantomime in Goethes Musiktheater. – In: Die Tonkunst : Magazin für klass. Musik u. Musikwissenschaft. Jg. 2. Lübeck 2008. Nr. 1, S. 9-19 : Notenbeispiele.

190 *Butzlaff*, Wolfgang: Die Leitwerte Freiheit und Sicherheit in der Goethezeit. – Bonn : Bernstein-Verl. Gebr. Remmel, 2008. – 33 S. – (Bernstein-Regal ; 1)
Dass. – In: Goethe-Gesellschaft : Ortsvereinigung Bonn ; Jahresgabe 2008. – Bonn, 2008. – S. 5-34.
Mit vielfachem Bezug auf Werke Goethes.

191 *Carstens*, Renate: Durch Asien im Horizont des Goethekreises : neue Facetten im Wirken Goethes. – Hamburg : Kovač, 2008. – 723 S. : Ill., graph. Darst. – (Schriften zur Kulturwissenschaft ; 71)
Darin über die Beschäftigung Goethes u. des sog. »Goethekreises« mit China, Indonesien, Mittelasien u. Sibirien.

192 *Cassirer*, Ernst: Rousseau, Kant, Goethe / ford. és jegyz. ellátta: *Horváth* Károly. – Budapest : Atlantisz, 2008. – 181 S. – (Mesteriskola]
Darin der Essay »Goethe und die geschichtliche Welt«, ungar.

193 *Chŏn*, Yŭung-Ae: Goethe and the Ballad. – Seoul : National Univ. Press, 2007. – 514 S.
In korean. Sprache.

194 *Dieckmann*, Friedrich: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a. M. ; Leipzig : Insel-Verl., 2008. – 189 S. : Ill.
Darin u. a.: Auf Goethe blickend : Aspekte e. Annäherung [1999], S. 9-23. – Goethe in der Zeitenwende : von den Schwierigkeiten polit. Dichtung in umschlagender Zeit [1996], S. 69-99 u. 179-180.

195 *Derwiche Djazaerly*, Yasser: Goethe's reception of Ulrich von Hutten. – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 1-18.

196 *Dwars*, Jens-Fietje: Alles Opfer, oder was? : Fichtes Vertreibung – e. Antwort auf Tilman Jens [2003]. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 167-181. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)
Darin auch über Goethes Haltung zu Fichte.

197 *Eckermann*, Johann Peter: Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe. – Weimar : Eckermann-Verl., 2008. – IV, 305 S.
Erstausg. Stuttgart 1824.

198 *Eggert*, Hartmut: Die Krise des ganzheitlichen Naturkonzepts (Goethe, Schelling, Hahnemann) um 1840 : oder die Geburtsstunde der »Two Cultures« in Deutschland. – In: Goethe Society of India : Yearbook. [Vol.] 2007. New Delhi 2008. S. 202-216.

199 *Ereignis Weimar – Jena* : Gesellschaft u. Kultur um 1800 im internat. Kontext ; [Tagung der Klassik Stiftung Weimar u. des Sonderforschungsbereichs »Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800« der Friedrich-Schiller-Universität Jena vom 2. bis 5. 9. 2007] / hrsg. von Lothar *Ehrlich* u. Georg *Schmidt*. – Köln [u. a.] : Böhlau, 2008. – 298 S.
Darin u. a.: *Schmidt*, Georg: Das Ereignis Weimar – Jena und das Alte Reich [Darin u. a. auch zu Goethes politischen Anschauungen u. seiner politischen Tätigkeit für das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach], S. 11-32. – *Müller*, Gerhard: Kultur als Politik in Sachsen-Weimar-Eisenach [Darin u. a. auch zu Goethes Kulturpolitik], S. 67-83. – *Breidbach*, Olaf: Goethes Metamorphosenlehre, S. 85-100. – *Osterkamp*, Ernst: Einsamkeit : Goethe, die Kunst u. die Wissenschaft im Jahrzehnt nach Schillers Tod, S. 101-115.

200 *Erlinghagen*, Armin: »Poesie ist Poesie, von Sprech- und Redekunst unendlich verschieden« : Anmerkungen zur Krise der Schriftstellerei um 1800 mit Rücksicht auf Goethe, Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel u. Wilhelm Müller. – In: Athenäum : Jahrbuch der Friedrich-Schlegel-Gesellschaft. Jg. 18. Paderborn [u. a.], 2008. S. 81-100.

201 *Feng*, Yalin: Beschränkung und Bewahrung als Gegengewichte : einige Aspekte in Goethes Bildungsgedanken u. ihre Aktualität. – In: Literaturstraße. Jg. 8. Würzburg 2007. S. 79-89.

202 *Fetscher*, Justus: Kalkül der Verschwendung : Goethes Ökonomien. – In: Ökonomie der Armut : soziale Verhältnisse in der Literatur / hrsg. von Elke *Brüns*. – München [u. a.], 2008. – S. 79-103.

203 *Fingerhut*, Karlheinz: Das versagte Glück, »uns zu lieben, ohn uns zu verstehen« : Goethe u. Petrarca. – In: K. *Fingerhut*: Kleine Blumen, kleine Blätter : sieben Vorlesungen zu Goethe. – Freiburg i. Br., 2007. – S. 93-126 : Ill.

204 *Frank*, Simon A.: Kunst-Konzepte des Sturm und Drang : der neue Diskurs über Sinnlichkeit, Volk, Genie bei Herder, Goethe u. Lenz. – Unveränd. Nachdr. [der Ausg. 2002]. – Norderstedt : Books on demand, 2008. – 132 S.
Darin: Kap. 2. Das Genie-Konzept des jungen Goethe, S. 41-64.

205 *Fricke*, Harald: »Lichter des poetischen Himmels« : Weltliteratur im Spiegel von Goethes »Sprüchen in Prosa«. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16. 4. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 173-192.

206 *Frühwald*, Wolfgang: Eine »zarte Religion« oder Der Glaube Goethes. – In: Die Religionen der Welt : e. Almanach zur Eröffnung des Verl. der Weltreligionen / in Verb. mit Jan *Assmann* [u. a.] hrsg. von Hans-Joachim *Simm*. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2007. – S. 354-373.
Dass. – [u. d. T.] Weltfrömmigkeit : Johann Wolfgang Goethe. – In: W. *Frühwald*: Das Gedächtnis der Frömmigkeit : Religion, Kirche u. Literatur in Deutschland vom Barock bis zur Gegenwart. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 91-114 u. 335-357.

207 *Gebert*, Bent: Fugen der Poetik : Paradoxien der Traditionalität in Goethes früher Lyrik. – In: Kalliope : Zeitschrift für Literatur u. Kunst. [Jg.] 2008. Bonn 2008. H. 2, S. 25-33.

208 *Geier*, Manfred: Von der Urpflanze zum Simulacrum : die geheime Geschichte e. wunderlichen Idee (von 1787 bis 1967). – In: Zeitschrift für Ideengeschichte. Jg. 2. München 2008. H. 3, S. 71-87.

209 *Giacomoni*, Paola: Mountain landscape and the aesthetics of the sublime in Romantic Narration. – In: Romantic prose fiction / ed. by Gerald *Gillespie* [u. a.] – Amsterdam ; Philadelphia, 2008. – S. 107-121. – (A comparative history of literatures in European languages ; 23 : Romanticism series)
Darin u. a. über Goethe, S. 110-113.

210 *Gille*, Klaus F.: Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor? : Aspekte der Vorgeschichte von Goethes Kanonisierung in Deutschland. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 11. Sektion 21. Klassiken, Klassizismen, Klassizität / betreut von Roland *Krebs* [u. a.] – Bern [u. a.], 2008. – S. 63-67. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 87)

211 *Günzler*, Claus: Goethe und die Pädagogen : vom Bildungsbegriff zum Schulprofil. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 185-204.

212 *Guthke*, Karl S.: Global vs. humanistic education in the age of Goethe : the emergence of a new concept of »Bildung«. – In: Transcultural German studies / Deutsch als Fremdsprache / hrsg. von Steven D. *Martinson* u. Renate A. *Schulz*. – Bern [u. a.], 2008. – S. 179-193. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 94)

213 *Guzzi*, Joseph: Romantic Europe and the ghost of Italy. – New Haven [u. a.] : Yale Univ. Press, 2008. – X, 294 S. : Ill.
Darin u. a.: Italy without Italians: Goethe, Staël, Foscolo, S. 53-76.

214 *Hadot*, Pierre: N'oublie pas de vivre : Goethe et la tradition antique des exercices spirituels. – Paris : A. Michel, 2008. – 200 S. : Ill. – (Bibliothèque Albin Michel des idées)

215 *Hamacher*, Bernd: »Die armen lechzenden Herzen!« : Kleist, Goethe u. die Sehnsucht nach (Un-)Ordnung in der literar. Welt. – In: Kleist oder die Ordnung der Welt / hrsg. vom Deutschen Bühnenverein Landesverband Ost. Red. Barbara *Gribnitz*. – Berlin, 2008. – S. 87-93.

216 *Hamacher*, Bernd: Strategien narrativen Katastrophenmanagements : Goethe u. die »Erfindung« des Erdbebens von Lissabon. – In: Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert / hrsg. von Gerhard *Lauer* u. Thorsten *Unger*. – Göttingen, 2008. – S. 162-172.

217 *Hamada*, Makoto: Sehende Hand und tastendes Auge : Herders »Plastik« u. Goethes Morphologie. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 61-74.

218 *Hansen*, Volkmar: Goethe als Jurist. – Düsseldorf : Goethe-Museum, Anton-u.-Katharina-Kippenberg-Stiftung, 2008. – 7 Bl. gef. : Ill. – (Anmerkung ; 90)
Zur Ausstellung im Goethe-Museum Düsseldorf, 2. 3.–4. 5. 2008.

219 *Hansen*, Volkmar ; *Spies*, Heike: Goethe und die Bibel. – Düsseldorf : Goethe-Museum, Anton-u.-Katharina-Kippenberg-Stiftung, 2007. – 7 Bl. gef. : Ill. – (Anmerkung ; 89)
Zur gleichnamigen Ausstellung des Goethe-Museums Düsseldorf, 2. 12. 2007–20. 1. 2008.

220 *Heckenbücker*, Silke: Prometheus, Apollo, Zeus / Jupiter – Goethe-Bilder von 1773 bis 1885. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2008. – 367 S. : Ill. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 3)
Zugl.: Düsseldorf, Univ., Diss., 2007.

221 *Heinze*, Hartmut: Warum Goethe? – Berlin : Bärenpresse, 2008. – 38 S.
Darin 18 Miniaturen zu biograph. Details und zu Werken Goethes, erschienen 2005-2008 im »Sondershäuser Heimatecho«.

222 *Helmreich*, Christian: Paris versus Weimar? : Goethes u. Alexander von Humboldts Wissenschaftsverständnis. – In: Frankreich oder Italien? : konkurrierende Paradigmen des Kulturaustausches in Weimar und Jena um 1800 / hrsg. von Edoardo *Costadura* [u. a.] – Heidelberg, 2008. – S. 207-228. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 21)

223 *Henke*, Silke: Goethes kleine Gedichte für den Weimarer Frauenverein. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 266-272.
Mit Erstveröffentl. eines als Fotokopie wiedergegebenen Autographs des Gedichtes »Ausforderung« (»Mögen bunte Phantasien …«) von 1827.

224 *Herwig*, Henriette: Goethe, die Frau und das (getötete) Kind : Überlegungen zum »Erlkönig«, zum »Urfaust« u. zu den »Wahlverwandtschaften« = Goethe žena a (zabité) dítě ; Úvahy ke »Králi duchů«, »Urfaustovi« a »Spřízněným volbou«. – In: Goethe dnes = Goethe heute / Milan *Tvrdík*, Alice *Stašková* (vyd. / Hgg.) Na vyd. spolupracovaly / unter Mitarb. von: Jana *Maroszová* [u. a.] – Praha, 2008. – S. 89-151.

225 *Heusser*, Peter: Goethes Verständnis von Naturwissenschaften. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 110-121.

226 *Hirsch*, Marjorie W.: Romantic Lieder and the search for lost paradise. – Cambridge [u. a.] : Cambridge Univ. Press, 2007. – XI, 308 S. : Ill., Notenbeispiele.
Darin u. a.: Part I.2. Goethe, Wolf, and the lure of immortality, S. 63-99.

227 *Holm-Hadulla*, Rainer M.: Leidenschaft : Goethes Weg zur Kreativität : e. Psychobiographie. – Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2008. – 266 S.

228 *Hori*, Iku: Sehnsucht nach Lebendigkeit : das Problem der »Natur« im europ. u. japan. Denken ; e. interkulturell philosoph. Vergleichsanalyse. – Würzburg : Ergon-Verl., 2007. – 192 S. – (Spektrum Philosophie ; 28)
Zugl.: Augsburg, Univ., Diss., 2005/06. – Darin u. a.: Kap. 2. Auf der Suche nach der lebendigen Natur : Goethes Naturstudien, S. 63-126.

229 *Hurlebusch*, Klaus: Wandlungen einer Bewegungsidee : Klopstock zwischen Leibniz u. Goethe. – In: Wort und Schrift : das Werk Friedrich Gottlieb Klopstocks / hrsg. von Kevin *Hilliard* u. Katrin *Kohl*. – Halle, 2008. – S. 71-99. – (Hallesche Forschungen ; 27)
Zu Goethe s. besonders S. 94-99.

230 *Ishihara*, Aeka: Ein dichterischer Beitrag zur »Evolution« der Wissenschaften : Goethe u. der Pariser Akademiestreit. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 7. Sektion 16. Wissenschaften und Literatur seit der Renaissance / betreut von Georg *Braungart* [u. a.] – Bern [u. a.], 2008. – S. 303-310. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 83)

231 *Ishihara*, Aeka: Der Zauberlehrling in der internationalen Flut : e. kleiner Beitrag zum Weltliteratur-Konzept Goethes. – In: Neue Beiträge zur Germanistik : internat. Ausg. von »Doitsu Bungaku«. Bd. 7. Tôkyô 2008. H. 1, S. 167-181.

232 *Jordan*, Katrin: »Ihr liebt und schreibt Sonette! Weh der Grille!« : die Sonette Johann Wolfgang von Goethes. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2008. – 331 S. : Ill. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 643)
Zugl.: Konstanz, Univ., Diss., 2008.

233 *Kaiser*, Gerhard R.: Weltliteratur im Zeichen der Julirevolution : Goethe u. Börne als Kritiker von »Paris, ou lelivre des cent-et-un«. – In: G. R. *Kaiser*: Deutsche Berichterstattung aus Paris : neue Funde u. Tendenzen. – Heidelberg, 2008. – S. 41-73 : Ill. – (Germanisch-romanische Monatsschrift : GRM-Beiheft ; 34)

234 *Kakauridse*, Nanuli: Zum Problem der »inneren Form« in den theoretischen Schriften des jungen Goethe. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 85-91.

235 *Kemp*, Friedhelm: Übersetzen – wozu und wie? : am Handseil von Goethe. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16. 4. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 245-252.

236 *Kemper*, Dirk: »gewiß und gar nicht zu erweisen« : zur Individualitätsproblematik beim frühen Herder u. ihrer Bedeutung für Goethe. – In: Herder-Jahrbuch. Jg. 9. Heidelberg 2008. S. 89-98.

237 *Kimura*, Naoji: Die Wahnsinnsdarstellung bei Goethe und im No-Theater. – In: Literaturstraße. Bd. 9. Würzburg 2008. S. 59-70.

238 *Klinger*, Kerrin ; *Müller*, Matthias: Goethe und die Camera obscura. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 219-238 : 10 Ill.

239 *Krepold*, Susanne ; *Krepold*, Christian: »Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerkes …« : zum Paradigmenwechsel in der Rezeption der aristotel. Tragödientheorie in der Goethezeit. – In: Schön und gut? : Studien zur Ethik u. Ästhetik in der Literatur / hrsg. von Susanne u. Christian *Krepold*. – Würzburg, 2008. – S. 41-62.

240 *Kurogo*, Yasuhiro: Was heißt Realismus in der Dichtung? : Goethes Begriff »Weltliteratur« in neuer Sicht. – In: Neue Beiträge zur Germanistik : internat. Ausg. von »Doitsu Bungaku«. Bd. 7. Tôkyô 2008. H. 1, S. 182-197.

241 *Leber*, Hermann: Das Bild als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt : die Idee der Nachahmung der Natur durch Kunst bei Goethe – Klee – Dürer / ill. von Sieglinde *Hammann*. Red. Susanne *Starzinger*. – Regensburg : Universitätsverl. Regensburg, 2008. – 64 S. : 35 Ill. (schwarz-weiß), 28 Ill. (farb.)

242 *Lippert-Adelberger*, Eberhard: Im Zeichen der köstlichen Vier : Studien zum Liebes- u. Sexualitätsdiskurs bei Goethe. – Hannover : Wehrhahn, 2008. – 95 S. : Ill. – (Troll ; 11)
Über Liebe u. Sexualität in den »Römischen Elegien«, »Venetianischen Epigrammen«, den »Wahlverwandtschaften« u. in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«.

243 *Lütteken*, Anett: »Heitre Gegend, groß gebildet« : Landschaftsimagination im Spätwerk Goethes. – In: Colloquium Helveticum. Jg. 38 (2007). Freiburg/Schweiz 2008. S. 171-196 : Ill.

244 *Lützeler*, Paul Michael: Goethe und Europa – Europa und Goethe = Goethe a Evropa – Evropa a Goethe. – In: Goethe dnes = Goethe heute / Milan *Tvrdík*, Alice *Stašková* (vyd. / Hgg.) Na vyd. spolupracovaly / unter Mitarb. von: Jana *Maroszová* [u. a.] – Praha, 2008. – S. 11-51.

245 *Lützeler*, Paul Michael: Goethes Konzept der »Weltliteratur« aus heutiger Sicht. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 8. Sektion 23. Nationalliteratur u. Weltliteratur / betreut von Alexander *Belobratow* [u. a.] – Bern [u. a.], 2007. – S. 235-242. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 84)

246 *Mackensen*, Ludolf von: Goethes alchimistisch-christliche Weltsicht in seinem Leben und seinen Werken. – In: Von Goethes Dialogen und Farben zu Schillers Spiel : Beiträge der Goethe-Gesellschaft Kassel / hrsg. von Ludolf von *Mackensen*. – 2., erg. Aufl. – Kassel, 2008. – S. 32-60. – (Goethe-Gesellschaft Kassel : Jahresgabe 2005/2006, in der 2. Aufl.)

247 *Manger*, Klaus: Der Autor – kritische Instanz und öffentliches Gewissen. – In: Vitalprinzip Akademie : Festgabe der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zur 450-Jahrfeier der Friedrich-Schiller-Universität Jena / hrsg. vom Präsidium der Akademie. – Erfurt, 2008. – S. 165-185. – (Sonderschriften / Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt ; 38)
Darin u. a. auch über Goethe.

248 *Manger*, Klaus: Das Jahrhundert Winckelmanns und Goethes. – In: Johann Joachim Winckelmann : seine Wirkung in Weimar u. Jena / hrsg. von Jürgen *Dummer*. – Stendal, 2007. – S. 29-40. – (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft ; 27)

249 *Marchi*, Gian Paolo: Die Fossilien von Bolca und die Beziehungen zwischen Verona und Weimar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – In: Frankreich oder Italien? : konkurrierende Paradigmen des Kulturaustausches in Weimar und Jena um 1800 / hrsg. von Edoardo *Costadura* [u. a.] – Heidelberg, 2008. – S. 229-239 : Ill. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 21)
Darin u. a. über Goethes Beziehungen zum Kanonikus G. G. Dionisi (1724-1808).

250 *Markesinis*, Basil: The duality of genius : shades, blemishes and vices in the lives of great achievers. – Wien : Sramek, 2008. – 49 S. : Ill.

Darin u. a.: Chapter 6. Fragments of a great confession (Johann Wolfgang von Goethe), S. 211-249.

251 *Mathäs*, Alexander: Narcissism and paranoia in the age of Goethe. – Newark : Univ. of Delaware Press, 2008. – 255 S. : Ill.
Mit vielfachem Bezug auf Werke Goethes, s. Personenregister, S. 252.

252 *Matsumura*, Tomohiko: Grenzüberschreitung und Selbstreflexion : Goethe u. die »Weltliteratur«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 123-137. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]

253 *Mecklenburg*, Norbert: Oriente und Religionen in Goethes interkulturellen poetischen Spielen. – In: Der Deutschen Morgenland : Bilder des Orients in der dt. Literatur u. Kultur von 1770 bis 1850 / Hrsg.: Charis *Goer* ; Michael *Hofmann*. – München, 2008. – S. 103-116.

254 *Mehne*, Philipp: Bildung versus Self-Reliance? : Selbstkultur bei Goethe u. Emerson. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2008. – 226 S. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 605)
Darin u. a. über die »Italienische Reise«, »Winckelmann und sein Jahrhundert« u. Goethes Schriften zur Morphologie und Farbenlehre. – Emerson, Ralph Waldo (1803-1882).

255 *Meyer-Kalkus*, Reinhart: Auch eine Poetik des Hörbuchs – Goethes Empfehlung des Vorlesens. – In: Paragrana : internat. Zeitschrift für Histor. Anthropologie. Bd. 17. Berlin 2008. H. 2, S. 154-162.

256 *Michel*, Christoph: »Der Apoll von Belvedere« : Friedrich Schiller, Johann Wolfgang von Goethe, Herzoginmutter Anna Amalia u. Johann Gottfried Herder. – In: Götterfunken : Friedrich Schiller zwischen Antike u. Moderne / hrsg. von Siegrid *Düll*. – Bd. 1. – Hildesheim [u. a.], 2007. – S. 75-84 : Ill. – (Germanistische Texte und Studien ; 76)

257 *Mildenberger*, Hermann: Goethe et la peinture française. – In: Art français et art allemand au XVIIIe siècle : regards coisés ; actes du colloque, École du Louvre, 6 et 7 juin 2005 / publiés sous la dir. de Patrick *Michel*. – Paris, 2008. – S. 117-135 : Ill. – (Rencontres de l'École du Louvre; 20)

258 *Mildenberger*, Hermann: »Die Hackertsche klare, strenge Manier« : Johann Wolfgang von Goethe u. Jakob Philipp Hackert. – In: Jakob Philipp Hackert : Europas Landschaftsmaler der Goethezeit ; [Katalog zur gleichnamigen Ausstellung] Klassik Stiftung Weimar, 25. 8. – 2. 11. 2008; Hamburger Kunsthalle, 28. 11. 2008 – 15. 2. 2009 / Hrsg.: Hubertus *Gaßner* ; Ernst-Gerhard *Güse*. Katalog: Andreas *Stolzenburg*. – Ostfildern, 2008. – S. 75-85 : Ill.

259 *Mit Goethe auf Palladios Spuren* : e. Ausstellung des Italien-Zentrums der Technischen Universität Dresden in Zsarb. mit der Fakultät für Architektur u. der Katholischen Akademie Dresden-Meißen. [Ausstellung in Dresden vom 23. 10. bis 30. 11. 2008] / Konzeption u. Projektleitung: Valentina *Marcenaro*. – Dresden: Technische Universität, Italien-Zentrum, 2008. – 50 S. : Ill.
Darin: *Battafarano*, Italo Michele: Kunst als Religion der Moderne : Andrea Palladio als Heiliger u. Schöpfer bei Johann Caspar u. Johann Wolfgang Goethe (1740, 1786, 1816), S. 6-14. – *Haenchen*, Mathias: Zur Entwicklung des Entwurfsprinzips im Werk Andrea Palladios, S. 15-29. – *Ammon*, Andreas: Begegnung eines entwerfenden Architekten mit Palladios Gebäuden, S. 30-31. – Katalog, S. 33-47.

260 *Mommsen*, Katharina: Goethe als Wegbereiter des Dialogs mit der islamischen Welt. – In: Von Goethes Dialogen und Farben zu Schillers Spiel : Beiträge der Goethe-Gesellschaft Kassel / hrsg. von Ludolf von *Mackensen*. – 2., erg. Aufl. – Kassel, 2008. – S. 9-31. – (Goethe-Gesellschaft Kassel : Jahresgabe 2005/2006, in der 2. Aufl.)

261 *Mommsen*, Katharina: Herzogin Anna Amalias »Tiefurter Journal« als Erwiderung auf Friedrichs II. »De la littérature allemande«. – [Los Angeles] : Katharina Mommsen Press, 2008. – 78 S. : Ill., 1 Titelb.

Rede aus Anlass der Buchpräsentation von »Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten«, Band IV, am 16. 10. 2008 in Weimar. – Privatdr. zugunsten der Mommsen Foundation for the Advancement of Goethe Research. – Mit vielfachem Bezug auf Goethe.

262 *Mondot*, Jean: Goethe pour temps de crise. – In: Crises et conscience de crise dans les pays de langue allemande (années vingt et trente) / éd. Nicole *Pelletier*. – Pessac, 2008. – S. 27-45.

263 *Müller*, Olaf: »wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt« : Weimar u. die Weimarer Autoren im italien. Romantikerstreit. – In: Frankreich oder Italien? : konkurrierende Paradigmen des Kulturaustausches in Weimar und Jena um 1800 / hrsg. von Edoardo *Costadura* [u. a.] – Heidelberg, 2008. – S. 155-168. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 21)
Darin u. a. über Goethes Beschäftigung mit der zeitgenöss. italien. romant. Literatur, insbesondere mit A. Manzoni.

264 *Müllers*, Josefine: Der Erlösungsgedanke im Werk Johann Wolfgang von Goethes. – In: J. *Müllers*: Liebe und Erlösung im Werk Johann Wolfgang von Goethes. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 134-192.

265 *Murayama*, Isamitsu: Pflanzenhafte Poesie : das Poesiebild der Brüder Grimm u. Goethes Morphologie. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 49. Tôkyô 2007. S. 75-94.

266 *Nakai*, Sanayuki: Das Dämonische bei Goethe. – In: Neue Beiträge zur Germanistik : japan. Ausg. von »Doitsu Bungaku«. Bd. 7. Tôkyô 2008. H. 2, S. 123-138. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]

267 *Naturwissenschaft heute im Ansatz Goethes* : Symposion an der Karlsuniversität in Prag, 24.–26. 9. 2004 / Dušan *Pleštil* ; Wolfgang *Schad* (Hg.) – Stuttgart ; Berlin : Mayer, 2008. – 229 S. : 1 Titelb., graph. Darst.
Darin u. a.: *Pleštil*, Dušan: Goethe und der Goetheanismus in Böhmen und Tschechien, S. 19-39. – *Janko*, Jan: Im Herzen der böhmischen Naturwissenschaft : Goethe u. die Seinigen, S. 40-60. – *Daniel*, Joachim: Goethe und Aristoteles, S. 61-69. – *Pörksen*, Uwe: Goethes phänomenologische Naturwissenschaft : Sprache u. Darstellung als Erkenntnisinstrument, S. 89-103. – *Schad*, Wolfgang: Goethe als Evolutionist, S. 104-133. – *Simon*, Meinhard: Aspekte zu einer goetheanistischen Mikrobiologie, S. 134-154. – *Mackensen*, Ludolf von: Goethe und die Alchemie, S. 204-226.

268 *Nickol*, Thomas ; *Berg*, Klaus-Jürgen ; *Berg*, Gunnar: Goethes trübe Gläser und die »Beiträge zur Optik trüber Medien« [1908] von Gustav Mie. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 204-218 : 3 Ill. (farb.)
Mie, Gustav (1868-1957), Mathematiker u. Physiker.

269 *Niggl*, Günter: Goethes Beziehung zum Christentum. – Die Bedeutung der Bibel für Goethes Dichtung. – In: Zur Debatte : Themen der Katholischen Akademie in Bayern. Jg. 37. München 2007. H. 2, S. 32-34 u. 35-36.

270 *Noll,* Chaim: Jüdische Sichtweisen auf den Koran. – In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Jg. 55. Berlin 2007. H. 12, S. 1020-1036.
Darin u. a. über Goethes Mohammed-Rezeption am Beispiel seiner Voltaire-Übersetzungen.

271 *Oellers*, Norbert: »Wer nimmt so freundlich an was ich zu geben habe« : Goethe u. Schiller im letzten Jahr ihrer Freundschaft, vorher u. nachher. – In: Dir zur Feier : e. Freundesgabe für Karol Sauerland / ed. Grażyna *Kwiecińska* [u. a.] – Warszawa, 2007. – S. 145-156.

272 *Oesterle*, Günter: Zwischen Dilettantismus und Professionalität : Goethes Gartenkunst. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 147-155.

273 *Osterkamp*, Ernst: Einsamkeit : über e. Problem in Leben u. Werk des späten Goethe ; Festvortrag anlässlich der Jahresfeier am 9. 11. 2007. – Stuttgart : Steiner, 2008. – 20 S.

– (Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse / Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz ; Jg. 2008, Nr. 1)

274 *Ottmann*, Henning: Geschichte des politischen Denkens. – Stuttgart ; Weimar : Metzler. Bd. 3. Neuzeit. Teilbd. 2. Das Zeitalter der Revolutionen. – 2008. – XI, 348 S. : Ill.
Darin u. a.: Kap. XIX. Politisches bei den deutschen Klassikern (Goethe, Schiller), S. 284-331.

275 *Pethes*, Nicolas: Zöglinge der Natur : der literar. Menschenversuch des 18. Jh. – Göttingen : Wallstein-Verl., 2007. – 411 S.
Darin u. a.: Kap. IV.12: Literarische Versuchsbeschreibungen [Zu »Wilhelm Meisters Lehrjahren«, »Wilhelm Meisters Wanderjahren« u. zu den »Wahlverwandtschaften«]. – Kap. IV.13. Experiment und Fiktion [Goethe], S. 298-330.

276 *Ponzi*, Mauro: Arte e natura : il cambio di paradigma nella poetica di Goethe. – In: Links : Rivista di letteratura e cultura tedesca. Vol. 7 (2007). Pisa ; Roma 2008. S. 13-36.

277 *Ponzi*, Mauro: Das »malerische Auge« als »Schlüssel für alles« : Goethes Italien-Bild. – In: Frankreich oder Italien? : konkurrierende Paradigmen des Kulturaustausches in Weimar und Jena um 1800 / hrsg. von Edoardo *Costadura* [u. a.] – Heidelberg, 2008. – S. 27-49. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 21)

278 *Pouget*, Jean-Michel: Darstellung von Naturphänomenen? : die Genese naturwissenschaftl. Texte im Spiegel der botan. Schriften Goethes. – In: Dokument / Monument : Textvarianz in den verschiedenen Disziplinen der europ. Germanistik / hrsg. von Françoise *Lartillot* u. Axel *Gellhaus*. – Bern [u. a.], 2008. – S. 85-101. – (Convergences ; 46) (Akten des 38. Kongresses des französischen Hochschulgermanistikverbandes)

279 *Purdy*, Daniel L.: The building in »Bildung« : Goethe, Palladio, and the architectural media. – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 57-73.

280 *Ravini*, Sinziana: Goethes Schöpfungsmythen. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2008. – 255 S. – (Heidelberger Beiträge zur deutschen Literatur ; 19)
Zugl.: Heidelberg, Univ., Diss., 2008. – Darin u. a. zum Schöpfungsmythos in »Dichtung und Wahrheit«, im »Faust« u. »West-östlichen Divan«.

281 *Reinhardt*, Hartmut: Heilende und tröstliche Gesetzlichkeit : zu einigen Aspekten von Goethes Auffassung u. Erforschung der Natur. – In: Natura : XII colloquio internazionale, Roma, 4.–6. 1. 2007 ; atti / a cura di Delfina *Giovannozzi* e Marco *Veneziani*. – Firenze, 2008. – S. 503-526. – (Lessico intellettuale europeo ; 105)

282 *Reinhardt*, Hartmut: Die kleine und die große Welt : vom Schäferspiel zur krit. Analyse der Moderne ; Goethes dramat. Werk. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2008. – 400 S.

283 *Riedel*, Volker: Vom Muster der Kunst zur Beispielhaftigkeit des Lebens : Differenzierungen des Antikebildes bei Winckelmann u. im weimarisch-jenaischen Kulturkreis. – In: Johann Joachim Winckelmann : seine Wirkung in Weimar u. Jena / hrsg. von Jürgen *Dummer*. – Stendal, 2007. – S. 41-68. – (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft ; 27)

284 *Ritter Santini*, Lea: Della ragionevole sorte : Goethe incontra Petrarca in biblioteca. – In: L. *Ritter Santini*: Sorte e ragione : Petrarca in Europa / con interventi di Jean *Balsamo* e Line *Bolzoni*. – Torino, 2008. – S. 3-160. – (Lezione Sapegno ; 2003)

285 *Robin*, Nicolas: Botanische Nachrichten aus Italien und Frankreich, Botanik in Weimar – Jena : Erfahrung u. Wissensaustausch um 1800. – In: Frankreich oder Italien? : konkurrierende Paradigmen des Kulturaustausches in Weimar und Jena um 1800 / hrsg. von Edoardo *Costadura* [u. a.] – Heidelberg, 2008. – S. 241-259. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 21)
Darin u. a. über Goethes Austausch mit Giuseppe Gautieri (1769-1833).

286 *Sauerland*, Karol: Zwei Revolutionsauffassungen – Goethe einerseits, Forster andererseits. – In: Georg-Forster-Studien. Bd. 13. Kassel 2008. S. 215-233.

287 *Schad*, Wolfgang: Goethes Weltkultur. – Stuttgart : Verl. Freies Geistesleben, 2007. – 428 S. : Ill. – (Gesammelte Schriften / W. Schad ; 1)
Darin u. a.: Goethes Erdenfrömmigkeit [1983], S. 9-21. – Aus Goethes Lebensmotiven [1980], S. 22-34 u. 401-402. – Goethe, der heilende Dichter [1983], S. 35-38. – Zur Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung im Entwurf Goethes [1986], S. 39-60 u. 402. – »Sieh nur hinter dich ins Freie« : zur Entdeckung der Pflanzenmetamorphose [1987], S. 61-91 u. 402-403. – Zeitgestalten der Natur : Goethe u. die Evolutionsbiologie [1998], S. 92-131 u. 404-410. – Goethe als Evolutionist [2007], S. 133-161 u. 410-413. – Schiller im Blick Goethes : Vortrag 2005, S. 163-181 u. 413. – Von Goethes Wirkungen in der Pädagogik Rudolf Steiners [1990], S. 183-205 u. 413-417. – Medizin und Heilkunst in Goethes Leben und Dichtung : Heinrich Faust u. Wilhelm Meister [2002], S. 206-225 u. 417-418. – Goethe als Psychotherapeut [1954], S. 226-253 u. 419. – Goethe und der Islam [2005], S. 254-280 u. 420. – Goethes Auffassung der Zeit [2000], S. 281-286. – Goethe als Esoteriker [2000], S. 287-341 u. 421-422.

288 *Schanze*, Helmut: Rätsel der Rückkehr : zur ungeschriebenen Reise Goethes von Rom nach Weimar. – In: Literatur – Kunst – Medien : Festschrift für Peter Seibert zum 60. Geburtstag / Achim *Barsch* [u. a.] (Hg.) – München, 2008. – S. 118-129. – (Kontext : 8)

289 *Scherer*, Wilhelm: Aus Goethes Frühzeit : Bruchstücke e. Kommentares zu dem jungen Goethe / hrsg. Esther von *Krosigk*. – Reprint [der Ausg. Straßburg 1879]. – Saarbrücken : VDM Verlag Dr. Müller, 2007. – VII, 130 S. – (Edition Classic)

290 *Schischinaschwili*, Irina: »Großer Kerl« in den Dramen der jungen Goethe. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 28-36.

291 *Schmid*, Susanne: Shelley's German afterlives, 1814-2000. – New York, NY [u. a.] : Palgrave Macmillan, 2007. – IX, 243 S. – (Nineteenth-century major lives and letters)
Zugl.: Berlin, Freie Univ., Habil.-Schr., 2006. – Darin u. a. vielfache Bemerkungen zu Goethes Beschäftigung mit Shelley u. Shelleys Goethe-Rezeption, s. Personenindex »Goethe«, S. 235.

292 *Schmidt*, Jochen: Stoische Naturphilosophie und ihre Psychologisierung : Feuer als Prinzip des Schaffens u. Zerstörens von der Antike bis zu Goethe u. Hölderlin. – In: Stoizismus in der europäischen Philosophie, Literatur, Kunst und Politik. Bd. 1. – Berlin [u. a.] , 2008. – S. 215-227.

293 *Schmitz, Hermann:* Goethes Altersdenken im problemgeschichtlichen Zusammenhang. – Repr. der. Ausg. Bonn, 1959. – Bonn : Bouvier, 2008. – 584 S.

294 *Schneider*, Angelika: Gebautes Italien : Antikenzitate im Herzogl. Park zu Weimar. – In: Animo italo-tedesco : Studien zu den Italien-Beziehungen in der Kulturgeschichte Thüringens. Folge 5/6. Weimar 2008. S. 253-286 : Ill.
Darin über die Wirkungen von Goethes Italienerlebnis auf die Weimarer Parkgestaltung u. das Römische Haus im Park an der Ilm.

295 *Schneider*, Sylk: Goethes Reise nach Brasilien : Gedankenreise e. Genies. – Weimar: Weimarer Taschenbuch-Verl., 2008. – 200 S. : zahlr. Ill.

296 *Schöttker*, Detlev: Archive der Subjektivität : Modelle briefl. Überlieferung bei Goethe, Ernst Jünger u. Walter Kempowski. – In: Adressat : Nachwelt ; Briefkultur u. Ruhmbildung / hrsg. von Detlev *Schöttker*. – München ; Paderborn, 2008. – S. 19-36.
Darin u. a.: Abschnitt 1. »Blätter für die Nachwelt« : Goethe, S. 20-25.

297 *Schopf-Beige*, Monika: Goethe und Schiller : Übereinstimmung in Gegensätzen. – In: Zehn Jahre Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg. – Ludwigsburg 2008. – S. 22-34 : Ill. – (Schriften der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e. V.)

298 *Schütze*, Peter: »Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben« : Hermann der Cherusker im Werk von Goethe u. Grabbe. – In: Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur : Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Ehrlich / Holger *Dainat* ; Burkhard *Stenzel* (Hgg.) Mit e. Einl. von Paul *Raabe*. – Bielefeld, 2008. – S. 151-184.

299 *Schuster*, Ingrid: Goethe und der »chinesische Geschmack« : zum Landschaftsgarten als Abbild der Welt [1985]. – In: I. *Schuster*: Faszination Ostasien : zur kulturellen Interaktion Europa – Japan – China ; Aufsätze aus drei Jahrzehnten. – Bern [u.a.], 2007. – S. 227-245. – (Kanadische Studien zur deutschen Sprache und Literatur ; 51)

300 *Seehafer*, Klaus: Goethe für die Schule : Zusammenfassungen u. Lektürehilfen der wichtigsten Werke / mit e. Vorw. u. Lektürehilfen von Sonja *Muschkowski*. – Würzburg : Arena, 2008. – 297 S. – (Arena-Taschenbuch ; 2997)

301 *Seele*, Katrin: Das »geistige Band« : Poesie, Didaktik u. Naturforschung in Goethes Gedichtsammlung »Gott und Welt«. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2008. – 300 S. : Ill. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 637)
Zugl.: Oldenburg, Univ., Diss., 2007.

302 *Seifert*, Siegfried: »… wie in der Gegenwart eines großen Capitals« : Goethes berühmter Bibliothekssatz – neu gelesen. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 269-302.

303 *Seiling*, Max: Goethe als Okkultist. – Neu bearb. Repr. der Ausg. 1919. – Leipzig : Bohmeier, 2008. – 128 S.

304 *Selbmann*, Rolf: Goethes Denkmäler : Selbstbild u. Ikonographietradition. – In: Schriftsteller-Inszenierungen / hrsg. von Gunter E. *Grimm* u. Christian *Schärf*. – Bielefeld, 2008. – S. 25-44 : Ill.

305 *Selbmann*, Rolf: Von Oeser zu Füßli : Goethes Brief an Lavater vom November 1779 im Kontext der zeitgenöss. Denkmalsdiskussion. – In: Lenz-Jahrbuch : Literatur – Kultur – Medien 1750-1800. Bd. 13/14 (2004/2007). St. Ingbert 2008. S. 143-161 : Ill.

306 *Simons*, Oliver: Botschaft oder Störung? : e. Diskursgeschichte des »Rauschens« in der Literatur um 1800. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Vol. 100. Madison, Wis. 2008. Nr. 1, S. 33-47.
Darin u.a. über das Motiv des Rauschens in Werken Goethes.

307 *Solms*, Wilhelm: Zigeunerbilder : e. dunkles Kapitel der dt. Literaturgeschichte ; von der frühen Neuzeit bis zur Romantik. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2008. – 316 S.
Darin u.a.: Kap. 13. Goethe und die »Zigeuner«, S. 145-157 u. 287-288.

308 *Steiner*, Rudolf: Goethes verdensanskuelse [Goethes Weltanschauung, norweg.] – 2. utg. [Repr. der Ausg. 1963.] – Oslo : Antropos, 2007. – 235 S.

309 *Steiner*, Rudolf: Goethe's theory of knowledge : an outline of the epistemology of his worldview [Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung, engl.] / transl. by Peter *Clemm*. Introd. by Christopher *Bamford*. – Great Barrington, Mass : SteinerBooks, 2008. – XCIX, 151 S. : Ill. – (Collected works / Rudolf Steiner ; 2)
First published: Dornach, Swizerland : Rudolf Steiner, 1886.

310 *Stolz*, Rüdiger: Goethe und seine Chemiker : Ratgeber, Helfer u. Vertraute. – Weimar : Weimarer Taschenbuch-Verl., 2008. – 252 S. : zahlr. Ill.
Darin u.a. über »Goethes Wege zur Chemie« u. seine wissenschaftl. Beziehungen zu W.H.S. Bucholz, J.F.A. Göttling, A.N. von Scherer, J.W. Döbereiner u. H.W.F. Wackenroder.

311 *Strobel*, Jochen: Von der Zettelwirtschaft zum Archivroman : Goethe ediert Briefe. – In: Autoren und Redaktoren als Editoren : internat. Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition u. des Sonderforschungsbereichs 482 »Ereignis Weimar – Jena: Kultur um 1800« der Friedrich-Schiller-Universität Jena, veranstaltet von der Klassik Stiftung Weimar [2006] / hrsg. von Jochen *Golz* u. Manfred *Koltes*. – Tübingen, 2008. – S. 299-314. – (Beihefte zu editio ; 29)
Darin über Goethes Editionen der Winckelmann-Briefe u. des Briefwechsels zwischen Schiller u. Goethe sowie über die neueren Editionen von Briefen Goethes.

312 *Subramanian*, Balasundaram: Die »kleine, dann die große Welt« : das »Urtheater« als Schlüssel zur naturwissenschaftl. Methode Goethes u. Alexander von Humboldts. – In:

Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur : Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Ehrlich / Holger *Dainat* ; Burkhard *Stenzel* (Hgg.) Mit e. Einl. von Paul *Raabe*. – Bielefeld, 2008. – S. 23-38.
Dass. – In: Goethe Society of India : Yearbook. [Vol.] 2007. New Delhi 2008. S. 183-201.

313 *Takahashi*, Yoshita: Goethe und die Alchemie. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 7. Sektion 16. Wissenschaften und Literatur seit der Renaissance / betreut von Georg *Braungart* [u. a.] – Bern [u. a.], 2008. – S. 283-292. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 83)

314 *Tang*, Jihong: Metamorphosen und der ewige Augenblick : Goethes Lyrik im Vergleich mit klass.-chines. Gedichten. – In: Literaturstraße. Bd. 9. Würzburg 2008. S. 71-83.

315 *Tausch*, Harald: »Et in Arcadia ego«? : [Karl Wilhelm] Göttling in Goethes Italien (1828). – In: Jahrbuch für Internationale Germanistik. Jg. 40. Bern [u. a.] 2008. H. 2, S. 15-54.

316 *Tillmann*, Thomas: Hermeneutik und Bibelexegese beim jungen Goethe. – Berlin : de Gruyter, 2008. – XII, 286 S. – (Historia Hermeneutica : Series Studia ; 2)
Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2006.

317 *»Verteufelt human«*? : zum Humanitätsideal der Weimarer Klassik / hrsg. von Volker C. *Dörr* u. Michael *Hofmann*. – Berlin : Schmidt, 2008. – 200 S. – (Philologische Studien und Quellen ; 209)
Darin u. a.: *Kost*, Jürgen: Individualität und Soziabilität : Überlegungen zum kulturgeschichtl. Ort des Humanitätsideals Wilhelm von Humboldts u. der Weimarer Klassik, S. 15-29. – *Dörr*, Volker C.: »Ganz verteufelt human« : Bemerkungen zur Humanität beim klass. Goethe, S. 101-114. – *Hofmann*, Michael: Die Wege der Humanität : Krise u. Erneuerung des Humanitäts-Paradigmas im Werk Goethes u. Schillers, S. 141-159.

318 *Vom Menschen zum Kristall* : Konzepte der Lebenswissenschaften von 1800 bis 2000 ; e. Symposium der Heidelberger Akademie der Wissenschaften in Verb. mit der Goethe-Gesellschaft Heidelberg / hrsg. von Christoph *Cremer*. – Wiesbaden : Hilbinger, 2007. – 235 S. : Ill. – (Edition Wissenschaft)
Darin u. a.: *Cremer*, Christoph ; *Borchmeyer*, Dieter: Einleitung, S. 9-18. – *Mancino*, Letizia: Leben zwischen Polaritäten : Stirb u. werde, Verwandlung u. Entwicklung, S. 19-37. – *Osten*, Manfred: »War Goethe mit der Physik gesegnet?«, S. 37-45. – *Dosch*, Hans Günter: War die Physik mit Goethe geschlagen?, S. 47-56. – *Borchmeyer*, Dieter: Verjüngung durch Liebe : Goethe und immer noch kein Ende, S. 213-221. – »Die Natur« (1780) : Fragment von Georg Christof *Tobler*, mit handschriftl. Änderungen von Goethe, der sich zu einem viel späteren Zeitpunkt (irrtümlicherweise) als Verfasser bekannte, S. 223-226.

319 *Wagner*, Fritz: Zur Rezeption des lateinischen Mittelalters durch Johann Wolfgang Goethe [1981]. – In: F. *Wagner*: Von Hrotsvith bis Boccaccio : Mittelalter u. Renaissance in der dt. Literatur der letzten drei Jh. – Göppingen, 2006 [2007]. – S. 103-130. – (Göppinger Arbeiten zur Germanistik ; 737)

320 *Wettin*, Thomas: Dramatischer Stil im medialen Wandel : Goethes Anwaltsschriften als stilist. Vorbild für den »Werther«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 15-27.

321 *Wilhelm*, Frank: Johann Wolfgang von Goethe versus Victor Hugo – Ihre Vorstellungen vom Künstler, von Luxemburg u. von Europa. – In: Victor Hugo – Visionen eines Schriftstellers / hrsg. von Ernst-Gerhard *Güse*, Klassik Stiftung Weimar. – Ostfildern, 2008. – S. 119-133 : Ill.
Diese Publikation erschien anlässlich der Ausstellung »Victor Hugo – Visionen eines Schriftstellers«, Klassik Stiftung Weimar, Schiller-Museum, 16. 5. – 27. 7. 2008.

322 *Wilm*, Marie-Christin: Ästhetische Freiheit im Sturm und Drang : zur Verschränkung von Freiheitsgefühl u. ästhet. Erfahrung bei Goethe u. Lenz. – In: Lenz-Jahrbuch : Literatur – Kultur – Medien 1750-1800. Bd. 13/14 (2004/2007). St. Ingbert 2008. S. 29-57.

323 *Wyder*, Margrit: Goethes geologische Passionen : vom Alter der Erde. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 136-146.

324 *Zekert*, Rainer: »Prismatische Erfahrungen« : Goethe als Naturwissenschaftler. – In: Die Natur und andere literarische Orte : Festschrift für Marek Jaroszewski zum 65. Geburtstag / hrsg. von Marion *Brandt* u. Andrzej *Kątny*. – Gdańsk, 2008. – S. 37-47. – (Studia Germanica Gedanensia : 18 ; Sonderband ; 2)

4. *Zu einzelnen Werken*

Alexis und Dora

325 *Dieckmann*, Friedrich: Geglückte Balance : über »Alexis und Dora« [1996]. – In: F. *Dieckmann*: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a.M. ; Leipzig, 2008. – S. 35-51 u. 179.

326 *Germany*, Robert: Virgilian retrospection in Goethe's »Alexis und Dora«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 75-98.

Auf dem Rochusberge bei Bingen

327 *Carstensen*, Jens: Ein wiederentdecktes Gedicht Goethes : »Auf dem Rochusberge bei Bingen«. – In: Mitteilungen aus der Ghibellinia. N.F. Jg. 105. Tübingen 2008. Nr. 162, S. 15-26 : Ill.
Das 1831 anonym in Ottilie von Goethes Zeitschrift »Chaos« erschienene Gedicht wird von J. Carstensen Goethe zugeschrieben.

Belagerung von Mainz

328 *Dumont*, Franz: Poeta ante Portas : zu e. Neuausg. von Goethes »Belagerung von Mainz«. – In: Mainzer Zeitschrift. Jg. 103. Mainz 2008. S. 277-282.

Belsazar (Fragment)

329 *Schöpflin*, Karin: Belsazar – die literarische Karriere eines biblischen Bösewichts. – In: Berliner theologische Zeitschrift. N.F. Jg. 25. Berlin 2008. Nr. 2, S. 324-357.
Darin u.a. über Goethes Fragment.

Campagne in Frankreich

330 *Franz*, Gunter: Johann Wolfgang von Goethe und Johann Hugo Wyttenbach [1767-1848]. – In: Kaiser, Gelehrte, Revolutionäre : Persönlichkeiten u. Dokumente aus 2000 Jahren europ. Kulturgeschichte / hrsg. von Gunter *Franz* unter Mitw. von … – Trier, 2007. – S. 162-169 : Ill. – (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken ; 38)
Darin zu Goethes Besuchen 1792 in Trier u. der röm. Altertümer (u.a. der Säule von Igel) während der Campagne in Frankreich.

331 *Krimmer*, Elisabeth: A portrait of war, a grammar of peace : Goethe, Laukhard, and the campaign of 1792. – In: German life & letters. N.S. Vol. 61. Oxford 2008. Nr. 1, S. 46-60.

332 *Seibt*, Gustav: Auch ich in der Champagne! : Goethes Buch von Krieg u. Frieden. – In: G. *Seibt*: Deutsche Erhebungen : das Klassische u. das Kranke. – Springe, 2008. – S. 52-64. – (Zu-Klampen-Essay)

Corneille: Der Lügner (Übers.)

333 *Stackelberg*, Jürgen von: »Ist Paris nicht schön?« – Corneilles »Menteur«, übersetzt von Goethe und von Rainer Kohlmayer. – In: J. von *Stackelberg*: Grenzüberschreitungen :

Studien zu Literatur, Geschichte, Ethnologie u. Ethologie. – Göttingen, 2007. – S. 189-197. – (Universitätsdrucke Göttingen)

Dichtung und Wahrheit

334 *Hu*, Wei: Die Entstehung der modernen chinesischen Autobiographie und die Autobiographie Goethes »Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit«. – In: Literaturstraße. Jg. 8. Würzburg 2007. S. 71-77.

335 *Hu*, Wei: Interdisziplinäre und transnationale Tendenzen in der Autobiographieforschung : am Beispiel von Johann Wolfgang Goethes »Dichtung und Wahrheit«. – In: Literaturstraße. Jg. 9. Würzburg 2008. S. 85-93.

336 *Michel*, Edith ; *Michel*, Willy: Kulturräumliche Perspektivierungen und soziales Beziehungsgeflecht : Goethes Straßburger Zeit aus der Erinnerungssicht von »Dichtung und Wahrheit«. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Bd. 33. München 2007. S. 15-38.

337 *Pons*, Rouven: Das menschliche Antlitz der Geschichte : zum Hintergrund der Heusenstamm-Episode aus Goethes »Dichtung und Wahrheit«. – In: Archiv für Kulturgeschichte, Jg. 90. Köln 2008. H. 2, S. 379-408.

338 *Ponzi*, Mauro: Der lügende Gast : Selbstinszenierung und literar. Vorbilder in Goethes Darstellung der »Sesenheimer Idylle«. – In: Studi germanici. N.S. Vol. 46. Roma 2008. No. 2, S. 191-229.

339 *Stackelberg*, Jürgen von: Liebesbriefe für einen Freund : zu e. Motiv bei Goethe [in »Dichtung und Wahrheit«, Teil 1, Buch 5] u. Marcel Pagnol [»Les temps des amours«. 1977]. – In: J. von *Stackelberg*: Grenzüberschreitungen : Studien zu Literatur, Geschichte, Ethnologie u. Ethologie. – Göttingen, 2007. – S. 87-99. – (Universitätsdrucke Göttingen)

Eins und alles

340 *Konjetzky*, Klaus: Requiem : e. metamorphe Annäherung an das Gedicht »Eins und alles« von Johann Wolfgang von Goethe als e. Umdeutung der beiden Schlußverse. »Denn alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will«. – In: Im Namen Goethes! : Erfundenes, Erinnertes u. Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes / mit Beitr. von Jürg *Amann* [u.a.] Hrsg. von Markus von *Hänsel-Hohenhausen*. – [2. Aufl.] – Frankfurt a.M., [2008]. – S. 54-59.

341 *Sachers*, Regina: Goethe's legacy? : »Eins und alles« and its career in scholarship. – In: German life & letters. N.S. Vol. 61. Oxford 2008. Nr. 2, S. 187-201.

Egmont

342 *Stüben*, Jens: Die Konfiguration in Goethes »Egmont«. – In: Von Goethe zu Krolow : Analysen u. Interpretationen zur dt. Literatur ; in memoriam Karl Konrad Polheim / Hein-Peter *Niewerth* (Hrsg.) – Frankfurt a.M. [u.a.], 2008. – S. 9-34.

Erlkönig

343 *Fingerhut*, Karlheinz: Goethes »In seinen Armen das Kind« : Goethes »Erlkönig« neu lesen. – In: K. *Fingerhut*: Kleine Blumen, kleine Blätter : sieben Vorlesungen zu Goethe. – Freiburg i.Br., 2007. – S. 127-150 : Ill.

344 *Meyer-Kalkus*, Reinhart: Koordination literarischer Vortragskunst : Goethe-Rezitationen im 20. Jh. – In: In Ketten tanzen : Übersetzen als interpretierende Kunst / hrsg. von Gabriele *Leupold* u. Katharina *Raabe*. – Göttingen, 2008. – S. 150-198.
Mit beigegebener CD, die Rezitationsbeispiele zu Goethes »Erlkönig« aus den Jahren 1902-1970 enthält, gesprochen von Josef *Kainz*, Erich *Drach*, Alexander *Moissi*, Ernst *Ginsberg* u. Oskar *Werner*.

345 *Nikabadse*, Dali: Goethes Aufsatz »Natur« [recte von Georg Christof Tobler] und sein »Erlkönig«. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen

Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 80-84.

346 *Öztürk*, Ali Osman ; *Holzapfel*, Otto: Balladen im Deutschunterricht : Kunstballade u. Volksballade (Goethe, Erlkönig; Herder und Herr Oluf). – In: A.O. *Öztürk* ; O. *Holzapfel*: Deutsch-türkische Streifzüge in der deutschen Literatur und der Volksdichtung. – Kenzingen, 2008. – S. 53-67. – (Literatur in der Diskussion ; 5)

Erwin und Elmire

347 *Byrne-Bodley*, Lorraine: Die Ärgernisse des Musiktheaters : Anna Amalias Vertonung von Goethes »Erwin und Elmire«. – In: »Alles um Liebe« : Anna Amalia u. Goethe ; 1. interdisziplin. Symposium (30./31.3.2007) ; Tagungsbd. Nebst zwei Anhängen / Ilse *Nagelschmidt* (Hrsg.) – Weimar, 2008. – S. 193-204.

348 *Dwars*, Jens-Fietje: Leichte Kost mit Tiefgang : Goethes Libretto zu »Erwin und Elmire« [2007]. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 183-184. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)

Faust (s.a. *Urfaust*)

349 *Anastasiatis*, Athanasios: Der Norden im Süden : Kostantinos Chatzopoulos (1868-1920) als Übersetzer dt. Literatur. – Frankfurt a.M. [u.a.] : Lang, 2008. – 290 S. – (Publikationen des Fachbereichs Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim : Reihe A, Abhandlungen und Sammelbände ; 48)
Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2007. – Darin u.a. über Chatzopoulos' Übersetzung des »Faust« I [1887] u. der »Iphigenie auf Tauris« [1888], S. 75-147.

350 *Anglet*, Andreas: Wie »ein Geist zum andern Geist« spricht : Naturerkenntnis u. implizite Poetik in Goethes »Faust«. – In: Geist und Literatur : Modelle in der Weltliteratur von Shakespeare bis Celan / hrsg. von Edith *Düsing* u. Hans-Dieter *Klein*. – Würzburg, 2008. – S. 59-80. – (Geist und Seele ; 4)

351 *Arendt*, Dieter: Goethe: Homunculus – der Geist »in der Flasche« oder: ein mephistophelisches Märchen. – In: Studi germanici. N.S. Vol. 45. Roma 2007. No. 2, S. 289-300.

352 *Avetisjan*, Vladimir A.: Puškin, Ševyrëv und Goethes »Helena«-Zwischenspiel. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16.4.2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 13-35.

353 *Berliner Philharmoniker*, Claudio *Abbado*. [T.] 3 / Interpr.: Bryn *Terfel*, Karita *Mattila*, Jan-Hendrik *Rootering* [u.a.] – München : Sony BMG Music Entertainment, 2008. – 5 CDs in Kassette + Beiheft.
Darin u.a. : *Schumann*, Robert: Szenen aus Goethes »Faust«.

354 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang von Goethe, Faust Teil I. – 8., aktualisierte Aufl. – Hollfeld : Bange, 2008. – 165 S. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 21)

355 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang von Goethe, Faust II. – 4., aktualisierte Aufl. – Hollfeld : Bange, 2008. – 160 S. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 43)

356 *Bishop*, Paul: Analytical psychology and German classical aesthetics : Goethe, Schiller, and Jung. – London [u.a.] : Routledge.
Vol. 1. The development of the personality. – 2008. – XIV, 233 S.
Darin u.a.: Chapter 2. Jung's early reception of Goethe and »Faust«, 1880-1916, S. 42-80.

357 *Blaschke*, Bernd: Faust als Reisender : der moderne Entgrenzer, seine Reiseführer, seine Umwege. – In: Umwege : Ästhetik u. Poetik exzentrischer Reisen ; Gert Mattenklott

zum 65. Geburtstag / hrsg. von Bernd *Blaschke* [u. a.] – Bielefeld, 2008. – S. 65-97. – (Reisen Texte Metropolen ; 7)

358 *Boghardt*, Martin: Zur Bestimmung des Erstdrucks von Goethes Faustfragment [1972]. – In: M. *Boghardt*: Archäologie des gedruckten Buches. – Wiesbaden, 2008. – S. 359-374 : Ill. – (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens ; 42)

359 *Borchmeyer*, Dieter: »Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen« : vom Nutzen u. Nachteil der Worte für die Sprache. – In: Wa(h)re Sprache : Literatur u. Markt / [Hrsg.:] Gedächtnisstiftung Peter Kaiser (1793-1864), Vaduz. Hrsg. von Manfred *Jochum*. – Innsbruck [u. a.], 2008. – S. 13-28. – (Kultur und Wirtschaft ; 6)

360 *Bub*, Stefan: Ein einzig rotes Schnürchen – Cet unique ruban rouge … : zur Wirkungsgeschichte e. Bildmotivs aus Goethes »Faust« bei Michel Leiris [1901-1990]. – In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. N. F. Jg. 58. Heidelberg 2008. Nr. 4, S. 471-481. Darin über die Rezeption der Gretchen-Vision in der »Walpurgisnacht« in M. Leiris' »Le ruban au cou d'Olympia«.

361 *Burwick*, Frederick: Coleridge's translation of Goethe's »Faust«. – In: British and European Romanticisms : sel. papers from the Munich Conference of the German Society for English Romanticims / *Bode*, Christoph ; *Domsch*, Sebastian (eds.) – Trier, 2007. – S. 19-36. – (Studien zur englischen Romantik ; N. F., 4)

362 *Burwick*, Frederick: On Coleridge as translator of »Faustus from the German of Goethe«. – In: European romantic review. Vol. 19. Abingdon 2008. Nr. 3, S. 247-252.

363 *Butzlaff*, Wolfgang: Der französische und der italienische Faust in Opern von Berlioz, Gounod und Boito. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 147-184.

364 *Carter*, William H.: »Uralte und nie gehobene Beschweerde« : Goethe »Faust« and taxes. – In: Money and culture / Fiona *Cox* ; Hans-Walter *Schmidt-Hannisa* (eds.) – Frankfurt a. M. [u. a], 2007. – S. 77-86.

365 *Chon*, Young-Ae: Weltmacht Poesie : zum Liebesdialog in Goethes »Faust« (Deutschland), in »Kúmo-shinhwa« (Korea); »Xixiangji« (China) u. »Genji-Monogatari« (Japan). – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16. 4. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 129-148.

366 *Dieckmann*, Friedrich: »Des allgewaltigen Willens Kür« : Napoleonisches beim alten Faust [2006]. – Goethes Faust, nicht mehr erlösungsfähig? : Anmerkungen zu e. Endspiel [2007]. – In: F. *Dieckmann*: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 145-157, 159-177 u. 182-185.

367 *Dilcher*, Roman: »Im Anfang war das Wort« : e. Übersetzungsproblem u. seine hermeneut. Grundlagen. – In: Übersetzung antiker Literatur : Funktionen u. Konzeptionen im 19. u. 20. Jh. / hrsg. von Martin *Harbsmeier* [u. a.] – Berlin [u. a.], 2008. – S. 49-60. – (Transformationen der Antike ; 7)

368 *Düren*, Fred: Ich muß ja den Weg gehen, den ich gehen kann : Schauspieler in Berlin – Jahre in Jerusalem / Hrsg.: Karl-Heinz *Müller*. – Berlin : Das Neue Berlin, 2007. – 190 S. : zahlr. Szenenfotos
Darin u. a.: *Müller*, Karl-Heinz: Von Dürens Spiel in einigen seiner Bühnenrollen, S. 133-166. [U. a. über F. Düren als Faust in der »Faust I«-Inszenierung von Wolfgang *Heinz* u. Adolf *Dresen* am Deutschen Theater Berlin im Jahre 1968.]

369 *Dwars*, Jens-Fietje: Helena : drei Jahrtausende in e. Akt. – Die Tragikomödie des Patriarchats : Faust zwischen Herr u. Knecht [1990]. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 59-91 u. 111-146. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)

370 *Die Faust-Sammlung Mossmann-Böhme* : Katalog / hrsg. vom Faust-Museum/Faust-Archiv der Stadt Knittlingen u. dem Germanist. Seminar der Univ. Heidelberg. Katalog: Peter E. *Moosmann* [u. a.] – Mühlacker : Druckerei Stegmaier, 2008. – 235 S. : Ill. (farb.)

Darin u. a. Nachweis von Ausg. des Goetheschen »Faust« u. Literatur über Goethes »Faust« von den Anfängen bis zum Ende des 20. Jh., s. Autoren-Register, S. 216.

371 *Fibiger*, Tina: Göttingen: Am Deutschen Theater bearbeitet Regisseur Thomas Bischoff Goethes »Faust«. – In: Theater der Zeit. Jg. 63. Berlin 2008. Nr. 2, S. 51.

372 *Giovannini*, Gustavo: Fausto como proceso en textos críticos de Bertolt Brecht y Ernst Bloch. – In: Anuario Argentino de Germanística. Vol. 3 (2007). Buenos Aires 2008. S. 259-266.

373 *Goetsch*, Paul: Machtphantasien in englischsprachigen Faust-Dichtungen : funktionsgeschichtl. Studien. – Paderborn [u. a.] : Schöningh, 2008. – 303 S. – (Beiträge zur englischen und amerikanischen Literatur ; 26)
Darin u. a. über Goethes »Faust« u. seine Rezeption im englischen Sprachraum, S. 25-30, 106-109, 152-156, 219-221 u. 242-245.

374 *Grundmann*, Ute: Aufpoliert: Jugendstil und »Faust« : nach umfassender Restauration wurde das Cottbuser Theater wiedereröffnet u. nun hat sich der frühere Intendant Christoph Schroth noch einmal an Goethes Tragödie gewagt ; e. Hausbesuch. – In: Die deutsche Bühne. Jg. 79. Berlin 2008. Nr. 3, S. 42-43 : Szenenfotos.

375 *Hawkes*, David: The Faust myth : religion and the rise of representation. – New York, NY [u. a.] : Palgrave Macmillan, 2007. – 247 S.
Darin u. a.: Chapter 5. Faust and the Enlightenment : Marx, Hegel, Goethe, and the Alchemy of Capital, S. 139-165.

376 *Helbing*, Michael: Den sollt ihr noch verlieren : »Faust«-Spiele in Weimar u. Erfurt. – In: Kultur-Journal Mittelthüringen. Jg. 5. Jena 2008. Nr. 3, S. 42-43 : 2 Szenenfotos.
Zu Inszenierungen des »Faust« I durch Tilmann *Köhler* (Dt. Nationaltheater Weimar) u. durch Michael *Kliefert* (stark gekürzte Fassung) in Erfurt (Theater Waidspeicher).

377 *Hiramatsu*, Tomohisa: Die Erlösungsstruktur in Goethes »Faust« – dargestellt mit Hilfe des Begriffs des Trüben aus der »Farbenlehre«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 173-188.

378 *Humbert*, Beatrice: Bedeutende Neuerwerbung des Frankfurter Goethe-Museums. – In: Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten : ALG-Umschau. H. 39. Berlin 2008. S. 7 : Ill.
Darin über einen Illustrationszyklus zu »Faust I« von Bernhard *Heisig*.

379 *Ilgner*, R[ichard]: Die Schmiede- und Schlangenmythologie in Goethes »Faust« als Geschlechter- und Kulturenkonflikt. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 10. Sektion 20. Geschlechterdifferenzen als Kulturkonflikte / betreut von Béatrice *Dumiche* [u. a.] – Bern [u. a.], 2007. – S. 121-127. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 86)

380 *Ishida*, Toshio: Über »das Ganze« bei Goethes »Faust«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 139-157. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]

381 *Jaeger*, Michael: Klassische Ruhe und revolutionäre Bewegung – oder: Winckelmanns Freiheit und Fausts Angst. – In: Johann Joachim Winckelmann : seine Wirkung in Weimar u. Jena / hrsg. von Jürgen *Dummer*. – Stendal, 2007. – S. 85-98. – (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft ; 27)

382 *Kaiser*, Gerhard: Wandrer und Idylle im Werk Goethes, speziell im »Faust« [2003]. – Noch einmal Wandrer und Idylle : zur Helena-Handlung in Goethes »Faust II« [2004]. – In: G. *Kaiser*: Spätlese. – Tübingen ; Basel, 2008. – S. 233-250 u. 251-270.

383 *Kirsch*, Sebastian: Die Monster im Keller : in Weimar erweist sich die dt. Klassik als Minenfeld. – In: Theater der Zeit. Jg. 63. Berlin 2008. Nr. 5, S. 29-31 : Szenenfotos.
Darin auch über die Inszenierungen des »Faust« I (Tilmann *Köhler*) u. »Faust II« (Laurent *Chétouane*) am Dt. Nationaltheater.

384 *Koopmann*, Helmut: Goethe, Faust und die Aufklärung : zur Klärung einiger zentraler Begriffe – auch für Übersetzer. – In: Goethe Society of India : Yearbook. [Vol.] 2007. New Delhi 2008. S. 156-182.

385 *Kröning*, Oliver: Mann und Marionette : am Erfurter Theater Waidspeicher inszenierte Michael Kliefert Faust, der Tragödie erster Teil ; er schuf eine Synthese aus Schauspiel u. Puppentheater. – In: Kunststoff : das Kulturmagazin für Mitteldeutschland. [Jg. 2008.] Leipzig 2008. Märzheft, S. 9-10 : Szenenfotos.

386 *Lacoste*, Jean: Ernst Bloch et «Faust» : la lecture paradoxale. – In: Europe. Vol. 86. Paris 2008. No. 949 (Mai), S. 84-95.

387 *Lange*, Joachim: Jugend forscht : wie sich in Weimar Tilmann Köhler u. Laurent Chétouane Goethes »Faust« nähern. – In: Die deutsche Bühne. Jg. 79. Berlin 2008. H. 5, S. 46-47 : Szenenfotos.
Darin über die Inszenierungen von »Faust I« (Tilmann *Köhler*) u. »Faust II« (Laurent *Chétouane*).

388 *Liszt*, Franz: A Faust symphony / Interpret: Gösta *Winbergh* ; Riccardo *Muti*. Philadelphia Orchestra ; Westminster Choir College Male Chorus. – [o. O.] : EMI, 2008. – 1 CD : P 1983. – (EMI classics)

389 *Maisak*, Petra: Bernhard Heisig: Illustrationen zu Goethes »Faust« I. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 388-407 : 6 Ill. [Bericht über Neuerwerbungen.]

390 *Maisak*, Petra: Von Rembrandts sogenanntem »Doctor Faustus« zu Goethes »Faust«. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 109-152 : 27 Ill.

391 *Marx*, Friedhelm: Goethes Faust als Künstler. – In: Literatur und Ästhetik : Texte von u. für Heinz Gockel / hrsg. von Julia *Schöll*. – Würzburg, 2008. – S. 97-108.

392 *Ohsugi*, Hiroshi: Nebel, Wolke und Schleier : das Motiv der »Hülle« in Goethes »Faust II«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 49. Tôkyô 2007. S. 39-54.

393 *Orient und Okzident* : zur Faustrezeption in nicht-christl. Kulturen / Jochen *Golz* ; Adrian *Hsia* (Hg.) – Köln [u. a.] : Böhlau, 2008. – 267 S. : Ill.
Darin: *Golz*, Jochen: Fremdes und Eigenes – in Goethes Begriff der Weltliteratur und im »Faust«, S. 13-25. – *Ilgner*, Richard: The Odyssey of the Shaman's Story : the primordial link and context in the Faust material, S. 27-33. – *Kimura*, Naoji: Die mythologische Welt in Goethes »Faust«, S. 35-46. – *Sinaga*, Torang: Christliche oder universelle Wertethik : Goethes »Faust« aus religionsgeschichtl. Perspektive, S. 47-58. – *Shkolyarenko*, Vira: Ukrainische »Faust«-Rezeption in der vorrevolutionären Periode und zur Sowjetzeit, S. 59-65. – *Behzadi*, Lale: Ausblick und Spiegelung : Goethes »Faust« in der arab. Literatur, S. 67-76. – *Khattab*, Aleya: Die faustische Frau in der arabischen Literatur : »Die Frau, die über den Teufel triumphierte« von Taufik Al-Hakim, S. 77-90. – *Alperen*, Altan ; *Aktas*, Tahsin: »Faust«-Rezeption in der Türkei unter dem Aspekt des türkisch-islamischen Kulturkreises, S. 91-101. – *Sharma*, Anandita: Zur »hinduistischen« Rezeption von Goethes »Faust (Teil I)«, S. 103-110. – *Subramanian*, Balasundaram: Das »Faustische« im Spiegelbild des Machtkampfes zwischen den Devas und Asuras, S. 111-128. – *John*, David G.: Stage productions of »Faust« in India, S. 129-151. – *Otrakul*, Ampha: Interkulturelle Walpurgisnacht : die »Faust«-Rezeption in Thailand, S. 153-170. – *Watananguhn*, Pornsan: »Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen«? : e. buddhist. Antwort, S. 171-180. – *Schmitz-Emans*, Monika: Goethes »Faust« und seine produktive Rezeption durch Osamu Tezuka, S. 181-203. – *Takahashi*, Yoshito: Osamu Tezukas »Neo-Faust« und der »Homunculus-Plan« : e. Versuch der Rekonstruktion des unvollendeten zweiten Teils, S. 205-217. – *Chon*, Young-Ae: »Diese sehr ernsten Scherze« : interreligiöse Aspekte der korean. »Faust«-Übersetzungen, S. 219-232. – *Jun*, Ye: Die Veränderung der »Faust«-Rezeption

als Spiegel der Entwicklung des nationalen Aufbaus im modernen China : (1920er – 1940er Jahre), S. 233-247. – *Lee*, Young-Im ; *Hsia*, Adrian: Die koreanische Zang Kum als Faust-Gestalt? : Konstruktion e. konfuzianisch-ostasiat. Faustin, S. 249-263.

394 *Otsuki*, Hiroko: Goethes »Faust. Zweiter Teil« : Tod u. Wiedergeburt – Entelechie – Fausts Erlösung. – In: Doitsubungaku-ronko : Forschungsberichte zur Germanistik. H. 50. Ôsaka 2008. S. 15-38. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]

395 *Plonien*, Klaus: »Das, was ihm fehlt, das teil' ich aus« : Faust u. die Allegorie der Poesie. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Vol. 100. Madison, Wis. 2008. Nr. 2, S. 226-246.

396 *Pott*, Hans-Georg: Finis hominis : die blinden alten Männer: Ödipus, Faust, Lear. [Abschnitt] B. Faust II / Fünfter Akt. – In: H.-G. *Pott*: Eigensinn des Alters : literar. Erkundungen. – München, 2008. – S. 57-66.

397 *Quang*, Truong Hồng: Goethes »Faust« und Nguyễn Dus »Das Mädchen Kieu« : e. komparatist. Versuch. – In: Geschichtlichkeit, Aufklärung, Revolution : Literatur im Gang der Zeiten ; zum 80. Geburtstag von Claus Träger (1927-2005) / hrsg. von Roland *Opitz* u. Klaus *Pezold*. – Leipzig, 2007. – S. 103-113.

398 *Rennie*, Nicholas: Hier wird's Eräugnis : Performativität u. Ende in Goethes »Faust«. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16.4.2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 395-410.

399 *Schad*, Wolfgang: Medizin und Heilkunst in Goethes Leben und Dichtung : Heinrich Faust u. Wilhelm Meister [2002]. – In: W. *Schad*: Goethes Weltkultur. – Stuttgart, 2007. – S. 206-225 u. 417-418. – (Gesammelte Schriften / W. Schad ; 1)

400 *Schafarschik*, Walter: Johann Wolfgang Goethe, Faust II. – Stuttgart : Reclam, 2008. – 96 S. : Ill. – (Reclams Universal-Bibliothek ; 15407 : Lektüreschlüssel für Schülerinnen und Schüler)

401 *Schumann*, Robert: Szenen aus Goethes »Faust« [Ausz.] : Interpr.: Manuela *Uhl*, Thomas *Dewald* [u.a.] – München : Sony BMG Music Entertainment, 2008. – 1 CD : DDD + Booklet. – (Esprit)

402 *Sharma*, Anandita: Bericht über das Symposium »Zur Faustrezeption in nicht-christlichen Kulturen«, McGill University, Montreal, 4.–7.10.2006. – In: Goethe Society of India : Yearbook. [Vol.] 2007. New Delhi 2008. S. 228-237.

403 *Smith*, P[eter] D.: »Faust«, the physicists and the atomic bomb. – In: Publications of the English Goethe Society. Vol. 77. Leeds 2008. Part 2, S. 101-112.

404 *Sorvakko-Spratte*, Marianneli: Der Teufelspakt in deutschen, finnischen und schwedischen Faust-Werken : ein unmoralisches Angebot? – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2008. – 386 S. – (Epistemata : Reihe Literaturwissenschaft ; 632)
Zugl.: Turku, Univ., Diss., 2007 u. Flensburg, Univ., Diss., 2007. – Darin u.a. zu Goethes »Faust« I u. II, S. 113-125.

405 *Tsuzuki*, Masami: Helenas Neugeburt als ein moderner Intellekt in Goethes »Faust II«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 101-122.

406 *Valera*, Juan: El Fausto de Goethe / ed. de Leonardo *Romero Tobar*. – Madrid : ELR Imagen, 2007. – 181 S. : Ill. – (Biblioteca ELR Ediciones ; 11)
J. Valera (1824-1905).

407 *Van der Laan*, J[ames] M.: The transcultural textures of Faust. – In: Transcultural German studies / Deutsch als Fremdsprache / hrsg. von Steven D. *Martinson* u. Renate A. *Schulz*. – Bern [u.a.], 2008. – S. 165-178. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 94)

408 *Vogel*, Klaus: »(...) die geistige Heimat solcher Weltbetrachtung ist Asien« : Max Kommerells »Faust. Zweiter Teil. Zum Verständnis der Form« (1937). – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 335-366.

409 *Vogt*, Michael: »Faust« und [Grabbes] »Don Juan und Faust« und »Faust« : zwei bis drei Titanen auf der Bühne des frühen 19. Jh. – In: Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur : Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Ehrlich / Holger *Dainat* ; Burkhard *Stenzel* (Hgg.) Mit e. Einl. von Paul *Raabe*. – Bielefeld, 2008. – S. 199-223.

410 *Wahl*, Christine: Wenn die Welt im Innersten zusammenfällt : Global Player Faust in Cottbus und Weimar, inszeniert von Christoph *Schroth*, Tilmann *Köhler* (»Faust« I) u. Laurent *Chétouane* (»Faust« II). – In: Theater heute. Jg. 49. Berlin 2008. Nr. 5, S. 34-38 : Szenenfotos.

411 *Zeuch*, Ulrike: Goethes Sinngebung des Erdbebens von Lissabon : zur Funktion der Seismos-Episode im »Faust II«. – In: Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert / hrsg. von Gerhard *Lauer* u. Thorsten *Unger*. – Göttingen, 2008. – S. 173-187.

Der Fischer

412 *Herwig*, Henriette: Sirenen und Wasserfrauen : kulturhistor., geschlechterdiskursive u. mediale Dimensionen e. literar. Motivs. – In: Heine-Jahrbuch. Jg. 47. Stuttgart ; Weimar 2008. S. 118-140 : Ill.
Darin u. a. über Goethes Ballade »Der Fischer«, s. S. 126-129.

Die Fischerin

413 *Ribbat*, Ernst: Suggestion von Oralität : Herders »Volkslieder« u. Goethes Singspiel »Die Fischerin«. – In: Weltengarten : dt.-afrikan. Jahrbuch für interkulturelles Denken. Jg. 2007/2008. Hannover 2008. S. 116-124.

414 *Takei*, Takamichi: Goethes Singspiel »Die Fischerin« : Inkarnation des Zeichens u. Erleben der Natur. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 79-100.

Der Gott und die Bajadere

415 *Gafrik*, Robert: Zwischen ritueller Hingabe und Prostitution : Goethes Bajadere als Sünderin u. die altindische Konzeption des Dharma. – In: German studies in India. N. F. Vol. 1. München 2008. S. 67-80.

Harzreise im Winter

416 *Dwars*, Jens-Fietje: Goethes erste Flucht ? : die Harzreise im Winter vor 225 Jahren [2002]. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 97-109. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)

»Hebe selbst die Hindernisse …«

417 *Kolago*, Lech: »Aus fremden Sprachen«, »Hebe selbst die Hindernisse« von Johann Wolfgang von Goethe in der Vertonung Annette von Droste-Hülshoffs. – In: Studia niemcoznawcze. H. 39. Warszawa 2008. S. 223-233 : Notenbeispiele.

Hermann und Dorothea

418 *Boa*, Elisabeth: Three village tales : global localities in Goethe's »Hermann und Dorothea« (1797), Kafka's »Das Schloß« (1922) and Leutenegger's »Kontinent« (1985). – In: Local/global narratives / ed. by Renate *Rechtien* and Karoline von *Oppen*. – Amsterdam [u. a.], 2007. – S. 19-37. – (German monitor ; 68)

419 *Kofler*, Peter: Jagemanns italienische Übersetzung von Goethes »Herrmann und Dorothea« : zur Semiotik rhythm. Interferenzen. – In: Die Italianistik in der Weimarer Klassik : das Leben u. Werk von Christian Joseph Jagemann (1735-1804) / hrsg. von Jörn *Albrecht* u. Peter *Kofler*. – Tübingen, 2006 [2007]. – S. 205-226.

Hoffnung

420 *Fest*, Joachim: Genieträume und Wirklichkeit : Johann Wolfgang Goethe, Hoffnung [1990]. – In: J. *Fest*: Flüchtige Größe : gesamm. Essays über Literatur u. Kunst. – Reinbek bei Hamburg, 2008. – S. 220-222.

Iphigenie auf Tauris

421 *Anastasiatis*, Athanasios: Der Norden im Süden : Kostantinos Chatzopoulos (1868-1920) als Übersetzer dt. Literatur. – Frankfurt a.M. [u.a.] : Lang, 2008. – 290 S. – (Publikationen des Fachbereichs Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim : Reihe A, Abhandlungen und Sammelbände ; 48)
Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2007. – Darin u.a. über Chatzopoulos' Übersetzung des »Faust« I [1887] u. der »Iphigenie auf Tauris« [1888], S. 75-147.

422 *Becker*, Karina: Autonomie und Humanität : Grenzen der Aufklärung in Goethes »Iphigenie«, Kleists »Penthesilea« u. Grillparzers »Medea«. – Frankfurt a.M. [u.a.] : Lang, 2008. – 168 S. – (Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur ; 44)

423 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang von Goethe, Iphigenie auf Tauris. – 4. Aufl. – Hollfeld : Bange, 2008. – 131 S. : graph. Darst. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 15)

424 *Bonn*, Kristina: Vom Schönen : Schönheitskonzeptionen bei Lessing, Goethe u. Schiller. – Bielefeld : Aisthesis-Verl., 2008. – 211 S.
Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 2007. – Darin u.a.: Kap. 5. J.W. von Goethe: »Iphigenie auf Tauris«, S. 93-130.

425 *Iphigenie von Euripides / Goethe* : Krieg u. Trauma in Nicolas Stemanns Doppeleinszenierung am Thalia-Theater Hamburg / Ortrud *Gutjahr* (Hg.) – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2008. – 172 S. : Szenenfotos. – (Theater und Universität im Gespräch ; 7)
Darin: Überblick zur Werk- und Aufführungsgeschichte : der Mythos u. seine Bearbeitungen: Euripides / Goethe, S. 11-26. – *Gutjahr*, Ortrud: Iphigenie: Aulis – Tauris : das Doppeldrama der Kriegsbraut, S. 29-54. – *Lehmann*, Hans-Thies: Tragödie am Rand : Mythos u. Politik bei Euripides, S. 57-64. – *Blomberg*, Benjamin von: Die Neuerfindung der Iphigenie-Figur?, S. 67-78. – Diskussion: »Ein Opfer, durch das alle Probleme gelöst scheinen«, S. 81-86. – *Geisenhanslüke*, Achim: Geständnisse : zur Genese der Aufrichtigkeit in Goethes »Iphigenie auf Tauris«, S. 89-109. – *Ekelund Axelson*, Lena ; *Hermes*, Stefan: Gerettete Königskinder : Orest, der Wahn und die Schwester(n) bei Goethe u. Euripides, S. 113-126. – *Frick*, Werner: »Ich habe nichts als Worte« : von den Reden der Macht u. der Macht der Rede bei Euripides u. Goethe, S. 129-150. – Diskussion : »Die Idee aufgeben, dass Aufrichtigkeit u. Verstellung Gegensätze sind«, S. 153—157. – Diskussion mit Nicolas *Stemann* : »Dieses Gleichgewicht zwischen dem Trauma u. der Schönheit der Sprache«, S. 161-172.

426 *May*, Yomb: Der literarische Kulturdialog : Goethe u. das Paradigma der interkulturellen Verständigung in seinem Drama »Iphigenie auf Tauris«. – In: Deutsch-chinesisches Forum interkultureller Bildung. Jg. 1. München 2008. S. 180-190.

427 *Müller*, Udo: Johann Wolfgang von Goethe, Iphigenie auf Tauris : (ausführliche Inhaltsangabe mit Interpretation ; plus 8 Abitur-Fragen mit Lösungen). – 2. Aufl. – Stuttgart : Klett Lernen und Wissen, 2008. – 112 S. : graph. Darst. – (Lektürehilfen)

428 *Polioudakis*, Georgios: Die Übersetzung deutscher Literatur ins Neugriechische vor der Griechischen Revolution von 1821. – Frankfurt a.M. [u.a.] : Lang, 2008. – 415 S. : 1 Notenbeisp. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 4)
Zugl.: Düsseldorf, Univ., Diss., 2008. – Darin u.a. über die Übersetzung der »Iphigenie auf Tauris« durch Ioannis *Papadopulos*, S. 239-275.

Italienische Reise

429 *Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam* : Johann Wolfgang von Goethe in Italien. – In: »Ich wollte einfach mal raus« : interkultureller Dialog – gestern u. heute ; Erfahrungen, Perspektiven, Reflexionen / Red.: Ursula *Gödde* [u. a.] – Bad Berka, 2008. – S. 34-37 : Ill. (farb.)

430 *Gephart*, Werner: Goethe als »Gesellschaftsforscher«? : e. soziolog. Lektüre der »Italienischen Reise«. – In: W. *Gephart*: Goethe als Gesellschaftsforscher und andere Essays zum Verhältnis von Soziologie und Literatur. – Berlin [u. a.], 2008. – S. 69-96. – (Gesellschaft und Kommunikation ; 5)

431 *Guidorizzi*, Ernesto: Immagini di Goethe dall'Italia. – Moncalieri : Centro Interuniv. di Ricerche sul »Viaggio in Italia«, 2007. – 116 S. : Ill. – (Biblioteca del viaggio in Italia ; 83 : Studi)

432 *Parodi*, Bent ; *Corradini*, Anna Maria: Goethe in Sicilia : l'isola iniziatica. – Messina : Armado Siciliano Edit., 2008. – 110 S. : Ill.
Mit Ausz. aus der »Italienischen Reise« in italien. Übers.

433 *Weidenbach*, Dieter M.: Goethe, Die italienische Reise : Zeichnungen von Tischbein aus den gemeinsamen Römischen Tagen 1786/87 ; Tischbeiniana, nachempfunden u. für die Tavola Gioconda auf Keramikfliesen gemalt. – Weimar : Denkena-Verl., 2008. – [17] Bl. Ill.

Die Leiden des jungen Werther

434 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang Goethe, Die Leiden des jungen Werther. – 5., korr. Aufl. – Hollfeld : Bange, 2008. – 109 S. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 79)

435 *Blödorn*, Andreas: Lektüre als Fieberanfall : Empathie als Modell der (An-)Spannung ; mit e. neu gefassten »Diagnose« der »Leiden des jungen Werthers«. – In: Zwischen Text und Leser : Studien zu Begriff, Geschichte u. Funktion literar. Spannung / hrsg. von Ingo *Irsigler* [u. a.] – München, 2008. – S. 165-188.

436 *Brodsky*, Claudia: Beyond the pleasure of the principle of death : (Anti-)sociability in Goethe's »Werther« and Goldsmith's »Vicar of Wakefield«. – In: Einsamkeit und Geselligkeit um 1800 / hrsg. von Susanne *Schmid*. – Heidelberg, 2008. – S. 229-240. – (Regensburger Beiträge zur Gender-Forschung ; 3)

437 *Dieterle*, Bernard: Wertherism and the Romantic »Weltanschauung«. – In: Romantic prose fiction / ed. by Gerald *Gillespie* [u. a.] – Amsterdam ; Philadelphia, 2008. – S. 22-40. – (A comparative history of literatures in European languages ; 23 : Romanticism series)

438 *Ehrich-Haefeli*, Verena: Landschaftserfahrungen um 1770 : vom Preis Gottes in der Natur zur Selbstsuche im wechselnden Spiegel der Landschaft ; (Sophie La Roche: »Geschichte des Fräuleins von Sternheim« – Goethe: »Die Leiden des jungen Werthers«). – In: Colloquium Helveticum. Jg. 38 (2007). Freiburg/Schweiz 2008. S. 67-93.

439 *Gagnidse*, Nugescha: »Gehalt – Gestalt – Einheit« in Goethes »Werther«. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 43-48.

440 *Gerrekens*, Louis: Von Bukolik und Liebe : Storms Rückgriff auf Vergil u. Goethe in »Immensee«. – In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. Bd. 57. Heide i. H. 2008. S. 57-70.
Zu Storms Rezeption der »Leiden des jungen Werther«.

441 *Just*, Dagmar: Mit Leid zur Leitfigur : durch Werther zu Bond. – In: Literatur als Skandal : Fälle – Funktionen – Folgen / hrsg. von Stefan *Neuhaus* u. Johann *Holzner*. – Göttingen, 2007. – S. 429-438.

442 *Misch*, Manfred: Weltlosigkeit und Verzweiflung : zu Goethes »Werther«. – In: Auf den Schultern des Anderen : Festschrift für Helmut Koopmann zum 75. Geburtstag / Andrea *Bartl* ; Antonie *Magen* (Hrsg.) – Paderborn, 2008. – S. 17-27.

443 *Nischaradse*, Teona: Kognitive Metaphernanalyse in Goethes »Werther«. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 49-56.

444 *Orle Tantillo*, Astrida: The catholicism of »Werther«. – In: The German quarterly. Vol. 81. Cherry Hill, NJ 2008. Nr. 4, S. 408-423.

445 Orle Tantillo, Astrida: »Werther«, »Frankenstein« and Girardian Mediatet Desire. – In: Studia neophilologica. Vol. 80. Oslo 2008. Nr. 2, S. 177-187.
Darin zur »Werther«-Rezeption von Mary Wollstonecraft Shelley (1797-1851).

446 *Paulin*, Roger: Goethe, »Die Leiden des jungen Werthers«. – In: Landmarks in the German novel. [T.] 1 / ed. by Peter *Hutchinson*. – Oxford [u. a.], 2007. – S. 377-394. – (Britische und irische Studien zur deutschen Sprache und Literatur ; 45)

447 *Rumpf*, Michael: Die Leiden des jungen Werther, Johann Wolfgang Goethe : Inhalt, Hintergrund, Interpretation ; mit Info-Klappe! – München : Mentor-Verl., 2007. – 64 S. : Ill., graph. Darst. – (Mentor-Lektüre-Durchblick ; 322)

448 *Thandilaschvili*, Leila: J. W. von Goethes Jugendroman »Die Leiden des jungen Werther« : sprachl. Besonderheiten. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 57-62.

449 *Weinmann*, Frédéric: Eine »archäologische« Untersuchung der französischen »Werther«-Übersetzungen. – In: Dokument / Monument : Textvarianz in den verschiedenen Disziplinen der europ. Germanistik / hrsg. von Françoise *Lartillot* u. Axel *Gellhaus*. – Bern [u. a.], 2008. – S. 69-83. – (Convergences ; 46) (Akten des 38. Kongresses des französischen Hochschulgermanistikverbandes)

450 *Wettin*, Thomas: Dramatischer Stil im medialen Wandel : Goethes Anwaltsschriften als stilist. Vorbild für den »Werther«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 15-27.

451 *Wilson*, W. Daniel: »Ein Glied der liebenswürdigen Familie auszumachen« : labor, family, and Werther's search for nature. – In: Zerreissproben / Double Bind : Familie u. Geschlecht in der dt. Literatur des 18. u. 19. Jh. / Christine *Kranz* (Hg.) – Bern/Wettingen, 2007. – S. 85-112. – (Gender-Wissen ; 10)

452 *Wirth*, Uwe: Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion : editoriale Rahmung im Roman um 1800 ; Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul u. E. T. A. Hoffmann. – München : Fink, 2008. – 473 S. – (Trajekte)
Darin u. a.: Kap. 6. Vom Herausgeber zum Erzähler : »Die Leiden des jungen Werthers«, S. 233-283.

Das Märchen

453 *Beck*, Andreas: Geselliges Erzählen in Rahmenzyklen : Goethe – Tieck – E. T. A. Hoffmann. – Heidelberg : Winter, 2008. – 628 S. : Ill. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; 251)
Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2006. – Darin über Goethe [»Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«, »Das Märchen«], S. 53-243.

454 *Müllers*, Josefine: Das sich offenbarende Geheimnis : Goethes »Märchen« der Erlösung. – In: J. *Müllers*: Liebe und Erlösung im Werk Johann Wolfgang von Goethes. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 80-104 : Ill.

Der Mann von funfzig Jahren

455 *Pott*, Hans-Georg: Dekonstruktion und Gegendiskurs: Goethes »Der Mann von fünfzig Jahren«. – In: H.-G. *Pott*: Eigensinn des Alters : literar. Erkundungen. – München, 2008. – S. 87-92.

Maximen und Reflexionen

456 *Papava*, Manana: Symbol und Allegorie bei Goethe : (nach »Maximen und Reflexionen« u. »Wahlverwandtschaften«). – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 63-70.

457 *Wahlen*, Bettina: Goethes Maximen und Reflexionen : Gedankenwelt u. Probleme der Gattungsdefinition. – Saarbrücken : VDM Verlag Dr. Müller, 2007. – 77 S.

Die Mitschuldigen

458 *Kemper*, Angelika: »Auf, aufgelebt, du alter Adam!« : »Schuld« in der deutschsprachigen Komödie des 18. u. frühen 19. Jh. – St. Ingbert : Röhrig, 2007. – 455 S. – (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft ; 41)
Zugl.: Mannheim, Univ., Diss., 2006. – Darin u. a.: J. W. v. Goethe: »Die Mitschuldigen« (1769), S. 195-221.

Nachtgesang

459 *Fest*, Joachim: Musikstück für Worte : Johann Wolfgang von Goethe, Nachtgesang [1978]. – In: J. *Fest*: Flüchtige Größe : gesamm. Essays über Literatur u. Kunst. – Reinbek bei Hamburg, 2008. – S. 226-228.

460 *Hörisch*, Jochen: Schlafen : unerhörte Verse: Goethes »Nachtgesang« u. Storms »Hyazinthen« [2001]. – In: J. *Hörisch*: Das Wissen der Literatur. – München, 2007. – S. 169-172.

Die natürliche Tochter

461 *Buschmeier*, Matthias: Familien-Ordnung am Ende der Weimarer Klassik : zum Verhältnis von Genealogie, Politik u. Poetik in Schillers »Die Braut von Messina« u. Goethes »Die natürliche Tochter«. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 82. Stuttgart 2008. H. 1, S. 26-57.

462 *Schings*, Hans-Jürgen: Massaker im September : Goethes »Natürliche Tochter« u. die Prinzessin von Lamballe [Marie Thérèse Louise de Savoie-Carignan de Lamballe]. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Jg. 82. Stuttgart 2008. H. 2, S. 262-290.

463 *Schneider*, Helmut J.: Die schöne Frau : zu e. Symbolfigur der klass. Dramatik. – In: »Verteufelt human«? : zum Humanitätsideal der Weimarer Klassik / hrsg. von Volker C. *Dörr* u. Michael *Hofmann*. – Berlin, 2008. – S. 115-140. – (Philologische Studien und Quellen ; 209)
Darin u. a. zur »Natürlichen Tochter«, S. 135-140.

Novelle

464 *Memmolo*, Pasquale: Goethes »Novelle« und die frohe Botschaft der Poesie. – In: Jahrbuch für Internationale Germanistik. Jg. 40. Bern [u. a.] 2008. H. 1, S. 65-90.

465 *Müllers*, Josefine: Die Blume aus dem Herzen des Dichters : Goethes »Novelle«. – In: J. *Müllers*: Liebe und Erlösung im Werk Johann Wolfgang von Goethes. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 105-133 : Ill.

Planetentanz. Zum 30. Januar 1784 (Maskenzug)

466 *Schmidt*, Beate Agnes: Barockes Festspiel und poetische Innovation : Ernst Wilhelm Wolfs Musik zu Goethes Maskenzug »Der Planetentanz« im Kontext Weimarer Casualdichtung. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 174-192 : Notenbeispiele.

Prometheus (»*Bedecke deinen Himmel, Zeus …*«)

467 *Arendt*, Dieter: Goethes Prometheus-Revolte als Aufstand gegen die Götter oder Studentisches »Zündkraut einer Explosion«. – In: Literatur für Leser. Jg. 30. Frankfurt a. M. 2007. H. 1, S. 47-59.

Reineke Fuchs

468 *Tscholadze*, Maja: Tiermetaphorik bei Goethe : (»Reineke Fuchs«). – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 37-42.

Römische Elegien

469 *Hillenbrand*, Rainer: Des Irrtums Gewinn : Illusion u. Selbsttäuschung in Goethes »Römischen Elegien«. – In: 50 Jahre Germanistik in Pécs : Akten e. internat. Kongresses am 5. u. 6. 10. 2006 / hrsg. von Peter *Canisius* u. Erika *Hammer*. – Wien, 2008. – S. 209-222. – (Pécser Studien zur Germanistik)

470 *Wagniart*, Anne: Goethes »Römische Elegien« als produktive Antikenrezeption. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 11. Sektion 21. Klassiken, Klassizismen, Klassizität / betreut von Roland *Krebs* [u. a.] – Bern [u. a.], 2008. – S. 25-31. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 87)

Der Sammler und die Seinigen

471 *Blondeau*, Denise: Goethes Novelle »Der Sammler und die Seinigen« als »doppelte Ästhetik«. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 11. Sektion 21. Klassiken, Klassizismen, Klassizität / betreut von Roland *Krebs* [u. a.] – Bern [u. a.], 2008. – S. 19-23. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 87)

Der Schatzgräber

472 *Dieckmann*, Friedrich: Gute Lehre, verschwiegener Sinn : »Der Schatzgräber« u. was ihm folgte [1990]. – In: F. *Dieckmann*: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 53-67 u. 179.

Torquato Tasso

473 *Hörisch*, Jochen: Neuzeitliche Kommunikationsprobleme : auf e. glückliches Wort hoffen – kommunikative Irritationen in Goethes »Tasso« [2006]. – In: J. *Hörisch*: Das Wissen der Literatur. – München, 2007. – S. 154-157.

474 *Roswall Laursen*, Hanne: Diesseits des Klassikerkanons : Goethe im Dialog mit der literar. Tradition: »Torquato Tasso« (1790). – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 11. Sektion 21. Klassiken, Klassizismen, Klassizität / betreut von Roland *Krebs* [u. a.] – Bern [u. a.], 2008. – S. 33-37. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 87)

475 *Roth*, Wilhelm: Kaltgestellt : Auftakt mit Goethe: »Torquato Tasso« am Schauspiel Frankfurt. – In: Die deutsche Bühne. Jg. 79. Berlin 2008. Nr. 10, S. 57.
Regie: Urs *Troller*.

Trilogie der Leidenschaft

476 *Egli*, Fritz: Liebe – Leidenschaft – Aussöhnung : zum Stellenwert von »Aussöhnung« in Goethes »Trilogie der Leidenschaft«. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 153-206.

477 *Goebel*, Eckart: Aussöhnung, Sublimierung als Paradigma in Goethes »Trilogie der Leidenschaft«. – In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur. Vol. 100. Madison,Wis. 2008. Nr. 4, S. 461-488.

Über den Granit

478 *Powers*, Elizabeth: The sublime, »Über den Granit«, and the prehistory of Goethe's science. – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 35-56.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten

479 *Beck*, Andreas: Geselliges Erzählen in Rahmenzyklen : Goethe – Tieck – E. T. A. Hoffmann. – Heidelberg : Winter, 2008. – 628 S. : Ill. – (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; 251)
Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2006. – Darin über Goethe [»Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«, »Das Märchen«], S. 53-243.

480 *Pott*, Hans-Georg: Dialektik der Aufklärung : Goethes »Prokurator«. – In: H.-G. *Pott*: Eigensinn des Alters : literar. Erkundungen. – München, 2008. – S. 81-86.

481 *Zumbusch*, Cornelia: Poetische Immunität in Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 28-37.

Urfaust

482 *Dieckmann*, Friedrich: Vom Studentenstück zum Passionsspiel : der früheste »Faust« [1984]. – In: F. *Dieckmann*: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 25-33.

Urworte. Orphisch

483 *Kristiansen*, Børge: Zum Verhältnis von Selbstsein und Miteinandersein in Goethes »Urworte.Orphisch«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 131-159.

Vermächtnis

484 *Dieckmann*, Friedrich: Imperative des erfüllten Augenblicks : über »Vermächtnis« [1998]. – In: F. *Dieckmann*: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 121-143 u. 181-182.

Versuch über die Dichtungen
(Übersetzung des »*Essais sur les fictions*« der A. L. G. de Staël)

485 *Macher*, Heinrich: »einseitig und doch wieder gescheut und ehrlich« : Goethes Übersetzung des »Essais sur les fictions« der Mme de Staël. – In: Germaine de Staël und ihr erstes deutsches Publikum : Literaturpolitik u. Kulturtransfer um 1800 / hrsg. von Gerhard R. *Kaiser* u. Olaf *Müller*. – Heidelberg, 2008. – S. 211-227. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 18)

Die Wahlverwandtschaften

486 *Bernhardt*, Rüdiger: Erläuterungen zu Johann Wolfgang von Goethe, Die Wahlverwandtschaften. – 3. Aufl. – Hollfeld : Bange, 2008. – 127 S. – (Königs Erläuterungen und Materialien ; 298)

487 *Bernstein*, Susan: Housing problems : writing and architecture in Goethe, Walpole, Freud, and Heidegger. – Stanford, CA : Stanford University Press, 2008. – XIII, 193 S. : Ill. – (Meridian, crossing aesthetics)
Darin u. a.: Chapter 1. Goethe's architectonic, S. 19-40. – Chapter 4. Building affinities : Goethe's »Wahlverwandtschaften«, S. 73-88.

488 *Boyle*, Nicholas: Goethe, »Die Wahlverwandtschaften«. – In: Landmarks in the German novel. [T.] 1 / ed. by Peter *Hutchinson*. – Oxford [u. a.], 2007. – S. 49-66. – (Britische und irische Studien zur deutschen Sprache und Literatur ; 45)

489 *Florea*, Diana ; *Michel*, Willy: Goethes »Wahlverwandtschaften« : Polysemie u. figuraler Perspektivismus. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Bd. 33. München 2007. S. 39-64.

490 *Gurganus*, Albert E.: Typologies of repetition, reflection, and recurrence : interpreting the Novella in Goethe's »Wahlverwandtschaften«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 99-114.

491 *Hühn*, Helmut: 200 Jahre Goethes »Wahlverwandtschaften« 1809-2009. – In: Augen-Blick. [Jg. 8.] Weimar 2008. Nr. 4, S. 3 : Ill.

492 *Ishihara*, Aeka: Die Hauptleute mit mathematischer Gabe : oder: Die Landvermessung in Goethes »Wahlverwandtschaften« u. Jean Pauls »Dr. Katzenbergers Badereise«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 25-39.

493 *Jiang*, Aihong: Der Zufall in Goethes »Wahlverwandtschaften«. – In: Literaturstraße. Jg. 8. Würzburg 2007. S. 61-70.

494 *Kahl*, Paul: Theodor Fontanes »Unwiederbringlich« in der Romantradition der »Wahlverwandtschaften«. – In: Schiller-Jahrbuch. Jg. 52. Göttingen 2008. S. 374-391.

495 *Ludäscher*, Alexandra: Die Goethe-Rezeption in Frankreich von der Goethezeit bis ins 20. Jahrhundert : mit e. Unters. von Claude *Chabrols* Film »Die Wahlverwandtschaften« als Beispiel e. kulturelle u. mediale Grenzen überschreitenden Rezeption. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Jg. 33. München 2007. S. 65-94.

496 *Malkmus*, Bernhard: Erinnerungskult und Vergessensethos : »Die Wahlverwandtschaften«. – In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. Jg. 58. Heidelberg 2008. Nr. 3, S. 279-298.

497 *Mittermüller*, Christian: Sprachskepsis und Poetologie : Goethes Romane »Die Wahlverwandtschaften« u. »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – Tübingen : Niemeyer, 2008. – VI, 234 S. – (Hermaea ; N. F., 116)
Zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Diss., 2005/2006.

498 *Neumann*, Gerhard: Roman – Novelle – Anekdote : zur Gattungsfrage in Goethes »Wahlverwandtschaften«. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16. 4. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 315-333.

499 *Schuler*, Martina: Die aufgehobene Novellistik : zweimal Wahlverwandtschaften. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 51-63.

500 *»Eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft«* : Goethes »Wahlverwandtschaften« ; Katalog zur Ausstellung der Klassik Stiftung Weimar in Zsarb. mit dem Sonderforschungsbereich »Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800« der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Goethe-Nationalmuseum Weimar, 28. 8. – 2. 11. 2008 / hrsg. von Ernst-Gerhard *Güse*, Stefan *Blechschmidt*, Helmut *Hühn*, Jochen *Klauß*. – Weimar : Klassik Stiftung Weimar, 2008. – 112 S. : zahlr. Ill., z. T. farb.
Darin: *Güse*, Ernst-Gerhard: Einführung in den Roman, S. 5-9. – *Klauß*, Jochen: »Eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft« : Liebe u. Ehe in Goethes »Wahlverwandtschaften«, S. 10-18. – *Hühn*, Helmut: Die »Wahlverwandtschaften« als symbolisches Kunstwerk, S. 20-26. – *Blechschmidt*, Stefan: Der Schauplatz von Goethes »Die Wahlverwandtschaften« : kartograph. Zugang u. modellhafte Vergegenwärtigung, S. 28-35. – *Weber*, Heiko: Naturforschung und Romankunst : Annäherungen, S. 36-41. – »Die Wahlverwandtschaften« : Schauspiel nach dem Roman von J. W. Goethe – Premiere am 23. 11. 2006 im Werkraum des Theaters Freiburg ; e. Gespräch mit der Regisseurin Felicitas *Brucker* u. dem Dramaturgen Arved *Schultze*, S. 42-46. – Katalog, S. 48-110.

Wandrers Nachtlied (*»Über allen Gipfeln ist Ruh …«*)

501 *Kolago*, Lech: Das Gedicht »Über allen Gipfeln ist Ruh« (Wandrers Nachtlied. Ein Gleiches) von Johann Wolfgang Goethe in der Vertonung von Franz Liszt, Franz

Schubert und Robert Schumann. – In: »Über allen Gipfeln …« : Bergmotive in der deutschsprachigen Literatur des 18. bis 21. Jh. / hrsg. von Edward *Białek* u. Jan *Pacholski*. – Dresden [u. a.], 2008. – S. 77-100 : Notenbeispiele. – (Beihefte zum Orbis linguarum ; 71)

»Was Völker sterbend hinterlassen …«

502 *Hochhuth*, Rolf: Goethe: »Was Völker sterbend hinterlassen …« [1986]. – In: R. *Hochhuth*: Tell gegen Hitler : histor. Studien. – [Neuausg.] – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 49-55. – (Insel-Bücherei ; 1119)

»Wenn du am breiten Flusse wohnst …«

503 *Dieckmann*, Friedrich: Der Blick von der Saalezinne [1989]. – In: F. *Dieckmann*: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 113-130 u. 181.

West-östlicher Divan

504 *Beutin*, Heidi ; *Beutin*, Wolfgang: »Seht, dort schwelgt er auf der Ottomane …« : zu drei Gedichten Goethes aus seinem Zyklus »West-östlicher Divan«. – In: H. u. W. *Beutin*: Schöne Seele, roter Drache : zur dt. Literatur im Zeitalter der Revolutionen. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 33-65. – (Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte ; 52)
Über »Selige Sehnsucht« (»Buch des Sängers«), »Volk und Knecht und Überwinder …« (»Buch Suleika«) u. »Einlaß« (»Buch des Paradieses«).

505 *Bosse*, Anke: »Gottes ist der Orient! Gottes ist der Occident! …« : – und Abgesänge? : Intertextualität – Interkulturalität. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16. 4. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 99-128.

506 *Dieckmann*, Friedrich: Liebes- und andere Erinnerung : Ich als Du am »Divan«-Ausgang [1996]. – In: F. *Dieckmann*: Geglückte Balance : auf Goethe blickend. – Frankfurt a. M. ; Leipzig, 2008. – S. 101-112 u. 181.

507 *Mayer*, Mathias: Diplomatie und Risiko : zu drei Gedichten aus dem »West-östlichen Divan«. – In: Auf den Schultern des Anderen : Festschrift für Helmut Koopmann zum 75. Geburtstag / Andrea *Bartl* ; Antonie *Magen* (Hrsg.) – Paderborn, 2008. – S. 29-41.
Über »Lied und Gebilde« aus dem »Buch des Sängers«, »Suleika« (»Volk und Knecht und Überwinder …«) aus dem »Buch Suleika« u. »Schenke« aus dem »Schenkenbuch«.

508 *Müllers*, Josefine: Liebe und Geist in den Liedern des »West-östlichen Divans«. – In: J. *Müllers*: Liebe und Erlösung im Werk Johann Wolfgang von Goethes. – Frankfurt a. M. [u. a.], 2008. – S. 193-230.

509 *Richter*, Virginia: Fluchtpunkt Orient : imaginative Kontaktzonen der Goethezeit. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16. 4. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 411-430.

510 *Schober*, Angelika: Goethe und Nietzsche auf der Suche nach dem Orient. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 9. Sektion 18. Divergente Kulturräume in der Literatur / betreut von Marc *Cluet* [u. a.] – Bern [u. a.], 2007. – S. 85-91. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 85)

511 *Stadler*, Ulrich: Verschweigen, Mitteilen und Verstehen : zu Goethes Gedicht »Geheimschrift« aus dem »West-östlichen Divan« [»Buch Suleika«]. – In: Texttreue : komparatist. Studien zu e. maßlosen Maßstab / hrsg. von Jürg *Berthold* u. Boris *Previšić*. – Bern [u. a.], 2008. – S. 67-78. – (Variations ; 9)

Wilhelm Meister (s. a. *Der Mann von funfzig Jahren*)

512 *Bell*, Michael: Open secrets : literature, education, and authority from J.-J. Rousseau to J.M. Coetzee. – Oxford ; New York : Oxford Univ. Press, 2007. – IX, 254 S.
Darin u.a.: Part I/3. Goethe's open secrets: »Wilhelm Meister's Apprenticeship«, S. 87-107. – Part I/4. Pedagogy, fiction, and the art of renunciation : »Wilhelm Meister's Journeymanship, or the renunciants«, S. 108-129.

513 *Buschmeier*, Matthias: Epos, Philologie, Roman : Friedrich August Wolf, Friedrich Schlegel u. ihre Bedeutung für Goethes »Wanderjahre«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 64-79.

514 *Effertz*, Julia: »Ce pays enchanté dont la Mignon de Goethe, frileuse, se souvient ...« : Mignon u. das Phantasma der Sängerin in der französ. Literatur des 19. Jh. – In: Jahrbuch für Internationale Germanistik. Jg. 40. Bern [u.a.] 2008. H. 1, S. 105-117 : 2 Ill.
Darin u.a. zur französ. Rezeption der Mignon-Gestalt im »Wilhelm Meister«.

515 *Effertz*, Julia: Perspectives comparatistes: Mignon, Corinne et la problématique du chant féminin. – In: Cahiers staëliens. Vol. 59. Paris 2008. S. 27-39.
Darin u.a. zur Rezeption der Mignon-Gestalt im »Wilhelm Meister« durch G. de Staël.

516 *Ensberg*, Peter: Der schöne Gott : Strukturen ästhet. u. theolog. Denkens. – Würzburg : Königshausen & Neumann, 2007. – 244 S. : Ill.
Darin u.a.: Exkurs III. Goethes »Wilhelm Meister« : Idee u. (Ein-)Bildung, S. 147-153.

517 *Fahrner*, Rudolf: Goethes Lebenssage im »Wilhelm Meister« als Wegweisung zu einer neuartigen freien Menschlichkeit (Auflösung des Dogmatismus). – In: R. *Fahrner*: Dichtung und Deutung. – Köln [u.a.], 2008. – S. 268-296. – (Gesammelte Werke / R. Fahrner ; 1)

518 *Finson*, Jon W.: Robert Schumann : the book of songs. – Cambridge, Mass. ; London : Harvard Univ. Press, 2007. – XVI, 318 S. : Notenbeispiele.
Darin u.a.: Part II/6. «Lieder, Gesänge, und Requiem für Mignon aus Goethe's ›Wilhelm Meister‹ für Gesang und Pianoforte«, op. 98, S. 175-182.

519 *Günter*, Manuela: Im Vorhof der Kunst : Mediengeschichten der Literatur im 19. Jh. – Bielefeld : Transcript-Verl., 2008. – 378 S.
Zugl.: Köln, Univ., Habil.-Schr., 2006. – Darin u.a.: Kap. III.3. Medien-Geschichten : Goethes »Wanderjahre«, S. 74-91.

520 *Haischer*, Peter-Henning: Dichterinnen, Dilettanten : Episch-Weibliches im Umfeld Schillers u. Goethes. – In: Sophie Mereau : Verbindungslinien in Zeit u. Raum / hrsg. von Katharina von *Hammerstein* u. Katrin *Horn*. – Heidelberg, 2008. – S. 61-80. – (Ereignis Weimar – Jena. Kultur um 1800 : ästhetische Forschungen ; 19)
Darin u.a. über die weibliche Rezeption des »Wilhelm Meister«.

521 *Ho*, Shu Ching: Knochenbau der Erde als Konstruktion der Welt : zur Bedeutung der Geologie in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 122-135.

522 *Hösle*, Vittorio: Dickens als Kritiker des Goetheschen Bildungsromans? : e. Strukturvergleich von »Wilhelm Meisters Lehrjahren« u. »Great Expectations«. – In: Germanisch-Romanische Monatsschrift. N.F. Jg. 58. Heidelberg 2008. Nr. 2, S. 149-167.

523 *Hösle*, Vittorio: Wilhelm Meister and Mignon as models for Nicholas Nickleby and Smike? – In: Neohelicon. Vol. 35. Budapest ; Dordrecht 2008. No. 2, S. 237-254.
Über den Einfluss der »Lehrjahre« auf Charles Dickens' »The life and adventures of Nicholas Nickleby«.

524 *Holland*, Jocelyn: The school of shipwrecks : improvisation in »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« and the »Lehrjahre«. – In: Goethe Yearbook. Vol. 15. Rochester, NY 2008. S. 19-33.

525 *Hultén*, Martin: Frihedens århundrede : frihed og moderne menneskelig selvforståelse ; analyse af tre romaner fra 1700-tallet. – København : Multuvers, 2007. – 331 S.
Darin u.a.: Johann Wolfgang v. Goethe: »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, S. 223-313.

526 *Kawa*, Rainer: Mythologica in der »Wilhelmiade« : Spiegelungen des Kronos u. seiner Kinder. – Dortmund : R. Kawa, Bremsstr. 33, 2007. – 96 S. – (Schriften des Wilhelm Meister Projekts Lanstrop ; 5)

527 *Kawa*, Rainer: »So viel schreckliche und wunderbare Begebenheiten …« : Moritatenhaftes in der Opium-Episode von Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre« ; der Tod des »Harfenspielers« u. die »Rettung« Felix'. – Dortmund : R. Kawa, Bremsstr. 33, 2008. – 35 S. – (Schriften des Wilhelm Meister Projekts Lanstrop ; 6/1)

528 *Kawa*, Rainer: Zeilenkommentar zur Opium-Episode der »Lehrjahre«. – Dortmund : R. Kawa, Bremsstr. 33, 2008. – 47 S. – (Schriften des Wilhelm Meister Projekts Lanstrop ; 6/2)

529 *Krings*, Marcel: Die entgötterte Welt : Religion u. Ökonomie in Goethes »Lehrjahren«. – In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Jg. 127. Berlin 2008. H. 2, S. 161-176.

530 *Mittermüller*, Christian: Sprachskepsis und Poetologie : Goethes Romane »Die Wahlverwandtschaften« u. »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – Tübingen : Niemeyer, 2008. – VI, 234 S. – (Hermaea ; N.F., 116)
Zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Diss., 2005/2006.

531 *Perels*, Christoph: Augustins Argumente : zu »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, 8. Buch, 9. Kapitel. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16.4.2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 377-394.

532 *Pethes*, Nicolas: Zöglinge der Natur : der literar. Menschenversuch des 18. Jh. – Göttingen : Wallstein-Verl., 2007. – 411 S.
Darin u.a.: Kap. IV. 12. Literarische Versuchsbeschreibungen [Zu »Wilhelm Meisters Lehrjahren«, »Wilhelm Meisters Wanderjahren« u. zu den »Wahlverwandtschaften«]. – Kap. IV.13. Experiment und Fiktion [Goethe], S. 298-330.

533 *Reininger*, Anton: Wilhelm Meister : e. »schöne menschliche Natur« oder e. »armer Hund«? – Udine : Forum, 2008. – 318 S.

534 *Ribbat*, Ernst: Das dämonische Fernrohr : Notizen zu e. unbekannten Goethe-Text [aus der ersten Fassung der »Wanderjahre«]. – In: [Logik der pluralistischen Strukturen : Festschrift für Yoshihito Mori / hrsg. von Kenji *Hara* u.a.] – Sendai, 2006 [2007]. – S. 503-508.

535 *Robertson*, Ritchie: Goethe, »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. – In: Landmarks in the German novel. [T.] 1 / ed. by Peter *Hutchinson*. – Oxford [u.a.], 2007. – S. 31-48. – (Britische und irische Studien zur deutschen Sprache und Literatur ; 45)

536 *Schad*, Wolfgang: Medizin und Heilkunst in Goethes Leben und Dichtung : Heinrich Faust u. Wilhelm Meister [2002]. – In: W. *Schad*: Goethes Weltkultur. – Stuttgart, 2007. – S. 206-225 u. 417-418. – (Gesammelte Schriften / W. Schad ; 1)

537 *Schöll*, Julia: Bekenntnisse des Ich : zum Entwurf des Subjekts in Goethes doppeltem Bildungsroman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 38-50.

538 *Selbmann*, Rolf: Kann uns Schillers Schädel den Bildungsroman erklären? : e. etwas anderer Zugang zu Goethes »Wilhelm Meister«. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 193-203.

539 *Vogl*, Joseph: Lebende Anstalt. – In: Für alle und keinen : Lektüre, Schrift u. Leben bei Nietzsche u. Kafka / hrsg. von Friedrich *Balke* [u.a.] – Zürich ; Berlin, 2008. – S. 21-33. – (sequenzia)
Darin zur Turmgesellschaft in »Wilhelm Meisters Lehrjahren«.

540 *Voßkamp*, Wilhelm: Bilder der Bildung in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre« und »Wilhelm Meisters Wanderjahre« = Obrazy výchovy v Goethových románech »Viléma Meistera léta učednická« a »Viléma Meistera léta tovaryšská«. – In: Goethe dnes = Goethe heute / Milan *Tvrdík*, Alice *Stašková* (vyd. / Hgg.) Na vyd. spolupracovaly / unter Mitarb. von: Jana *Maroszová* [u.a.] – Praha, 2008. – S. 53-88.

541 *Yamamoto*, Kayo: Von der Aktenführung bis zur Archivpoetik : Goethes Archivroman »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 41-59.

542 *Yan*, Han: Die Signatur der Kleidung in Goethes Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2008. – 258 S. : Ill. – (Heidelberger Beiträge zur deutschen Literatur ; 17)
Zugl.: Heidelberg, Univ., Diss., 2007. – Korrektur (Erscheinungsjahr 2008!) zur »Goethe-Bibliographie 2007«, Nr. 487.

Willkomm und Abschied

543 *Hörisch*, Jochen: »Willkomm und Abschied« : »Es« und »doch«: noch e. Interpretation von Goethes Gedicht. – In: J. *Hörisch*: Das Wissen der Literatur. – München, 2007. – S. 148-153.

Winckelmann und sein Jahrhundert

544 *Gelzer*, Thomas: Goethes Klassizismus in seinem »Leben Winckelmanns«. – In: Johann Joachim Winckelmann : seine Wirkung in Weimar u. Jena / hrsg. von Jürgen *Dummer*. – Stendal, 2007. – S. 69-83. – (Schriften der Winckelmann-Gesellschaft ; 27)

545 *Riedel*, Volker: Zwischen Klassizismus und Geschichtlichkeit : Goethes Buch »Winckelmann und sein Jahrhundert«. – In: »Die Ideale der Alten« : Antikrezeption um 1800 / hrsg. von Veit *Rosenberger*. – Stuttgart, 2008. – S. 15-28.
Dass. – In: International journal of the classical tradition. Vol. 13. Dordrecht 2006 [2007]. Nr. 2, S. 217-242.

Der Zauberflöte zweiter Teil

546 *Brown*, Jane K.: An den Grenzen des Möglichen : Goethe u. »Die Zauberflöte«. – In: Modell »Zauberflöte« : der Kredit des Möglichen ; kulturgeschichtl. Spiegelungen erfundener Wahrheiten / hrsg. von Mathias *Mayer*. – Hildesheim [u. a.], 2007. – S. 187-200. – (Echo ; 10)

547 *Michler*, Werner: »Die Zauberflöte« und das Problem der literarischen Gattungen : zu Mozart u. Goethe. – In: Mozarts literarische Spuren : Werk u. Leben des Komponisten im literar. Diskurs vom späten 18. Jh. bis zur Gegenwart / hrsg. von Lucjan *Puchalski*. – Wien, 2008. – S. 11-29.

Zum Schäkespears Tag

548 *Wilm*, Marie-Christin: Freiheit als Leidenschaft? : scheiternde Helden u. ästhet. Erfahrung im Sturm und Drang. – In: Bewegte Erfahrungen : zwischen Emotionalität u. Ästhetik / hrsg. von Anke *Hennig* [u. a.] – Berlin ; Zürich, 2008. – S. 27-40.

Zur Farbenlehre

549 *Currie*, Pamela: »Harmoniespiel der Farben«: Goethe, [Johann Heinrich] Meyer and Pietro da Cortona. – In: Oxford German studies. Vol. 37. London 2008. Nr. 2, S. 173-202 : 5 Ill.

550 *Dreßler*, Hilmar: Goethes Farbe-Ton-Vergleiche in der Gesamtdarstellung. – Berlin : Verl. Pro Business, [2008]. – 34 S.

551 *Hiramatsu*, Tomohisa: Die Erlösungsstruktur in Goethes »Faust« – dargestellt mit Hilfe des Begriffs des Trüben aus der »Farbenlehre«. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 50. Tôkyô 2008. S. 173-188.

552 *Kollert*, Günter: Weimar – Cambridge und zurück : Goethe, Wittgenstein u. die Welt der Farben. – Stuttgart ; Berlin : Mayer, 2008. – 132 S. : Ill., graph. Darst.

553 *Kühl*, Johannes: Von der gegenseitigen Befruchtung der Goetheschen Farbenlehre und der heutigen Physik. – In: Naturwissenschaft heute im Ansatz Goethes : Symposion an

der Karlsuniversität in Prag, 24.–26.9.2004 / Dušan *Pleštil* ; Wolfgang *Schad* (Hg.) – Stuttgart ; Berlin, 2008. – S. 185-203.

554 *Mackensen*, Ludolf von: Goethes Farbenlehre als eine alternative Naturforschung. – In: Von Goethes Dialogen und Farben zu Schillers Spiel : Beiträge der Goethe-Gesellschaft Kassel / hrsg. von Ludolf von *Mackensen*. – 2., erg. Aufl. – Kassel, 2008. – S. 84-102. – (Goethe-Gesellschaft Kassel : Jahresgabe 2005/2006, in der 2. Aufl.)

555 *Mandelartz*, Michael: »Das Gespenst der diversen Refrangibilität« : Goethe, Newton u. die Wissenschaftstheorie. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 7. Sektion 16. Wissenschaften und Literatur seit der Renaissance / betreut von Georg *Braungart* [u.a.] – Bern [u.a.], 2008. – S. 293-301. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 83)

556 *Mühr*, Stephan: Die Wirklichkeit der Wahrnehmung : Kritik des Perzeptionsspektrums zu Goethes »Farbenlehre«. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Jg. 33. München 2007. S. 95-115.

557 *Müller*, Olaf [L.]: Goethe i zasady świata barw [Goethe und die Prinzipien der Welt der Farben, poln.] / tłum. z niem.: Sylwia *Trzaska*. – In: Autoportret : pismo o dobrej przestrzeni / wyd. Małopolski Instytut Kultury. Rocz. 2008/2009. Kraków 2008. Nr. 4, S. 5-15 : Ill.

558 *Müller-Tamm*, Jutta: Farben, Sonne, Finsternis : von Goethe zu Adalbert Stifter. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 165-173.

559 *Nussbaumer*, Ingo: Zur Farbenlehre : Entdeckung der unordentl. Spektren. – Wien : Ed. Splitter, 2008. – 235 S. : Ill., graph. Darst.
Darin u.a.: Kap. 1. Paradigma, Urphänomen, Hypothese und Prinzip : Versuch e. genaueren Gegenüberstellung von Newtons Optik u. Goethes Farbenlehre, S. 33-109.

560 *Převrátil*, Leoš: Worum geht es in der Farbenlehre Goethes? – In: Naturwissenschaft heute im Ansatz Goethes : Symposion an der Karlsuniversität in Prag, 24.–26.9.2004 / Dušan *Pleštil* ; Wolfgang *Schad* (Hg.) – Stuttgart ; Berlin, 2008. – S. 165-184.

561 *Rot. Grün. Blau* : Experiment in Farbe & Licht / hrsg. von Konrad *Scheurmann*. – Ilmenau : Technische Universität, 2008. – 143 S. : zahlr. Ill. (farb.)
Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung in der Fischerhütte in Ilmenau, 28.8.–2.11.2008. – Darin u.a. über Goethes »Farbenlehre«, S. 64-66.

562 *Schasvgulidze*, Salome: Funktionsverbgefüge in Goethes »Zur Farbenlehre« als Ausdrucksmittel der gedanklichen Analyse. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 71-79.

563 *Schawelka*, Karl: Goethes erwanderte Farben. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 156-164.

564 *Schawelka*, Karl: Der Wanderer und seine Farben : Goethes Farbenlehre u. der aufkommende Pleinairismus. – In: Buchkunst im Mittelalter und Kunst der Gegenwart : Scrinium Kilonense ; Festschrift für Ulrich Kuder / hrsg. von Hans-Walter *Stork* [u.a.] – Nordhausen, 2008. – S. 281-289.

5. Wirkungs- und Forschungsgeschichte.

Allgemeines

565 *Ahn*, Sam-Huan: Goethe und Korea. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 49. Tôkyô 2007. S. 23-37.

566 *»Alles um Liebe«* : Anna Amalia u. Goethe ; 1. interdisziplin. Symposium (30./31.3.2007) ; Tagungsbd. Nebst zwei Anhängen / Ilse *Nagelschmidt* (Hrsg.) – Weimar : Denkena, 2008. – 277 S. : Ill.

Die Tagung bezieht sich auf die Thesen in dem Buch »Goethe und Anna Amalia : eine verbotene Liebe?« (3. Aufl., Weimar 2007) von Ettore Ghibellino.
Darin u.a.: *Speidel*, Hubert: Ist Eislers »Goethe« Goethe?, S. 19-43. – *Ghibellino*, Ettore: Zur Causa Anna Amalia und Goethe : Rezeption (2003-2007) u. Ausblick, S. 159-178. – Anhang I : Literarische Beiträge zum Thema [Rezensionen, Reden, Radioessay aus den Jahren 2004-2007], S. 215-243. – Anhang II : Künstlerische Beiträge zum Thema [Gedichte, Liedkomposition, Theaterstück, Bilder], S. 245-267 : Ill. – Vgl. auch Nr. 102, 160, 582, 583, 585, 589 u. 617.

567 *Arrighetti*, Anna Maria: Friedrich Gundolf, Max Kommerell und die Verbindlichkeit des dichterischen Wortes bei Goethe. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 80-94.

568 *Arrighetti*, Anna Maria: Mensch und Werk in kritischen Publikationen des George-Kreises : zu Friedrich Gundolfs »Goethe« u. zu Ernst Bertrams »Nietzsche« – Versuch e. Mythologie. – Heidelberg : Winter, 2008. – 296 S. – (Frankfurter Beiträge zur Germanistik ; 48)
Zugl.: Frankfurt a.M., Univ., Diss., 2006.

569 *Avetisjan*, Vladimir A.: Goethe und die Germanistik der Zukunft. – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 8. Sektion 23. Nationalliteratur u. Weltliteratur / betreut von Alexander *Belobratow* [u.a.] – Bern [u.a.], 2007. – S. 261-265. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 84)

570 *Beutin*, Heidi ; *Beutin*, Wolfgang: Freiheit, Willensfreiheit, Persönlichkeit – eine philosophische Grundfrage in der Goethe-Forschung der DDR. – In: H. u. W. *Beutin*: Schöne Seele, roter Drache : zur dt. Literatur im Zeitalter der Revolutionen. – Frankfurt a.M. [u.a.], 2008. – S. 67-78. – (Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte ; 52)

571 *Bishop*, Paul: Analytical psychology and German classical aesthetics : Goethe, Schiller, and Jung. – London [u.a.] : Routledge.
Vol. 1. The development of the personality. – 2008. – XIV, 233 S.
Darin u.a.: Chapter 1. Biographical and intellectual affinities between Goethe and Jung, S. 12-41. – Chapter 2. Jung's early reception of Goethe and »Faust«, 1880-1916, S. 42-80.

572 *Brande*, Arthur: Goethe- und Eichendorff-Gedenken 2007. – In: Rheinische Adalbert-Stifter-Gemeinschaft : Nachrichtenblatt. Nr. 127. Leverkusen 2007. S. 55-56.

573 *Butzlaff*, Wolfgang: Zwei Bücher über den alten Goethe : Martin Walser / Sigrid Damm. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e.V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 297-309.
Über: M. Walser: »Ein liebender Mann« (2008) u. S. Damm: »Goethes letzte Reise« (2007).

574 *Cesa*, Claudio: Rileggendo »Filosofia e religione nell'età di Goethe« [Brescia 1997] di Giovanni Moretto. – In: Humanitas. N.S. Vol. 63. Brescia 2008. No. 2, S. 195-202.

575 *Charlier*, Robert: Goethismus : zur Phänomenologie literar. Zitation. – In: Jahrbuch für internationale Germanistik. Jg. 39. Bern [u.a.] 2007. H. 2, S. 99-116.
Darin über »eine historisch singuläre autoritative Attraktionskraft bei der Zuschreibung von Zitaten« Goethes.

576 *Chŏng*, Wŏn-sŏk: Ernst Jünger und Goethe : e. Untersuchung zu ihrer ästhet. u. literar. Verwandtschaft. – Frankfurt a.M. [u.a.] : Lang, 2008. – XII, 387 S. – (Heidelberger Beiträge zur deutschen Literatur ; 18)
Zugl.: Heidelberg, Univ., Diss., 2007.

577 *Chuchua*, Anna: Historischer, biographischer und literarischer Kontext in Thomas Manns Essay »Goethe und Tolstoi«. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 18-22.

578 *Dasgupta*, Alokeranjan: Goethe und Tagore [Goethe and Tagore, dt.] / aus dem Engl. übers. von Katja *Warmuth*. – Heidelberg : Draupadi-Verl., 2008. – 157 S. : Ill.

579 *Deutsche Presse aus Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts* : Literatur, Theater, Sprache u. Aspekte der Identität / Ausw. u. Nachw. von Rozália *Bódy-Márkus*. Hrsg. von András F. *Balogh* u. László *Tarnói*. – Budapest : Argumentum-Verl., 2007. – 440 S. : Ill. – (Deutschsprachige Texte aus Ungarn ; 6)
Darin zahlr. Presseveröffentlichungen über Goethe, s. Register der Personennamen, S. 406 (Goethe).

580 *Dieckmann*, Friedrich: Werthers Wiederkehr oder Die abgewendete Tragödie. – In: Sinn und Form. Jg. 60. Berlin 2008. H. 4, S. 563-566.
Über: Martin Walser: Ein liebender Mann. Roman (s. Nr. 628).

581 *Dingeldey*, Daniel: »Goethe«. – In: Literatur und Geschichte : Festschrift für Erwin Leibfried / hrsg. von Sascha *Feuchert* [u. a.] – Frankfurt a. M., 2007. – S. 163-171. – (Gießener Arbeiten zur neueren deutschen Literatur und Literaturwissenschaft ; 28)
Darin über eine vom Verfasser nicht beendete Diss. zu Goethe.

582 *Das Dreigestirn der Klassik* : Für u. wider ; zu e. These über Anna Amalia, Goethe u. Carl August. – In: Palmbaum : literar. Journal aus Thüringen. Jg. 15. Bucha bei Jena 2007. H. 1, S. 18-39.
Darin: *Berger*, Joachim: Die neue Weimar-Legende : e. »verbotene Liebe« zwischen Fiktion u. Klischees. – *Huth*, Matthias: Das Kartell der Ignoranz : wie e. verbotene Liebe in Weimar noch in der Gegenwart totgeschwiegen wird. – *Farrelly*, Dan: Ein mutiges Unternehmen. – *Nagelschmidt*, Ilse: Landesfürstin und Geliebte zwischen Ausbruch und Entsagung : e. andere Sicht auf Anna Amalia. – *Drews*, Jörg: Frau von Stein – nur zum Schein? – *Ghibellino*, Ettore: Alles um Liebe.
Diskussion zu den Thesen des Buches: E. *Ghibellino*: Goethe und Anna Amalia – eine verbotene Liebe? 3. Aufl. Weimar 2007. – Vgl. auch Nr. 102, 160, 566, 583, 585, 589 u. 617.

583 *Dwars*, Jens-Fietje: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. ; mit 17 Fotografien. – Bucha bei Jena : Quartus-Verl., 2008. – 192 S. : Ill. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)
Darin u. a.: Neues aus Goetheland [1999], S. 7-8. – Das Weimarische Karneval [Zu den Veranstaltungen anlässlich des 150. Geburtstages Goethes 1999], S. 27-30. – Mythos Weimar : Glanz u. Elend e. Klassikerstadt [2007], S. 93-96. – Goethe im Sommerloch : verbotene Liebe oder Marketingcoup? : Ettore Ghibellinos »These« über Goethe u. Anna Amalia [Zur Diskussion um E. Ghibellinos Buch »Goethe und Anna Amalia : eine verbotene Liebe?«], S. 185-191. (Vgl. auch Nr. 102, 160, 566, 582, 585, 589 u. 617.)

584 *Eckl*, Marlen: Goethe in den Tropen : Kulturvermittlung im brasilian. Exil. – In: Etudes germaniques. Vol. 63. Paris 2008. No. 4, S. 773-789.

585 *Egli*, Fritz: Fiktionen im Gewand der Wissenschaft. – In: Weimarer Beiträge. Jg. 54. Wien 2008. H. 3, S. 439-443.
Kritische Bemerkungen zu: E. Ghibellino: Goethe und Anna Amalia : eine verbotene Liebe?. 3. Aufl., Weimar 2007, und über: *Krenzlin*, Ulrike: Goethe und die Fürstin Anna Amalia – ein Paar? : e. neue Liebesgeschichte für die Weltkunst. – In: Weimarer Beiträge. Jg. 53. Wien 2007. H. 4, S. 618-623. – Vgl. auch Nr. 102, 160, 566, 582, 583, 589 u. 617.

586 *Enzensberger*, Hans Magnus: Goethe auf den Hintertreppen der Klassik [1999]. – In: H. M. *Enzensberger*: Zu große Fragen : Interviews u. Gespräche 2005-1970 / mit e. Nachw. von Hans Magnus *Enzensberger*. Hrsg. von Rainer *Barbey*. – Frankfurt a. M., 2007. – S. 69-78. – (Edition Suhrkamp ; 2495)
Interview im Zusammenhang mit Enzensbergers Fernsehspiel »Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung« (1995).

587 *Fingerhut*, Karlheinz: Goethe-Reminiszenzen in Heines »Deutschland. Ein Wintermärchen«. – Goethes Gedichte im Prokrustesbett schulischer Leistungsmessung. – In: K. *Fingerhut*: Kleine Blumen, kleine Blätter : sieben Vorlesungen zu Goethe. – Freiburg i. Br., 2007. – S. 81-92 u. 151-168.

588 *Foucart*, Claude: Visions françaises de l'Allemagne : de Léon Bloy à Pascal Quignard. – Paris : Klincksieck, 2008. – 439 S. – (Germanistique ; 10)
Darin u. a.: Kap. I. La confrontation ou la réflexion rapproché … : L'esprit et la réalité : Curtius, Gide et Goethe en 1932, S. 141-155. – Kap. II. Les symbioses idéologiques … : Le triomphe de la «reconnaissance» ou le classicisme gidien entre Goethe et Racine, S. 159-169.

589 *Fried*, Jo: Goethe im Sommerloch : Zwischenbilanz zum Streit um Ettore Ghibellinos »These«. – In: Palmbaum : literar. Journal aus Thüringen. Jg. 16. Bucha bei Jena 2008. H. 2, S. 117-119.
Vgl. auch Nr. 102, 160, 566, 582, 583 585 u. 617.

590 *Furtado Kestler*, Izabela Maria: Bildung, Humanität, ästhetische Erziehung : inwieweit ist dieses anscheinend apolit. Programm der dt. Klassik heute noch relevant? – In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 »Germanistik im Konflikt der Kulturen«. Bd. 11. Sektion 21. Klassiken, Klassizismen, Klassizität / betreut von Roland *Krebs* [u. a.] – Bern [u. a.], 2008. – S. 105-110. – (Jahrbuch für Internationale Germanistik : Reihe A. Kongressberichte ; 87)

591 *Genette*, Gérard: Palimpseste [Palimpsestes, dt.] : die Literatur auf zweiter Stufe / aus dem Franz. von Wolfram *Bayer* u. Dieter *Hornig*. – Frankfurt a. M. : Suhrkamp, 2008. – 534 S. – (Edition Suhrkamp ; 1683 = N. F., 683 : Aesthetica)
Darin u. a.: Fortsetzung, Epilog, [Thomas Mann] »Lotte in Weimar«, S. 278-283.

592 *Gleichmann*, Gerald: Wieland auf dem Weg zu Goethe : Erzählung. – Jena [u. a.] : Verl. Neue Literatur, 2008. – 139 S.

593 *Goethe dnes* = *Goethe heute* / Milan *Tvrdík*, Alice *Stašková* (vyd. / Hgg.) Na vyd. spolupracovaly / unter Mitarb. von: Jana *Maroszová* [u. a.] – Praha : Goetheva společnost v České Republice = Goethe-Gesellschaft in der Tschechischen Republik, 2008. – 237 S. : Ill.
Darin u. a.: Lützeler, Paul Michael: Goethe und Europa – Europa und Goethe = Goethe a Evropa – Evropa a Goethe, S. 11-51. – *Borchmeyer*, Dieter: Wagner und Goethe oder »das Europäische auf deutsch« = Wagner a Goethe aneb »evropanství po německu«, S. 153-190. – *Trapp*, Gerhard: Johannes Urzidil : e. Prager auf den Spuren Goethes = Johannes Urzidil = Pražský v spisovatel kráčející v Goethových stopách, S. 191-225.

594 *Grotz*, Stephan: Mimesis und Weltliteratur : Erich Auerbachs Abschied von e. Goetheschen Konzept [der Weltliteratur]. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16. 4. 2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 225-243.

595 *Heckenbücker*, Silke: Prometheus, Apollo, Zeus / Jupiter – Goethe-Bilder von 1773 bis 1885. – Frankfurt a. M. [u. a.] : Lang, 2008. – 367 S. : Ill. – (Maß und Wert : Düsseldorfer Schriften zur deutschen Literatur ; 3)
Zugl.: Düsseldorf, Univ., Diss., 2007.

596 *Heitmann*, Klaus: Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte. – Heidelberg : Winter.
Bd. 2. Das lange 19. Jahrhundert : (1800-1915). – 2008. – 743 S. – (Studia Romanica ; 143)
Darin u. a. zur italienischen Goethe-Rezeption, s. S. 491-522; s. a. Namenindex unter »Goethe«.

597 *Herrmann*, Karin: Poetologie des Erinnerns : Ernst Meisters lyr. Spätwerk. – Göttingen : Wallstein, 2008. – 460 S.

Zugl.: Aachen, Univ., Diss., 2007. – Darin u. a.: »Meisters Affinität zu Goethes ›zarter Empirie‹«, S. 388-395. [Ernst Meister (1911-1979).]

598 *Holm*, Christiane: Lou Andreas-Salomé: Goethe-Kalender 1899. – In: @bsolut? privat! : vom Tagebuch zum Weblog ; anlässlich der Ausstellung »@bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog« im Museum für Kommunikation Frankfurt, vom 6. 3. bis 14. 9. 2008 / hrsg. von Helmut *Gold* [u. a.] – Heidelberg, 2008. – S. 74-75. – (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation ; 26)
Mit fotograf. Wiedergabe eines Blatts aus L. Andreas-Salomés »Goethe-Kalender«, Sept. 1899.

599 *Huang*, Liaoyu: Ist der große Mann ein öffentliches Unglück? : [Thomas Manns] »Lotte in Weimar« als Künstlerroman. – In: Literaturstraße. Jg. 8. Würzburg 2007. S. 197-206.

600 *Im Namen Goethes!* : Erfundenes, Erinnertes u. Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes / mit Beitr. von Jürg *Amann* [u. a.] Hrsg. von Markus von *Hänsel-Hohenhausen*. – [2. Aufl.] – Frankfurt a. M. : August von Goethe Literaturverl., [2008]. – 350 S. : Ill.
Darin u. a.: [Abschnitt 1.] Die Maschine : zum Jubiläum: *Kühn*, Volker: Goethe an sich und als solcher!, S. 17-27. – *Frank*, Karlhans: Goethe unser! : e. ungehaltene Rede vor der Beschwörungsgesellschaft in Bonn, S. 28-31. – *Fritzen*, Werner: »Den Mythos auf die Beine stellen« : die Mensch-Werdung Goethes in Thomas Manns Roman »Lotte in Weimar«, S. 32-39. – *Gahl*, Christoph: Worte aus dem Weinglas, an Herrn von Goethe gerichtet, S. 40-49. – *Helmlé*, Eugen: Goethe und die Maschine, S. 50-53. – *Schulze-Wegener*, Günther: »Ich will nicht über Goethe schreiben«, S. 63-70. – *Sigel*, Kurt: Goethe-Rummel [Gedicht. 1978], S. 71-75.
[Abschnitt 2.] Begegnungen : lebende Schriftsteller erinnern sich: *Fetscher*, Iring: Begegnungen mit Goethe, S. 79-88. – *Filip*, Ota: Goethe in meinem Böhmen, S. 89-92. – *Grosser*, Alfred: Goethe und ich, S. 93-94. – *Kindler*, Helmut: Nähe des Geliebten, S. 97-98. – *Koch*, Thilo: Mit Goethe durch das Leben, S. 99-108. – *Kruse*, Max: Erinnerungen [1993], S. 109-110. – *Piwitt*, Herrmann Peter: In den Nachmittag geflüstert, S. 111-112. – *Plessen*, Elisabeth: Goethes Verben, S. 113-115. – *Seehaus*, Gertrud: Erziehung durch Goethe, S. 116-119. – *Seyppel*, Joachim: Daß die Lippen schweigen – Sagen was wir leiden? : Versuch über das Doppelgesichtige, S. 120-127. – *Elperin*, Juri: Nur Eindrücke : verschiedenenorts, S. 128-130. – *Siebenschön*, Leona: Verführt, ermutigt, angestiftet … und noch immer nicht am Ende, S. 131-137.
[Abschnitt 3.] Erfundenes Gefundenes: *Amann*, Jürg: Ich war die Bettine [1983], S. 141-145. – *Grass*, Günter: Goethe oder eine Warnung an das Nationaltheater zu Mannheim [Gedicht. 1998], S. 146. – *Knauss*, Sibylle: Der Ehrengast : Goethes Diener Stadelmann ; Drehbuch für e. Kurzspielfilm, S. 149-161. – *Liebl*, Franz: Sesenheimer Elegie [1983], S. 162. – *Peters*, Hans: Das literarische Oktett, S. 187-198. – *Schumacher*, Hans E.: Mugge un Fehler, S. 206-208. – *Sombart*, Nicolaus: Gespräche mit Goethe, S. 209-214.
[Abschnitt 4.] Verwehte Zeit : Weimar-Impressionen: *Borchard*, Ilse: Wer sollte Goethen nicht kennen!, S. 217-223. – *Dürrson*, Werner: Ich habe mich nie verrechnet, aber oft verzählt : Skizzen e. Begegnung, S. 224-238. – *Duffner*, Wolfgang: Verwehte Zeit : Fragment der dritten Konstanzer Begegnung, S. 247-251. – *Giordano*, Ralph: Weimar [Deutschlandreise, Ausz.], S. 252-256. – *Korbus*, Jens: Brief an Goethe [1988], S. 257-262. – *Schmidt-Mâcon*, Klaus F.: Goethes Haus am Frauenplan [Gedicht], S. 264. – *Tänzer*, Gerhard: Goethe beim Rasieren : kleines Theaterspiel, S. 265-272. – *Vesper*, Guntram: Ein Gedanke ganz für mich [Gedicht. 1989], S. 273. – *Weiss*, Klaus F.: Stilles Kaddisch für zwei Dichter, S. 274-280.
[Abschnitt 5.] Im Namen Goethes: *Sartorius*, Joachim: Im Namen Goethes : zu den ideellen Fundamenten der Auswärtigen Kulturpolitik heute, S. 283-293. – *Hoffmann*,

Hilmar: Goethe braucht kein Denkmal, S. 294-305. – *Strohschein*, Barbara ; *Schorlemmer*, Friedrich: Was Gott ist, was der Mensch sein soll, S. 306-316. – *Hamm*, Peter: Goethes Nöte : Nöte mit Goethe [1987], S. 317-327.
Die 1. Aufl. erschien 1999.

601 *Landfester*, Manfred: »Goethes letzte Nacht in Italien« [Gedicht] : die Vision e. neuen Reiches. – In: George-Jahrbuch. Bd. 7 (2008/2009). Tübingen 2008. S. 74-99.
Georges Gedicht entstand spätestens 1908 u. wurde 1928 veröffentlicht.

602 *Lehmann*, Jürgen: Die Kunst als »Dokument der Philosophie« : zur Goethe-Rezeption des russ. Literaturkritikers Apollon A. Grigor'ev [1822-1864]. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16.4.2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 261-270.

603 *Linder*, Jutta: »Memento vivere« : zu Thomas Manns Orientierung an Goethe. – In: »Was war das Leben? Man wusste es nicht!« : Thomas Mann u. die Wissenschaften vom Menschen ; die Davoser Literaturtage 2006 / hrsg. von Thomas *Sprecher*. – Frankfurt a.M., 2008. – S. 205-224. – (Thomas-Mann-Studien ; 39)

604 *Lindholm*, Sven: Inszenierte Metamorphosen : Beuys' Aktionen vor dem Hintergrund von Goethes Gestalttheorie. – Freiburg i.Br. [u.a.] : Rombach, 2008. – 355 S. : Ill. – (Rombach-Wissenschaften : Reihe Scenae ; 7)
Zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 2005.

605 *Ludäscher*, Alexandra: Die Goethe-Rezeption in Frankreich von der Goethezeit bis ins 20. Jahrhundert : mit e. Unters. von Claude *Chabrols* Film »Die Wahlverwandtschaften« als Beispiel e. kulturelle u. mediale Grenzen überschreitenden Rezeption. – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Jg. 33. München 2007. S. 65-94.

606 *Lüdeke*, Roger: »On what I have named World-Literature, after you« : Thomas Carlyles »Sartor Resartus«. – In: Geistiger Handelsverkehr : komparatist. Aspekte der Goethezeit ; für Hendrik Birus zum 16.4.2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Matías *Martínez*. – Göttingen, 2008. – S. 271-290.
Darin u.a. über Carlyles Rezeption des Goetheschen Weltliteratur-Begriffs.

607 *Magenau*, Jörg: Martin Walser : e. Biographie. – Aktualisierte u. erw. Neuausg. – Reinbek bei Hamburg : Rowohlt-Taschenbuch-Verl., 2008. – 654 S. : Ill. – (rororo ; 24772)
Darin über M. Walsers literar. Goetherezeption im Kapitel »Das Gute, Schöne, Wahre : der Jude Heine. Goethe u. Eckermann«, S. 384-391.

608 *Mariño*, Francisco Manuel: Goethe en Galicia. – Vigo : Servizo de Publ. da Univ. de Vigo, 2007. – II, 387 S. – (Monografías da Universidade de Vigo ; 73)

609 *Meyer-Kalkus*, Reinhart: Koordination literarischer Vortragskunst : Goethe-Rezitationen im 20. Jh. – In: In Ketten tanzen : Übersetzen als interpretierende Kunst / hrsg. von Gabriele *Leupold* u. Katharina *Raabe*. – Göttingen, 2008. – S. 150-198.
Mit beigegebener CD, die Rezitationsbeispiele zu Goethes »Erlkönig« aus den Jahren 1902-1970 enthält, gesprochen von Josef *Kainz*, Erich *Drach*, Alexander *Moissi*, Ernst *Ginsberg* u. Oskar *Werner*.

610 *Mommsen*, Katharina: Goethe und unsere Zeit. – In: Zehn Jahre Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg. – Ludwigsburg 2008. – S. 6-13. – (Schriften der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e.V.)

611 *Mori*, Yoshihito: Goethes Stellung in Ernst Cassirers Kulturphilosophie. – In: [Logik der pluralistischen Strukturen : Festschrift für Yoshihito Mori / hrsg. von Kenji *Hara* u.a.] – Sendai, 2006 [2007]. – S. 529-548.

612 *Munzar*, Jiří: Von einem der ersten Goetheforscher, F.T. Bratranek, bis zur Gegenwart : aus der Geschichte der Germanistik in Mähren. – In: Zwischeneuropa / Mitteleuropa : Sprache u. Literatur in interkultureller Konstellation / hrsg. im Auftr. des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes von Walter *Schmitz* in Verb. mit Jürgen *Joachimsthaler*. – Dresden, 2007. – S. 768-776. – (Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes ; 1)

613 *Naka*, Naoichi: Goethe und die deutsche Kultur in der Meiji-Zeit [1868-1912]. – In: Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. Bd. 49. Tôkyô 2007. S. 95-109. [In japan. Sprache mit dt. Zsfassg.]

614 *Nassaridse*, Natia: Das Goethe-Bild in Thomas Manns Essay »Phantasie über Goethe«. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 23-27.

615 *Pădurean*, Vasile: Spiel – Kunst – Schein : Nietzsche als ursprüngl. Denker. – Stuttgart : Kohlhammer, 2008. – 247 S. – (Ursprünge des Philosophierens ; 18)
Zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Diss., 2007. – Darin u. a.: Nietzsche und Goethes Spielerfahrung, S. 108-115.

616 *Preibisch*, Thomas: Litauische Reise : Preibisch auf Goethes Spuren (aber andere Richtung) … – Leipzig : PaperONE, 2008. – 145 S. : Ill.
In den Reisebericht sind persönliche Reflexionen über das Verhältnis des Autors zu Goethe eingestreut, s. besonders S. 53-65 u. 110-115.

617 *Richter*, Elke ; *Giel*, Volker ; *Rosenbaum*, Alexander: Goethe und Anna Amalia – eine verbotene Liebe? : zum Versuch, eine neue Weimar-Legende zu begründen. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 358-376.
Kritische Bemerkungen zu: E. Ghibellino: Goethe und Anna Amalia : eine verbotene Liebe?. 3. Aufl. Weimar 2007. – Vgl. auch Nr. 102, 160, 566, 582, 583 u. 585.

618 *Richter*, Myriam ; *Hamacher*, Bernd: Germanen, Christen, Juden, Germanisten : Goethe um 1900 – National- und/oder Weltreligion. – In: Jahrbuch der Rückert-Gesellschaft e. V. = Rückert-Studien. Bd. 17 (2006/2007). Würzburg 2008. S. 225-236.
Darin zu Publikationen von Richard M. Meyer, Wilhelm Scherer, August Sauer u. a. über Goethe.

619 *Saruchanova*, Irina: Goethe im Schaffen Beethovens. – In: Goethe-Tage 2008 / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi, 2008. – S. 92-96.

620 *Schad*, Wolfgang: Von Goethes Wirkungen in der Pädagogik Rudolf Steiners [1990]. – Was ist Goetheanismus? [2001]. – Goetheanismus als Vorstufe und Ziel der Anthroposophie [1982]. – In: W. *Schad*: Goethes Weltkultur. – Stuttgart, 2007. – S. 183-205, 343-381, 383-399, 413-417 u. 422-426. – (Gesammelte Schriften / W. Schad ; 1)

621 *Schuhmann*, Klaus: Goethe als Nothelfer im Gedichtband »Dummer August« [von Günter Grass]. – In: Zbliżenia interkulturowe : Polska, Niemcy, Europa = Interkulturelle Annäherungen : Polen, Deutschland, Europa. H. 4. Wrocław 2008. S. 25-28.

622 *Schwabach-Albrecht*, Susanne: Düsseldorf – das »Bayreuth am Rhein« : der Rheinische Goethe-Verein für Festspiele in Düsseldorf 1899-1934. – In: Düsseldorfer Jahrbuch. Jg. 78. Düsseldorf 2008. S. 53-85 : Ill.

623 *Stenzel*, Burkhard: Goethe bei [Daniel] Kehlmann : Faktisches u. Fiktives im Roman »Die Vermessung der Welt«. – In: Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur : Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Ehrlich / Holger *Dainat* ; Burkhard *Stenzel* (Hgg.) Mit e. Einl. von Paul *Raabe*. – Bielefeld, 2008. – S. 87-108.

624 *Tölke*, Hans F.: Goethe und das Geschenk eines seiner Bewunderer : e. chaot. Streifzug durch die Welt Arno Schmidts, die des geschriebenen Worts, der Bilder u. der Musik. – Norderstedt : Books on demand, 2008. – 332 S. : 1 farb. Ill.

625 *Villwock*, Peter: Goethe in Benjamins »Briefe«-Projekt. – In: Walter Benjamins »Deutsche Menschen« / hrsg. von Barbara *Hahn* u. Erdmuth *Wizisla*. – Göttingen, 2008. – S. 157-175.

626 *Vogel*, Gerd-Helge: Moritz August Retzschs Annäherung an Goethe im poetischen Motiv der »exempla amoris«. – In: Germanisches Nationalmuseum <Nürnberg> : Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. [Jg.] 2008. Berlin 2008. S. 61-79.
Über Retzschs Illustrationen zu Werken Goethes.

627 *Wagner*, Anja: Der Schiller-Goethe-Briefwechsel : erster Teil der Briefe ab 2007 [und] zweiter Teil der Briefe ab 2007. – In: Kalliope : Zeitschrift für Literatur u. Kunst. [Jg.] 2008. H. 2, S. 3-67 u. H. 3, S. 36-51.
Fingierte Briefe.

628 *Walser*, Martin: Ein liebender Mann : Roman. – Reinbek bei Hamburg : Rowohlt, 2008. – 284 S.
Vorabdr. in Fortsetzungen in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, 2008.
2. Aufl. – 2008.
Dass. – Vom Autor gekürzt u. gelesen. Regie: Gabriela von *Sallwitz*. – Hamburg : Hoffmann u. Campe, 2008. – 6 CDs : DDD, stereo + 1 Faltbl.
Hörbuch.
Darin vorrangig über die Beziehung Goethes zu Ulrike von Levetzow.

629 *Warrach*, Uwe: Die Bühnen-Räuber : das 3. Papiertheater-Abenteuer von Belisa u. Max ; wie Max u. ihre Freunde auf der Suche nach den gestohlenen Bühnen Schiller u. Goethe treffen, eine Stadt erleuchten u. das Internationale Papiertheatertreffen retten. – Waiblingen : Förster, 2008. – 2 CDs

630 *Werle*, Dirk: Große Männer : zur Entfaltung e. Topik in Thomas Manns essayist. Schriften. – In: Apokrypher Avantgardismus : Thomas Mann u. die Klass. Moderne / hrsg. von Stefan *Börnchen* u. Claudia *Liebrand*. – München, 2008. – S. 243-265.
Darin u. a. über Th. Manns Goethe-Essays, S. 258-265.

631 *Werner*, Meike G.: Den Suchenden : Goethe im Verl. Eugen Diederichs Jena. – In: Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur : Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Ehrlich / Holger *Dainat* ; Burkhard *Stenzel* (Hgg.) Mit e. Einl. von Paul *Raabe*. – Bielefeld, 2008. – S. 65-85 : Ill.

632 *Wolff*, Bernd: Wintertöne : Goethes erste Harzreise ; Roman. – Dornach : Pforte-Verl., 2008. – 293 S.

633 *Wolff*, Bernd: Die Würde der Steine : Goethes dritte Harzreise ; Roman. – Dornach : Pforte-Verl., 2008. – 407 S. : 12 Ill.

634 *Zander*, Helmut: Anthroposophie in Deutschland : theosoph. Weltanschauung u. gesellschaftl. Praxis 1884-1945. – Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht.
Bd. 1. – 2008. – XVII, 957 S. : Ill.
Darin u. a.: Steiner und Goethe, S. 435-501.

Text- und Buchgeschichte

635 *Hessmann*, Pierre: Briefe von Haydn und Goethe aus der Sammlung Grisar. – In: Kontakte und Kontraste : Festschrift für Roland Duhamel / hrsg. von Clemens *Ruthner*. – Brüssel, 2008. – S. 33-37. – (Germanistische Mitteilungen : Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur. H. 67)
Mit Erstveröffentl. des Originaltextes e. Briefes von Goethe an Hans Ernst von Globig vom 27. 8. 1825. (Bisher nur nach dem Konzept gedruckt, s. WA IV, 40, S. 31.)

636 *Mommsen*, Katharina: Texte und Kontexte : wie »Die Entstehung von Goethes Werken« entstand u. entsteht. – In: Goethe-Blätter : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. Bd. 4. Bonn 2008. S. 273-296.

637 *Richter*, Elke: »Schreibe nur wie du reden würdest …« : Probleme der Textkonstitution u. Textdarbietung bei Briefausgaben, erl. an Beispielen aus der histor.-krit. Ausg. von Goethes Briefen. – In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. [Jg.] 2008. Tübingen 2008. S. 93-108 : 8 Ill.

638 *Strobel*, Jochen: Von der Zettelwirtschaft zum Archivroman : Goethe ediert Briefe. – In: Autoren und Redaktoren als Editoren : internat. Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition u. des Sonderforschungsbereichs 482 »Ereignis Weimar – Jena: Kultur um 1800« der Friedrich-Schiller-Universität Jena, veranstaltet von der

Klassik Stiftung Weimar [2006] / hrsg. von Jochen *Golz* u. Manfred *Koltes*. – Tübingen, 2008. – S. 299-314. – (Beihefte zu editio ; 29)
Darin über Goethes Editionen der Winckelmann-Briefe u. des Briefwechsels zwischen Schiller u. Goethe sowie über die neueren Editionen von Briefen Goethes.

Gesellschaften und Jahrbücher

639 *AugenBlick* : Mitteilungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e. V. / Red.: Dieter *Höhnl* ; Jochen *Klauß*. – Weimar.
[Jg. 8.] – 2008. – Nr. 1-4. – [Je 4 S. : Ill.]
Darin Mitteilungen zur Tätigkeit des Freundeskreises u. über seine Leistungen zur Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums.

640 *Goethe-Gesellschaft Schweiz* : Mitteilungsblatt / hrsg. von Margrit *Wyder*. – Zürich : Goethe-Gesellschaft Schweiz.
[Nr.] 11. – 2008. – 10 S. : Ill.
Darin Berichte u. Informationen zur Tätigkeit der Gesellschaft.

641 *Goethe-Jahrbuch = Gēte-nēnkan* / [Hrsg.:] Goethe-Gesellschaft in Japan. – Tôkyô.
Bd. 49. – 2007. – 171 S. : Ill. – Bd. 50. – 2008. – 197 S. : Ill.
Darin u. a.: Bd. 49. [Informationen der Goethe-Gesellschaft in Japan], S. 149-171. – Bd. 50. *Keller*, Werner: Gratulation zum 50. Goethe-Jahrbuch, S. 1-6. –[Informationen der Goethe-Gesellschaft in Japan], S. 189-197.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

642 *Goethe News and Notes* / Goethe Society of North America. Burkhard *Henke*, ed. – Irvine, CA
[Vol.] 28. – 2008. – 8 S.
Darin Adressen, Berichte u. Informationen zur Tätigkeit der Gesellschaft.

643 *Goethe Society of India : Yearbook*. – New Delhi : Mosaic Books.
[Vol.] 7 / ed. by Rajendra *Dengle*. Pref.: Anil *Bhatti*. – 2008. – XII, 240 S.
Vol. 7. ist dem Thema »Translation as cultural praxis« gewidmet. Keine Bemerkungen zur Tätigkeit der »Goethe Society of India«. – Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

644 *Goethe Yearbook* : Publications of the Goethe Society of North America / ed. by Simon *Richter* and Daniel [F.] *Purdy*. With Martha B. *Helfer*, book review ed. – Rochester, NY : Camden House.
Vol. 15. – 2008. – VII, 243 S.
Darin u. a.: Book reviews, S. 217-243. – Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

645 *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* / hrsg. von Anne *Bohnenkamp*. – Tübingen : Niemeyer.
[Jg.] 2008. – 2008. – 468 S. : Ill.
Darin: Jahresbericht 2007, S. 367-468. [Darin u. a. über wichtige Neuerwerbungen: *Maisak*, Petra: Bernhard Heisig: Illustrationen zu Goethes »Faust« I, S. 388-407 : 6 Ill. – *Moering*, Renate: Handschriftenabteilung. Darin u. a. über die Neuerwerbung von Goethe-Autographen: *Goethe*: Eigenhändiger Brief an N.-A.-M. Rousseau, Baron de Saint-Aignan, Carlsbad, 12. 8. 1812. – Billett an Friedrich Majer, Weimar, 25. 1. 1812. – Gedicht »Gott sandte seinen rohen Kindern …« (1821). – Manuskriptteil zu »Faust« II (8 Verse), S. 413-418. Mit Fotokopien der Gedicht- u. »Faust«-Hss.], S. 408-418 : 2 Ill.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

646 *Die Pforte* : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V. / Hrsg.: Dieter *Höhnl* u. Jochen *Klauß*. – Weimar.

H. 9. – 2008. – 399 S. : Ill.
Darin u. a.: *Wurzel*, Thomas: Vorwort des Geschäftsführers der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, S. 5-7. – *Höhnl*, Dieter: In eigener Sache [Darin über die Tätigkeit des Freundeskreises 2006 und 2007; mit Übersicht über die Veranstaltungen und Publikationen], S. 377-383. – Satzung des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V., S. 384-389. – Mitgliederliste, S. 390-399.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

647 *Publications of the English Goethe Society* / ed. by Matthew *Bell*, Martin W. *Swales* and Ann C. *Weaver*. – Leeds : Maney.
N. S. Vol. 77. – 2008. – Nr. 1. – 76 S. – Nr. 2. – S. 77-140.
Darin u. a.: Regulations for the Goethe Prize and the Thomas Mann Prize of the English Goethe Society, S. 77-78. – Chronicle, S. 139-140.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar und ihre Ortsvereinigungen

648 *Carl Alexander* : zum 190. Geburtstag am 24. 6. 2008. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 146-148.
Carl Alexander war maßgeblich an der Gründung der Goethe-Gesellschaft 1885 beteiligt u. wirkte als ihr Protektor.

649 *Freiburger Goethe-Blätter* : Rundbrief der Goethe-Gesellschaft Freiburg i. Br. e. V., Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. – Freiburg i. Br.
Nr. 17. – 2008. – 4 S. nebst Beilagen.
Darin Informationen zur Tätigkeit u. zu den Veranstaltungen der Gesellschaft. – Beilage [1.] *Witschel*, Heinrich: Jahresbericht 2006. – 2 S. – Beilage [2.] *Busch-Salmen*, Gabriele: »Musicalische Unterhaltung [sog. ›Singquartett‹]. Donnerstag, den 22. Februar 1810« : Anmerkungen zur Nachgestaltung e. erhalten gebliebenen Programmzettels von Goethe.

650 *Goethe-Blätter* : Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft Siegburg e. V. – Bonn : Bernstein-Verl. Gebr. Remmel.
Bd. 4. – 2008. – 309 S. : Ill.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

651 *Goethe-Gesellschaft* : *Ortsvereinigung Bonn* ; Jahresgabe 2008 / hrsg. von der Goethe-Gesellschaft Bonn e. V. Red.: Andreas *Loesch* ; Mirco *Stockhausen*. – Bonn : Goethe-Gesellschaft Bonn e. V., 2008. – 53 S.
Darin u. a.: Chronik der Goethe-Gesellschaft Bonn im Jahre 2008, S. 50-52.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

652 *Goethe-Jahrbuch* / im Auftr. des Vorstands der Goethe-Gesellschaft hrsg. von Werner *Frick*, Jochen *Golz*, Albert *Meier* u. Edith *Zehm*. – Göttingen : Wallstein-Verl.
Bd. 125. – 2008. – 476 S. : Ill.
Darin u. a.: Rezensionen, S. 280-359. – Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft : In memoriam, S. 360-370 : Porträtfotos [*Richter*, Karl: Dr. Dorothea Hölscher-Lohmeyer. 6. 11. 1913–28. 11. 2008. – *Golz*, Jochen: Dr. habil. Regine Otto. 12. 4. 1936–22. 12. 2008. – *Wyder*, Margrit: Prof. Dr. Wolf von Engelhardt. 9. 2. 1910–4. 12. 2008. – *Meier*, Albert: Prof. Dr. Karl Robert Mandelkow. 7. 12. 1926–6. 8. 2008. – *Tschawtschanidze*, Julietta: Prof. Dr. Sergej V. Turajev. 27. 6. 1911–19. 11. 2008. – *Golz*, Jochen: Prof. Dr. Bernhard Zeller. 19. 9. 1919–7. 9. 2008.] – *Klose*, Jürgen: Bericht über die Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften vom 1. bis 4. 5. 2008 in Wetzlar,

S. 371-372. – *Reinhardt*, Frithjof: Bericht über den 4. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 16. bis 30.8.2008, S. 375-376. – Veranstaltungen und Stipendiatenprogramm der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2008, S. 377-379. – Dank für Zuwendungen im Jahr 2008 und für langjährige Mitgliedschaften, S. 380-383. – Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2007, S. 384-407.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

653 *Goethe-Tage 2008* / Ortsvereinigung Kutaissi der Internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V. Hrsg. von Nanuli *Kakauridse* u. Daniel *Schäf*. – Kutaissi : Verl. der Staatl. Zereteli-Univ., 2008. – 167 S.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

654 *Heinrich und Thomas Mann* : zur Aktualität von Leben u. Werk des Bruderpaares. – Dößel (Saalekreis) : Stekovics, 2007. – 103 S. – (Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V. : Jahresgabe ; 2008)
Die Jahresgabe enthält vier Beiträge des 10. Klassik-Seminars der Hamburger Goethe-Gesellschaft, das 2007 H. u. T. Mann gewidmet war. – Darin auch: Ein Blick in die Geschichte der Hamburger Goethe-Gesellschaft, S. 101-103.

655 *Ludwigsburger Brief* / hrsg. von der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e.V., Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V. Red.: Monika *Schopf-Beige*. – Ludwigsburg. Nr. 8. – 2008. – 12 S. : Ill.
Darin: Informationen zur Tätigkeit u. zu den Veranstaltungen der Gesellschaft, u.a.: *Keller*, Werner: Zehn Jahre Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e.V. : Grußwort, S. 1-2. – *Schopf-Beige*, Monika: »Alter schützt vor Torheit nicht!« : wie Walser in den »springenden« Brunnen fiel! [Über: Martin Walser: Ein liebender Mann. Roman], S. 4-5.

656 *Romantik* : Aspekte e. Epoche. – Hamburg : Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V., 2008. – 91 S. – (Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V. : Jahresgabe ; 2009)
Die Jahresgabe enthält vier Beiträge des 11. Klassik-Seminars der Hamburger Goethe-Gesellschaft, das der Romantik gewidmet war. – Darin auch: Ein Blick in die Geschichte der Hamburger Goethe-Gesellschaft, S. 89-91.

657 *Trattner*, Cantelube von: Von Houben zu Hänsel-Hohenhausen : Notiz zur neueren Skandalgeschichte der »Weimarer Goethe-Gesellschaft«. – In: Im Namen Goethes! : Erfundenes, Erinnertes u. Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes / mit Beitr. von Jürg *Amann* [u.a.] Hrsg. von Markus von *Hänsel-Hohenhausen*. – [2. Aufl.] – Frankfurt a.M., [2008]. – S. 343-350.
Polemische Darstellung der Auseinandersetzungen mit M. von Hänsel-Hohenhausen um den Namen »Goethe-Gesellschaft«.

658 *Von Goethes Dialogen und Farben zu Schillers Spiel* : Beiträge der Goethe-Gesellschaft Kassel / hrsg. von Ludolf von *Mackensen*. – 2., erg. Aufl. – Kassel : Wenderoth, 2008. – 128 S. : Ill. (z.T. farb.) – (Goethe-Gesellschaft Kassel : Jahresgabe 2005/2006, in der 2. Aufl.)
Darin u.a.: *Franke*, Gerhard: Meine Erinnerungen an Reisen [der Goethe-Gesellschaft Kassel] »Auf Goethes Spuren« 1985-2001, S. 103-114 : Ill. – Zusammensetzung des Vorstandes und Beirates der Goethe-Gesellschaft Kassel 2005/2006, S. 125 : Ill. – Schriften der Goethe-Gesellschaft Kassel e.V., S. 128.
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

659 *Zehn Jahre Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg*. – Ludwigsburg : Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e.V. – 34 S. : Ill. – (Schriften der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg e.V.)
Die wissenschaftlichen Beiträge sind in den betreffenden Sachgruppen einzeln verzeichnet.

Gedenkstätten, Museen, Sammlungen und Ausstellungen

660 *Bahr*, Thomas: Unter dem Dach des Goethe- und Schiller-Archives. – In: Apoldaer Heimat. Jg. 26. Apolda 2008. S. 68-70 : Ill.
Zur Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs.

661 *Bongaerts*, Ursula: »Das Haus liegt im Corso, keine 300 Schritte von der Porta del Popolo« : die Casa di Goethe in Rom 1997-2007. – In: Animo italo-tedesco : Studien zu den Italien-Beziehungen in der Kulturgeschichte Thüringens. Folge 5/6. Weimar 2008. S. 419-431 : Ill.

662 *Der Brief – Ereignis & Objekt* : Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, 11.9.–16.11.2008 / hrsg. von Anne *Bohnenkamp* u. Waltraud *Wiethölter*. – Frankfurt a.M. [u.a.] : Stroemfeld, 2008. – XII, 325 S. : Ill. (farb.) , Notenbeispiele.
Mit vielfachem Bezug auf Briefe Goethes, s. Personenregister, S. 320.

663 *300* [*Dreihundert*] *Jahre Goethehaus in Weimar* / hrsg. von Jochen *Klauß*. – Düsseldorf : Patmos-Verl. ; Artemis & Winkler, 2008. – 143 S. : Ill. – (Mit Goethe durch das Jahr ; 2009)
Darin über Goethe als Bewohner des Hauses am Weimarer Frauenplan sowie über die Geschichte des Hauses nach Goethes Tod u. seine Einrichtung als Memorialstätte.

664 *Dwars*, Jens-Fietje: Klassische Wohnart in musealer Konstruktion : was das Kirms-Krackow-Haus u. das Goethe-Haus [am Weimarer Frauenplan] von ihren Bewohnern erzählen [2004]. – In: J.-F. *Dwars*: Das Weimarische Karneval : Anmerkungen zu Goethe & Co. – Bucha bei Jena, 2008. – S. 31-57. – (Palmbaum-Texte : Kulturgeschichte ; 26)

665 *Europa in Weimar* : Visionen e. Kontinents / hrsg. von Hellmut Th. *Seemann*. – Göttingen : Wallstein-Verl., 2008. – 469 S. : zahlr. Ill. (z.T. farb.) – (Klassik Stiftung Weimar : Jahrbuch ; 2008)
Darin u.a.: *Krügel*, Katharina: »Ich freue mich auf die Pariser Abgüsse« : e. Beitrag zur Sammlung antiker Abgüsse in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, S. 173-197 : 11 Ill. – *Mildenberger*, Hermann: Natur und Camera obscura : Jakob Philipp Hackert – Charles Gore – Richard Payne Knight – Georg Melchior Kraus, S. 198-223 : 14 Ill. (farb.) – *Rosenbaum*, Alexander: »Ansichten aus Europa« : Charles Gores Reisebilder im klass. Weimar, S. 225-238. – *Ulferts*, Gert-Dieter: Möbel für Europa : Roentgen u. Weimar, S. 298-317 : 5 Ill. – *Werche*, Bettina: Die niederländischen Erbschaften im Gemäldebestand der Klassik Stiftung Weimar, S. 318-349 : 9 Ill. (farb.) – Klassik Stiftung Weimar : Jahresbericht 2007, S. 439-467.

666 *Fischer*, Bernhard: Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar : Geschichte, Aufgabe, Idee. – In: Geschichte der Germanistik : Mitteilungen. H. 33/34. Göttingen 2008. S. 40-47.

667 *Goethes Gartenhaus* / hrsg. von Ernst-Gerhard *Güse* u. Margarete *Oppel*. – Weimar : Klassik Stiftung, 2008. – 139 S. : zahlr. Ill. (z.T. farb.)
Behandelt werden die Baugeschichte, die einzelnen Zimmer, der Garten u. die Besucher nach Goethes Tod. Mit rekonstruierter Inventarliste u. histor. Plänen.

668 *Henke*, Silke: Der Falk-Nachlass im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar. – In: Falk-Jahrbuch. [Jg.] 2006/2007/2008. Weimar 2008. S. 77-83.

669 *Hock*, Dorothee: Goethe's home in the »first city of the world« : the making of the Casa di Goethe in Rome. – In: Writers' houses and the making of memory / ed. by Harald *Hendrix*. – New York [u.a.], 2008. – S. 61-74 : Ill.

670 *Ignasiak*, Detlef: Dornburg an der Saale : die Schlösser, die Stadt u. ihre Umgebung ; e. Kulturgeschichte. – 2., veränd. Aufl. – Bucha bei Jena : Quartus-Verl., 2008. – 118 S. : Ill., graph. Darst., Kt. – (Mitteldeutsche Miniaturen ; 1)
Darin u.a. über Goethes Aufenthalte in Dornburg, S. 26-27, 35-41 u. 51-58.

671 *Johann Wolfgang von Goethe, paisajes* [Zeichnungen] : exposición ; paisajes celebrada en el Círculo de Bellas Artes de Madrid entre el 31 de enero y el 6 de abril de 2008 / en

coop. con la Klassik Stiftung de Weimar. Catálogo ed. a cardo de Javier *Arnaldo*. Trad. de Pedro *Piedras Monroy* [u. a.] – Madrid : Círculo de Bellas Artes, 2008. – 270 S. : zahlr. Ill. (farb.) – (Ediciones Exposiciones)
Darin: *Arnaldo*, Javier: Goethe : el paisaje como imagen, S. 15-32. – *Hofmann*, Werner: Ve en lo finito hacia todas partes, S. 33-42. – *Mildenberger*, Hermann: Dibujos del viaje a Italia, S. 43-53. – *Maisak*, Petra: Dibujar en los límites del lenguaje : sobre las relaciones entre palabra e imagen en Goethe, S. 55-70. – *Vercellone*, Federico: Forma como comunicación de Goethe a Carus, S. 71-78. – Obra expesta / fichas: Margarete *Oppe*l, S. 81-255. – *Arnaldo*, Javier: Sobre Goethe : notas biográficas, S. 263-270.

672 *Manuskripte* / [Hrsg.:] Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar e. V. – Weimar.
[H.] 2 / Texte: Eva *Beck*, Ulrike *Bischof*, Evelyn *Liepsch*, Gerhard *Müller*, Edith *Nahler*. – [2008]. – 47 S. : Ill.
Darin u. a.: Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und seine Freunde 2004-2007, S. 3-17. – Unbekanntes aus dem Goethe- und Schiller-Archiv: Carl August. Biograph. Manuskript von Christian Wilhelm *Schweitzer*, S. 28-47.

673 *Müller-Krumbach*, Renate: Ein unbekanntes Hackert-Porträt im Goethe-Nationalmuseum Weimar. – In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 125. Göttingen 2008. S. 243-255 : 3 Ill.
Über: »Jacob Philipp Hackert und Domenico Schiantarelli vor König Ferdinand IV. von Neapel« (um 1787) von einem unbekannten Künstler.

674 *Die Pforte* : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e. V. / Hrsg.: Dieter *Höhnl* u. Jochen *Klauß*. – Weimar.
H. 9. – 2008. – 399 S. : Ill.
Darin u. a.: Quo vadis, Literaturmuseum? : Zustand u. Perspektiven von Literaturmuseen ; Konferenz des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums u. der Klassik Stiftung Weimar, 2. u. 3. 11. 2006: *Höhnl*, Dieter: Eröffnung, S. 10-13. – *Matuschek,* Stefan: Museum als Transferprojekt : zum Wissenschafts- u. Publikumsinteresse an Goethe, S. 15-28. – *Kortländer*, Bernd: »Zuckererbsen für Jedermann« : verschiedene Versuche, Heinrich Heine auszustellen, S. 29-45. – *Jordan*, Lothar: Standards und Vielfalt von Literaturmuseen, S. 47-73. – *Wißkirchen*, Hans: Das Buddenbrockhaus – ein Literaturmuseum u. seine Rolle in der Lübecker Museumslandschaft, S. 75-88. – *Kahl*, Paul: »Wer den Dichter will verstehen / Muß in Dichters Häuser gehen«? : Rezitation u. Museumsführung ; mündl. Literatur im Weimarer Goethehaus, S. 89-98. – *Wurzel*, Thomas: Die Bedeutung von Literaturmuseen für die regionale Identität, S. 99-105.

675 *Plachta*, Bodo: Remembrance and revision : Goethe's houses in Weimar and Frankfurt. – In: Writers' houses and the making of memory / ed. by Harald *Hendrix*. – New York [u. a.], 2008. – S. 45-60 : Ill.

676 *Seifert*, Siegfried: 10 Jahre Casa di Goethe : Ausstellungen und Kataloge. – In: Nuova gazzetta di Weimar. Nr. 24. Weimar 2008. S. 21-24 : Ill.

677 *Sternke*, René: Böttiger und der archäologische Diskurs : mit e. Anhang der Schriften »Goethe's Tod« u. »Nach Goethe's Tod« von Carl August Böttiger. – Berlin : Akademie-Verl., 2008. – XXV, 598 S.
Zugl.: Berlin, Techn. Univ., Diss., 2006. – Darin u. a.: Kap. 4. Das Goethehaus [am Weimarer Frauenplan] und Ludwig Tiecks »Vogelscheuche« – Splendeur und Misère von Karl August Böttigers Archäologie der Gegenwart [Unterkapitel: Das Goethehaus als Realisierung von Karl August Böttigers Archäologie der Gegenwart], S. 447-514.

678 *Wahl*, Volker: »Das redende Blatt« : »Goethes Gartenmauer« als Karikatur im Berliner »ULK« am 4. Dezember 1903. – In: Die große Stadt : das kulturhistor. Archiv von Weimar – Jena. Jg. 1. Jena 2008. H. 3, S. 226-233.

Dass. [Ausz. u. d. T.] »Ick 'aben keine Pietät« : Henry van de Velde als Opfer des Streites um Goethes Gartenmauer 1903. – In: Die Pforte : Veröffentlichungen des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums. H. 9. Weimar 2008. S. 329-354 : 1 Ill.

679 *Wahl*, Volker: »3 Uhr: Gefunden« : der jüd. Emigrant Emil Ludwig auf der Suche nach den Särgen von Goethe und Schiller in Weimar und Jena am 26. April 1945. – In: Die große Stadt : das kulturhistor. Archiv von Weimar – Jena. Jg. 1. Jena 2008. H. 1, S. 39-52 : Ill.

Darin S. 43-52: *Ludwig*, Emil: Kriegsende in Europa : Bergung von Goethe u. Schiller.

680 *Weimarer Kulturkonzept heute* : Worauf man sich verlassen kann ; Fragen an Hellmut [Th.] *Seemann*, Präsident der Klassik Stiftung Weimar [Mit Anhang:] Ausstellungen der Klassik-Stiftung Weimar 2007. – In: Palmbaum : literar. Journal aus Thüringen. Jg. 15. Bucha bei Jena 2007. H. 1, S. 87-91.

681 *Werche*, Bettina: Goethe auf dem Kickelhahn. – In: AugenBlick : Mitteilungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e. V. [Jg. 8.] Weimar 2008. Nr. 2, S. 3 : Ill.

Zur Neuerwerbung des Gemäldes »Goethe auf dem Kickelhahn« von Woldemar Friedrich (1846-1910) durch das Goethe-Nationalmuseum Weimar.

Namenregister

Aarestrup, Emil 39
Abbado, Claudio 353
Ahn, Sam-Huan 565
Aktas, Tahsin 393
Albrecht, Wolfgang 101
Alperen, Altan 393
Alt, Peter-André 163
Amann, Jürg 600
Ammon, Andreas 259
Amsler, Jean 18
Anastasiatis, Athanasios 349
Anders, Peter 30
Andreas-Salomé, Lou 598
Andreeva, Nadežda 38
Angelloz, Joseph-François 51
Anglet, Andreas 164, 350
Appel, Sabine 165
Arburg, Hans-Georg v. 166
Ardolino, Giuseppe 167
Arendt, Dieter 168, 351, 467
Arnaldo, Javier 78
Arnim, Bettine v. 11
Arnim, Peter Anton v. 103
Arnold, Heinrich 169
Arnold, Heinz Ludwig 29
Arrighetti, Anna Maria 567, 568
Auerbach, Erich 594
Avetisjan, Vladimir A. 352, 569

Bahr, Thomas 660
Balogh, András F. 579
Bamford, Christopher 309
Battafarano; Italo Michele 259
Battaglia, Erik 170
Bayer, Wolfram 591
Beck, Andreas 453
Beck, Eva 8, 672
Becker, Karina 422
Behzadi, Lale 393
Bell, Matthew 647
Bell, Michael 512
Berg, Gunnar 268
Berg, Klaus-Jürgen 268
Berger, Joachim 582
Berghofer, Gerd 27
Bernhardt, Rüdiger 171, 354, 355, 423, 434, 486
Bernstein, Susan 172
Betz, Albrecht 173
Beutin, Heidi 174, 504, 570
Beutin, Wolfgang 174, 504, 570
Bhatti, Anil 643
Bianco, Luca 85
Bielschowsky, Albert 104
Binder, Alwin 175
Bischof, Ulrike 672
Bischoff, Thomas 371
Bishop, Paul 356
Blaschke, Bernd 357
Blechschmidt, Stefan 500
Blödorn, Andreas 435
Blomberg, Benjamin v. 425
Blondeau, Denise 471
Boa, Elisabeth 418
Bódy-Márkus, Rozália 579
Bönzli, Werner 61
Boerner, Peter 81
Böschenstein, Bernhard 176
Böttiger, Carl August 82
Boghardt, Martin 358
Bohnenkamp, Anne 177, 184, 645, 662
Bolkonskij, G. S. 49
Bollacher, Martin 178
Bolln, Frauke 105
Bongaerts, Ursula 661
Bonn, Kristina 424
Bonuzzi, Luciano 179
Bonz-Ammon, Doris 48
Borchard, Ilse 600
Borchmeyer, Dieter 5, 70, 83, 318, 359, 593
Bosse, Anke 505
Boyle, Nicholas 488
Brande, Arthur 572
Brandes, Peter 180
Braunbehrens, Volkmar 90
Bregadse, Konstantin 181
Breidbach, Olaf 182, 199
Breithaupt, Fritz 183
Brodsky, Claudia 436

Brown, Jane K. 546
Brucker, Felicitas 500
Bub, Stefan 360
Buck, Theo 185
Bunia, Remigius 186
Bunzel, Wolfgang 11, 124, 187
Burwick, Frederick 361, 362
Busch, Gudrun 90
Buschmeier, Matthias 188, 461, 513
Busch-Salmen, Gabriele 90. 106, 189
Butzlaff, Wolfgang 107, 190, 363, 573
Byrne-Bodley, Lorraine 347

Carlyle, Thomas 606
Carstens, Renate 191
Carstensen, Jens 327
Carter, William H. 364
Cassirer, Ernst 192
Cesa, Claudio 574
Chabrol, Claude 605
Charlier, Robert 575
Chétouane, Laurent 383, 387, 410
Chon, Young-Ae 193, 365, 393
Chŏng, Wŏn-sŏk 576
Christophoglu, Martha-Ellē 80
Chuchua, Anna 577
Clemm, Peter 309
Conrady, Karl Otto 28
Corradini, Anna Maria 432
Crea, Renata 137
Cremer, Christoph 318
Currie, Pamela 549

Damm, Sigrid 10, 108, 573
Daniel, Joachim 267
Dasgupta, Alokeranjan 578
Daumer, Georg Friedrich 39
Dengle, Rajendra 643
Derwiche Djazaerly, Yasser 195
Detering, Heinrich 39
Dewald, Thomas 401
Diderot, Denis 16
Dieckmann, Friedrich 194, 325, 366, 472, 482, 484, 503, 506, 580
Dieterle, Bernard 437
Dilcher, Roman 367
Dingeldey, Daniel 581
Dörr, Volker C. 317
Dosch, Hans Günter 318
Drach, Erich 344
Dresen, Adolf 368
Dreßler, Hilmar 550
Drews, Jörg 582
Düren, Fred 368
Dürrson, Werner 600
Duffner, Wolfgang 110, 600
Dumont, Franz 328
Dwars, Jens-Fietje 84, 111,112, 196, 348, 369, 416, 583, 664

Eckermann, Johann Peter 85, 86, 197
Eckl, Marlen 584
Effertz, Julia 514, 515
Eggert, Hartmut 198
Egli, Fritz 476, 585
Ehrich-Haefeli, Verena 438
Ehrlich, Lothar 199
Ekelund Axelson, Lena 425
Elperin, Juri 600
Engelhardt, Dietrich v. 113
Ensberg, Peter 516
Enzensberger, Hans Magnus 586
Erlinghagen, Armin 200
Escher v. d. Linth, Hans Conrad 14
Euripides 425

Fahrner, Rudolf 517
Faltus, Petr 53
Farrelly, Dan 102, 582
Feng, Yalin 201
Fest, Joachim 88, 420, 459
Fet, Jostein 40
Fetscher, Iring 600
Fetscher, Justus 202
Fibiger, Tina 371
Filip, Ota 600
Fingerhut, Karlheinz 114, 203, 343, 587
Finson, Jon W. 518
Fischer, Bernhard 666
Fischer, Klaus H. 104, 143
Fleischer, Marion 51
Florea, Diana 489
Förster, Otto Werner 115
Forst, Detlev 102
Foucart, Claude 588
Frank, Karlhans 600
Frank, Simon A. 204
Franke, Gerhard 658
Franz, Gunter 330
Frick, Werner 425, 652
Fricke, Harald 205
Fried, Jo 589
Fritzen, Werner 600
Fröhlich, Frank 2

Frühwald, Wolfgang 206
Furtado Kestler, Izabela Maria 590

Gafrik, Robert 415
Gagnidse, Nugescha 439
Gahl, Christoph 600
Ganni, Enrico 85
García Paz, Manuel de la C. 7
Gebert, Bent 207
Geier, Manfred 208
Geisenhanslüke, Achim 425
Gelzer, Thomas 544
Genette, Gérard 591
Gephart, Werner 430
Germany, Robert 326
Gerrekens, Louis 440
Gersdorff, Dagmar v. 116
Ghibellino, Ettore 102, 160, 566, 582, 583, 585, 589, 617
Giacomoni, Paola 209
Giebel, Clemens 21
Giel, Volker 617
Gilde, Dieter 61
Gille, Klaus F. 210
Ginsberg, Ernst 344
Giordano, Ralph 600
Giovannini, Gustavo 372
Gleichmann, Gerald 592
Goebel, Eckart 477
Gödde, Ursula 429
Goetsch, Paul 373
Golz, Jochen 1, 393, 638, 652
Goslar, Jürgen 32
Grappin, Pierre 18
Grass, Günter 600
Grosser, Alfred 600
Grotz, Stephan 594
Grundmann, Ute 374
Gubatov, Alekber 37, 74
Günter, Manuela 519
Günzler, Claus 211
Güse, Ernst-Gerhard 321, 500, 667
Guidorizzi, Ernesto 431
Gurganus, Albert E. 490
Guthke, Karl S. 212
Gutjahr, Otrud 425
Guzzi, Joseph 213

Haag, Ingrid 117
Haak-Macht, Ilona 102
Hadot, Pierre 214
Haenchen, Mathias 259
Hänsel-Hohenhausen, Markus v. 600
Härtling, Peter 6
Häußler, Heinz Georg 102
Haischer, Peter-Henning 520
Hajiyev, Vilajet 37, 74
Hamacher, Bernd 92, 215, 216, 618
Hamada, Makoto 217
Hamm, Peter 600
Hammann, Sieglinde 241
Hann, Georg 30
Hansen, Volkmar 218, 219
Harms, Anja 76
Hartmann, Tina 90
Hassan, Karim 90
Hawkes, David 375
Hazen, Barbara 77
Heckenbücker, Silke 220
Hegewald, Andreas 65
Hein, Karsten 118
Heinz, Wolfgang 368
Heinze, Hartmut 119, 120, 221
Heisig, Bernhard 378, 389
Heitmann, Klaus 596
Helbing, Michael 376
Helfer, Martha B. 644
Helmlé, Eugen 600
Helmreich, Christian 222
Henke, Burkhard 642
Henke, Silke 223, 668
Henscheid, Eckhard 93
Hentschel, Uwe 87
Herfurt-Uber, Beate 21, 41
Hermes, Stefan 425
Herrmann, Karin 597
Hertl, Michael 121
Herwig, Henriette 224, 412
Hessmann, Pierre 635
Heusinger, Heiner 56
Heusser, Peter 225
Hillenbrand, Rainer 469
Hillert, Andreas 122
Hilsbecher, Stefan 28
Hiramatsu, Tomohisa 377, 551
Hirsch, Marjorie W. 226
Hochhuth, Rolf 502
Hock, Dorothee 137, 669
Höffer, Donata 28
Höhnl, Dieter 639, 646, 674
Höngen, Elisabeth 30
Hörisch, Jochen 460, 473, 543
Hösle, Vittorio 522, 523
Hoffmann, Hilmar 600

Hofmann, Michael 317
Hofmann, Werner 78
Holland, Jocelyn 524
Holm, Christiane 598
Holm-Hadulla, Rainer M. 227
Holzapfel, Otto 346
Hoock-Demarle, Marie-Claire 123
Hopp, Doris 124
Hori, Iku 228
Hornig, Dieter 591
Hoser, Paul 125
Hsia, Adrian 393
Hu, Shu Ching 521
Hu, Wei 334, 335
Huang, Liaoyu 599
Huber, Peter 5
Hucke, Karl Heinrich 22
Hühn, Helmut 491, 500
Hüller, Sandra 28
Hultén, Martin 525
Humbert, Beatrice 124, 378
Hurlebusch, Klaus 229
Huth, Matthias 582

Ignasiak, Detlef 670
Ilgner, Richard 379, 393
Ishida, Toshio 380
Ishihara, Aeka 230, 231, 492

Jaeger, Michael 381
Jang, Hee-Chang 86
Janko, Jan 267
Jeßing, Benedikt 90
Jiang, Aihong 493
John, David G. 393
Jordan, Katrin 232
Jordan, Lothar 674
Jun, Ye 393
Jungborn, Hans 126
Just, Dagmar 441

Kahl, Paul 127, 494, 674
Kainz, Josef 344
Kaiser, Gerhard 382
Kaiser, Gerhard R. 233
Kakauridse, Nanuli 234, 653
Kamath Rajan, Rekha 95
Kawa, Rainer 526-528
Kayser, Karl Georg 41
Keller, Werner 655
Kemp, Friedhelm 235
Kemper, Angelika 458
Kemper, Dirk 236
Khattab, Aleya 393
Kiermeier-Debre, Joseph 47
Kimura, Naoji 237, 393
Kindler, Helmut 600
Kirsch, Sebastian 383
Kiss, Ilona 59
Klatt, Norbert 128
Klauß, Jochen 109, 129, 500, 639, 646, 663
Kleefeld, Paul 79
Kleßmann, Eckart 130
Kliefert, Michael 376, 385
Klimatsakēs, Paulos 80
Klinger, Kerrin 238
Klose, Jürgen 652
Knauss, Sibylle 600
Koch, Thilo 600
Köhler, Tilmann 376, 383, 387, 410
Kölsch, Gerhard 124
Kofler, Peter 419
Kolago, Lech 417, 501
Kollert, Günter 552
Koltes, Manfred 638
Konjetzky, Klaus 340
Koopmann, Helmut 384
Korbus, Jens 600
Kortländer, Bernd 674
Košenina, Alexander 162
Kosowski, Richard A. 145
Kost, Jürgen 317
Krämer, Jörg 90
Kramer, Ursula 90
Krasenbrink, Josef 4
Krenzlin, Ulrike 102, 585
Krepold, Christian 239
Krepold, Susanne 239
Krimmer, Elisabeth 331
Krings, Marcel 529
Kristiansen, Børge 483
Kröning, Oliver 385
Krosigk, Esther v. 289
Krügel, Katharina 665
Kruse, Max 600
Kühl, Johannes 553
Kühn, Volker 600
Kühn-Leitz, Cornelia 30
Kuhn, Alfred 46
Kurogo, Yasuhiro 240
Kurscheidt, Georg 8

Lacchin, Giancarlo 69

Lacoste, Jean 386
Läpple, Wolfgang 131
Landfester, Manfred 601
Lange, Joachim 387
Langenfeld, Klaus 132
Leber, Hermann 241
Lee, Young-Im 393
Lehmann, Hanif 66
Lehmann, Hans-Thies 425
Lehmann, Jürgen 602
Leonskaja, Elisabeth 33
Leuschner, Ulrike 9
Liebl, Franz 600
Liepsch, Evelyn 90, 672
Linder, Jutta 603
Lindholm, Sven 604
Lipovšek, Marjana 33
Lippert, Manja 136
Lippert-Adelberger, Eberhard 242
Liszt, Franz 388
Löffler, Sigrid 96
Loesch, Andreas 651
Ludäscher, Alexandra 495
Lüdeke, Roger 606
Ludwig, Ariane 1
Ludwig, Emil 679
Ludwig, Peter 87
Lütteken, Anett 243
Lützeler, Paul Michael 244

Macher, Heinrich 485
Mackensen, Ludolf v. 246, 267, 554, 658
Magenau, Jörg 607
Maierhofer, Waltraud 90
Maisak, Petra 78, 124, 133, 389, 390
Malkmus, Bernhard 496
Mancino, Letizia 318
Mandelartz, Michael 555
Manger, Klaus 247, 248
Mangold, Sebastian 1
Mann, Thomas 577, 591, 599, 600, 603, 614, 630, 654
Mannoni, Olivier 18
Manz, Hans 77
Marcenaro, Valentina 259
Marchi, Gian Paolo 249
Mariño, Francisco Manuel 608
Markesinis, Basil 250
Maroszová, Jana 593
Martin, Dieter 90
Marx, Friedhelm 391
Mathäs, Alexander 251
Matsamura, Tomohiko 252
Matsumura, Kunitaka 134
Mattila, Karita 353
Matuschek, Stefan 674
May, Yomb 426
Mayer, Mathias 507
Mecklenburg, Norbert 253
Mede, Richard 135
Mehne, Philipp 254
Meier, Albert 652
Meissner, Almuth 43
Memmolo, Pasquale 464
Mendelssohn Bartholdy, Karl 136
Mentzel, Elisabeth 137
Merck, Johann Heinrich 9
Metzner, Jörg 41
Meyer-Kalkus, Reinhart 255, 344
Michel, Christoph 256
Michel, Edith 336
Michel, Willy 336, 489
Michler, Werner 547
Mildenberger, Hermann 78, 257, 258, 665
Misch, Manfred 442
Mittermüller, Christian 497
Moering, Renate 3, 12, 23, 45, 90
Moissi, Alexander 344
Mommsen, Katharina 87, 95, 138, 260, 261, 610, 636
Mommsen, Momme 87, 95
Mondot, Jean 262
Moosmann, Peter E. 370
Mori, Yoshihito 611
Moser, Christine 89
Mücke, Panja 90
Mühr, Stephan 556
Müller, Gerhard 97, 139, 199, 672
Müller, Horst 140
Müller, Karl-Heinz 368
Müller, Maria 30
Müller, Matthias 238
Müller, Olaf 141, 263
Müller, Olaf L. 557
Müller, Udo 427
Müller-Krumbach, Renate 673
Müllers, Josefine 142, 264, 454, 465, 508
Müller-Tamm, Jutta 558
Munárriz, Jesús 63, 67
Munzar, Jiří 612
Murayama, Isamitsu 265
Muschkowski, Sonja 300
Muti, Riccardo 388

Naeke, August Ferdinand 143
Nagelschmidt, Ilse 102, 582
Nahler, Edith 672
Naka, Naoichi 613
Nakai, Sanayuki 266
Nassaridse, Natia 614
Nerval, Gérard de 18
Neumann, Gerhard 498
Nickol, Thomas 268
Nieberle, Sigrid 90
Niggl, Günter 269
Nikibadse, Dali 345
Nilges, Yvonne 70
Nischaradse, Teona 443
Noll, Chaim 270
Nussbaumer, Ingo 559

Obermeier, Siegfried 144
Odyniec, Edward 145
Oellers, Norbert 8, 271
Oesterle, Günter 272
Öztürk, Ali Osman 346
Ohsugi, Hiroshi 392
Oppel, Margarete 78, 667
Orle Tantillo, Astrida 444, 445
Osten, Manfred 318
Osterkamp, Ernst 199, 273
Oswald, Hans-Peter 15
Otrakul, Ampha 393
Otsuki, Hiroko 394
Ottmann, Henning 274
Oyen, Götz v. 21

Pădurean, Vasile 615
Papadopulos, Ioannis 428
Papava, Manana 456
Parodi, Bent 432
Paulin, Roger 446
Perels, Christoph 531
Peters, Hans 600
Pethes, Nicolas 275
Pfeiffer, Thomas 146
Pfeijffer, Ilja Leonard 24
Piedras Monroy, Pedro 78
Piwitt, Herrmann Peter 600
Plachta, Bodo 90, 675
Plessen, Elisabeth 600
Pleštil, Dušan 267
Plonien, Klaus 395
Pörksen, Uwe 267
Polioudakis, Georgios 428
Pons, Rouven 337
Ponto, Erich 60
Ponzi, Mauro 276, 277, 338
Posthuma, Ard 24
Pott, Hans-Georg 396, 455, 480
Pouget, Jean-Michel 278
Powers, Elizabeth 478
Prass, Reiner 147
Preibisch, Thomas 616
Převrátil, Leoš 560
Prokop, Ulrike 124
Ptashnyk, Stefaniya 98
Purdy, Daniel L. 279, 644

Quadflieg, Will 64
Quang, Truong Hồng 397

Raucheisen, Michael 30
Ravini, Sinziana 280
Redenius, Hans Tönjes 4
Reinhardt, Frithjof 652
Reinhardt, Hartmut 281, 282
Reininger, Anton 533
Rennie, Nicholas 398
Renz, Hans Peter 148
Retzsch, Moritz August 626
Ribbat, Ernst 413, 534
Ricca, Cristina 90
Richter, Elke 8, 617, 637
Richter, Karl 652
Richter, Myriam 618
Richter, Simon 644
Richter, Virginia 509
Riedel, Volker 283, 545
Ritschel, Wolfgang 8
Ritter Santini, Lea 284
Robertson, Ritchie 535
Robin, Nicolas 285
Rois, Sophie 28
Romero Tobar, Leonardo 406
Rootering, Jan-Hendrik 353
Rosenbaum, Alexander 617, 665
Rosteck, Oliver 90
Roswall Laursen, Hanne 474
Roth, Wilhelm 475
Rudnik, Christa 149
Rumpf, Michael 447

Sachers, Regina 341
Sallwitz, Gabriela v. 108, 628
Salmen, Walter 90
Sartorius, Joachim 600
Saruchanova, Irina 619

Saudek, Erik S. 53
Sauerland, Karol 286
Savić, Milan 25
Schad, Wolfgang 267, 287, 399, 536, 620
Schäf, Daniel 653
Schafarschik, Walter 400
Schanze, Helmut 288
Schasvgulidze, Salome 562
Schawelka, Karl 563, 564
Schellenberg, Arno 30
Scherer, Wilhelm 289
Scheurmann, Konrad 561
Schiffter, Roland 150
Schings, Hans-Jürgen 462
Schischinaschwili, Irina 290
Schmid, Aglaja 64
Schmid, Susanne 291
Schmidt, Beate Agnes 466
Schmidt, Georg 199
Schmidt, Jochen 292
Schmidt-Mâcon, Klaus F. 600
Schmidt-Schaller, Andreas 2
Schmidt-Schaller, Petra 2
Schmidt-Tollgreve, Urs 151
Schmitz, Hermann 293
Schmitz-Emans, Monika 393
Schneider, Angelika 294
Schneider, Helmut J. 463
Schneider, Sylk 295
Schober, Angelika 510
Schöll, Julia 537
Schönfeld, Joachim 55
Schöpflin, Karin 329
Schöttker, Detlev 296
Schopf-Beige, Monika 131, 297, 655
Schories, Hartmut 108
Schorlemmer,, Friedrich 600
Schroth, Christoph 374, 410
Schubert, Franz 30, 33
Schütze, Peter 298
Schuhmann, Klaus 621
Schuler, Martina 499
Schultze, Arved 500
Schulze-Wegener, Günther 600
Schumacher, Hans F. 600
Schumann, Robert 353, 401
Schuster, Ingrid 299
Schwabach-Albrecht, Susanne 622
Schwartz, Peter J. 152
Schwarz, Thomas 99
Schweitzer, Christian Wilhelm 672
Schwibbert, Dirk 55
Scotini, Paolo 137
Seedorf, Thomas 90
Seehafer, Klaus 300
Seehaus, Gertrud 600
Seele, Katrin 301
Seemann, Hellmut Th. 665, 680
Seibt, Gustav 153, 154, 332
Seidel, Robert 155
Seifert, Rita 156
Seifert, Siegfried 100, 157, 302, 676
Seiling, Max 303
Selbmann, Rolf 304, 305, 538
Seyppel, Joachim 600
Sharma, Anandita 393, 402
Shkolyarenko, Vira 393
Siebenschön, Leona 600
Sigel, Kurt 600
Simon, Meinhard 267
Simons, Oliver 306
Sinaga, Torang 393
Smith, Peter D. 403
Solms, Wilhelm 307
Sombart, Nicolaus 600
Sorvakko-Spratte, Mariannelli 404
Speidel, Hubert 566
Spies, Heike 158, 219
Stackelberg, Jürgen v. 333, 339
Stadler, Ulrich 511
Starzinger, Susanne 241
Stašková, Alice 593
Steinboeck, Rudolf 64
Steiner, Rudolf 80, 308, 309
Stephan, Bernd 159
Stemann, Nicolas 425
Stenzel, Burkhard 623
Sternke, René 677
Stockhausen, Mirco 651
Stolz, Rüdiger 310
Strobel, Jochen 311
Strohschein, Barbara 600
Stüben, Jens 342
Subramanian, Balasundaram 312, 393
Surges, Franz 31
Surowska, Barbara L. 17
Swales, Martin W. 647
Szabó, Lőrinc 59

Tänzer, Gerhard 600
Takahashi, Yoshita 313, 393
Takei, Takamichi 414
Tang, Jihong 314
Tarnói, László 579

Tauch, Heike 55
Tausch, Harald 315
Terfel, Bryn 353
Thandilaschvili, Leila 448
Tillmann, Thomas 316
Tobler, Georg Christof 318, 345
Tölke, Hans F. 624
Trapp, Gerhard 593
Trattner, Canteluve v. 657
Treichel, Hans-Ulrich 85
Trilse-Finkelstein, Jochanan 160
Troller, Urs 475
Trzaska, Sylwia 557
Tschawtschanidze, Julietta 652
Tscholadze, Maja 468
Tsuzuki, Masami 405
Tvrdík, Milan 593

Ülner, Nihat 54
Uhl, Manuela 401
Ulferts, Gert-Dieter 665
Ungerer, Tomi 77
Urzidil, Johannes 593

Valera, Juan 406
Van der Laan, James M. 407
Vercellone, Federico 78
Vesper, Guntram 600
Vigliani, Ada 85
Villwock, Peter 625
Vinaver, Stanislav 52
Vogel, Gerd-Helge 626
Vogel, Klaus 408
Vogl, Joseph 539
Vogt, Michael 409
Voßkamp, Wilhelm 540

Wagner, Anja 627
Wagner, Fritz 319
Wagniart, Anne 470
Wahl, Christine 410
Wahl, Volker 162, 678, 679
Wahlen, Bettina 457
Walbrodt, Friedemann 14
Waldura, Markus 90
Walser, Martin 573, 580, 607, 655, 628
Walther, Peter 161
Warmuth, Katja 578
Warrach, Uwe 629
Watananguhn, Pornsan 393
Weaver, Ann C. 647
Weber, Heiko 500
Wegner, Matthias 58
Weidenbach, Dieter M. 433
Weinmann, Frédéric 449
Weiss, Klaus F. 600
Weiß, Stefan 102
Weißenbach, Andrea 34
Werche, Bettina 665, 681
Werle, Dirk 630
Werner, Meike G. 631
Werner, Oskar 344
Wessely, Paula 64
Wettin, Thomas 320
Wiesmüller, Dieter 62
Wiethölter, Waltraud 184, 662
Wilhelm, Frank 321
Wilm, Marie-Christin 322, 548
Wilson, W. Daniel 162, 451
Winbergh, Gösta 388
Wirth, Uwe 452
Wißkirchen, Hans 674
Witschel, Heinrich 649
Witte, Bernd 36
Wojtecki, Wolfram 94
Wolf, Alfred Peter 35
Wolff, Bernd 632, 633
Wurzel, Thomas 646, 674
Wyder, Margrit 323, 640, 652

Xamamoto, Kayo 541

Yan, Han 542

Zander, Helmut 634
Zehm, Edith 1, 652
Zekert, Rainer 324
Zeuch, Ulrike 411
Ziebarth, Nele 21
Živojinović, Branimir 26
Zumbusch, Cornelia 481

Liste der im Jahr 2009 eingegangenen Bücher

Acta Neophilologica 41 (2008) 1-2. Hrsg. von Mirko Jurak. Ljubljana o. J.

Allers, Hans-Helmut: »… daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält«. Einführungsvortrag zum Programm »Goethes lebenslange Suche« der Goethe-Gesellschaft Berlin e. V. am 15. Januar 2008 in der Landesvertretung Thüringens beim Bund. Berlin 2009

Appel, Sabine: Johann Wolfgang von Goethe. Ein Porträt. Köln, Weimar, Wien 2009

Becker, Karina: Autonomie und Humanität. Grenzen der Aufklärung in Goethes »Iphigenie«, Kleists »Penthesilea« und Grillparzers »Medea«. Frankfurt a. M. u. a. 2008

Blätter der Gesellschaft für Buchkultur und Geschichte. 12./13. Jahrgang. Rudolstadt 2008/2009

Cultura Tedesca 34 (2008). Hrsg. von Marino Freschi. Rom 2008

E. T. A. Hoffmann-Jb. 17 (2009). Hrsg. von Hartmut Steinecke u. Detlef Kremer. Berlin 2009

»Erzählen müssen, um zu überwinden«. Literatura y supervivencia. Hrsg. von Marisa Siguan, Jordi Jané, Loreto Vilar u. Rosa Pérez Zancas. Barcelona 2009

Doitsubungaku-Ronko. Forschungsberichte zur Germanistik 50 (2008). Hrsg. vom Japanischen Verein für Germanistik im Bezirk Osaka-Kobe. Osaka o. J.

Droste-Jb. 7 (2007/2008). Im Auftrag der Annette von Droste-Gesellschaft hrsg. von Jochen Grywatsch u. Winfried Woesler. Hannover 2009

Geier, Manfred: Die Brüder Humboldt. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg 2009

Goethe-Jb. der Goethe-Gesellschaft in Japan 50 (2008). Tokyo o. J.

Grabbe-Jb. 2007/2008. Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Kurt Roessler u. Peter Schütze. Bielefeld 2009

Hans Blumenberg: Quellen. Hrsg. von Ulrich von Bülow u. Dorit Krusche. Marbach am Neckar, Stuttgart 2009

Hebbel-Jb. 64 (2009). Hrsg. im Auftrag der Hebbel-Gesellschaft e. V. von Monika Ritzer u. Hargen Thomsen. Heide in Holstein 2009

Hölderlin-Jb. 36 (2008/2009). Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft hrsg. von Michael Franz, Ulrich Gaier u. Martin Vöhler. Tübingen, Eggingen 2009

Iranistik. Deutschsprachige Zeitschrift für iranische Studien 5 (2006/2007) 1-2. Hrsg. von Omid Tabibzadeh. Teheran o. J.

Jb. des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich 16 (2009). Hrsg. von Klaus Kastberger u. Manfred Mittermayer. Linz 2009

Jb. des Freien Deutschen Hochstifts 2008. Hrsg. von Anne Bohnenkamp. Tübingen 2008

Jb. des Freien Deutschen Hochstifts 2009. Hrsg. von Anne Bohnenkamp. Tübingen 2009

Jb. für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 40 (2008). Hrsg. von Ingrid Schellbach-Kopra, Gabriele Schrey-Vasara, Maria-Liisa Nevala u. Stefan Moster. Helsinki 2008

Johann Wolfgang von Goethe: West-östlicher Divan. Übersetzt von Alekper Gubatow. Hrsg. durch die Unterstützung der Goethe-Gesellschaft Aserbaidschan. Baku 2008

Johann Wolfgang von Goethe. Yaşamimdan şiir ve hakikat. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Almanca aslindan çeviren: Mahmure Kahraman. Istanbul 2009

Kawa, Rainer: Verkennungen. Wilhelm Meister und seine Geschwister. Dortmund 2009

Kehlmann, Daniel: Diese sehr ernsten Scherze. Poetikvorlesungen. Göttingen 2008

Marbacher Magazin 127: Schiller, rätselhaft und wunderbar. Ein Marbacher Such- und Ratepfad. Mit einem Essay von Manfred Bornemann. Marbach am Neckar, Stuttgart 2009

Marbacher Magazin 128: Der Dichter als Kind. Ein Essay und fünf szenische Objekte von Sibylle Lewitscharoff. Marbach am Neckar, Stuttgart 2009

Merkel, Günter B.: Goethe ungeschminkt. Vernichtendes zu Werk und Charakter eines Genies. Wilhelmsfeld o. J.

Neue Beiträge zur Germanistik. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 8 (2009) Heft 1: 20 Jahre »Wendeliteratur«. München 2009

Neue Beiträge zur Germanistik. Japanische Ausgabe der »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Bd. 7 (2008) Heft 2: Das Dämonische. Tokyo 2008

Noll, Veit: Zwei Teilnehmende des Weimarer Kulturkreises um Anna Amalia und Goethe in der Zeit von 1775-1785. Aufsätze mit Bezug auf Johann August von Einsiedel (1754-1837) und Emilie von Werthern (1757-1844). 2. Heft 2009. Salzwedel 2009

Ranke, Wolfgang: Schiller, Schubart und der Hohenasperg. Marbach am Neckar, Stuttgart 2009

Riedel, Volker: Literarische Antikerezeption zwischen Kritik und Idealisierung. Aufsätze und Vorträge. Bd. III. Jena 2009

Röser, Karl-Hermann/Ernst, Karl: Pößneck und Goethe. Betrachtungen über das Verhältnis der Stadt zu einem berühmten Gast. Pößneck 2009

Schillers Familie. Beiträge von Michael Davidis, Gaby Pailer u. Christine Theml. Marbach am Neckar 2009

Schopenhauer-Jb. 90 (2009). Im Auftrag des Vorstandes der Schopenhauer-Gesellschaft hrsg. von Matthias Kossler u. Dieter Birnbacher. Würzburg 2009

Schwabach-Albrecht, Susanne (Hrsg.): Bürger stiften Literatur. Deutsche Schillerstiftung von 1859-2009. Weimar 2009

Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 58 (2009). Im Auftrag der Theodor-Storm-Gesellschaft hrsg. von Gerd Eversberg u. Malte Stein. Heide in Holstein 2009

Schütte-Bubenik, Andrea: Eine unerhörte Reise in die Goethezeit. Handbuch für Kulturverdrossene. Würzburg 2009

Shakespeare-Jb. 145 (2009). Hrsg. von Sabine Schülting in Verbindung mit Tobias Döring u. Norbert Greiner. Bochum 2009

Tomotom: Pro Evolution – Richtmaß der Zukunft. Vaduz 2009

Uffenhoven, Oskar: Das Gute und das Böse sind immer und überall. Gedichte. Norderstedt 2009

Urbach, Peter: Goethes Fräulein in Böhmen. Ulrike von Levetzow. Eine Leipzigerin von altpreußischer Herkunft. Beucha 2009

Vom Menschen zum Kristall. Konzepte der Lebenswissenschaften von 1800-2000. Hrsg. von Christoph Cremer. Wiesbaden 2007

Wolff, Bernd: Winterströme. Goethes erste Harzreise. Dornach 2008

Wolff, Bernd: Im Labyrinth der Täler. Goethes zweite Harzreise. Dornach 2004

Wolff, Bernd: Die Würde der Steine. Goethes dritte Harzreise. Dornach 2008

Yilmaz, Bayram: Goethe ve Tasavvuf. Dava Safahatim. Temmuz 2006

Siglen-Verzeichnis

AS	Goethes Amtliche Schriften. Veröffentlichung des Staatsarchivs Weimar. Bd. I: 1776-1786. Hrsg. von Willy Flach. Weimar 1950. Bd. II. Bearbeitet von Helma Dahl. 1. Halbbd.: 1788-1797. Weimar 1968. 2. Halbbd.: 1798-1819. Weimar 1970. Bd. III: Erläuterungen zu den Schriften 1788-1819. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1972. Bd. IV: Register. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1987.
DWb	Deutsches Wörterbuch. Begr. von Jacob und Wilhelm Grimm. 33 Bde. Leipzig 1854-1962. Nachdruck München 1984.
FA	Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 Bde. Hrsg. von Hendrik Birus u.a. Frankfurt a.M. 1987 ff. [Frankfurter Ausgabe].
Goethe-Handbuch	Goethe-Handbuch. 5 Bde. Hrsg. von Bernd Witte, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke, Regine Otto und Peter Schmidt. Stuttgart, Weimar 1996-1999.
GJb	Goethe-Jahrbuch (auch für alle anders lautenden Titel des Jahrbuchs). Weimar 1880 ff.
Gespräche	Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. 5 Bde. Zürich, Stuttgart, Bd. 4-5: Zürich, München 1965-1987.
GT	Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Stuttgart, Weimar 1998 ff.
GWb	Goethe-Wörterbuch. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. 1 ff. Berlin, Stuttgart 1978 ff.
HA	Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von Erich Trunz. Hamburg 1948-1964 [Hamburger Ausgabe].
HA Briefe	Goethes Briefe. 4 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe. Hamburg 1962-1965.
HA Briefe an Goethe	Briefe an Goethe. 2 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1965-1969.
LA	Goethe. Die Schriften zur Naturwissenschaft. Vollständige mit Erläuterungen versehene Ausgabe im Auftrage der Deutschen Akademie der Naturforscher. Leopoldina. Begr. von Lothar Wolf und Wilhelm Troll. Hrsg. von Dorothea Kuhn, Wolf von Engelhardt und Irmgard Müller. Abt. I: Texte. 11 Bde. Weimar 1947-1970. Abt. II: Ergänzungen und Erläuterungen. Weimar 1959 ff. [Leopoldina-Ausgabe].
MA	Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. 21 Bde. (in 33). Hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm. München 1985 ff. [Münchner Ausgabe].
SchrGG	Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1885 ff.
SNA	Schillers Werke. Nationalausgabe. 1940 begründet von Julius Petersen. Fortgeführt von Lieselotte Blumenthal, Benno von Wiese, Siegfried Seidel. Hrsg. im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar und des

Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. 40 Bde. Weimar 1943 ff.

WA Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 143 Bde. Weimar 1887-1919. Nachdruck München 1987. [nebst] Bd. 144-146: Nachträge und Register zur IV. Abt.: Briefe. Hrsg. von Paul Raabe. Bde. 1-3. München 1990 [Weimarer Ausgabe].

Abbildungsnachweis

Abb. 1	Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv
Abb. 2	Klassik Stiftung Weimar, Museen, Skulpturensammlung (Inv. Nr. Pl-2008/222)
Abb. 3 u. 4	Klassik Stiftung Weimar, Museen, Skulpturensammlung (Inv. Nr. Pl-2008/222) Fotos: Sebastian Mangold
Abb. 5	Département des Monnaies, Médailles et Antiques de la Bibliothèque nationale de France
Porträt Peter Horst Neumann	Foto: privat
Porträt Luciano Zagari	Foto: privat

Manuskripthinweise

1 Manuskripte bitte in neuer Orthographie (Zeilenabstand 1½, Schrifttyp Arial, Schriftgröße 12 Punkt, einseitig beschrieben) in einem Umfang von max. 30.000 Zeichen über e-mail einsenden an:

Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V.
Dr. Petra Oberhauser
Burgplatz 4
99423 Weimar.

Bitte beachten Sie, dass Teile aus Dissertationen im Jahrbuch nicht veröffentlicht werden.

2 Der Name des Verfassers steht in Versalien über der Hauptüberschrift. Überschriften enden ohne Punkt.

3 a Absätze werden durch Einzug gekennzeichnet, größere Sinnabschnitte durch eine Leerzeile.

3 b Vers- und Prosazitate (Primär- und Sekundärliteratur) von vier und mehr Zeilen werden in der Regel durch Einrückung hervorgehoben. Anführungszeichen entfallen dann.

4 Titel von Büchern, Aufsätzen, Zeitschriften, Zeitungen etc. werden im Text und in den Anmerkungen kursiv und ohne Anführungszeichen wiedergegeben. Ausnahme: Anführungszeichen werden benötigt bei Zitaten oder Titeln im Titel – Beispiel: Herman Meyer: *»Zarte Empirie«. Studien zur Literaturgeschichte*. Stuttgart 1963. Vgl. auch die Beispiele unter Punkt 12.

5 a Kürzere Zitate werden im Text und in den Anmerkungen durch »Anführungszeichen« kenntlich gemacht. Längere Zitate (ab vier Zeilen Länge) werden eingerückt.

5 b Zitate in Zitaten werden durch ›einfache Anführungszeichen‹ wiedergegeben.

5 c Goethe-Zitate, die mit im Siglenverzeichnis des Goethe-Jahrbuchs genannten Werkausgaben belegt werden können, werden im Anschluss an das Zitat im Haupttext nachgewiesen; alle anderen Zitate werden in den Anmerkungen nachgewiesen.

6 a Stellen, die der Autor eines Beitrags hervorheben möchte, sind zu kursivieren. Sie erscheinen dann auch in der Druckfassung kursiv.

6 b Sind Hervorhebungen in einem Zitat im Original durch Sperrung gekennzeichnet, bleibt die Sperrung auch in der Druckfassung erhalten. Bitte kennzeichnen Sie diese Stellen im Manuskript durch eine unterbrochene Linie.

7 Einklammerungen innerhalb von runden Klammern und Auslassungen in Zitaten werden durch eckige Klammern […] gekennzeichnet.

8 a Die Anmerkungen erscheinen im Jahrbuch als Fußnoten, im Manuskript als Endnoten. Die Anmerkungszahlen sind automatisiert einzufügen. Sie werden hochgestellt, nicht mit Klammern versehen und innerhalb eines Beitrags stets durchgezählt.

8 b Eine Anmerkungszahl, die sich auf einen Satz oder Teilsatz bezieht, steht nach dem jeweiligen Satzzeichen (Punkt, Komma etc.). Eine Anmerkungszahl, die sich auf ein Wort oder eine Wortgruppe innerhalb eines Satzes bezieht, steht unmittelbar hinter dem Wort oder der Wortgruppe.

8 c Auch bei langen Anmerkungen sollten Absätze möglichst vermieden werden; stattdessen kann ein neuer Abschnitt durch einen Gedankenstrich vom vorherigen abgesetzt werden.

8 d Die Anmerkungen beginnen mit einem Großbuchstaben und enden mit einem Punkt. Namen von Autoren, Herausgebern oder Bearbeitern werden nicht hervorgehoben.

9 Allgemeine bibliographische Begriffe werden abgekürzt (z. B.: Bd., Diss., Hrsg., hrsg. von, Jb., Jg., Nr., S., V., Zs. usw.).

10 Die verwendete Goethe-Ausgabe wird mit der entsprechenden Sigle im direkten Zitatanschluß nachgewiesen (z. B.: WA I, 5.1, S. 100; vergleichbar wird verfahren bei FA, HA, LA, MA). Die Auflösung der Siglen erfolgt über ein Siglen-Verzeichnis am Ende des Jahrbuchs.

11 Wird ein Titel wiederholt zitiert, erscheint lediglich der Nachname des Autors mit Verweis auf diejenige Stelle, an der er vollständig genannt ist:

Vulpius (Anm. 10), S. 132 f.

12 Für die Zitierweise in den Anmerkungen gelten folgende Beispiele:
Italienische Reise (HA 11, S. 9-349).

René Jacques Baerlocher: *Nachwort*. In: *»Das Kind in meinem Leib«. Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. Eine Quellenedition 1777-1786*. Hrsg. von Volker Wahl. Mit einem Nachwort von René Jacques Baerlocher. Weimar 2004, S. 331-504.

Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a. M. 1988, S. 86 f.

Vgl. Reinhart Koselleck: *Goethes unzeitgemäße Geschichte*. In: GJb 1993, S. 27-39; hier S. 28.

Margarethe Beckurts: *Zur Bedeutung der Novelle in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Zs. für deutsche Philologie* 103 (1984), Sonderheft, S. 75 f.

Peter Michelsen: *Fausts Erblindung*. In: *Aufsätze zu Goethes »Faust II«*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt 1992, S. 345-356.

Heinrich Voß an Charlotte von Schiller, 12.11.1809; zit. nach: Härtl (Anm. 4), S. 73.

Bitte zitieren Sie stets einheitlich und folgerichtig.

13 Autoren von Abhandlungen, Dokumentationen und Miszellen erhalten 30 Sonderdrucke, Autoren von Rezensionen erhalten 8 Sonderdrucke.

Wir bitten zu beachten:

Voraussetzung für die Lieferung des Goethe-Jahrbuchs ist die Entrichtung des Mitgliedsbeitrags von 60 € (Schüler, Studenten, Arbeitslose und Ehepartner eines Mitglieds 20 €).

Der Mitgliedsbeitrag ist bis zum 31. März des jeweiligen Kalenderjahres fällig. Es wird gebeten, ihn auf eines der folgenden Konten zu überweisen:

0301004048 / BLZ 82051000 bei der Sparkasse Mittelthüringen

oder 118819-601 / BLZ 50010060 bei der Postbank Frankfurt a. M.

oder 282711100 / BLZ 82070024 bei der Deutschen Bank – Filiale Weimar

oder per Bankscheck an die Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

Spenden für die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft erbitten wir auf eines der obengenannten Konten.
Spenden für Stipendiaten erbitten wir auf folgendes Sonderkonto:

310001579 / BLZ 82051000 bei der Sparkasse Mittelthüringen.

Anschriftenänderungen: Wir bitten Sie, jede Anschriftenänderung der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft, Postfach 2251, 99403 Weimar,
Telefon: 03643–202050, Fax: 03643–202061, e-mail: goetheges@aol.com mitzuteilen.

Anträge auf Mitgliedschaft können formlos an die Geschäftsstelle gerichtet werden. Jeder Goethefreund ist herzlich willkommen!

Bitte informieren Sie sich auch über unsere Gesellschaft unter
<www.goethe-gesellschaft.de>.

Akademie Verlag

Briefe des jungen Goethe zum ersten Mal historisch-kritisch ediert und kommentiert

Johann Wolfgang Goethe – Briefe

Historisch-kritische Ausgabe

Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar Goethe- und Schiller-Archiv hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter

Band 1:
23. Mai 1764 – 30. Dezember 1772

Elke Richter, Georg Kurscheidt (Hrsg.)

2008. Textband: XXVII, 279 S. – 12 Abb.
Kommentar: XXXVIII, 551 S. – 16 Abb.
155 x 240 mm, Ln. mit Schutzumschlag, € 158,–
(Fortsetzungspreis € 148,–)

ISBN 978-3-05-004384-5

Band 2:
Anfang 1773 – Ende Oktober 1775

Georg Kurscheidt, Elke Richter (Hrsg.)

2009. Textband: XXIII, 295 S. – 17 Abb.
Kommentar: XL, 643 S.
155 x 240 mm, Ln. mit Schutzumschlag, € 168,–
(Fortsetzungspreis € 158,–)

ISBN 978-3-05-004438-5

Die beiden ersten Bände dieser neuen wissenschaftlichen Ausgabe umfassen die Briefe des jungen Goethe. Sie enthalten 397 Briefe Goethes an 69 Adressaten. Nachgewiesen werden außerdem 273 erschlossene Briefe an weit über 100 Adressaten, von denen nur etwa 30 mit den Adressaten der überlieferten Briefe identisch sind.

Jedem der beiden Textbände ist ein umfangreicher Kommentarband mit Angaben zu den Überlieferungen der Briefe, mit Zeilenkommentaren zu den Texten, Mitteilungen zu Überlieferungsvarianten, Begründungen zu den Datierungen, Angaben zu den Adressaten sowie Personen- und Werkregistern beigegeben.

www.akademie-verlag.de | info@akademie-verlag.de